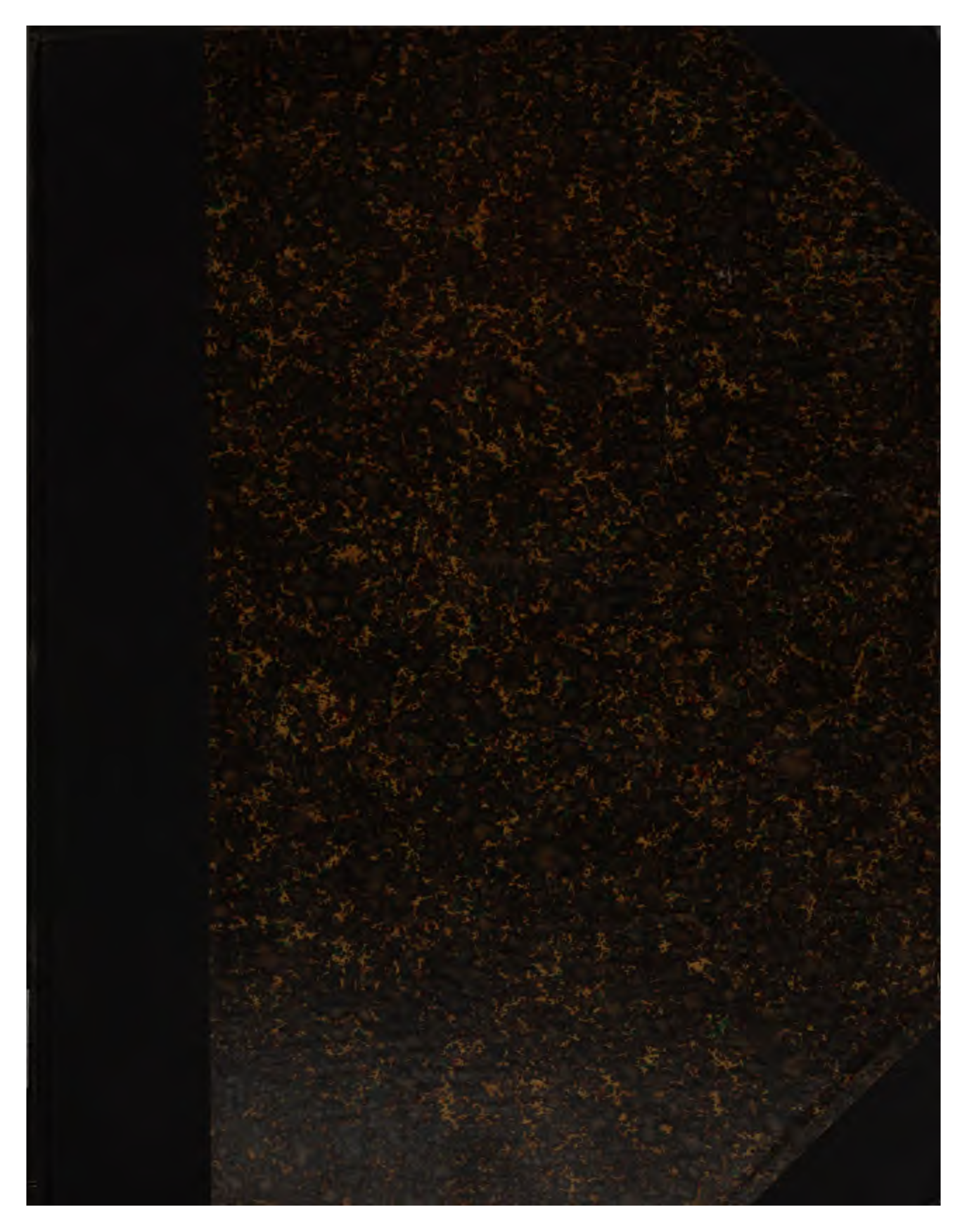
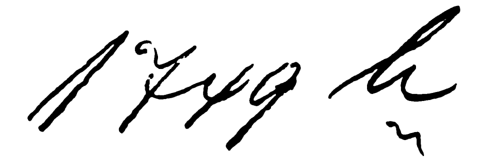






[redacted]


1749 h


STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY



Zeitschrift

des

Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Oskar Streicher

19. Jahrgang

Berlin
Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold)
1904

Verfasser-, Orts- und Sachverzeichnis 1904.

Die Zahlen verweisen auf die Spalten.

B — Bücherschau. V — Vortrag (Aus den Zweigvereinen). Z — Zeitungsschau.

B = Bücherschau. V = Vortrag (Aus den Zweigvereinen). Z = Zeitungsschau.

B = Bücherschau. V = Vortrag (Aus den Zweigvereinen). Z = Zeitungsschau.

B = Bücherschau. V = Vortrag (Aus den Zweigvereinen). Z = Zeitungsschau.

Zweigvereinsnachrichten.

B = Bücherschau. B = Vortrag (Aus den Zweigvereinen). Z = Zeitungsschau.

19. Jahrgang Nr. 1 — Januar 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 3 ℳ. jährlich bezogen werden.

Eine offene Bitte an die Herren Unterrichtsminister der deutschen Bundesstaaten und Österreichs

geht uns von sehr geschätzter Seite mit dem Ersuchen zu, sie durch Veröffentlichung in der Vereinszeitschrift zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Wir lassen das Schreiben im Wortlaut folgen:

Seit dem ersten Erscheinen des Büchleins »Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung« zum Gebrauch in den Schulen im Jahre 1880 sind die Klagen über die große Zahl der in dem beigegebenen Verzeichnis enthaltenen Fremdwörter nicht verstummt. Daß diese Klagen auch bei den maßgebenden Stellen ein geneigtes Ohr gefunden haben und als berechtigt anerkannt worden sind, dafür liefert das aus den Beratungen der Rechtschreibungskonferenz vom Jahre 1901 hervorgegangene Wörterverzeichnis insofern einen erfreulichen Beweis, als manche von den überflüssigsten Fremdlingen des alten Verzeichnisses keine Aufnahme mehr gefunden haben. Doch ist die Zahl der Fremdausdrücke, deren namentlich die *Schule* sehr wohl entraten kann, immer noch groß, ja übergroß. Wie verderblich schon die bloße Anwesenheit dieser Fremdwörter wirkt, ist jedem Schulmanne bekannt. *Th. Franke* berichtet hierzu in der Zeitschrift für das österreichische Volksschulwesen (s. a. Sp. 343 des vor. Jahrg. dieser Zeitschrift), daß »die Lehramtszöglinge bald ihren Stolz dareinsetzen, eine recht stattliche Anzahl von Fremdwörtern ihr eigen nennen zu können, ja daß gerade die begabten unter ihnen nicht selten durch Verwendung möglichst ungewöhnlicher und auffälliger, mindestens aber zahlreicher Fremdwörter zu glänzen denken.« Und diese Zöglinge kommen dann als *Lehrer* an die Volksschulen und tragen ihre Weisheit dort zu Markte: sein mühsam erworbenes Licht stellt niemand gern unter den Scheffel! Auf solche Weise wird die gutgemeinte Mahnung der amtlichen Regelbücher: »Entbehrliche Fremdwörter soll man überhaupt vermeiden!« durchkreuzt und der Fremdwörterei aufs wirksamste Vorschub geleistet. Der Lehrer kann sich mit Fug auf das amtliche Wörterverzeichnis berufen: die dort aufgenommenen Fremdwörter können unmöglich »entbehrlich« sein, sonst wären sie Lehrern und Schülern doch nicht in die Hand gegeben worden!

Aber diese Begünstigung des Fremdwortunfugs durch das amtliche Verzeichnis ist vom *Standpunkte der Schule* aus noch das geringere Übel. Für sie fällt weit schwerer ins Gewicht die gewaltige Arbeitslast, die dem *Unterricht* aus dem fremdwortgespickten Wörterverzeichnis erwächst Vor nicht langer Zeit brachten diese Blätter (Jahrg. 1903, Sp. 77) die mit guter Laune gegebenene Darstellung eines Vaters, wie seinem Quintaner die Fremdwörter des Regelbuches beigebracht werden; es war das nicht etwa ein hübscher Scherz über einen Ausnahmefall, noch gar das Erzeugnis einer frei erfindenden Einbildungskraft, sondern — leider — bitterer Ernst. Den Schülern werden aus dem Regelbuche oder Wörterverzeichnis von Diktat zu Diktat die aufgeführten Fremdwörter der Reihe nach aufgegeben, wobei dann das ganze Haus beteiligt wird, weil der Knabe die fremden Ungetüme nicht versteht und nicht behalten kann. Der Lehrer aber quält sich bei den Schuldiktaten mit den gewagtesten und unmöglichsten Satzbildungen ab, um dieselben Ungetüme passend oder unpassend unterzubringen: »die Carriere eines brillanten Choristen«, »das Coupé des brünetten Kompagnons«, »die mit Bravour exekutierte Erstürmung der Zitadelle« und dergleichen! Eine Kraft- und Zeitvergeudung sondergleichen! Und man schelte nicht etwa den »unverständigen« Lehrer. Er glaubt lediglich seine Pflicht zu tun: die Wörter sollen doch offenbar zum Gebrauche gelehrt und gelernt werden, denn — »sie stehen ja da«. Man kann hierbei sogar die (übrigens ganz natürliche) Erscheinung beobachten, daß die Lehrer solche Übungen um so mehr pflegen, je gewissenhafter oder — ängstlicher sie sind.

Hiernach ist die Bitte sicherlich berechtigt, die Fremdwörter, soweit sie nicht für durchaus unentbehrlich gehalten werden, aus den zum *Schulgebrauch* bestimmten Wörterverzeichnissen so bald wie möglich zu entfernen, um den Unterricht von dieser Last, unter der er jetzt schwer leidet, zu befreien. Was in aller Welt hat Absorption, Adhäsion, adoptieren, Affäre, Affekt, Agiotage, Akklamation, Akklimatisation, Akquisition, Akzept, Akzessist, Akzise, Alchimie, Allopathie usw. usw. in der Schule zu tun, vollends aber in der *Volksschule*, für die das Verzeichnis doch in erster Linie hergerichtet sein muß? »Allotria« sollen in der Schule überhaupt nicht vorkommen, wo ungehörige Dinge oder Unfug sonst doch so streng verpönt sind. Alle solche Ausdrücke sind teils völlig entbehrlich, weil unsere Sprache dafür guten Ersatz bietet, teils sind sie wenigstens für den *Schüler* entbehrlich. *Jedenfalls sollten sie ihm nicht künstlich beigebracht werden.* Tatsächlich strotzt aber das Verzeichnis von solchen Wörtern, hundertweis stehen sie da. Der verhältnismäßig geringe Bruchteil von Schülern, der es zu einer weiteren Bildung bringt oder sich gelehrten Fächern zuwendet, lernt die fremden Fachausdrücke oder

die Fremdwörter, die späterhin nicht zu entbehren sind, samt ihrer Schreibung ganz von selbst. Außerdem sind für diese jungen Leute die ausführlichen Rechtschreibwörterbücher da; die Schule braucht sich damit nicht abzuquälen.

Wir sind gegenwärtig in der glücklichen Lage, besondere Wörterverzeichnisse »zum Gebrauch in den Schulen« noch nicht zu besitzen. Preußen hat sein neues »Amtliches Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung« ausdrücklich »zum Gebrauch in den Kanzleien« bestimmt. Das für die Schulen bestimmte wird noch erwartet. Bayern hat nur die Anordnung getroffen, daß die in seinem Wörterverzeichnis »in runde Klammern ( ) gesetzten Schreibungen in der Schule nicht zu gebrauchen sind.« Daß aber das ausführliche Wörterbuch von Ammon den Schülern in die Hand gegeben werden solle, ist wohl schon um deswillen nicht anzunehmen, weil es den ohnehin schon übergroßen Fremdwörterbestand des amtlichen Verzeichnisses noch um eine Fülle von höchst überflüssigen, zum Teil sogar ganz ungewöhnlichen fremden Ausdrücken vermehrt hat.

Noch haben wir also für die Schulen »reinen Tisch«. Ja es besteht für sie sogar nachgerade eine fühlbare Lücke, die bald ausgefüllt werden muß. Wissen sie doch, von Bayern abgesehen, heute noch nicht, wie sie es mit den Doppelschreibungen zu halten haben, über die in Preußen einstweilen nur für die Kanzleien Entscheidung getroffen ist.

Daher sei hiermit namens der Schule an die Herren Unterrichtsminister der deutschen Bundesstaaten und Österreichs die offene Bitte gerichtet, unseren Schulen bald ein Wörterverzeichnis zu schenken, das für ihren und ihrer Schüler Gebrauch geeignet und insbesondere von allen den überflüssigen Fremdwörtern befreit ist, die das bisherige Verzeichnis enthält. Schule und Volk werden es ihnen Dank wissen!

Das Glück.

Die Wandlungen der deutschen Auffassung und Benennung.

(Schluß.)

Für die zweite Gruppe kann man das Vorbild in den Zügen erblicken, die sich um die Gestalt der Fortuna, in der älteren deutschen Dichtung der »Frau Saelde«, gewoben haben, aber das eigenartige Gepräge der betreffenden Beispiele fordert seine eigene Erklärung:

gelücke daz enhoeret niht
und selten ieman gerne siht,
swer triuwe hât. Walther 90, 19.

'herre und frouwe, lât mich hân
iuwern urloup. gelücke iu heil
gebe, und freuden vollen teil'.
Wolfram, Parzival 450, 25; ähnl. 431, 15.

al ein reit mîn hêr Gâwân
von dem her verre ûf den plân.
gelücke müezes walden.
678, 17 ähnl. 351, 22; 701, 27.

si sprach 'mir hât gelücke dich
gesendet, herzen freude mîn'. 801, 6.

Unter diesen Zeugnissen ist es eigentlich nur das letzte, das dem Glücksbegriff die Wendung nach der Seite des Erwünschten und Erfreulichen gibt; die andern alle lassen vielmehr die Schicksalsfügung hervortreten, die Gunst wie Ungunst erweist.

Wie lösen sich nun die Widersprüche zwischen den beiden Gruppen, wie erklärt es sich, daß das neue Wort das eine Mal die Bedeutung »Erfolg« so scharf herausarbeitet und das andere Mal sich so sichtlich auf den neutralen Begriff des »Geschicks« beschränkt? Die Bedeutung »Erfolg« mag sich unter dem Einfluß einer in Form und Bedeutung unserem Worte eng verwandten Bildung zugespitzt haben, des mittelhochdeutschen Hauptwortes Gelinc, Gelinge (»das Gelingen« vgl. sîn gelücke und sîn gelinge Tristan 10597), das ebenso wie »Saelde« dem vordringenden »Glück« zum Opfer fiel. Für die Bedeutung »Geschick, Schicksalsfügung« aber muß die Erklärung wohl an einer andern Stelle gesucht werden, am sichersten da, wo das neue Wort zuerst am häufigsten vorkommt und wo es am raschesten die Vorgänger verdrängt, nämlich bei der Fortuna, die das Rad oder die Kugel oder die Scheibe bewegt. Zahlreiche Beispiele aus dem 13. Jahrhundert hat Wackernagel a. a. O. beigebracht: aus ihnen kann man auch ersehen, wie sich das Wort gelücke hier unmittelbar an die Stelle der Fortuna gesetzt hat:

Fortuna di ist sô getân:
ir schîbe lâzet si umbe gân;
si hilfit den armen sô si wile:
den rîchen hât si ze spile;
umbe loufet ir rat:
dicke vellet der dâ vaste saz.
Lamprecht, Alexander, 99b Maßmann.

Dazu vgl.: wê gelückes rât, wenne sol ich mîne stat
ûf dir vinden, oder wenne sol ich mînen vuoz gesetzen in der saelden pfat.
Neidhart von Reuenthal (101, 88) u. a.

Den Beispielen Wackernagels, der auch auf die bildlichen Darstellungen aufmerksam machte, darunter den Holzschnitt im Narrenschiff Sebastian Brants, füge ich nur noch einige Proben aus der Fülle des Gebrauchs im 15. und 16. Jahrhundert bei:

und wiewol etlich haidenisch hochgelert, als Aristoteles Plato Epicurus, in selbs für genomen haben ... alle ding geschehen an gefer is alles unbesunnen durch einander wie es dan das glücksrat geb.
Aventin (Chronik I, Kap. 1) Ges. Schriften 4, 45 u. a.

man hat sehen und greiffen müssen, wie menschen anschlege und hoffenung imer feylen und anders geredt [ausfällt] denn man denckt und zuletzt musse mercken das eyn ander sei der das redlin treibt, das haben denn etlich gott, ettliche glück genennet.
Luther, Vorrede auf die Sprüche Salomo (Bindseil 7, 333).

nemt mit euch das gelucksrat
schenkt es dem herrn, zu gedenken mein,
es zu haben im gewalte sein,
die weil .. im gewalt ... geprichet nicht
weil (so lang) er sein pildnus oben sicht.
Spil v. d. Herzogen v. Burgund (Fastnachtspiele 188, 28 ff.).

Ob von diesem Rade der »Fortuna« nicht auch der Name »Glück« ausgegangen ist? Es sind zwei Vorstellungen, die in den verschiedenen Beschreibungen besondere Bedeutung gewinnen: das Rad, das sich bald bewegt, bald stille steht, und der Gegensatz zwischen dem beweglichen Rade und dem festen Mittelpunkt, um den es sich dreht. Nach beiden Seiten ließe sich dem Bedeutungsgehalt des Zeitwortes[1]), das neuerdings zur Erklärung herangezogen wird, wohl etwas Sachdienliches entnehmen.

---

1) Die Ableitung unseres Wortes ist noch nicht in allgemein befriedigender Weise erzielt. Die Erklärung aus lücken, locken. wie sie z. B. Lexer gibt, stößt auf Schwierigkeiten bei dem, der die Entwicklungsgeschichte anderer Worte erwägt. Von einigen Seiten wird gelücke mit gelinge aus einer gemeinsamen Wurzel abgeleitet. Moritz Heyne geht in seinem Deutschen Wörterbuch auf das alte liohhan, lûhhan, verschließen zurück, er nimmt ein in grauer Vorzeit entstandenes Hauptwort mit der Bedeutung »Verschluß, Verknüpfung, Fügung« an, das sich die Jahrhunderte hindurch im Dunkel gehalten habe. Mir scheint die letztere Annahme nicht ganz zwingend, es könnte sich auch um eine jüngere

Was die Jahrhunderte der Übergangszeit, was vor allem das Reformationszeitalter an diesem Worte weiter entwickelt haben, das läßt sich hier nur kurz andeuten. Eine hübsche Blütenlese finden wir im ersten Teil des Freudenspiels, das J. G. Schottelius 1648 unter dem Titel »Friedens Sieg« dichtete [Herausgegeben in den Hallischen Neudrucken]. Zunächst hat sich um das »Glück« eine ganze Sippe von Ableitungen versammelt, die dazu beigetragen haben, die Verbreitung und Dauer seiner Herrschaft für lange zu sichern. Nach dieser Seite sind namentlich die abgeleiteten Eigenschaftsworte wichtig — »Heil« und »Saelde« sind umgekehrt aus solchen erst entstanden —. Neben dem rasch veraltenden »glücksam« hielt sich »glückhaft« für einige Zeit. Während »glückig« nur kurzes Leben hatte, wurde der Haupterfolg der Bildung »glücklich« zuteil. Auch neue Hauptworte wurden gebildet, in dem Bestreben, der zusammenschrumpfenden Form (»Glück aus gelücke«) einen volleren Lautkörper zu geben: »glückheit«, »glücksame« und »glücksal«. Von diesem zweigte sich wieder ein neues Eigenschaftswort ab »glücksälig« (vgl. »scheusälig« zu »scheusal«), in welchem das Sprachbewußtsein eine Verbindung von »glück« und »salig«, »selig« empfand: »glückselig«.

»Selig« selbst mit seiner enger abgegrenzten Bedeutung ist das einzige, was die Sippe der »Saelde« in unserer neueren Sprache zurückgelassen hat, und so werden auch Ortsnamen wie »Saelden-tal« zu »Seligenthal«. In neuerer Zeit hat Scheffel die »Sälde«[1]) durch seine Frau Aventiure zu künstlichem Dasein wieder erweckt, und Gottfried Keller ist ihm darin gefolgt. »Heil« dagegen hat sich, wie wir schon oben hervorgehoben, in einzelnen Verwendungen zähe behauptet, in der Gruß- und Wunschformel hat es sogar an Boden gewonnen. Während wir jetzt »Heil unserem König Heil« singen, sagte Luther hier: »Glück zu! dem Könige!« 1. Samuel 10, 26. Luther macht auch zu Matth. 26, 49 (»Gegrüßet seist du Rabbi«) die Bemerkung: »Das ist böse Deudsch, wir grüßen also auff deusch, guten abind, glück zu« (Bindseil 7, 546). Dieses »Glück zu« ist namentlich auch bei Hans Sachs beliebt, er läßt den Siegfried im »hürnen Sewfrid« mit diesem Gruße in die Schmiede eintreten:

glueck zu, maister, verste mich recht
(brauchst Du) derfftu nit hie noch ain schmid knecht 140.

Auch in den Wörterbüchern bis an das Ende des 16. Jahrh. wird »Glück zu« zur Übersetzung lateinischer Formeln wie salve, quod deus bene vertat u. a. angeführt, und Goethe gönnt ihm noch im »Faust« (Vers 7092) Raum. Neben »Glück zu« wird auch »Glück auf« gebraucht; von den ältesten Drucken des Glückhaften Schiffs läßt der eine die Züricher mit einem »Glück zu«, der andere mit »Glück auf« ihre Fahrt beginnen. »Zu« und »auf« sind in dieser Verbindung eigentlich gleichbedeutend; im Sprachbewußtsein wurden sie aber in Gegensatz gestellt, und die Bergleute glaubten eine böse Vorbedeutung in dem Rufe »Glück zu« beachten zu müssen, ihr besonderer Gruß wurde »Glück auf«, vgl. R. Köhler Alte Bergmannslieder S. 20.

Entwicklung handeln, die unter dem Einfluß der neu eindringenden Vorstellungen von der Fortuna und ihrem Rade stand. Bei Graff (2, 145) wird auch ein luhhen = solvere aufgeführt, das uns auf den Augenblick hinweisen könnte, in dem das Rad wieder in Bewegung gesetzt wird; vgl. »Lücke, locker«. Das Nähere muß der Darlegung an anderem Orte vorbehalten bleiben, und falls ich in meiner Mitarbeit am Deutschen Wörterbuche den Anschluß an das »Glück« nicht erreiche, werde ich die Frage in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung wieder aufnehmen.

1) Sälde ist schon im 15. Jahrh. ganz vereinzelt: »und was hail und säld überall . . es was iederman reich« schreibt eine Augsburger Chronik des 15. Jahrh. (Deutsche Städtechron. 5, 130), als infolge großen Sterbens die Lebensmittel billig wurden. Im 16. Jahrh. erscheint das Wort fast nur noch in der Verbindung mit glück (glück noch seld) vgl. D. Wb. 10, 512 »glücksölden«, Bebel (1589) 64b.

Während das Kennzeichnende an solchen Formeln ist, daß sie den Bedeutungsgehalt der an sie gebundenen Worte schwächen und verblassen lassen[1]), erhält sich die Eigenart der mit ihnen verbundenen Vorstellungen am lebendigsten im Sprichwort. Wir wollen aus der Fülle der hier vertretenen Anschauungen nur die herausgreifen, die dem »blinden Glück« gelten. Schon Luther führt mehrmals das Sprichwort an: »Wer das Glück hat, führt die Braut heim.« Noch deutlicher: »ein gemeyn sprichwort ist: yhe erger schalck, yhe besser gluck« Werke 19, 299 Weimarer Ausgabe.

Das Glück leszt sich melken
Von Dieben, Huren und Schelken
Henisch S. 693 u. a.

Dagegen tritt in der neueren Sprache, wo die Frauengestalt der Saelde durch das sächliche Geschlecht des Glücks verdrängt ist, der Zug weiblicher Launenhaftigkeit am Glück in den Hintergrund, wir finden ihn bei Riemer im politischen Stockfisch (1681) »das glück ist ein jung weib, das liebet die jungen männer und laszt die alten« 240. Auch Friedrich der Große nimmt diesen Zug auf, bei ihm aber, da er französisch schrieb, ist er durch die Beziehung auf la fortune erklärt: »La fortune m'a tourné le dos. Je devais m'y attendre, elle est femme et je ne suis pas galant.« (Nach der Schlacht bei Collin 18. Juni 1757.)

Aus der Vorstellung des »blinden Glücks« möchte ich auch die Gleichsetzung von »Glück« und »Schwein«[2]) erklären, die der Studentensprache entstammt. Die Erklärer (vgl. Zeitschrift 1902 Sp. 167) greifen hier sonst gern auf das Kartenspiel zurück (die »Sau«, das »Aß« oder »Daus« als entscheidende Karte), das aber gerade zu den besonderen Merkmalen des älteren Studentenlebens nicht gehört.[3]) Außerdem legt die älteste Fassung unserer Redensart (»Schwein haben«) eine andere Erklärung nahe, sie lautet »ein Schwein am Leibe haben«. Nun bedeutet eine noch ältere, ähnlich klingende Redensart (»ein Schwein im Leibe haben«) soviel als »unordentlich im Denken sein, haltlos und ziellos im Denken und Handeln.« Sollte nicht die Erfahrung, daß gerade solche Leute vom Glück begünstigt werden, den Ausschlag gegeben haben? Man denke an die neue studentische Formel »Dusel haben«, »im Dusel etwas erreichen«. Dazu vergleiche man die Stelle aus Schillers Räubern (1, 2) »Moritz, du bist ein großer Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden«; s. D. Wb. 9, 2440.

1) Vgl. aus Menantes (Chr. Friedr. Hunold) »Manier, Höflich und wohl zu Reden«: »Nun daß ist mir lieb, daß ich einmahl das Glück habe, sie wieder zu sehen«. — »Gehorsamer Diener, das Glück ist auf meiner Seiten« u. a. 39 (Hamburg 1720).

2) Die älteste Zusammenstellung beider Begriffe findet sich, soweit ich urteilen kann, in einem Nachdruck des Narrenschiffs, eingeschoben zu Nr. 23 (»Von uberhebung glucks«)

Ein Schwein, das in der Mastung geht,
muß seine Kost, die vor ihm steht,
gar bald mit seiner Haut bezahlen.
Der ist ein Narr, der sich im Glück
nicht nimmt in acht vor dessen Tück
und sucht vielmehr damit zu prahlen.
Ausgabe von Zarncke S. 25 Anm.

3) Der Engländer Fynes Moryson, der nach Luthers Tode die deutschen Universitäten bereiste, wundert sich in seinem »Itinerary« besonders darüber, wie wenig das Kartenspiel in diesen Kreisen gepflegt werde.

In allen diesen Formeln, Sprichwörtern und Redensarten ist einseitig die Vorstellung des Fortkommens in der Welt, der äußeren Erfolge und der Wohlhabenheit herausgearbeitet. Das ist dem Glücksbegriff der Alten entnommen und stimmt zu den Anschauungen der Zeit vor und nach dem 30jährigen Kriege um so mehr, als höhere Bedürfnisse auf religiösem Gebiete durch andere Begriffe gedeckt werden.

Die Dichtung des 18. Jahrhunderts dagegen und die Denker der neueren Zeit haben den Glücksbegriff mehr in der inneren Befriedigung gesucht. Hier stehen wir einer solchen Fülle von Beispielen gegenüber, daß wir uns im Rahmen dieser Darlegung auf wenige Proben beschränken müssen.[1]) Am besten greifen wir den Gegensatz in den Anschauungen Schillers und Goethes heraus. Schiller, der mit der Lebensnot Ringende, singt:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Groß zwar nenn ich den Mann, der sein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt,
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut....

Schiller »Das Glück«, vgl. auch Kern, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1882, S. 196ff.

Aber Goethe, das Glückskind, der Glücksprinz, auf den diese Worte zielen, sagt:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah,
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Goethe »Erinnerung« (Gedichte 1, 74).

Daß das Glück ihm günstig sei,
was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
fehlt ihm der Löffel.

Gedichte 2, 261.

Wenn wir die Mannigfaltigkeit der Richtungen, in denen diese neuere deutsche Dichtung den Glücksbegriff vertiefte, zu gliedern versuchen, so finden wir auf der einen Seite das Liebesglück, neben dem auf deutschem Boden mit Wärme und Innigkeit auch das häusliche Glück der Ehe gepriesen wird. Auf der andern Seite wurde die Befriedigung, die der Mensch in der eigenen Betätigung empfindet, dargestellt, die Einwirkung, die er auf andere ausübt. Für die eine möge zum Schluß Jean Paul, für die andere Goethe als Zeuge dienen:

Das stille häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können; geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund.

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Goethe »Faust II«.

Berlin. Hermann Wunderlich.

1) Eine übersichtliche, wenn auch natürlich nicht erschöpfende Sammlung gibt O. Ewald »Glück«, Aphorismen der Welt-Literatur. Berlin o. J.

Gießer oder Gießener?

Der Herausgeber einer Zeitschrift, die dem Obstbau gewidmet ist, hat mir vor einiger Zeit geklagt, daß er bei der Benennung von Obstsorten nicht selten in Schwierigkeiten gerate, und hat mir die Frage vorgelegt, wie zu verfahren sei, wenn von Ortsnamen auf -en eine Ableitung mit -er gebildet werden soll. Sodann hat vor kurzem ein Einsender aus Kassel in der Frankfurter Zeitung die Behauptung aufgestellt, man dürfe von Gießen nicht die Ableitung Gießener bilden, sondern es müsse Gießer heißen. Gießener sei falsch, weil der Sprachregel zuwider zwei Endungen er und en an den Stamm Gieß- gehängt seien, »während nur eine angehängt werden darf: Siegerland, nicht Siegenerland, Erlanger, nicht Erlangener, Solenhofer, nicht Solenhofener.«

Diese Äußerungen sind ein Beleg dafür, daß immer weitere Kreise an der Gesundung unsres Sprachlebens warmen Anteil nehmen, die zweite aber auch ein Zeugnis dafür, daß mit der Zahl der berufenen Ärzte auch die Zahl der Kurpfuscher beständig im Wachsen begriffen ist, bei denen nicht selten der Mangel an Sachkenntnis mit dem Mangel an Bescheidenheit in ergötzlicher Weise zusammenklingt.

Es ist gewöhnlich ein sehr einfaches Rezept, nach dem diese Unberufenen arbeiten: man nimmt eine Handvoll Beispiele und macht daraus eine Regel; was mit dieser nicht stimmt, wird für falsch erklärt. So ist denn auch der Kasseler Gelehrte zu Werke gegangen.[1]) Gegenüber seiner Behauptung muß ich fragen: wo ist das Reichsstrafgesetzbuch, das eine solche Regel enthält? Wer hat das Recht, eine solche Regel aufzustellen, diejenigen, die sie nicht anerkennen, als Leute von weniger Sprachgefühl zu brandmarken? Warum soll nicht jemand kommen und umgekehrt sagen: von München wird in der ganzen Welt nur Münchener abgeleitet, von Pilsen Pilsener, von Baden Badener, also ist es falsch, Siegerland zu sagen, also muß von Erlangen Erlangener abgeleitet werden? Die beiden Standpunkte sind völlig gleichberechtigt; aber man sieht, daß sie sich gegenseitig aufheben. Ich weiß wohl, was man geltend macht, wenn man Bildungen wie Gießener bekämpft. Man sagt: die Ortsnamen auf -en sind alte Dative des Plurals; wenn also eine Ableitung gebildet werden soll, dann muß die Endung -en erst weichen. Ich gebe die Berechtigung dieses »also« durchaus nicht ohne weiteres zu, aber ich brauche darauf nicht weiter einzugehn, denn der Satz selber, aus dem die Folgerung gezogen wird, ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Allerdings sind sehr viele unsrer Ortsnamen auf -en alte Dative des Plurals; aber es gibt auch eine ganze Anzahl von solchen, die anderer Herkunft sind. Z. B. die badischen Städtchen Buchen und Renchen haben vor alters Buocheim, Reinicheim geheißen. Berchtesgaden war der gadem, das Gemach eines Berchtold. Kempten ist das alte Campodunum, Wimpfen ehemals Wimpina, Finthen bei Mainz ehemals Fontana.

Auf der anderen Seite gibt es zahlreiche Namen, bei denen der Unkundige gewiß nicht vermuten würde, daß die Endung des Dativs des Plurals vorliegt: das sind die schweizerischen Namen auf -ikon: Mythikon, Uetikon, Zetzikon usw., die aus

1) In einer Beziehung allerdings muß ich ihn in Schutz nehmen. Ein Einsender hat in der Frankfurter Zeitung das Beispiel Siegerland als nicht hierher gehörig zurückgewiesen, gemeint, die Benennung sei unmittelbar von der Sieg abgeleitet. Das ist schwerlich richtig; wenigstens ist mir kein Fall bekannt, wo eine Bildung auf -er unmittelbar von einem Flußnamen abgeleitet wäre.

Mythichoven, Zetzichoven usw. entstanden sind. Was soll der Laie nun tun? sollen wir für ihn die Regel aufstellen, daß -en (n) da wegfällt, wo es die Endung des Dativs ist, in allen anderen Fällen aber bleibt? und sollen wir die Mythikoner, von denen C. F. Meyer im »Schuß von der Kanzel« spricht, in die Mythikoer verbessern? Es liegt auf der Hand, daß eine solche Sprachregel ganz unmöglich, für den Ungelehrten gänzlich unbrauchbar ist. Der Sprachgebrauch entfaltet sich ganz unbekümmert um das, was einstmals gewesen ist. Und es bleibt nichts übrig, als auch hier diesem gelegentlich recht launischen Herrn die Entscheidung zu überlassen. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß, wer nicht in Gießen und Umgebung aufgewachsen oder heimisch geworden ist, ausschließlich von Gießenern, niemals von Gießern spricht. Und auch in Gießen selbst wird niemand, der sich in schriftsprachlichem Gewande bewegt, die Bewohner Gießens als Gießer benennen, kein Beamter, der einen Bericht an die Regierung abfaßt oder an andere Universitäten schreibt, kein Geschäftsmann, der von auswärts Bestellungen macht oder Waren in die Fremde sendet, und unsere Gießener Zeitungen heißen sich Gießener Anzeiger und Gießener Neueste Nachrichten.

Aber der Sprachgebrauch ist nicht immer so launisch, wie der oberflächliche Beobachter wohl meint. In unserm besonderen Fall vermögen wir deutlich zu erkennen, daß die Sprache darauf hinarbeitet, den Ortsnamen und die davon gebildete Ableitung mehr und mehr in Übereinstimmung zu bringen, und das hat nicht — wie der Kasseler Weise gemeint hat — mit der übeln sprachverderbenden Logik etwas zu tun,[1]) sondern ist ganz einfach eine Sache der Zweckmäßigkeit, d. h. der Deutlichkeit, der leichten Verständlichkeit. Je größer die Übereinstimmung zwischen dem Grundwort und der Ableitung ist, desto leichter wird die Zusammengehörigkeit erkannt. Das zeigt sich ganz klar noch an einer weiteren Neigung des Sprachgebrauchs. Niemand wird es einfallen, den Abgeordneten von Hagen als den Hager Abgeordneten zu bezeichnen, während man unbedenklich von Pümpelhäger Feldern sprechen würde. Man redet nur von den Badener Quellen, aber vom Wiesbader Theater. In der Nähe von Gießen liegt ein Ort Hausen: man spricht nur vom Hausener Kirchturm, dagegen von Mühlhäuser Fabrikanten. Der Grund liegt auf der Hand: bei den längeren Wörtern ist auch nach Wegfall des -en noch reichlicher Sprachstoff vorhanden, der dem Grundwort und der Ableitung gemeinsam bleibt, während das bei den kürzeren Bildungen nicht der Fall ist. Die Form Gießener entspricht also durchaus den Gesetzen der neueren Sprachentwicklung.

Wenn die alte Mundart in und um Gießen von Gießern (eigentlich von Gäißern) spricht, so hat das für die Schriftsprache keine Beweiskraft. Denkt doch kein Mensch daran, von Mannemern statt von Mannheimern schriftlich zu berichten. In unsern Anschauungen über die Mundart hat sich ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Noch vor kurzem hatte man für ihre Ursprünglichkeit und ihr Recht zu kämpfen. Heute will man sie beinahe zum Gesetz für die Schriftsprache machen, und es tut not, darauf hinzuweisen, daß auch diese ein selbständiges Dasein lebt, ihre eigenen Rechte und Gesetze hat. Der Gießener Bahnhof, die Gießener Universität dienen nicht bloß dem Oberhessen, sondern weiteren Kreisen, mit denen sich zu verständigen die Mundart nicht genügt, die vielmehr verlangen dürfen, daß man mit ihnen in der Weise verkehrt, wie es in der Sprache der Gebildeten heute Sitte und Brauch geworden ist.

Um ein zuverlässiges Bild davon zu gewinnen, wie im allgemeinen der heutige Sprachgebrauch solche Fälle behandelt, habe ich in Kürschners Handbuch der deutschen Presse die Buchstaben a—f durchmustert und alle Benennungen zusammengestellt, die mit Hilfe der Silbe er von Ortsnamen auf en abgeleitet sind. Da hat sich denn folgendes ergeben. Von den mehr als zweisilbigen Namen werfen die auf -ingen und -hausen regelmäßig das -en ab: »Andelfinger, Böblinger, Bopfinger, Büdinger, Deißlinger, Donaueschinger, Eppinger, Eßlinger, Finstinger; Babenhauser, Burghauser, Dabringhauser, Dahlhauser, Ermershäuser, Eschershäuser, Frankenhäuser«. Einzige Ausnahme »Fischhausener«. Dagegen behalten das -en die Ableitungen von -hafen und -kirchen: Cuxhavener, Friedrichshafener; Altenkirchener, Euskirchener, Fünfkirchener. Im übrigen steht auf der einen Seite: »Darkehmer, Ebeleber, Eisleber, Erlanger, Furtwanger«, auf der anderen: »Berchtesgadener, Bevensener, Edenkobener«. Also im ganzen drei mit -ener. Vollständig anders liegt die Sache bei den bloß zweisilbigen. Hier erscheint das -en abgeworfen nur in »Barmer, Binger, Bremer, Emder«. Es hat Bestand in »Aachener, Ahlener, Akener, Annener, Badener, Bautzener, Bentschener, Beuthener, Bolchener, Borkener, Bozner, Brettener, Briesener, Brixener, Bürener, Camener, Cöthener, Crossener, Dahlener, Deubener, Diessener, Dorsener, Dorstener, Dresdener, Driesener, Dübener, Dülkener, Dülmener, Dürener, Essener, Eupener, Frechener, Frerener, Füssener«. Also 4 -er gegen 34 -ener. Also liegen auf beiden Seiten die beiden Bildungsweisen nebeneinander, die ältere auf -er, die im ganzen[1]) jüngere auf -ener. Die ältere hat sich bei den mehrsilbigen ziemlich rein erhalten, weil sie hier wenig Schaden stiften konnte; aber sie ist auch hier bei -kirchen beseitigt, weil es auch Orte auf -kirch gibt; -hafener ist durchgedrungen, weil daneben schon außerhalb des Namens das Hauptwort Hafen liegt, das ausgleichend wirkte. Bei den zweisilbigen Ortsnamen dagegen ist die alte Bildung bis auf wenige Reste untergegangen.

Mit diesen Darlegungen soll der Form Gießer die Daseinsberechtigung nicht völlig abgesprochen werden. Wenn der Mensch sich in Pantoffeln und im Hausrock bewegt oder auf der Bierbank sitzt und ihn niemand zu verstehen braucht als die Hausgenossen oder der runde Tisch beim Andreas, dann mag er auch fernerhin nach Urväterbrauch von Gießern reden und die Form Gießener als lästigen Zwang empfinden.

Gießen. O. Behaghel.

Von deutscher Schokolade und deutschem Kakao.

Die Einführung der neuen Rechtschreibung legt nicht nur den Schulen, Behörden usw., sondern am letzten Ende dem ganzen deutschen Volke gewisse Opfer auf und zwar auch Geldopfer. Vorhandene Stempel, Vordrucke und dergl. müssen z. B. der geänderten Schreibweise wegen über kurz oder lang erneuert werden. Wohl am empfindlichsten werden Buchhandel und Buchdruck betroffen, deren Bestände an Druckplatten usw., die nicht selten ganze Vermögen darstellen, für die weitere Benutzung mehr oder weniger unbrauchbar geworden und durch neue zu ersetzen sind. Ähnliches gilt aber auch von anderen Betrieben in Handel und

1) Auch der verehrte Briefkastenmann vertritt 1903 Sp. 381 diese meines Erachtens unberechtigte Ansicht.

1) Ich sage im ganzen: denn bei Bildungen, die von Wörtern wie Kempten ausgehen, ist natürlich die Ableitung auf -enaere das ganz ursprüngliche.

Gewerbe. Es ist daher begreiflich, daß der einzelne, der sich durch die Neuerung geschäftlich oder sonstwie benachteiligt glaubt, geneigt ist, für sich eine Ausnahmeschreibung oder die Beibehaltung der »alten« Rechtschreibung zu wünschen und dabei den Nutzen für die Allgemeinheit — vielleicht sogar den Nutzen für sich selbst — zu übersehen. Einen Fall dieser Art behandelt das nachstehende Schreiben, das uns freundlichst zur Verfügung gestellt ist und das als bezeichnendes Beispiel hier mitgeteilt werden mag. Einer besonderen Erläuterung bedarf es nicht.

Berlin den 7. November 1903.

In Ihrem gefälligen Schreiben vom 21. v. Mts. wünschen Sie — wie ich vermuten darf, als Mitglied des Verbandes Deutscher Schokoladen-Fabrikanten — meinen Rat in der Frage der Schreibung Schokolade oder Chocolade und Kakao oder Cacao. Nachdem ich mich mit Sachverständigen Ihres Geschäftsgebietes hierüber benommen habe, glaube ich, meinen Rat unbedenklich dahin erteilen zu sollen, daß Ihr Verband die neuere Schreibweise Schokolade und Kakao rückhaltlos annehmen möge. Die Form Schokolade ist in dem vom preußischen Staatsministerium beschlossenen Wörterverzeichnis als amtliche Schreibung festgestellt, ebenso in Bayern, und niemand bezweifelt, daß die übrigen deutschen Bundesstaaten sich der einheitlichen Schreibung Preußens und Bayerns anschließen werden. Daß die deutschen Regierungen bei einem einzelnen Worte von den festgehaltenen Grundsätzen abgehen und von neuem Doppelschreibungen einführen sollten, daran ist wohl nicht zu denken.

Die nach Mitteilung Ihres gefälligen Schreibens in den Zusammenkünften Ihres Verbandes geltend gemachte Anschauung, die Schreibung Chocolade und Cacao »entspreche mehr der zarteren Aussprache«, ist mir offen gesagt unverständlich geblieben. Der Franzose spricht sein chocolat und cacao in den Anlauten genau ebenso aus, wie der richtig sprechende Deutsche sein Schokolade und Kakao; ein Unterschied in der Aussprache ist tatsächlich nicht vorhanden. Abweichend im Anlaut (tsch) ist nur das englische chocolate in England und Amerika.

Die Befürchtung, daß die Ausfuhr Ihrer Waren durch die neue Schreibweise erschwert werden möchte, wird von den Sachverständigen, die ich darum gefragt habe, nicht geteilt, zumal dafür nötigenfalls besondere Einrichtungen getroffen werden könnten. Von vielen Ihrer Geschäftsgenossen wird im Gegenteil die deutsche Schreibung als für Ihr Gewerbe nützlich angesehen.

Übrigens hat Ihr Verband für die Schreibweise Schokolade und Kakao einen sicheren Bundesgenossen in der gesamten deutschen Presse, die sich — das ist schon heute sicher zu übersehen — der amtlich festgesetzten einheitlichen Schreibung in absehbarer Zeit ausnahmslos anschließen wird. Den mächtigsten Bundesgenossen aber haben Sie im ganzen deutschen Volke, das es dankbar anerkennen wird, wenn auch Sie der nunmehr geschaffenen Einheitsschreibung sich anschließen, die über kurz oder lang von allen Deutschen im In- und Auslande gebraucht werden wird und somit doch auch als ein einigendes nationales Band gelten muß. Und da nach einstimmigem Urteil der Sachverständigen die deutschen Schokoladen- und Kakaoerzeugnisse den ausländischen an Güte nicht nur nicht nachstehen, sondern sie sogar übertreffen, so darf Ihr Verband hoffen, daß das deutsche Volk seinen Dank dadurch betätigen wird, daß jeder Deutsche, namentlich aber jede Deutsche in Zukunft nur noch Schokolade und Kakao kauft, Chocolade und Cacao aber tugendhaft zurückweist.[1])

O. Sarrazin.

1) Der Briefempfänger bemerkt hierzu in einem Antwortschreiben, daß er diese Hoffnung leider nicht teilen könne. Gerade in Berlin werde bedauerlicherweise den ausländischen Schokoladeerzeugnissen der Vorzug gegeben. Der Vorwurf trifft in dieser Allgemeinheit für Berlin, will sagen für die Berlinerin, sicherlich nicht zu. Er gilt wohl nur für solche Gesellschaftsdamen, die ihr Deutschtum auch heute noch — 33 Jahre nach unsern glorreichen Siegen — in der alten echtdeutschen Weise dadurch zu betätigen suchen, daß sie z. B. in ihren »Salons Five o'clock teas arrangieren« und dergl.

Kleine Mitteilungen.

Professor Dr. Rudolf Beer, Oberlehrer an der Thomasschule zu Leipzig, ist am 13. Dezember 1903 nach langen schweren Leiden erst 51 Jahre alt gestorben. Im Namen des Leipziger Zweigvereins, dessen treues Mitglied und langjähriger Schriftführer er war, widmet ihm Geh. Regierungsrat Wittgenstein folgenden Nachruf:

> Was der Heimgegangene unserm Vereine aus der reichen Fülle seines Geistes an Anregungen geboten hat, was er, selbst noch in kranken Tagen, zur Förderung der Vereinszwecke geleistet hat, was er unserer Gesamtheit und jedem einzelnen von uns in seiner milden, herzlichen und liebreichen Weise gewesen ist, das wird uns für alle Zeit unvergessen sein. Trauernden Herzens nehmen wir von ihm Abschied.

Rudolf Beer war ein edler Mann voll vaterländischer Gesinnung, ein tüchtiger Gelehrter, ein verdienter Vorkämpfer für unsere Sache. Er war einer der ersten, die sich unserem neugegründeten Verein mit Begeisterung anschlossen; er war lange Zeit die Seele des Leipziger Zweigvereins, in Wort und Schrift hat er unablässig für die Sache des A. D. Sprachvereins gewirkt. Vielen unserer Vereinsgenossen ist er durch seine Teilnahme an den Hauptversammlungen persönlich bekannt geworden. Sein Andenken wird in unseren Kreisen immer in Ehren gehalten werden.

— **Vom Machtbereich der deutschen Sprache.** Mit Anfang dieses Jahres tritt in Kapstadt eine Veränderung in Kraft, die für die Erhaltung der deutschen Muttersprache im Kaplande von größter und erfreulichster Wichtigkeit ist. Zu diesem Zeitpunkte wird nämlich die bisherige St. Martinis Public School in eine Deutsche St. Martinischule umgewandelt. Seit fast zwanzig Jahren hat sie als Staatsschule bestanden und unter dem — natürlich — vorwiegenden Einflusse des Englischen das Ihrige dazu beigetragen, um den größten Teil der ihr anvertrauten Kinder für das Deutschtum verloren gehen zu lassen. Das wird nun anders werden. Die Zahl der Deutschen in Kapstadt beläuft sich auf ungefähr 5000 Seelen, darunter etwa 700 Schulkinder, von denen wieder etwa 250 diese Schule besuchen, für die Zukunft der deutschen Sprache in dem fernen Lande Hort und Hoffnung. Nicht mit einem Schlage ist dieser Umschwung gekommen. Die Bewegung zugunsten des Deutschtums dort ist schon lange im Gang, und diese Zeitschrift hat wiederholt darauf hingewiesen, zuletzt 1903 Sp. 232. Dort und öfter schon ist auch der Name genannt worden, dem nach einem Berichte eines Vorstandsmitgliedes der Deutschen St. Martinischule an die Alldeutschen Blätter, der Quelle für unsere Angaben, das Hauptverdienst an dem großen Erfolge zuerteilt wird. Es ist der Pastor G. W. Wagener, seit langen Jahren der unermüdliche Vorkämpfer für deutsche Sprache und Art unter seinen Landsleuten, der zuerst den in der Asche schlummernden Funken angefacht und keine Gelegenheit versäumt hat, die heilige Flamme zu schüren. Das von ihm geleitete Südafrikanische Gemeindeblatt hat seine Aufrufe und Ansprachen bei allen Gelegenheiten, kirchlichen und weltlichen Versammlungen und Festen, auch zu uns herübergebracht, Zeugnisse

einer wahrhaft schönen, starken, tatkräftigen Liebe zu Heimat, Vaterland und Muttersprache. So rief er vor Jahresfrist bei einer Fahnenweihe dem Fritz-Reuterverein zu:

»Wie der Prophet des Alten Testaments klagt um die Erschlagenen seines Volkes, so könnte auch unser Volk klagen um die, die treulos geworden sind: ‚Kinder habe ich großgebracht und Söhne erzogen, aber sie kennen mich nicht mehr und sind von mir abgefallen.‘ Aber doch ist die Treue noch nicht ausgestorben, noch gibt es auch derer genug, die sich um das Banner scharen, und auch ihr wollt zu diesen Treuen im Lande gehören. Horcht — was die Fahne zu euch spricht: Seid treu — treu! Nur auf eins will ich heute weisen, wodurch ihr eure Treue beweisen könnt, wofür ihr unter eurer Fahne kämpfen sollt: Seid eurer Sprache treu!

Freunde, deutsche Frauen — da liegt unsre größte Gefahr. Sprechen unsre Kinder nicht mehr unsre Sprache, dann wird auch unser Deutschtum hier keine Aussicht auf Bestand haben — dann werden wir dem baldigen Untergange preisgegeben sein. Ist diese Gefahr wirklich groß unter uns? Ich glaube kaum, daß ich diese Frage hier unter euch aufzuwerfen brauche. Wir sehen es, wir hören es Tag für Tag — Freunde, Brüder, erkennet mit hellen Augen diese tödliche Gefahr, diese riesengroße Gefahr. Ohne deutsche Sprache keine deutsche Gemeinde und keine deutschen Vereine — kein deutsches Volkstum.«

Diese Worte geben eine Probe der packenden Beredsamkeit des Mannes, und beleuchten zugleich auch die Schwierigkeiten und den Widerstand, gegen den er anzukämpfen hatte. Freimütig bekennt Anton Passarge, der gesinnungsverwandte Verfasser des erwähnten Berichts, daß wirklich die nationale Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit der Deutschen in Kapstadt ehemals ebenso groß und zäh gewesen ist wie anderswo. Um so rühmlicher für alle Teile ist nun dieser Erfolg. Einstimmig hat der Gesamtvorstand der Schule den Beschluß gefaßt, und mit überraschender Einmütigkeit haben ihn die Kapstädter Deutschen insgesamt gebilligt und durch Verpflichtung zu jährlichen Beiträgen tatkräftig gefördert. Und wenn wir hinzunehmen, daß durch die warme Befürwortung des deutschen Generalkonsuls von Lindequist auch das Reich mit einer größeren Unterstützung beteiligt ist, so können wir auf dies Werk zur Wahrung unsrer Muttersprache im Ausland mit voller Befriedigung sehen.

Freilich es gibt außer den unabhängigen deutschen Schulen, zu Johannesburg, Port Elizabeth, East London (vgl. Zeitschr. 1902 Sp. 15), Berlin und nun Kapstadt, noch zehn von der Regierung abhängige, und wenn es nicht gelänge, auch diese von dem erwürgenden Einflusse der Regierung zu befreien, so würde der errungene Erfolg für das gesamte südafrikanische Deutschtum nur unvollkommen sein. Aber es ist wohlbegründete Aussicht vorhanden, daß auch diesen Schulen bald die Befreiungsstunde schlagen wird. Wille und Einsicht ist da, das hat im Oktober die Synode der evangelischen Gemeinden bewiesen, indem sie mit allen Stimmen gegen eine einzige die Überzeugung aussprach, daß die Loslösung jener Schulen von der Regierung und ihre Umwandlung in wirklich deutsche Schulen für die Erhaltung des Deutschtums in Südafrika und damit auch für die Erhaltung der deutsch-evangelischen Kirchengemeinden entscheidend sei, daß also auf die Erreichung jenes Zieles mit allen Kräften hinzuwirken sei. Darauf ruht die Hoffnung der deutschen Sprache in Südafrika.

— Über **die deutsche Sprache in den Kolonien** veröffentlicht die Schles. Ztg. (21. Nov. 1903), eine Zuschrift, die ihr »aus eigner Wahrnehmung« versichert, daß es in Kamerun und Togo in dieser Beziehung ganz ebenso zugehe wie in Neuguinea (vgl. Ztschr. 1903 Sp. 366) und in Südwestafrika. Der Einsender hält es zwar selbst für unmöglich, das Deutsche in Kamerun zur Verkehrssprache zu machen; es sei für den Schwarzen zu schwer, besonders die Aussprache, wir müßten uns das Pidginenglisch insoweit gefallen lassen. Aber darüber hinaus bekundet nun der Deutsche sein mangelhaftes Volksbewußtsein und zeigt, daß alles Fremdländische eine beklagenswerte Anziehungskraft auf ihn ausübt. Sowie er einige Brocken dieser aus englischen und portugiesischen Wörtern zusammengesetzten Sprache erlernt hat, gefällt er sich darin, sie bei allen Gelegenheiten zu gebrauchen und im Verkehr mit seinesgleichen seine Muttersprache damit zu verhunzen. Er geht nicht an den Strand, sondern an die beach, er benutzt kein Brandungsboot, sondern ein surf-Boot, er schickt seinen boy in die town, um chop zu kaufen, er geht auf das Bezirksamt, um ein palaver anzubringen. Ein Kaufmann erzählt: »Als ich von meinem trip in den Busch zurückkam, ging ich zu meinem trader, um stock zu nehmen, und fand, daß er mit 50 Dollar short war.« Zu deutsch: bei meiner Rückkehr von meiner Reise machte ich bei meinem Händler Bestandesaufnahme und fand, daß er mit 50 Mark in Waren rückständig war. Bei Festlichkeiten kann man nicht selten erleben, daß das altpreußische »Hurra« nicht mehr gut genug ist, es muß durchaus »hip, hip, hurra« heißen. Auch im schriftlichen Verkehr sind solche Dinge ganz üblich. Erlaubt man sich darüber eine Bemerkung, so wird man ausgelacht oder für einen unwissenden Anfänger gehalten.

— **Zur Bedeutung der deutschen Sprache in Osteuropa.** Der auf den Schauplatz des mazedonischen Aufstandes entsandte Berichterstatter der Petersburger »Nowosti« berichtet diesem Blatte, er habe von Wien abwärts das Schiff der Donaudampfergesellschaft benutzt, und an Bord des Dampfers hätten sich unter den Mitreisenden Russen, Polen, Tschechen, Kroaten, Serben und Montenegriner, kurz die Angehörigen aller erdenklichen slawischen Stämme befunden. Aber als diese verschiedenen Vertreter des Slawentums unterwegs miteinander in Verkehr traten, bedienten sie sich insgesamt beim Gespräch der — deutschen Sprache. Einer der am Gespräch teilnehmenden slawischen Brüder bemerkte unter allgemeinem Gelächter: »Die deutsche Sprache ist doch die allgemeine slawische.« Und alle Slawen, die zugegen waren, stimmten ihm zu.

— Wie wir dem Hannoverschen Kurier entnehmen, hat sich der Obst- und Gartenbauverein in Hannover (Vorsitzender: Stadtgartendirektor Trip) in seiner letzten Sitzung mit den **deutschen Pflanzennamen** beschäftigt, einem in unserer Zeitschrift wiederholt und zuletzt 1903 Sp. 275 und 341 erwähnten Gegenstande. Der Vortragende Herr Krone stellt die volkstümliche Abneigung gegen fremde, dem Gedächtnis unbequeme Namen fest und sieht es für eine Aufgabe der Gartenbauvereine und aller um Verbreitung der Blumenpflege bemühten Kreise an, fremde Namen, soweit sie sich noch nicht wie z. B. Kalla und Fuchsie Heimatrecht erworben haben, durch deutsche zu ersetzen und diese besonders durch Einwirkung auf die Schulen bekannt zu machen.

— In Berlin fand anfangs Dezember ein **Mundartenabend** statt; vielleicht zugkräftig, aber ungenau hatte man dafür das Schlagwort Heimatkunst gewählt. Eingeleitet wurde er durch Felix Dahns klangvolles Gedicht »An unsere Sprache« das in Breslau zu unserer letzten Hauptversammlung der Dichter selbst vorgetragen hat und das unsere Leser aus Deutscher Sprache Ehrenkranz S. 317 f. kennen. Hier sprach es Otto Sommerstorff, der später noch einmal als Vertreter der österreichischen Mundart mit eignen Gedichten auftrat, Max Hofpauer bot Bayerisches meist von K. Stieler, aber auch eigenes, Karl Junkermann Stücke aus Reuter, Fritz Brentano eigenes in rheinpfälzischer Mundart, Robert Johannes in ostpreußischer, Georg Zimmermann in sächsischer und Johannes Cotta in berlinischer. Die eigenartige Veranstaltung hatte den großen Saal der Philharmonie ganz gefüllt, und der

starke Beifall, den die vortrefflichen Leistungen ernteten, bezeugte das Verständnis und die Empfänglichkeit der Zuhörerschaft. Das könnten wohl manche unserer Zweigvereine, wie es teilweise schon geschieht, für ihre Versammlungen verwerten.

— Über die **Weltsprache** hat sich jüngst im Bayerischen Bezirksverein Deutscher Ingenieure zu München der Leipziger Physiochemiker Prof. Dr. Ostwald vernehmen lassen, und der Verein wird sich in seiner nächsten Sitzung mit der Frage beschäftigen, ob er sich der Bewegung anschließen solle. Der Redner begründete, warum weder das Latein noch eine der lebenden Sprachen zur Weltsprache geeignet sei, also eine künstliche neue Sprache geschaffen werden müsse, und behauptet, daß — mit Rücksicht auf die Überlastung unserer Jugend mit Sprachlernen — die Einführung einer Weltsprache einen besonderen Vorzug für Deutschland bedeute. Wie er sich diese Entlastung unserer Schulen nach Erfindung einer Weltsprache denkt, ist aus dem kurzen Berichte der Münchener Neuesten Nachrichten leider nicht zu ersehen. Wohl aber hat der Redner für diese Weltsprache den schon vorhandenen großen internationalen Sprachschatz an technischen Wörtern im Auge, der gewiß sehr groß und sehr international ist, d. h. Tausende von französischen und englischen und anderen Wörtern enthält, nur kein einziges deutsches, und damit dürfte der besondere Vorzug dieser Weltsprache für Deutschland schwer vereinbar sein. Hoffentlich werden sich die Deutschen Ingenieure, ehe sie sich ganz der Allerweltsprache verschreiben, darüber klar, daß bei einer solchen Unternehmung keinem anderen der beteiligten großen Völker eine ähnliche Selbstverleugnung und Preisgabe der eigenen Art zugemutet, daß keiner anderen Sprache so große Opfer auferlegt, so schwerer Schaden angetan werden würde, wie der deutschen.

— Der **Zweite Kunsterziehungstag** verhandelte vom 9.—11. Oktober 1903 in Weimar über »Deutsche Sprache und Dichtung«. Nicht alles geht uns hier an, was da der deutschen Schule zur Last gelegt wurde, voran Reglementiererei und Uniformiererei, unschöne, undeutsche Dinge, die auch den fremden Namen behalten mögen. Schon näher berührt uns die Klage über die — freilich auch noch anderen Wurzeln entwachsene — betrübliche Erscheinung, daß die plauder- und redselig zur Schule gekommenen Kinder nach wenig Jahren förmlich wortscheu, halb stumm werden. »Reden lassen! reden machen!« war daher eine Forderung, die aus Laien- und Lehrermunde immer wieder erschallte, und der vollendete Vortrag des preußischen Landtagsabgeordneten Pfarrer A. Hackenberg zeigte, wie beredt, packend und wahrhaft in schlichter, eindringender Sachlichkeit auch ein Deutscher reden kann. Aber Mittel, diese deutsche Maulfaulheit seiner Schüler zu bekämpfen, erfuhr der lauschende Lehrer nicht. Immerhin verdient beherzigt zu werden, daß die herrschende katechetische Lehrweise als ein Gedanken und Rede ertötendes Frage- und Antwortspiel verurteilt wurde, und nicht minder die Mahnung an die Lehrer, sich dem Schüler gegenüber mehr als Kamerad zu fühlen. Vollends die Erörterungen über »den schriftlichen Ausdruck (Aufsatz)« zerflatterten ganz, zumal der Berichterstatter über diesen Gegenstand weder die verschiedenen Schulgattungen genügend schied, noch die Frage überhaupt scharf genug unter den Gesichtspunkt der künstlerischen Gestaltung rückte. Nur darüber herrschte so ziemlich eine Stimme, daß vieles, was heut, zumal in der Volksschule, Aufsatz heißt, nichts als Wort für Wort eingeblasenes Nachstammeln sei; und daher war auch hier der Ruf nach Freiheit, nach Selbsttätigkeit — des Lehrers wie des Kindes — am Platze.

Ganz auf einem Gebiete, das auch der Sprachverein pflegt, bewegten sich die Vorträge und Erörterungen über »Lesen, Vorlesen und mündliche Wiedergabe des Kunstwerkes« (Berichterstatter: Otto Ernst), über »Das dichterische Kunstwerk in der Schule« (Berichterstatter: Dr. Heinrich Hart und Prof. Dr. Rud. Lehmann) und über »Den Deutschen und sein Verhältnis zur Dichtung« (Otto Ernst). Einerseits wurde das wenig innerliche Verhältnis des Deutschen zu den Werken seiner großen Dichter erklärt aus einem Zuwenig der Einführung, aus einer Voreingenommenheit gegen den befreienden Geisteshauch der Meister; konnte doch Heinrich Hart berichten, daß man an der Stätte seiner Jugendbildung von Goethe nur — Erlkönig und Wandelnde Glocke hatte gelten lassen. Anderseits und noch mehr wurde dafür gerade ein Zuviel des Erklärens in den Schulen verantwortlich gemacht, ein Mißbrauch der Kunstwerke zu unkünstlerischen Zwecken, indem diese durchaus »rationalisiert«, »vermoralisiert« und »trivialisiert« würden. Stephan Waetzoldt faßte im besonderen die Lehrer, die sich in den höheren Schulen an den Dramen unsrer Meister versündigen, in die drei Gruppen der »Aufbauarchitekten«, »Textgründlinge« und »Schuldschnüffler« zusammen. Freilich, wenn man die Behandlung einer Dichtung lediglich zur Stimmungssache verflüchtigte, da war es Rudolf Lehmanns gutes Recht, daran zu mahnen, daß die Schule doch noch andere ebenso wichtige Aufgaben habe, als die Pflege und Hätschelung selbstherrlicher Empfindung, nämlich Weckung des Gemeinsinns, des Pflichtgefühls, und daß sie dazu auch den Gehalt der Dichtungen nach allen Seiten, auch den sittlich-vaterländischen müsse ausnützen und bewußt machen dürfen. Den Höhepunkt erreichten diese Erörterungen jedoch, als in Otto Ernst ein Dichter so scharf als geistvoll gegen allen Mißbrauch der Dichtungen die Geißel schwang und dem herrschenden Brauche entgegen statt bloß richtigen, nüchtern verstandesmäßigen Lesens[1] wirklich künstlerischen Vortrag durch den Lehrer forderte und geradezu fortreißend selbst vorbildlich zeigte. Mit gerechtem Zorn tadelte er auch die Vernarrtheit des Deutschen in alles fremde Schrifttum von den russischen Erzählern bis zu den nordischen Problemdramen, englischen Albernheiten und französischen Schlüpfrigkeiten.

Das **Verhältnis des Deutschen zum Fremdwort** berührte Stephan Waetzoldt in seinem Vortrage »Der Deutsche und seine Muttersprache«, der sicher das Feinsinnigste, Durchdachteste und Überschauendste war, was den Teilnehmern der anregungsreichen Tagung geboten wurde. Der Vortragende erkannte ausdrücklich das verdienstliche Wirken des Sprachvereins und die Richtigkeit seiner Forderung an, kein Fremdwort für das zu gebrauchen, was deutsch gut ausgedrückt werden könne. Anderseits forderte er aber Duldung des Fremdworts überall da, wo dadurch eine Bereicherung, eine eigenartige Färbung des Gedankens erzielt werde. Ich bin der letzte, der diesen Gesichtspunkt außer acht lassen möchte, und kann mich zum Zeugnis des darauf berufen, daß ich in meinem Aufsatze »Lessing auf den Bahnen des Sprachvereins« (Wissensch. Beiheft Nr. 21, IV, S. 21) diesem Meister den gleichen Grundsatz nachgewiesen und zugebilligt habe. Aber etwas anderes ist es, wenn die Meister sich einmal so entscheiden, etwas anderes, wenn es so allgemein

1) Um über den »herrschenden Brauch« zu urteilen, müßte man den gesamten Unterrichtsbetrieb kennen. Mir geht nicht in den Sinn, daß die Mehrheit aller deutschen Lehrer zu unsern Dichtern nur ein nüchtern verstandesmäßiges Verhältnis hätten, also für den eigentlichen Gehalt ihrer Werke unempfänglich wären. Wer aber vom Geiste des Dichters selbst einen Hauch verspürt, der teilt ihn doch auch seinen Schülern mit — so gut er irgend kann. Str.

ausgesprochen wird.[1]) Denn daraus dürften leicht auch alle die eine Berechtigung zu gleichem Verfahren ableiten, die sich den Flitter der Fremdwörter nur umhängen, um die Blöße ihrer Gedankenarmut zu verdecken, die das Fremdwort wählen, damit sie eigenartige Gedanken wenigstens zu haben scheinen. Andere hochgebildete Völker bedienen sich ja fremder Wörter auch zu diesem Zwecke nur in bescheidenstem Maße, meist wenn sie in der Darstellung des Fremden dieses auch mit dem fremden Namen nennen und kennzeichnen wollen, und unsere Dichter haben noch immer, wo sie das Innerlichste, Abgeklärteste, Eigenartigste aussprachen, von dessen Ausdruck alle fremde Färbung abgestreift.

Zwickau i. S. Theodor Matthias.

— **Zur deutschen Einheitsschreibung.** Der Vorsitzende des Sprachvereins, Geheimer Oberbaurat Sarrazin, hatte dem preußischen Kultusminister den in der Septembernummer, Sp. 257 ff., veröffentlichten Aufsatz »Wichtige Entscheidungen zur neuen Rechtschreibung« überreicht mit der Bitte, die darin enthaltenen Anregungen gütig aufzunehmen und zur Beseitigung der noch bestehenden Abweichungen bei gegebener Gelegenheit die Hand bieten zu wollen. Darauf hat der Herr Minister Dr. Studt am 14. November geantwortet:

> Für die mit dem gefälligen Schreiben vom 4. September d. J. erfolgte Übersendung des von Ew. Hochwohlgeboren verfaßten, in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erschienenen Aufsatzes über »Wichtige Entscheidungen zur neuen Rechtschreibung« danke ich bestens. Ich habe von Ihren Ausführungen mit besonderem Interesse Kenntnis genommen und werde die von Ihnen gegebene Anregung, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, gern verwerten. Studt.

Bücherschau.

Ludwig Spilger, Flora und Vegetation des Vogelsbergs. Mit einem Vorwort von Professor Dr. A. Hansen. Gießen 1903.

Die botanische Schrift verdient Erwähnung in unsrer Zeitschrift, weil den lateinischen Pflanzennamen regelmäßig deutsche Namen zur Seite gestellt sind, und zwar diejenigen Namen, die W. Meigen in seiner uns wohl bekannten, vom Sprachverein mit einem Preise gekrönten Schrift über die deutschen Pflanzennamen vorgeschlagen hat. Möge Spilgers Verfahren, das wir A. Hansens Anregung verdanken, zahlreiche Freunde und Nachahmer finden! O. Behaghel.

Karl Storck, Geschichte der Musik. Mit Buchschmuck von Franz Stassen. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung, 1904. I. Abteilung (vollständig in vier Abteilungen zu 2 ℳ.).

Der durch seine »Deutsche Literaturgeschichte« auch unsern Lesern bereits bestens bekannte, als Musik- und Kunstkritiker in den weitesten Kreisen genannte Schriftsteller beschenkt uns jetzt mit einer Geschichte der Musik, die wir auch an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen dürfen. Wendet sich doch der Verfasser an den großen Kreis der Musikfreunde und Musikliebhaber, an das musikalische deutsche Haus, und zwar in einer Sprache, die — fein und rein — wohltuend belehrt und belehrend wohltut. Gleich Johann Sebastian Bach möchte er sein Werk »denen Liebhabern zur Gemütsergötzung« anempfehlen. »,Dilettant' hat im Laufe der Zeit eine üble Bedeutung erhalten, die ein Mann von Sprachgefühl mit dem ,Liebhaber' niemals verbunden haben würde. Nun ist das Wort ,Dilettant' ja zwar ein Fremdwort, die ,Musikdilettanten' im bösen Sinne aber sind leider bei uns ein sehr häufiges Gewächs. Ihre Zahl ist im gleichen Maße gestiegen, wie die der wahren Liebhaber abgenommen hat.«

Der hier vorliegende 1. Teil des Werkes umfaßt die Anfänge der Musik bis in das Mittelalter hinein; der Abschnitt: »Die weltliche Musik« bringt uns von altnordischem und altgermanischem Singen willkommene Kunde.

Das Unternehmen sei unsern Lesern schon heute wärmstens empfohlen; der billige Preis der vier einzelnen Abteilungen erleichtert die Anschaffung dieses echten und rechten Hausbuches, auf das wir nach Abschluß noch einmal zurückzukommen gedenken.

Günther Saalfeld.

Ernst Lößnitzer, Großes deutsches Kochbuch der feinen und guten bürgerlichen Küche. Dresden 1903, Wilh Baensch. VI und 803 S. Preis 12 ℳ.

Freunde und namentlich Freundinnen der Sprachreinheit seien auf ein neu erschienenes wirklich deutsches Kochbuch hingewiesen, in dem alle irgend entbehrlichen Fremdwörter streng vermieden sind. Der Verf., Ernst Lößnitzer, ist in den Kreisen des Deutschen Sprachvereins wohl bekannt als einer der tapfersten Vorkämpfer für die Sprachreinigung auf dem Gebiete der Kochkunst; er ist fachmännischer Mitarbeiter an unserer »Deutschen Speisekarte« und Herausgeber eines bereits in zweiter Auflage erschienenen Verdeutschungswörterbuches der Fachsprache der Kochkunst und Küche (vgl. Zeitschr. 1903 Sp. 310). Sein neues, groß angelegtes Werk, an dem er seit seinem Übergange in den Ruhestand mit rastlosem Fleiß gearbeitet hat, ist der Niederschlag einer 35 jährigen vielseitigen Berufstätigkeit. Es enthält 2537 Bereitungsvorschriften (früher Kochrezepte genannt) ebenso für die feine wie für die bürgerliche Küche, in reiner deutscher Sprache abgefaßt. Zahlreiche Abbildungen, die zum Teil nach selbstaufgenommenen Photographien hergestellt sind, dienen zur Veranschaulichung. Die fremdländischen Namen sind bei jeder Speise in Klammern hinzugefügt. Am Schlusse sind alle deutschen und fremden Bezeichnungen nach der Buchstabenfolge aufgeführt. Diese Zusammenstellung füllt trotz des kleinen Druckes doch nicht weniger als 73 Seiten. Man sieht hieraus, welche gewaltige Fülle von Stoff in diesem Buche verarbeitet ist. In dem Vorwort sind gemeinverständliche Vorbemerkungen über Kücheneinrichtung, Nährwert und Beschaffenheit der Nahrungsmittel, Warenkunde u. a. vorausgeschickt; auch ein Jagdkalender ist beigegeben.

Daß auch der Inhalt dieses glänzend ausgestatteten Werkes allen Ansprüchen genügt, darf man bei der hohen Achtung, die der Verf. unter seinen Fachgenossen genießt, als sicher voraussetzen. Er ist Ehrenmeister der Köche-Innung zu Berlin und Ehrenmitglied der Kochvereine zu Berlin, Breslau, Leipzig und Dresden. Hoffentlich wird auch dieses Buch Lößnitzers das Seine dazu beitragen, daß die immer noch so zahlreichen Fremdwörter der Küchensprache mehr und mehr verdrängt und durch gute deutsche Ausdrücke ersetzt werden.

F. W. Eitzen, Verkehrsdeutsch und — verkehrtes Deutsch. Leipzig 1903, H. Haessel. 2 ℳ.

Daß die Sprache des Kaufmanns in bezug auf Sprachreinheit, Natürlichkeit, Gefälligkeit und Sprachrichtigkeit viel zu wünschen übrig läßt, wird jetzt von den Angehörigen dieses Standes selbst zugegeben. In anschaulicher Weise werden diese Mißstände beleuchtet durch die vorliegende, unlängst erschienene Schrift von Eitzen. Der Verfasser, Mitglied unseres Gesamtvorstandes und Vorsitzender des Hamburger Zweigvereins, ist in kaufmännischen Kreisen durch sein Wörterbuch der Handelssprache (Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch, Leipzig, Haessel) bekannt. Für die Sprachreinigung auf kaufmännischem Gebiete trat er ein in seiner Schrift »Fremdwörter der Handelssprache« (Leipzig 1894, Haessel), welcher eine auch selbständig erschienene lesenswerte Abhandlung »Vom Mißbrauch der Fremdwörter im Handel« vorausgeschickt ist. In seiner neuen Schrift wendet er sich gegen das schlechte Deutsch, das sich so häufig in der Verkehrssprache des Kaufmanns findet. Er weist seine Berufsgenossen darauf hin, daß ihre Sprache vielfach an Schwulst und Unklarheit leidet, daß sie wunderliche Ausdrücke und Redewendungen gebrauchen, die von dem guten Sprachgebrauch abweichen, daß auch schwerere Verstöße gegen die

---

1) So könnte man selbst »per sofort, pro Monat, à Stück« damit in Schutz nehmen wollen, sie vermehren die Möglichkeiten des Ausdrucks und verleihen einen kräftigen Geruch nach Heringstonne oder Kontor. Es gibt eigentlich gar kein Wort ohne eigenartige Färbung. Str.

Sprachlehre nicht selten vorkommen. Aber dies geschieht nicht in Form einer Stillehre, er gibt keine wissenschaftlichen Auseinandersetzungen — als praktischer Kaufmann weiß er nur zu gut, daß seine Berufsgenossen in der Eile der Arbeit nicht die Muße haben, lange Abhandlungen durchzustudieren, daß sie mit wenig Worten wissen wollen: muß ich so oder so schreiben? ist der in die Feder kommende Ausdruck gut deutsch oder nicht? Diesem Bedürfnisse des praktischen Lebens will Sitzen durch die eigenartige Anordnung seiner Schrift entgegenkommen. Sie besteht aus zwei Teilen. In dem »alphabetischen Teil« führt er unter Stichworten alle die Wörter und Wendungen der kaufmännischen Sprache auf, an denen man Anstoß nehmen kann, unter der Überschrift »Nicht«. Daneben steht eine Spalte, betitelt »Sondern«, in der er eine Verbesserung dafür vorschlägt. Besondere Zeichen deuten an, ob der Ausdruck mundartlich oder altertümelnd ist, ob er unrichtig oder weniger empfehlenswert oder unklar ist« u. ä. Hinter der Verbesserung steht eine Ziffer, die auf den zweiten Teil des Buches hinweist. Dieser enthält die »Gründe«, warum die getadelten Ausdrücke verbessert werden sollen. Auch hier läßt er sich nicht auf ausführliche, wissenschaftliche Erörterungen ein, sondern kurz und bündig, oft in munterem und launigem Ton gibt er die erforderlichen Aufklärungen. Dabei sucht er das vaterländische Gefühl anzuregen, indem er gegen Französelei und Engländerei ankämpft. Besonders tritt er für Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks ein gegenüber der vielfach verschrobenen und gespreizten Schreibweise des Kaufmanns. Der Nichtkaufmann ahnt ja nicht, daß man in der Handelssprache Rechnungen bereinigt oder reinigt oder ebnet, d. h. bezahlt, daß man Rechnungen begleitet d. h. übersendet, daß man Waren abrichtet d. h. sendet, daß Wechsel verehrt oder geschützt, d. h. bezahlt werden, daß eine Anschaffung soviel ist wie Zahlung und mein Jüngstes nicht ein Kind bezeichnet, sondern ein Schreiben aus jüngster Zeit.

In den »Gründen« fußt der Verfasser auf den bekannten Schriften über Sprachgebrauch, namentlich auf den Sprachdummheiten Wustmanns, dem er sich in der Abneigung gegen Neubildungen allzusehr anschließt. Auch sonst kann man gegen manche seiner Aufstellungen Einwendungen erheben. Aber wenn er auch manchmal zu streng vorgeht, so ist das nicht so schlimm: er will ja nicht ein Lehrbuch des Sprachgebrauchs geben, sondern ein praktisches Nachschlagebuch, aus dem sich der Kaufmann im Drange der Arbeit Rats erholen kann. Und was er in den Verbesserungen vorschlägt, ist durchaus empfehlenswert. Daher kann man nur wünschen, daß unsere Kaufleute von diesem handlichen Hilfsmittel zur Erzielung einer besseren Ausdrucksweise recht fleißig Gebrauch machen.

Dresden. Hermann Dunger.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Zur Frage der Sprachreinigung. Von S. B. — Rheinisch-Westfälische Zeitung vom 24. März 1903.

Zu welchen Geschmacklosigkeiten man kommen kann, wenn man die Sprache nicht rein hält, zeigt der Verfasser an einer Sprachblüte, die mit dem schönen Satze beginnt: »Die rapide Depression auf industriellem Gebiete, welche nach der phänomenalen Hochkonjunktur so energisch einsetzte, erheischte die strikte Beachtung des so evident richtigen Axioms, sich dem aktuellen Konsum zu akkommodieren.« Um aber zu beweisen, daß man dieselben Gedanken auch gut deutsch ausdrücken kann, gibt er eine deutsche Übersetzung dazu: »Der sich schnell vollziehende Niedergang auf dem gewerblichen Gebiete, welcher nach der außergewöhnlichen Hochbewegung so kräftig einsetzte, erheischte, dem entschieden richtigen Grundsatze zu folgen, sich dem vorhandenen Verbrauche wieder anzupassen.«

Die Fachausdrücke im grammatischen Unterrichte der einfachen Volksschule. — Ostfriesisches Schulblatt Nr. 16 vom 15. August 1903.

Es werden drei Forderungen aufgestellt und überzeugend begründet: 1. Nur deutsche Fachausdrücke sind im Sprachunterricht der Volksschule zu gebrauchen und zwar für jeden Begriff nur eine Bezeichnung. 2. Die zu wählenden deutschen Fachausdrücke müssen zutreffend und faßlich sein. 3. Die Zahl der Fachausdrücke ist nach Möglichkeit zu beschränken; bei ihrer Wahl berücksichtige man nur die bereits vorhandenen. Warm empfohlen wird das 7. Heft der Verdeutschungsbücher des A. D. Spr., »Die Schule« von Dr. Karl Scheffler.

Der Name Elsaß und seine Erklärungen. Von Dr. M. — Straßburger Post vom 11. und 18. September 1903.

Was bedeutet der Name Elsaß? Diese Frage ist sehr alt, beinahe so alt, als die Entstehung des Namens Elsaß selbst, der zuerst im 7. Jahrhundert bei dem lateinisch schreibenden Geschichtsschreiber Fredegar, einem Franken, auftritt. Denn der erste Versuch, den Namen zu erklären, findet sich in einer Urkunde des Jahres 959, in der das Land in deutlicher Anlehnung an den Illfluß Hillisazaas heißt. So viel Anklang diese Ableitung im Mittelalter aber auch gefunden hat, so sehr ist sie zu verwerfen, da die ältere Form des Namens Alesacius ist. Im 16. Jahrhundert faßte man das Elsaß als Edelsaß, entweder, »weil vil vom Adel darinnen wohnen«, oder wegen der Fruchtbarkeit des Landes und besonders seiner edlen Weine. Neue Deutungsversuche brachte erst das 19. Jahrhundert. So erklären Strobel und Boyer den Namen Elsässer als Landsassen von allerlei Herkunft. Alle diese Deutungsversuche sind unhaltbar. Dagegen hat offenbar das Richtige schon 1837 Zeuß (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme.) gefunden, der das Wort in die beiden Bestandteile ali und saz zerlegt und als fremdes Land deutet. So konnten es gar wohl die rechtsrheinischen Franken nennen, von denen der Name stammen soll, nachdem sich ihre Stammesgenossen in dem von ihnen eroberten Alemannenlande, also unter einer stammfremden Bevölkerung, niedergelassen hatten.

Elsaß — Erlenland? Von Dr. F. Mentz. — Straßburger Post vom 17. Oktober 1903.

Der Aufsatz wendet sich gegen einen Herrn A. T., der in Nr. 921 der Straßburger Post den Namen Elsaß mit andern, auch mit Els beginnenden Namen in Zusammenhang bringt und daraufhin als Erlenland deutet. Indessen ist es um so fraglicher, ob die angezogenen Ortsnamen mit dem Baumnamen Else zusammenhängen, als dieser nicht elsässisch, sondern niederdeutsch ist. Auch läßt sich die Endung ass unmöglich mit A. T. als eine ursprünglich tonlose Endung erklären, die dann betont worden sei. Viel wahrscheinlicher ist es dem Verfasser, daß Elsaß »der Sitz in der Fremde« bedeutet (vgl. oben), zumal die Erle weder jetzt noch früher ein dem Elsaß eigentümlicher Baum gewesen ist.

Eisenberg. Max Erbe.

Geographische Namen. Von Prof. Dr. Schlemmer. — Reichsbote vom 3., 10., 16. und 23. Mai 1903.

Der inhaltreiche Aufsatz beginnt mit einem geschichtlichen Überblick über die Namenforschung im allgemeinen, streift die Aussprache und wendet sich dann ausführlicher den deutschen Namen im besondern zu mit Berücksichtigung der keltischen Ansprüche im Südwesten, der slawischen im Osten. Es folgen Beobachtungen über den Wert der Namen für Erkenntnis der Eigenart von Völkern und Zeiten, und eine Betrachtung der dafür besonders bezeichnenden Namen Nordamerikas bildet den Schluß der ganzen sehr anregenden Darlegung. Str.

Rotwelsch. — Braunschweigische Landwirtschaftliche Zeitung Nr. 35 vom 28. August 1903.

Die deutschen Geheimsprachen sind den meisten unsrer Leser durch Prof. Friedrich Kluges Aufsatz Jahrg. 1900 in Nr. 1 u. 2 bekannt. Die Sprache der Viehhändler und Schlachter im Braunschweigischen ist davon eine Spielart, wie schon die Zahlwörter in dem folgenden Satze zeigen: Gralt de Baas, Zipps churge harz nah S. un passe von den Binken T. de kiewigsten thros Brunschen un Piepe zinks Lobben kiewig; d. h. Sagt der Meister, Geselle geh nach S. und kaufe von dem Bauer T. die besten drei Ochsen und gib 500 Taler. Str.

Sprachreinigung. — Militär-Wochenblatt Nr. 84, Sp. 2047 ff., 8. Oktober 1903.

Gerade als die deutsche Heeresverwaltung in noch unaufgeklärtem Widerspruche mit sich selbst den »Roßarzt« zu einem für Tausende ganz unverständlichen »Veterinär« herabsetzte, brachte

das Militär-Wochenblatt diesen erfreulichen Beitrag eines guten Freundes der Sprachreinigung. Er bekämpft eine Anzahl bestimmter Stilfehler, die meisten mit gutem Recht. Aber in einem Falle ist er zu streng, nämlich in bezug auf die Verwendbarkeit der Zusammensetzungen mit -weise. Zwar von »zuschandenen« Sachen darf nur die gute Frau Buchholzen reden, aber so gut wie z. B. die »vorhandenen« Bestände unbestritten sind, hat sich auch der Übergang jener ursprünglichen Umstandswörter in die Klasse der Eigenschaftswörter mit der Zeit vollzogen. Dem Sprachgefühl geschieht sein volles Recht, wenn diese doch auch erfreuliche Weiterbildung vor den Zusammensetzungen Halt macht, deren erster Bestandteil selbst ein Eigenschaftswort ist; gleicher- oder glücklicherweise u. a. bleiben was sie sind. Th. Fontane hat einmal (Vor dem Sturm S. 176) gleich nebeneinander: »freilich nur mit teilweisem Erfolg. Über sprungweise Konversation kam man nicht hinaus«, und in dieser Zeitschr. 1897, Sp. 246, vgl. 1903, Sp. 93 sind noch ganz andere Vorgänger genannt. Schlechthin verdammen kann man also diese Verwendung heute nicht mehr, mag man sie auch, wie Th. Matthias (Sprachleben und -schäden S. 33) will, — vorläufig oder hauptsächlich — auf die Verbindung mit verbalen Hauptwörtern beschränken, also trotz sprungweisem Vorgehen und teilweiser Zerstörung den teilweisen Erfolg noch ablehnen.

Die ausgesprochene Voraussetzung des Verfassers, daß die Sprachbewegung in manchen Kreisen der Armee noch immer nicht das richtige Verständnis finde, wird bestätigt durch eine unserer Zeitschrift auch aus dem Heere zugegangene Anregung, die sich auf den Roman, »Jena oder Sedan?« bezieht. Darin kommen, außer einem Regimentsbefehl im Wortlaute, Tagebuchaufzeichnungen des Leutnants Reimers über Äußerungen seines Regimentskommandeurs und der Schlußsatz eines Briefes des Hauptmanns Günz an die Waffenfabrik, endlich mehrere Fußnoten zur Erklärung von Heereseinrichtungen vor, lauter Probestücke echten Bureaustils. Der Verfasser unserer Zuschrift glaubt nun in dem schroffen Gegensatze dieser Teile zu der Schreibweise des ganzen Romans eine Absicht des Schriftstellers zu erkennen und bedauert, daß sich diese nicht auch noch zu einem ausdrücklichen Tadel des veralteten Zopfes verdichtet habe. Denn so kräftig auch s. Z. die flotte und prächtige kleine Schrift »Vom militärischen Stil« von W. v. U. (Verlag von Mittler u. Sohn. Berlin 1899. 0,90 ℳ. Vgl. Zeitschr. 1900, Sp. 36ff.) gewirkt habe, würden doch einige frische Worte zugunsten einer reinen, einfachen, zeitgemäßen Schreibart auch heute wieder im Heere gute Dienste leisten.

Str.

Der Deutsche und seine Sprache. Von Prof. Dr. Oskar Weise. — Mississippiblätter. St. Louis, 11. Oktober 1903.

Eine knappe Übersicht über die ganze Entwicklung der deutschen Sprache.

Wanderungen an den deutschen Sprachgrenzen Welschtirols. — Potsdamer Intelligenzblatt Nr. 283. 3. Dez. 1903.

Rechnungsrat Hoke berichtet von einer wohl gelungenen Sommerreise durch Täler und Berge Südtirols, den Schauplatz für die lebhaften Angriffe der Lega nazionale gegen das uralte Deutschtum des Landes. Der Stadtrat von Trient duldet keine deutschen Straßen- und Firmenschilder, nicht einmal deutsche Grabinschriften! Lehrer und Geistliche stemmen sich in ihren kleinen Gemeinden erfolgreich gegen die Verwelschung. Für diese Wackern ist jeder deutsche Wanderer eine Ermutigung; möchten künftig recht viele dem hier gebotenen Beispiele folgen! Str.

Übersetzerelend. Von Dr. Max Meyerfeld. — Frankfurter Zeitung Nr. 342 vom 10. Dezember 1903.

Über die Masse gewerbmäßig hergestellter schlechter Übersetzungen ist Zeitschrift 1900 Sp. 13ff. u. Sp. 149 geklagt worden. Meyerfeld singt dasselbe Lied in anderem Ton. Er stellt dabei den Satz auf, daß bei uns viel zu viel übersetzt werde, tritt aber der Meinung, daß sich daran die urteilslose Bewunderung des Deutschen für alles Fremde erweise, entgegen. Str.

Die fremdsprachige Presse und das Reichspreßgesetz. Ein Antrag für den Deutschen Reichstag. — Der Gesellige. Graudenz, 11. Dezember 1903.

Der Antrag, der auf die Anerkennung des Deutschen als Staatssprache zielt, will für den öffentlichen Verkehr bestimmte politische Druckschriften jeder Art in einer andern als der deutschen Sprache im Reichsgebiete nur dann zulassen, wenn sie gleichzeitig den vollständigen Wortlaut in genauer Übersetzung bringen. Str.

Die Schriftleitung (Berlin NW 52, Paulstr. 10) stellt die obigen und früher hier genannten Aufsätze — nicht die besprochenen Bücher — gern leihweise zur Verfügung.

Aus den Zweigvereinen.

(Aus Mangel an Raum müssen leider mehrere Vereinsnachrichten für die Februarnummer zurückbleiben.)

Berlin-Charlottenburg. Das Winterhalbjahr wurde am 29. Oktober durch einen Vortrag des Prof. Dr. Wunderlich eröffnet über Das Glück. Die Wandlungen in der deutschen Auffassung und Benennung (vgl. Sp. 3ff. und die vor. Nr.). — Am 17. November trug Dr. Julius Stinde, der vielgepriesene Verfasser der »Familie Buchholz«, ostholsteinische Volksmärchen vor. Diese Märchen, die vielleicht zu dem Köstlichsten gehören, was der gesunde, sich an keine künstlerische Regel bindende Volksgeist geschaffen, rissen die Zuhörerschaft zu begeistertem Beifall hin. Wohl wenige der Versammelten hatten sich träumen lassen, daß so herrliche Schätze volkstümlicher Dichtung, nahe daran, der Vergessenheit anheimzufallen, eben erst an das helle Licht der großen Öffentlichkeit gezogen und gesammelt worden waren von einem Manne, der, selbst ein Holsteiner, es wie ein anderer Grimm verstanden hat, dem Munde der Alten und Ältesten die Weisheit der grauen Vorzeit zu entlocken und sie der staunenden Zukunft zu erhalten. Was dieser Mann, seines Zeichens Gymnasialprofessor in Oldenburg, mit Namen Dr. Wilhelm Wisser, in stiller, unermüdlicher Arbeit gesammelt und wovon er schon dies und jenes herausgegeben unter dem Titel »Wat Grotmoder vertellt. Ostholsteinische Volksmärchen. Leipzig 1903«, ausgewählt vom Prüfungsausschuß für Jugendschriften zu Altona, Hamburg und Kiel — davon gab uns Dr. Stinde einige auserlesene Proben. Wir wissen dem vortrefflichen Dolmetscher des erdfrischen, unentweihten Volksgeistes herzlichen Dank dafür. — Am 7. Dezember sprach Oberlehrer Dr. Philipp Simon über Heimatkunst. Er legte eingangs dar, wie die Heimatkunst und der Deutsche Sprachverein derselben Einsicht ihr Entstehen verdanken, wie gerade in den Werken mit echt landschaftlicher Eigenart schwerlich ohne Grund ein Fremdwort stehe für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann, wie sich im Gegenteil häufig landschaftliche Ausdrücke fänden, die geeignet seien, fremde zu verdrängen, da sie als Kinder der Scholle am leichtesten in neue Verhältnisse hineinwüchsen; er ging dann auf Namen und Begriff der Heimatkunst ein, zeigte, daß, obwohl der Name erst wenige Jahre alt, die Sache selbst nichts anderes sei als ein starker, des öfteren wiedergekehrter Gegendruck des schwer beweglichen Michels, der, wenn er sich lange genug unter das Joch des Auslandes gebeugt habe, sich auch im Schrifttum auf sich selbst und seine Kraft besinne. Mit Bartels in seiner »Geschichte der deutschen Literatur« unterschied der Vortragende drei Zeitabschnitte der Heimatkunst. Der erste werde gekennzeichnet durch Pestalozzis 1781 erschienenes Buch »Lienhard und Gertrud«, den ersten deutschen wirklichen Volksroman, in dem zum ersten Male neben der Nationaldichtung die Stammesdichtung zur Geltung komme, und durch Johann Peter Hebels 1803 veröffentlichte »Alemannische Gedichte«. Den zweiten Abschnitt vertreten Jeremias Gotthelf, der eigentliche Vater der Heimatkunst, der bäurische Homer, wie man ihn nicht ganz mit Unrecht genannt habe, daneben Otto Ludwig, der Thüringer, Klaus Groth, der Schleswig-Holsteiner, und vor allem der große Mecklenburger Fritz Reuter. Die Brücke zum dritten Abschnitte werde geschlagen durch Storm und Wilhelm Raabe, durch Rosegger, Anzengruber und Pichler, durch Ganghofer und durch Willibald Alexis; Stürmer und Dränger wie Detlev v. Liliencron seien sein Herold, bis der sechzigjährige Fontane auf den Schild gehoben worden sei, und zu beiden habe sich mit den »Webern«, dem »Collegen Crampton«, dem »Biberpelz« und dem »Fuhrmann Henschel« der Bühnendichter der Heimatkunst, Gerhard Hauptmann, gesellt, der überhaupt sein Bestes der Mutter Erde

verdanke. — Den Schluß des warm aufgenommenen Vortrages bildeten Proben, u. a. Gotthelfs lebensvolle Erzählung »Wie Joggeli eine Frau sucht«.

Dresden. In der ersten Winterhälfte wurden folgende Vorträge gehalten: im September berichtete Konrektor Rachel über die Hauptversammlung in Breslau; im Oktober behandelte Konrektor Dunger einige Fragen des Sprachgebrauchs (»fußfrei«, »Allgemeiner Deutscher oder Deutsche Sprachverein?«, s. Nr. 11 und 12 der Ztschr.); im November gab Dr. Scheinert einen Bericht über das Behaghelsche Buch Die deutsche Sprache, um auf die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts aufmerksam zu machen. Die Dezemberversammlung bot zwei Vorträge: Dr. Karl Müller sprach über Herder in seinem Verhältnis zur Sprache; er wies darauf hin, daß Herder über Sprache, Dichtkunst, Volkstum und ihr gegenseitiges Verhältnis ganz neue Anschauungen geschaffen habe, und zeigte zugleich, daß Herder für unsre deutsche Sprache auf dem Gebiete der Prosa die gleiche gewaltige Wirkung gehabt habe, wie Klopstock in der dichterischen Sprache. Sodann sprach Pfarrer Anz aus Windhuk über Nöte, Kämpfe und Siege der deutschen Sprache in Deutsch-Südwestafrika; er erntete für seine von warmer Begeisterung für deutsche Sprache und deutsches Volkstum durchdrungenen Ausführungen lebhaften Beifall und erweckte den Wunsch, daß dem ersten und bisher einzigen Zweigverein im deutschen Kolonialgebiete bald noch andere folgen mögen als wackere Vorkämpfer für das Recht und Vorrecht unsrer Sprache in unsern deutschen Kolonien. — Außerdem wurden an zwei Abenden auch mundartliche Vorträge geboten: im September trug Privatlehrer Kell aus Riedels vogtländischen Dichtungen vor, im Oktober las Prof. Zschalig eigene Dichtungen in Rochlitzer Mundart. Beide Darbietungen wurden sehr beifällig aufgenommen und zeigten, daß der Vorstand mit seinem Beschlusse, solche mundartlichen Vorträge öfter zu bringen, den Wünschen der Mitglieder entgegengekommen ist. An den ersten drei Vereinsabenden wurden auch zahlreiche Anfragen beantwortet und von verschiedenen Seiten kleine sprachliche Mitteilungen gemacht.

Hannover. Am 17. November hielt im Kestnermuseum der Begründer des Zweigvereins, Dr. Günther Saalfeld vor einer Menge von Zuhörern einen fesselnden Vortrag über Gustav Freytag und sein Verdienst um das Deutschtum.

Magdeburg. Am 30. November hielt der Verein seine zweite Versammlung in diesem Winter ab. Den Anwesenden wurde ein hoher Genuß bereitet. Pastor Warneke aus Braunschweig sprach über Wilhelm Raabe, dem er persönlich nahe steht. Zuerst kennzeichnete er in feinster Weise die Eigenart seiner Dichtungen. Raabe, lange verkannt, wird jetzt von den maßgebenden Beurteilern unseres Schrifttums zu den größten lebenden Dichtern unseres Volkes gezählt. Seine Eigenart ist, ein deutscher Humorist zu sein. Seinen Humor bewährt er durch seine Liebe zu den sonderbaren Menschen, wie sie namentlich die deutsche Kleinstadt noch beherbergt, zu der schlichten Landschaft, an der andere achtlos vorübergehen, aber auch durch seinen Sinn für komische Wirkungen. Ein Deutscher ist er, weil er die bezeichnenden Eigenschaften eines deutschen Mannes im höchsten Maße besitzt, weil er frei und treu ist, frei: denn er hat seine Persönlichkeit durchgesetzt, Treue in seiner Liebe zur Heimat, im Glauben an sein Volk, im Einssein mit Gott. Wirklichkeitssinn und Romantik ist aufs innigste in ihm verbunden. Sein Blick ist nach den Sternen gerichtet, aber er hat auch ein Auge für die Gasse. — An diese seine Zeichnung des Dichters, die durch Ausführungen aus seinen Werken Licht und Farbe erhielt, knüpfte der Vortragende eine humorvolle Schilderung des nicht weniger liebenswürdigen Menschen, ein hoher Genuß für die Zuhörer, die augenscheinlich alle zu der großen Raabe-Gemeinde gehörten. — Im zweiten Teile der Sitzung teilte der Vorsitzende mit, daß der Leiter des »Zentral-Anzeigers« in entgegenkommender Weise dem Zweigverein eine Sprachecke eingeräumt hat. Im Anschluß an die vom Gesamtvereine gestellte Preisaufgabe schilderte er die Sprachverderbnis in unserem Handelsstande. Im Dezember soll ein Rundschreiben an eine große Zahl hiesiger Kaufleute versandt werden. Schließlich besprach er noch eine eigentümliche deutsche Redewendung und richtete besonders an die anwesenden Frauen die Aufforderung, für die Benutzung der deutschen Tanzkarte zu wirken.

Marburg a. d. Drau. In der Dezemberversammlung hielt Pfarrer Ludwig Mahnert einen Vortrag über Luther und die deutsche Sprache. In nahezu zweistündiger Rede besprach er Luthers bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiete unserer Muttersprache, seinen Kampf gegen ihre Verwelschung und Verfälschung und zeigte durch das Vorlesen mehrerer Stellen aus Luthers Bibelübersetzung, wie sehr sich diese vor anderen Übersetzungen der Bibel durch die Schönheit und Kraft der Sprache auszeichnet. — Nachdem Frau Lindl einen Zeitungsaufsatz, der von Fremdwörtern strotzte, in richtigem Deutsch wiedergegeben hatte, erfreute der k. k. Finanz-Oberkommissar Dr. Alois Tschmalitsch die zahlreichen Zuhörer durch sein meisterhaftes Geigenspiel, das Musiklehrer W. Köhler auf dem Flügel begleitete.

Münster, Westfalen. Ende November hielt der Vorsitzende Herr Mattias Linhoff einen Vortrag über die neue deutsche Schreibung. Er schilderte zunächst, wie man zu der bisherigen Schulschreibung gekommen sei. Hierauf legte er dar, wie sich die neue Schreibung von dieser unterscheide. Nachdem er dann anerkannt hatte, daß sie vor ihr, von einigen Einzelheiten abgesehen, entschiedene Vorzüge enthalte, gab er dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck, daß sie in nicht allzu ferner Zeit nach dem Grundsatze der Lauttreue weiter verbessert werde, und daß man so schließlich zu einer wirklich guten deutschen Schreibung gelange. Der Vortrag fand lebhaften Beifall.

Neunkirchen. Der Schriftführer, Rektor J. Braun, eröffnete die leider nicht sehr zahlreiche Hauptversammlung am 12. Dezember mit einem warmen Nachrufe für den verstorbenen Vorsitzenden des Vereins, Hüttendirektor Braune, dessen Verdienste um die Vereinssache er gebührend würdigte. Zu Ehren des Verstorbenen erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen. Der Schatzmeister, Herr August Psotta, legte die Rechnung ab, die nach Prüfung richtig befunden wurde, worauf der Vorstand Entlastung erhielt. Bei der Vorstandswahl wurden gewählt die Herren Oberlehrer Kretzschmar zum ersten, Hüttendirektor Turk zum stellvertretenden Vorsitzenden, Hüttenbeamter August Psotta zum Schatzmeister, Rektor J. Braun zum ersten und Buchdruckereibesitzer Bauer zum stellvertretenden Schriftführer. In der sich anschließenden Besprechung wurden eine Reihe von Anregungen zur Neubelebung des Vereinslebens gegeben, die schon in nächster Zeit in Wirksamkeit treten sollen.

Rudolstadt. In der reichlich besuchten ersten Winterversammlung unseres Zweigvereins, die wie immer in der »Krone« abgehalten wurde, sprach Prof. Dr. Krautze über Ortsnamen. Auf Grund langjähriger eingehender Studien führte er die Zuhörer in fesselnder Weise in die auf diesem Gebiete auftretenden Fragen ein und zeigte an zahlreichen, der hiesigen Gegend entnommenen Beispielen, worin der Reiz und die Bedeutung der Erforschung der Ortsnamen liegt, nämlich in dem Umstande, daß sie als »redende Namen« anzusehen sind. Sie geben uns Nachricht über die ursprüngliche Beschaffenheit des Ortes und haben so den Wert geschichtlicher Urkunden. — Die nächste Sitzung, in der über die Errichtung eines Reichsamts für deutsche Sprache verhandelt werden soll, wurde auf den 23. Januar festgesetzt.

Wien. Am 11. November 1903 erfreute uns Professor Dr. Primus Lessiak durch einen Vortrag über Sprachinseln in Krain und Italien. Er hat die deutschen Sprachinseln in Zarz und Weißenfels, in den sieben und dreizehn Gemeinden usf. besucht, den dort bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zugewendet, die alten deutschen Mundarten auf ihre Zugehörigkeit zum Gotischen und Bayerischen geprüft und in seinen Vortrag lehrreiche Proben eingeflochten. Die Aussichten für die Erhaltung des Deutschtums in jenen Gegenden sind trüb. Geradezu überraschend wirkte es, als Dr. Rudolf Außerer den gleichen Stoff im Anschlusse an den Vortrag geschichtlich und zwar insbesondere, was die im italienischen Tirol eingeschlossenen deutschen Sprachgebiete betrifft, unter Anführung von Urkunden eingehend beleuchtete. Auch seiner Ansicht nach ist dem Deutschtum in den Sprachinseln kaum eine längere Dauer zuzusprechen. — Herr Engelbert Keßler wies auf die Bedrängnis der Deutschen im Oberwallis hin. Er hat gerade hier die Erfahrung gemacht, wie dankbar die Bewohner für jede Auffrischung ihres Volkstumes durch Besuche Deutscher und für jede deutsche Ansprache sind. Er beantragte, der Vorstand möge bei dem deutsch-österreichischen Alpenverein und bei dem österreichischen Touristen-Club anregen, daß der jährlich sich erneuernde Reisestrom der Deutschen in die Sprachinseln gelenkt und das deutsche Wesen dadurch belebt und vor dem Ersterben bewahrt werde. —

Alle drei Vorträge ernteten reichen Beifall; mit dem Antrage des Herrn Keßler wird sich der Vorstand beschäftigen.

Wiesbaden. Der Zweigverein blickt bereits auf zwei Äußerungen seines Lebens im Winterhalbjahr zurück. Am 12. Oktober fand die erste Versammlung statt. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Brunswick, gab über die Breslauer Tage aus freudigster Erinnerung Bericht. Die Grundtöne waren — gewiß gleich denen aller anderen Berichterstatter der Zweigvereine —: Befriedigung über die Bekanntschaft mit einer Perle unter den preußischen Provinzen, Dankbarkeit für den herzlichen Empfang in »Gruß Brassel« und die vielseitigen Anregungen, welche die Versammlung gewährte, Genugtuung über das wachsende Ansehen des Vereins, seine reiche und tiefgehende Wirksamkeit, Stolz auf die persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser des »Kampfes um Rom« und Bedauern, daß erst zwei Jahre ins Land gehen sollen, ehe die Sprachvereinler wieder festlich und fröhlich miteinander tagen dürfen. Wenn der Bericht von anderen abwich, so war es durch die Kunde von Kreuzburg, Gustav Freytags Geburtsort, den zu besuchen der Vortragende sich um so weniger hatte versagen können, als der zweite Vortrag des Winters den großen Vorkämpfer des Deutschtums den Vereinsmitgliedern näherführen sollte. Der zweite Punkt der Tagesordnung, wie die Schule heranzuziehen sei, um eine einheitliche Benennung der Stockwerke und Stockwerksteile durchzuführen, fand noch keine endgültige Erledigung, immerhin aber eine unterrichtende und klärende Betrachtung. — Der zweite Vortragsabend fand am 14. Nov. in dem prächtigen, künstlerisch ausgestalteten Saale der städtischen höheren Mädchenschule statt. Dr. Saalfeld, der vor 17 Jahren zusammen mit Bodenstedt die hiesige Ortsgruppe ins Leben gerufen, zeigte an der Hand der »Ahnen« das Verdienst Gustav Freytags um das Deutschtum. »Der Vortrag war«, wir bestätigen es gern, »für den Freund der kulturgeschichtlichen Dichtung ein Genuß; er war, mit seinem Gefühl für das große Maß von Deutschtum, welches in den ‚Ahnen' steckt, der Muse Freytags geweiht und erntete den verdienten reichen Beifall.« Die werbende Kraft dürfte der Vortragende betätigt haben: ein Zuwachs des Vereins ist nicht ausgeblieben, und die »Hundert« ist längst überschritten.

Zittau. Der Zweigverein eröffnete seine regelmäßigen Sitzungen am 21. Oktober. Nach kurzer Begrüßung durch den ersten Vorsitzenden, Realgymnasialrektor Prof. Schütze, gab Dr. Sahlender einen ausführlichen durch Mitteilung persönlicher Eindrücke belebten Bericht über die 13. Hauptversammlung, wobei er auch auf die dort angeregte Frage der Errichtung eines Reichsamts für deutsche Sprache näher einging. (Der Erörterung dieses letzteren Gegenstandes gedenkt der Vorstand des Zweigvereins in Anbetracht seiner hohen Bedeutung im Laufe des Winters noch einen besonderen Vereinsabend zu widmen.) Als zweiter Redner des Abends schilderte Dr. Alfred Neumann die Anregungen, die er als Teilnehmer des Zweiten Kunsterziehungstages in Weimar empfangen hatte, und wies auf die Berührungspunkte hin, in denen die Bestrebungen der Weimarer Versammlung mit denen des Sprachvereins zusammentreffen (vgl. Sp. 15 f.). — In der Novembersitzung sprach Dr. Galle über Deutsche Schlagworte. Er ging zuerst auf die verdienstlichen Forschungen R. M. Meyers, Gomberts und Arnolds ein, die sich bemüht haben, gewisse Modeworte, die teils nur vorübergehend auftauchten, teils aber auch sich mit mehr oder weniger veränderter Bedeutung in dem Sprachschatze dauernd festgesetzt haben und die Meyer eben »Schlagworte« nennt, nach ihrem geschichtlichen Leben genauer zu bestimmen, und erläuterte sodann eine Reihe solcher Worte und Ausdrücke nach ihrem Ursprunge und ihrem Bedeutungswandel.

Zwickau. Die Versammlungen des Winterhalbjahres wurden im Oktober wieder aufgenommen. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Mathias, schilderte die Eindrücke, die er auf der Hauptversammlung in Breslau empfangen hatte, und Realgymnasialoberlehrer Dr. Rau hielt einen ebenso packenden als lehrreichen Vortrag über Deutsche Schulen im Auslande. Am 18. Dezember verband sich der Zweigverein mit anderen im Bekenntnis zum Deutschtum einigen Vereinen zu einer schlichten Herder-Gedächtnisfeier, bei welcher nach zündenden Eröffnungsworten von Superintendent D. Meyer durch Realgymnasiallehrer Dr. Küchler Dichtungen Herders vorgetragen wurden, während der Vorsitzende eine Würdigung seines Wirkens als Kritiker, Schulmann, Gottesgelehrter und Vaterlandsfreund zu entwerfen suchte. — Auch wurden im Verlaufe des Herbstes verschiedene Mittel versucht, um für den Sprachverein zu werben. Ein Gesuch an den Rat der Stadt, die Zeitschrift für die (10) Schulen seines Verwaltungsgebietes halten lassen zu wollen, fand erfreulich bereitwilliges Gehör. Ebenso gingen auf eine an die Mitglieder des hiesigen Alldeutschen Verbandes gerichtete Aufforderung zum Beitritt von etwa 20 v. H. der Angegangenen Anmeldungen ein, und einige Mitglieder wurden dem Vereine auch dadurch zugeführt, daß der Vorsitzende in sechs Vorträgen, die er in dem Verein »Frauenbildung — Frauenstudium« über die Entwicklung der Sprache, besonders der Muttersprache hielt, auch Wesen und Streben des Sprachvereines kennzeichnete.

Briefkasten.

Herrn Rechnungsrat C. B...., Berlin. Sie nehmen Anstoß an Nr. 217 der Sätze zur Schärfung des Sprachgefühls (03, Sp. 307), wo es von dem Igel heißt, er töte die Schlange »durch eine Reihe von Bissen«. Sie meinen, daß der Igel nicht die Gewohnheit habe oder sich die Zeit nehme, seine Bisse hübsch in eine Reihe zu setzen. Der ältere, engere Wortsinn legt diese Vorstellung allerdings nahe. Aber Reihe bezeichnet nicht nur Personen und Dinge, die wohlgeordnet, regelmäßig in einer Linie aufeinander folgen, sondern auch überhaupt eine größere Anzahl von Gegenständen oder Geschehnissen, die miteinander in Gedanken verbunden werden. Wenn wir von einer »Reihe von Unglücksfällen, Diebstählen, Mordtaten, Verbrechen« reden, so meinen wir damit eine größere Anzahl solcher Ereignisse, die aber keineswegs »hübsch der Reihe nach« vor sich zu gehen brauchen. Dieselbe Bedeutung hat das Wort in Wendungen wie: eine lange Reihe von Jahren, von Tagen; er erzählt eine Reihe Geschichten; das Buch ist mit einer Reihe von Abbildungen geschmückt. So sagt Schiller: »An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besonderen Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten bis zu dem höchsten Mißtrauen spannten.« Aus diesem Grunde hat der Prüfungsausschuß — mit Ausnahme dreier Herren — diese Wendung als nicht verbesserungsbedürftig angesehen. H. D.

Herrn H...., München. Der in Bayern beliebte Ausdruck **Registratur** für die bei amtlichen Bereisungen aufgenommenen kurzen »Protokolle« über einzelne gemachte Wahrnehmungen, zu erhebende Anstände, getroffene Anordnungen u. dergl. führt ebenso wie bei Ihnen auch in Preußen noch ein fröhliches Dasein — vermutlich auch bei den Behörden anderer deutscher Staaten. Bei manchen preußischen Behörden werden diese »Registraturen« in neuerer Zeit einfach Niederschriften genannt (»Niederschrift der bei der Bereisung des Amtsbezirks N. N. gemachten Wahrnehmungen usw.«). Natürlich täte das Wort Verzeichnis, Nachweis oder dergl. dieselben Dienste. Vielleicht gibt diese Auskunft Anlaß zu weiteren Mitteilungen, ob sich für die alte »Registratur« (in dem bezeichneten Sinne) anderwärts etwa schon ein anderer deutscher Ausdruck eingebürgert hat. O. S.

Herrn E. L...., Szent Abrahám. »**A glockenspeiserner Herzdrucker**« wird so viel sein wie ein Alp, der das Herz wie eine eherne Last bedrückt. So heißt in Schwaben der Alp das Druckerle; ähnlich spricht Thümmel von einem herzdruckenden Seufzer. Glockenspeisern oder -speisen aber ist ein nicht eben häufiges altes Eigenschaftswort zu »Glockenspeise« (bekannte Mischung von Kupfer und Zinn, die zum Glockengießen dient, = Erz, Bronze), also = ehern, bronzen. So spricht Fischart im 16. Jahrhundert von glockenspeisenen Bildern; Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuche führt das Wort in der Form glockspeisen an. Wo der oben angeführte Ausdruck gebräuchlich ist, können wir nicht sagen; die Form, besonders das u in »Drucker«, weist nach Oberdeutschland. — »**Huterer**« wird neben Huter und Hutler von Schmeller in der Bedeutung »Hutmacher« angeführt. Es ist aber nur mundartlich; schriftgemäß ist allein »Hutmacher«.

Herrn v. B...., Berlin. »**Importen**« ist nicht als falsche Mehrzahlform von »Import« anzusehen, sondern eine selbständige Entlehnung aus dem englischen imports, eine bloße Mehrzahl wie »Chemikalien, Spirituosen« u. a. Das Wort ist viel älter

als etwa zehn Jahre. Schon das englische Wörterbuch von Lucas (1854) kennt es, und man könnte es gewiß leicht noch weiter zurückverfolgen. Es ist auch dem Spürsinn der Sprachreiniger durchaus nicht entgangen; in unserem Verdeutschungsbuche »Der Handel« ist es schon seit anderthalb Jahrzehnten verdeutscht, und zwar mit »Einfuhrwaren«. Denn diese allgemeinere Bedeutung kommt dem Worte ursprünglich zu; die besondere Anwendung auf Zigarren ist offenbar jünger, und in diesem Sinne mag es vielleicht seit etwa zehn Jahren besonders üblich sein. Indes wollen wir mit alledem das Wort nicht verteidigen, sondern wir halten es mit Ihnen für durchaus unnötig. Man könnte dafür recht gut »Einfuhrzigarre«, »Havannazigarre«, »Eingeführte« oder dgl. sagen. Noch weniger ist u E. die zuweilen vorkommende Form »Importe« (z. B. »China-Importe«) zu billigen. Sie verdankt ihren Ursprung wohl dem Bestreben, eine richtige Mehrheitsform von »Import« zu bilden. Darauf darf man sich aber nicht berufen; denn »Import« in der Einzahl hat gar nicht die Bedeutung »Einfuhrware«, sondern »Einfuhr, Einfuhrhandel«.

Herrn H. W...., München. Das Wort »Veranda« ist wohl nicht viel vor der Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst aus dem Englischen in unsere Sprache eingedrungen. Nach Sanders kommt es z. B. schon in Gutzkows Rittern vom Geiste (1850 – 1852) vor. Begriff und Namen haben die Engländer aus Ostindien mitgebracht. Darüber kann wohl kein Zweifel bestehen, wenn auch über die Deutung aus dem indischen Wortschatze verschiedene Ansichten aufgestellt sind (s. Weigands Wörterbuch). Die Grundbedeutung ist: offene Sommerlaube als Vorbau eines Hauses. Das hindert aber nicht, daß man in unserem Klima auch geschlossene Veranden baut. Übrigens ist in Baufachkreisen für Veranda schon seit Jahren der Ausdruck **Hauslaube** weit verbreitet, ein Wort, das Wesen und Bestimmung dieses Bauteiles sehr treffend bezeichnet.

Herrn E. R...., Brandenburg a. d. H. »Leckage« oder »Leckasie« ist eins der häßlichsten Wörter in unserer Sprache, obwohl es leider in seiner Bildungsweise nicht allein dasteht, sondern an »Takelage, Kledage« u. a. würdige Genossen hat und sich auch im Englischen (leakage) wiederfindet. Das Wort wurde aber bisher nur in einer bestimmten Bedeutung gebraucht. Schiffsreeder und Kaufleute, besonders Weinhändler, und leider auch das Deutsche Handelsgesetzbuch (§ 456) verstehen darunter den Verlust an Flüssigkeiten, der durch Ausrinnen (»Auslecken«) aus dem Fasse entsteht. Danach wird es in unserem Verdeutschungsbuche »Der Handel« mit »Leckung, Leckverlust, Rinnverlust, Abgang« verdeutscht. Sie machen nun freundlichst darauf aufmerksam, daß die Kölnische Volkszeitung seit einiger Zeit auch das Leckwerden eines Schiffes mit »Leckage« bezeichnet, und sehen schon die Zeit voraus, wo man aus Wohlgefallen an dem schönen Worte auch in der Küche von der Leckage des Geschirres reden wird. Nun, wir glauben eher, daß die Kölnische Zeitung mit dem Mißbrauche des Wortes aufhören wird, wenn sie sich davon überzeugt, daß »Leckage« in diesem Sinne ganz unseemännisch ist.

Herrn O...., Franzdorf. »Schrank« und »Spiegel« sind in der Schriftsprache durchaus männlichen Geschlechts. »Das Schrank« und »das Spiegel« werden nur landschaftlich in niederdeutschen Gegenden gesagt, »das Schrank« z. B. in Mecklenburg, Braunschweig, »das Spiegel« im Göttingischen. Bei »Sofa« schwankt das Geschlecht. Früher, bei den Klassikern, hieß es durchweg »der Sofa«, so bei Wieland, Voß, Goethe, Schiller; später stellte sich auch sächliches Geschlecht ein (Belege bei Laube und Gutzkow, der beides hat); heute ist offenbar »das Sofa« vorherrschend. Schon Weigands Deutsches Wörterbuch (3. Aufl. 1876) räumt dem sächlichen Geschlechte die erste Stelle ein (»das, auch der Sofa«); Heyne (1895) sagt: »jetzt gewöhnlich Neutr.«; und Heintzes Sprachhort (1900) führt das männliche Geschlecht gar nicht mehr an. — »Muff« ist in der Schriftsprache, wie in Mittel- und Oberdeutschland, männlich. Aber die Nebenform »die Muffe« ist in Norddeutschland weit verbreitet und um so weniger für falsch zu erklären, als sie die ursprüngliche und im 17. Jahrhundert, wo das Wort aufkommt, alleinige ist. Vgl. auch Jahrgang 1901, Sp. 56.

Herrn L. O...., N. Die Umstandsform »präzise« (mit e) geht vermutlich auf das lateinische Adverbium praecise zurück, wie Heyse in seinem Fremdwörterbuche annimmt. Sicher ist es so bei »inklusive, exklusive, respektive« und auch bei »strikte« (oder stricte) neben »strikt«. Es ist aber auch möglich, daß hier die alte deutsche Adverbialendung -e, die sich mundartlich in weitem Umfange erhalten hat (z. B. »feste, balde«) auf das fremdsprachliche Wort übertragen ist, wie z. B. sicher in dem thüringischen »aktive, agerade (= akkurat)«. Endlich aber können sehr wohl auch beide Einflüsse wirksam gewesen sein.

Herrn A. W...., Berlin. Das Wort »Leute« ist die allein noch erhaltene Mehrzahl des altdeutschen liut = Volk, und zwar ursprünglich in der Bedeutung »Volksgenossen«, so z. B. noch in der Formel »Land und Leute«. Daraus hat sich dann einerseits durch Verengerung des Begriffes die Bedeutung »Untertanen, Kriegsvolk, Dienerschaft« (gegenüber dem Herren) entwickelt: so noch heute von dem Gesinde, auch dem weiblichen, besonders auf dem Lande, aber nicht nur in der Provinz Preußen. Anderseits hat »Leute« durch Begriffserweiterung die Bedeutung »Personen, Menschen« überhaupt erhalten, die heute die gewöhnliche ist. Da bei dem Worte »Leute« zunächst an das männliche Geschlecht gedacht wird, so dient es auch geradezu als Mehrheitsform zu »Mann«, allerdings mit einem Bedeutungsunterschiede, so daß »Männer« im vereinzelnden, »Leute« im zusammenfassenden Sinne gebraucht wird. Auch in Zusammensetzungen ist dieser Unterschied fühlbar, wenn auch begreiflicherweise nicht immer beachtet, z. B. »Landwehrmänner« und »Landwehrleute«. In vielen Zusammensetzungen aber hat sich der Sprachgebrauch nach der einen Seite hin entschieden, so jetzt immer »Hauptleute, Spielleute, Bergleute« u. a., die einen bestimmten Stand bezeichnen, dagegen »Wahlmänner, Biedermänner, Ehrenmänner« u. a., auch »Ehemänner« (dagegen »Eheleute« = Mann und Frau). — Die Fragen »was ist die Uhr?« und »wie viel ist die Uhr?« sind sprachlich richtig. Sie erklären sich aus der alten Bedeutung von »Uhr«. Denn dieses dem lateinischen hora entlehnte Wort bezeichnete ursprünglich die Gebetsstunde (dafür jetzt die dem Lateinischen mehr angepaßte Form »Hore« oder ganz lateinisch »Hora«), dann den Glockenschlag dazu. Daran erinnern noch jetzt die festen Verbindungen: »es ist, schlägt acht Uhr«, »um acht Uhr« (früher mit Beugungsendung »umb acht Uhren«) usw.; ähnlich ist das volkstümliche »um Glocke acht«. So erklärt sich ungezwungen auch die Frage: »wie viel Uhr ist es?« (in dieser Wortstellung!) Weiter wurde dann das Wort »Uhr« auch von dem Werke gebraucht, das den Glockenschlag hervorbrachte, und von jedem Zeitmesser, also von dem horologium (franz. orloge), wofür man in früherer Zeit auch horglock, ureglock sagte. Diese heute herrschende Bedeutung hat nun auch die Frage nach der Zeit beeinflußt, so daß man nicht nur sagt: »wie viel Uhr ist es?«, sondern auch: »wie viel ist die Uhr?« oder: »was ist die Uhr?«, und noch deutlicher an das Werk erinnernd: »wie viel ist es an der Uhr?« oder: »was zeigt die Uhr?« Alle diese Wendungen können nicht für falsch erklärt werden. Sonst stehen aber für diese wichtige Frage noch zahlreiche andere Wendungen zur Verfügung, wie: »welche Zeit ist es? welche Zeit haben wir? was ist es an der Zeit? was ist die Zeit? wie spät ist es? was hat es geschlagen? was hat die Glocke geschlagen? was ist die Glocke?« usw. Diese Ausdrücke tragen zwar zum Teil landschaftliches Gepräge; ihr Anwendungsbereich ist die alltägliche Umgangssprache, die unter dem Einfluß der Ortsmundart steht.

Herrn J. P...., Graz. Man schreibt heute in der Einzahl gewöhnlich »Herrn«, besonders vor Namen, in der Mehrzahl »Herren«. In der Verbindung »Herrn Franz Bergers Neffen« bezieht sich »Herrn« offenbar auf den im Wesfalle stehenden Namen, so daß allerdings der Neffe selbst der Auszeichnung durch »Herr« entbehrt. Aber er mag sich das »Herr« seines Herrn Oheims mit anziehen. Denn »dem Herrn Neffen des Herrn Franz Berger« oder gar »Herrn Franz Bergers Herrn Neffen« wird doch wohl niemand sagen wollen. Und so auch: »Herrn Franz Bergers Witwe (Nichte)«, aber beileibe nicht »Frau Franz Bergers Witwe« oder »Fräulein Franz Bergers Nichte«.

Herrn A. B...., Wien. Es kann nur heißen: »An die k. k. Staatsbahn-Direktion als betriebführende Verwaltung der Reichenberg-Gablonz-Tannwalder Eisenbahn«. Denn der Beisatz (mit oder ohne »als«) muß in demselben Falle stehen, wie sein Beziehungswort, also hier im vierten. Der dritte Fall wäre nur berechtigt, wenn die Aufschrift so begönne: »Der k. k. Staatsbahn-Direktion«. Darauf würde dann sprachgemäß folgen: »als der betriebführenden Verwaltung« oder »als betriebführender V.«, aber nicht »als betriebführenden V.«. Denn das artikellose Eigenschaftswort muß in der starken Form erscheinen. Die

Fassung »an die k. k. St.-D. als betriebführenden B.«, ebenso: »an Frau N. N. als erbberechtigten Besitzerin des Rittergutes X.« enthält also zwei Fehler, einen falschen Beugungsfall und diesen in falscher Form.

Herrn P. R...., Hamburg. Man kann sagen »Fabers« und »Fabersche Buchdruckerei«. Auch »Faberische« ist nicht falsch zu nennen, weil -isch die eigentliche Form dieser Bildungssilbe ist. Aber die heutige lebendige Sprache pflegt bei Familiennamen das i zu unterdrücken; »Faberische« wird als pedantisch, zopfig empfunden.

Herrn Br...., Rüthen i. W. Man muß schreiben: »der preußisch-deutsche Zollverein« (mit kleinen Anfangsbuchstaben), da hier kein amtlicher Titel vorliegt; dagegen: »Der Deutsche Zoll- und Handelsverein«. — Selbstverständlich hat die Rechtschreibung keinen Einfluß auf die Aussprache, am allerwenigsten die Art der Silbentrennung. Ob man »Städ-te« oder »Stä-dte« schreibt, ist für das gesprochene Wort ganz gleichgültig; wir sprechen ja überhaupt kein dt, sondern nur ein t. Ja in manchen Fällen stehen Schreibung und Aussprache in schroffem Gegensatze zu einander; so wird »her-ein, hin-aus, dar-um« usw. geschrieben, aber meist »he-rein, hi-naus, da-rum« gesprochen. — Sie fragen, ob man das eingeschobene »bitte« in Beistriche einschließen soll. Nach der strengen Regel müssen die Zeichen gesetzt werden. Da aber »bitte« seine zeitwörtliche Natur fast ganz abgestreift hat und zu einem Umstandsworte geworden ist, das sich in den Satz ohne jedes Absetzen einfügt (= gefälligst; ähnlich engl. please, lat. quaeso), so empfiehlt es sich, es demgemäß zu behandeln und zu schreiben: »teilen Sie mir bitte mit«. Wo sich eine Ersparung von Satzzeichen so wohl begründen läßt, soll man sie vornehmen.

Herrn O. v. O...., Innsbruck. Der Ausdruck »minderwertige (unterwertige) Machtziffer« deckt das französische **quantité négligeable** inhaltlich gewiß; nur will er uns etwas schwerfällig erscheinen. Indessen verzeichnen wir ihn gern und stellen ihn zu den Jahrg. 1898, Sp. 30 angeführten Verdeutschungen. — Wenn in Tirol beim Kartenspiele statt »passen« sehr häufig »weiter« gesagt wird, so ist das gewiß ein brauchbarer Ersatz, aber doch nur für die eine Form »ich passe«. **Übrigens halten wir mit dem Herausgeber** (Sp. 326, 1 d. vor. J.) **»passen« in jeder Bedeutung für ein gutes Lehnwort, das man nicht bekämpfen soll und nicht verdrängen kann.**

Herrn F. C. Sch...., Frankfurt a. M. Sie wundern sich mit Recht darüber, daß der russische weiche (tönende) sch-Laut (= französisch j) in Ortsnamen wie »Schitomir, Nischnij-Nowgorod« vielfach mit dem englischen sh wiedergegeben wird, so im Reichskursbuche, in Meyers Handlexikon usw. Es ist schlechterdings kein triftiger Grund zu finden, der für diese uns ganz fremde Buchstabenverbindung spräche. Denn das vielleicht erstrebte Ziel, eine möglichst genaue Aussprache, wird doch nicht erreicht, weil sh ebenso ausgesprochen wird wie unser sch. Aber freilich ein bißchen fremdländischer, folglich schöner sieht so ein sh aus; es gehört auch mit zur heutigen Engländerei. Glücklicherweise ist aber jene »brittenzende« Schreibweise nicht allgemein; Andree und Kirchhoff z. B. schreiben sch, Brockhaus wenigstens »Schitomir« (freilich daneben »Nishnij«). Zu einer Zeit, wo die amtliche Rechtschreibung in englischen Lehnwörtern wie »Schal« und »Schirting« das sh über Bord wirft, sollte man es nicht in russische Ortsnamen einschmuggeln. Englische Namen wie »Shakespeare« und »Washington« bleiben natürlich unangetastet; denn hier hat das sh Berechtigung. K. S.

Herrn H. S...., Stettin. »**En couleur de Taube**«, eine »neue sehr beliebte Farbenstellung« — wer wie Herr Gustav Feldberg so etwas »Apartes« und »Erstklassiges« ausstellen kann, der hat sicherlich auch ein Recht, seine Garderoben nicht etwa für alle Leute und aller Leute Kinder, sondern nur für »Knaben und Mädchen bessern Genres« zu bestimmen.

Herrn v. Z...., Innsbruck. Im Hôtel Metropole zu Wien — ich bitte um Verzeihung! — Vienne hat le 5 décembre 1903 »zu Ehren der Delegierten« irgendwelcher Art ein déjeuner stattgefunden, bei dem, wie es scheint, nur echt französische Speisen und Getränke aufgetragen worden sind, z. B. Poularde de la Styrie und Faisans de Bohème, Bière de Pilsen und Vin autrichienne (!) blanc. Unter diesem vornehmen Menu steht der Name des Wirtes: Alfons Herold, ganz stilwidrig deutsch und daher sichtlich verschämt.

Herren v. M.... und S...., Metz. Es ist eigentlich eine Verhöhnung des Deutschen Reiches, wenn ein Geschäft in Metz ganz **französische Anzeigen** in die Häuser sogar von Offizieren und Beamten sendet. Madame, Nous avons l'honneur de vous faire part de notre retour de Paris. Aber schlimmer erscheint es noch von der anderen Seite angesehen. Wie Ihre Frau Gemahlinnen, so haben ja wohl auch noch andere an dieser dreisten Französelei Anstoß genommen, doch dürfte Maison Feuerstein & Zutterling nicht zu denen gehören, die sich überhaupt über die nutzbaren Schwächen ihrer Mitmenschen und Kunden irren. Demnach müssen auch heute Frauen deutscher Beamten und Offiziere im Reichslande genug vorhanden sein, denen das Verständnis für ihre besondere Stellung dort und ihre Ehrenpflicht gegen die Muttersprache abgeht.

Herrn E. T...., Zweibrücken. Von den Verdeutschungen für »Basis, Koeffizient« und »Exponent«, die drei bekannten Fachwörter in der Mathematik, sind »Grundzahl« und »Vorzahl« schon in dem Verdeutschungsbuche »Die Schule« verzeichnet. Der für den Schüler besonders dunkle »Exponent« ist dort mit Gradzahl wiedergegeben. Sie verwenden dafür **Hochzahl**, das wir hiermit dem Urteile der Fachgenossen übergeben. Die drei Ersatzwörter haben Sie seit Jahren im Unterricht bewährt gefunden.

Herrn L. G...., Gießen. Einen Ersatz für den so viel angefochtenen Titel »**Gerichtsschreiber**« wissen wir nicht. Vielleicht aber kann uns ein kundiger Leser aushelfen.

Herrn M. St...., Neuruppin. **Kremmer oder Kremmener?** Es heißt, wie Sie angeben, Wittstock-Kremmener Bahn, und wie die Eisenbahnverwaltung zu dieser Form gekommen ist, ersehen Sie aus Sp. 8 ff. Bei der Wichtigkeit des Verkehrsmittels wird diese amtliche Bezeichnung auch Schule machen; wahrscheinlich stammt daher schon die Schreibung Cremmener (so) See auf der bekannten Mittelbachschen Radfahrkarte der Provinz Brandenburg. Aber die brandenburgische Geschichte kennt nur den Kremmer Damm, wo ein Hohenlohe im Kampfe für den ersten Hohenzollern in der Mark sein Leben ließ. Des Ereignisses ist öfter gedacht worden, als der alte Fürst Hohenlohe unsers Kaisers Kanzler war, und nie anders als »am Kremmer Damm«. Könnten Sie nicht ermitteln, wie man im Städtchen Kremmen selbst sagt, amtlich und im gewöhnlichen Deutsch?

Herrn S...., Altona. In der Bezeichnung **Selbsttätiger Fahrkarten-Automat** möchten Sie im Gegensatz zu den Ausführungen auf Sp. 226 vor. Jahrgangs doch eine Spur von Sinn entdecken. Die älteren Selbstverkäufer nämlich waren so gebaut, daß man nach Einwurf des Geldstücks an einem Ringe ziehen mußte, um die Fahrkarte zu erhalten, bei der neuen Bauart fällt die Fahrkarte nach Einwurf des Geldstücks von selbst heraus. Daß dies der Grund des Zusatzes »selbsttätig« ist, leuchtet ein. Aber natürlich bleibt, wie Sie ebenfalls feststellen, der Widerspruch in der Bezeichnung bestehen, der sich nur durch Unkenntnis erklärt; denn »selbsttätige Automaten« sind den jüngst in Bonn angezeigten »Präsent-Geschenken« ebenbürtig.

Berichtigung. In der Zeitungsschau der Dezembernummer (Sp. 374) ist ein Aufsatz der Westfälischen Zeitung: »Ausländerei im täglichen Leben« erwähnt, der Name des Verfassers aber leider unrichtig angegeben worden. Der wirkliche Titel der kleinen Schrift, auf die unsere Leser aufmerksam gemacht werden müssen, lautet: Plaudereien eines Altmodischen. Von Lic. E. Bröse. Leipzig, H. G. Wallmann, 1903. 2,20 ℳ., geb. 3 ℳ.

Geschäftlicher Teil.

Die unmittelbaren Mitglieder des Allg. Deutschen Sprachvereins

im In- und Auslande werden gebeten, **den Beitrag für das laufende Jahr** freundlichst recht bald an den Schatzmeister, Herrn Verlagsbuchhändler F. Berggold, Berlin W 30, Motzstraße 78, einzuzahlen. Für die im deutschen Reichspostgebiete wohnenden Mitglieder ist der Januarnummer der Vereinszeitschrift eine **Postanweisung** mit entsprechendem Vordruck zur Benutzung beigefügt.

Von vielen Seiten ist der Vereinsleitung wiederholt der Vorschlag gemacht worden, den Jahresbeitrag im Laufe des ersten Vierteljahres **durch Postnachnahme einzuziehen.** Das sei einfach, überhebe die Mitglieder aller Mühewaltung und verursache nur unerheblich höhere Kosten, als die Einzahlung durch Postanweisung. Ich trage aber Bedenken, dieses Einziehungsverfahren ohne weiteres anzuordnen, weil nicht zu übersehen ist, ob alle Mitglieder damit einverstanden sind. Dazu kommt, daß unser Herr Schatzmeister gleich zu Beginn des Jahres in den Besitz größerer Geldmittel gelangen muß.

Dagegen darf ich das Einverständnis der geehrten Mitglieder zu folgendem Vorschlage voraussetzen: von denjenigen, die ihren Jahresbeitrag im Laufe des ersten Vierteljahres nicht eingezahlt haben, nimmt der Schatzmeister an, daß sie ihn durch Postnachnahme erhoben zu sehen **wünschen.** Die Einziehung auf diesem Wege soll dann im Laufe des Monats April geschehen.

O. Sarrazin,
Vorsitzender des Allg. Deutschen Sprachvereins.

Den Gesamtvorstand des A. Deutschen Sprachvereins

bilden nach der auf der Hauptversammlung in Breslau am 2. Juni 1903 erfolgten Ergänzungswahl vom **1. Januar 1904** an folgende Herren:

1. Otto Sarrazin, Geheimer Oberbaurat und vortragender Rat im Kgl. preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117, Vorsitzender.
2. Dr. Hermann Dunger, Professor und Konrektor, Dresden-A., Schnorrstraße 3, stellvertretender Vorsitzender.
3. Dr. Paul Pietsch, Universitätsprofessor, Berlin W 30, Motzstraße 12, Schriftführer.
4. Dr. Oskar Streicher, Oberlehrer, Berlin NW 52, Paulstraße 10, stellvertretender Schriftführer.
5. Ferdinand Berggold, Verlagsbuchhändler, Berlin W 30, Motzstraße 78, Schatzmeister.
6. Dr.-Ing. Wilhelm Launhardt, Geh. Regierungsrat und Professor an der Techn. Hochschule, Mitglied des Herrenhauses, Hannover, Am Welfengarten 1, Beisitzer des Ständigen Ausschusses.
7. Dr. Günther Saalfeld, Gymnasialoberlehrer a. D., Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11, Beisitzer des Ständigen Ausschusses.

8. Dr. Paul Albrecht, Ministerialrat, Straßburg i. E.
9. Dr. Otto Behaghel, Geh. Hofrat, Univ.-Professor, Gießen.
10. Dr. Oskar Brenner, Universitätsprofessor, Würzburg.
11. August Brunner, Professor, München.
12. Karl Bruns, Landgerichtsrat, Torgau.
13. Freiherr Burghard v. Cramm-Burgdorf, Herzogl. braunschw. Wirkl. Geheimer Rat und Gesandter, Exzellenz, Berlin.
14. Friedrich Wilhelm Eitzen, Kaufmann, Hamburg.
15. Karl Erbe, Gymnasialrektor, Ludwigsburg.
16. Julius Erler, Oberlandesgerichtsrat, Marienwerder.
17. Dr. Albert Gombert, Professor, Breslau.
18. Dr. Albert Harnisch, Realschuldirektor, Kassel.
19. Dr. Paul Hofmann von Wellenhof, Professor, Reichsrats-Abgeordneter, Graz.
20. Christian Kraft Fürst zu Hohenlohe-Öhringen, Herzog von Ujest, Durchlaucht, Slawentzitz.
21. Dr. Ludwig Keller, Geh. Archivrat und Geh. Staatsarchivar, Charlottenburg.
22. Dr. Ferdinand Khull, Professor, Graz.
23. Dr. Friedrich Kluge, Hofrat, Universitätsprofessor, Freiburg i. Br.
24. Dr. Reinhold Köpke, Geh. Ober-Regierungsrat, vortragender Rat im Kgl. preuß. Kultusministerium, Berlin.
25. Dr. Edward Lohmeyer, Direktor der Ständischen Landesbibliothek Kassel.
26. Karl Magnus, Bankherr, Braunschweig.
27. Dr. Theodor Matthias, Professor, Zwickau.
28. Otto v. Mühlenfels, Eisenbahndirektions-Präsident a. D., Berlin.
29. Rudolf Scheerbarth, Oberlandesgerichtsrat, Köln.
30. Dr. Karl Scheffler, Oberlehrer, Braunschweig.
31. Augustin Trapet, Ehrenbreitstein.
32. Karl Freiherr v. Vietinghoff, Generalmajor z. D., Charlottenburg.
33. Dr. Josef Edward Wackernell, Universitätsprofessor, Mitglied des Tiroler Landesschulrats, Innsbruck.
34. Dr. Wilhelm Waldeyer, Geh. Medizinalrat, Universitätsprofessor, Mitglied und beständiger Sekretär der Königlich preuß. Akademie der Wissenschaften, Berlin.
35. Friedrich Wappenhans, Oberlehrer, Plön.
36. Dr. Wilhelm Wilmanns, Geh. Regierungsrat, Universitätsprofessor, Bonn.

Die unter 1. bis 7. genannten Vorstandsmitglieder bilden den **Ständigen Ausschuß.**

Im vierten Vierteljahr 1903 gingen ein

a) **als Geschenk:**

10 *M.* von Hrn. Rechnungsrat E. Rade in Steinheim (Westf.);

b) an **erhöhten Jahresbeiträgen von 5 *M.* und mehr:**

20 *M.* von der Handelskammer in Lübeck (für 2 Abzüge);

je 10 *M.* vom Deutschen Ostmarkenverein und von Herrn Referendar Dr. Schmitz-Prangte in Berlin;

8,70 *M.* von Herrn Kaufmann August Voß in Stockholm;

je 5 *M.* vom Bürgermeister-Amt in Stralsund, vom Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband in Hamburg und von den Herren: Postinspektor Appelbaum in Berlin, Dr. Rud. Derenbach in St. Petersburg, Professor Julius Erhardt in Boston (Mass.), Direktor K. Goedecke in Stadthagen, Hauptmann a. D. Kannenberg in Freiburg (Br.), Kaiserl. Dolmetscher Heinrich Mootz in Tsingtau (Kiautschou), stud. chem. Martin W. Neufeld in Berlin, Paul Preuß in Ebeleben und Oberlehrer Ernst F. Spehr in Libau (Kurland).

F. Berggold, Schatzmeister.

Briefe und Zusendungen für die **Vereinsleitung** sind zu richten an den Vorsitzenden,
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und **Beitrittserklärungen** (jährlicher Beitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die **Zeitschrift** an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 52, Paulstraße 10,
für die **Wissenschaftlichen Beihefte** an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das **Verdeamt** an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 2 — Februar 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 8 ℳ. jährlich bezogen werden.

Milieu.

Milieu! Es ist auch einer von den schimmernden Vögeln, die von draußen in die deutsche Nachbarschaft herübergeholt werden und im deutschen Lande den eingesessenen wackeren, deftigen Feld-, Wald- und Wiesenvögeln den Platz streitig machen sollen. Zola und Taine haben das Wort massenhaft wie Scheidemünze in Umlauf gesetzt, und überall begegnet man ihm nun im deutschen Schriftwesen. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, und der spähende Witz schärft bereits an ihm seine Pfeile: »Ganz einfach« nennen es die »Flieg. Blätter« (Nr. 2944), »ein moderner Dichter zu werden. Man schreibt ein bißchen vom Milieu, ein bißchen vom Niveau, und zuletzt wird man intim«. Und dabei ist die Offenbarung, die das Wort bringen soll, nicht neu. Der Sinn, den man mit »Umgebung« verbindet, wohnt auch dem französischen Worte schon lange vor Zola bei, und das ist auch gar nicht anders möglich. Neu ist nur, daß das Fremdwort nun noch allerlei anderes ausdrücken soll, das es gar nicht bezeichnen kann. Wenn man das Wort selber fragte: »Gefällt dir dieses Leben in der Fremde, unter deinen fremden Brüdern?« so würde es vielleicht antworten: Beileibe nicht! Aber was kann ich dafür, ein hilfloses Zeichen, dem unter allen Breiten jede sausende Feder das Dasein verleihen kann? Ich buhle um niemandes Gunst. Wenn man mir wenigstens noch einen rechten Platz anwiese! Ich bin nicht das, wozu manche mich stempeln, nicht so ein Lückenbüßer und Nothelfer, Füllsel und Schwerenöter, nicht so ein Chamäleon und Proteus. Ich bin auch nicht ein Gebilde wie jene Wolke, an der Polonius unter Hamlets Leitung so seltsame Beobachtungen anstellt. Laßt mich in meiner Heimat und gebraucht eure eigenen Wörter! Ich bin ein ehrliches Wort und will meine Ruhe haben. — Wir möchten ihm dazu durch eine etwas eingehendere Betrachtung verhelfen, wie es kürzer schon Eduard Engel im Oktoberhefte 1901 von Über Land und Meer versucht hat.[1])

Jeglich Ding, ob belebt ob nicht, unterliegt der Veränderung, alles hat seine Entwicklung. Entwicklung aber ist Leben. Und so könnte man ebensogut sagen: Alles hat sein Leben, oder wer stärkere Hilfen haben muß: Alles hat seine Lebensentwicklung. Doch wie gesagt, der erste Satz besagt dasselbe, es kommt nur darauf an, daß man dem Worte Leben zu seiner gewöhnlichen Bedeutung noch etwas zulegt, eine besondere Farbe oder Färbung gibt. Damit tut man dann nichts Neues, sondern jedes etwas ausführlichere deutsche Wörterbuch lehrt unter »Leben«, in welch mannigfaltigen Bedeutungsspielarten außer seinem Grundsinne das Wort von allen Meistern der deutschen Sprache gebraucht ist und wird. In dem Sinne »Entwicklung« ebenfalls. Man braucht daher, wenn man an diesen denkt, nicht zu der Zusammensetzung Lebensentwicklung, erst recht nicht zu einem Fremdworte zu greifen. Damit soll nicht gesagt sein, daß es verboten wäre oder unter Umständen sich nicht empföhle, einen schneller verständlichen Ersatz des knappen Urwortes zu bringen. Das geht eben auch auf deutsch. Hier aber liegt eine Hauptursache des unnötigen Gebrauches der Fremdwörter, nämlich das Fehlen oder Schwinden des Sprachgefühles, des Feingefühles für die zahlreichen Bedeutungsmöglichkeiten, Sinnfärbungen, die einem einfachen deutschen Worte innewohnen und anhaften — subaudire, mitverstehen, nennt's der Lateiner — und die in der maßgebenden deutschen Literatur ihre Bestätigung finden. Da haschen wir nach fremder Ware, um einem Mangel abzuhelfen, Lücken zu stopfen, die nicht da sind, und, was das Merkwürdigste ist, während wir für die Stimmungen und Nebenklänge, die beim Anschlagen eines deutschen Wortes mitschwingen können, unempfänglich sind — sinn- oder begriffstaub oder bedeutungsblind könnte man sagen — leben wir uns in fremde Wörter so ein, daß wir bei ihnen, wenn wir sie lesen, hören, schreiben, allerlei mitzuhören, mitzuschreiben, mitzulesen wähnen. Wir sollten nach dem Worte Goethes verfahren: Im Auslegen seid frisch und munter, Legt ihr's nicht aus, so legt was unter — erst recht bei deutschen Wörtern.

Alles hat sein Leben. Das heißt also: Alles hat seine Entwicklung oder Geschichte. Denn auch dieses Wort bedeutet inbezug auf ein Einzelwesen Entwicklung. Fragen wir nun, worauf Entwicklung, Leben, Geschichte eines besonderen Wesens beruhen, so spricht man da von den inneren, natürlichen, notwendigen Entfaltungs- oder Werdebedingungen und den künstlichen, zufälligen oder äußeren. Mit diesen meint man alles, was von der Umgebung bildend, formend, ändernd an dem Einzelwesen arbeitet. Nun sagen die Freunde des Milieus, es gebe kein deutsches Wort, das es vollkommen »decke«; wenn das gefunden wäre, so würde man es mit

1) Der Duden von 1890 kennt »Milieu« noch nicht, aber der von 1902 führt es auf und verdeutscht es durch »Mitte, Lebens-, Wirkungskreis, Lebensluft«. Auch der 14. Brockhaus bringt es und deutet: »eigentlich Mitte, dann der Lebenskreis, die sozialen Verhältnisse, in denen jemand aufgewachsen ist oder lebt, die ihn umgebenden Äußerlichkeiten des alltäglichen Lebens«.

Vergnügen gebrauchen. Denn das Milieu bezeichne z. B. nicht bloß Umgebung, sondern etwas mehr. Es schwebe um das Wort noch etwas Besonderes, ein Sinnduft und Bedeutungshauch, oder ein Vorstellungsring, der es untrennbar begleite, wie die Ringe des Saturn ihren Planeten. Und diese Meinung ist richtig. Welches ist aber dieser Nebensinn? Milieu bedeutet nicht die Umgebung schlechtweg, sagen sie, sondern die Umgebung, die entscheidend auf den Charakter einwirkt. So sei es von Zola und Taine neu geschaffen und geprägt und sei ein Fach- und Kunstausdruck geworden, den man nicht entbehren könne. Gut denn. Es ist auch, wie bemerkt, gar kein Zweifel, daß diese Sinnfärbung dem Worte anhaftet. Aber — können wir im Sinne der vorherigen Worte über die Entwicklungsbedingungen eines Wesens fragen — gibt es für ein solches eine Umgebung, unter deren Einflusse es nicht stände? Kann ein Wesen ganz losgelöst und ungestört und unberührt zwischen den Dingen um sich leben? Sicherlich nicht. Und unter diesen »Dingen«, »Außendingen« sind zufolge der Masse von Vorstellungen, die der Sprachgeist im Laufe der Zeit in dieses Wort hineinschuf, nicht nur Sachen, sondern auch Menschen, Verhältnisse, Gedankenrichtungen, Tätigkeiten jeglicher Art zu verstehen, worüber das Wörterbuch Aufklärung gibt. Die Stärke des Einflusses der Umgebung kann natürlich verschieden sein, sie kann äußerst gering, sie kann überwältigend groß sein und alle zwischen diesen beiden Endpunkten möglichen Abstufungen durchlaufen. Also muß auch dem einfachen »Umgebung« derselbe Begriffsreichtum anhaften, wie dem Milieu. Es kommt nur auf den Willen und die Gewöhnung an, das gleiche Entgegenkommen im Mitverstehen, das man dem Fremdworte zeigt, auch dem deutschen zu gewähren, und darauf, daß man sich von der Vorstellungsbeeinflussung freimacht, die von jenem ausgeht. Wenn Goethe und Schiller von den ein Wesen umgebenden Außendingen, Umständen, seiner Umgebung sprechen, so geschieht es immer mit dem Nebensinne. Es kann auch gar nicht anders sein. Sie fügen auch ein Eigenschaftswort wie bildend hinzu. Spricht Moltke von jemandes persönlicher Umgebung, Fichte von der nächsten Umgebung, in der man frei seine Meinung äußern solle, so ist es selbstverständlich, daß sie dabei geradezu an die innigsten Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Menschen denken, die sich zeitlich und räumlich am nächsten stehen. Also doch wohl an bestimmende, entscheidende Einwirkung auf den Charakter.

Was von Umgebung, gilt auch von Leben. Es bezeichnet nicht nur die Entwicklung eines Wesens, sondern auch die Verhältnisse, in denen sich diese vollzieht, und so beides zusammen in der innigen Verknüpfung und gegenseitigen Abhängigkeit. Sagt man praktisches, wirkliches, inneres, äußeres, geistiges usw. Leben, so versteht man unter Leben alle die zahllosen Bewegungen, Regungen, Betätigungen, Zustände, Kraft- und Willensäußerungen, die um ein Wesen, an oder in ihm sind oder sich vollziehen, aber immer im Sinne der engsten Wechselbeziehungen. Greif nur hinein ins volle Leben! Man denke sich nun dieses Wort in irgend einer Zusammensetzung, die mit Milieu beliebt ist. Also ins volle Kunstleben (=milieu), Bühnenleben (=milieu), Theaterleben (=milieu), wissenschaftliche Leben (Milieu), Sportleben (=milieu), Kleinstadt-, Großstadtleben (=milieu), Kneipenleben (=milieu), z. B. bei den niederländischen Meistern, Studentenleben (=milieu), Schulleben (=milieu), Soldatenleben (=milieu), Hafenleben (=milieu) u. ä. Früher gebrauchte man das Wort Sphäre wie jetzt Milieu, doch ist es ziemlich verschwunden und mit Recht, denn Kreis besagt dasselbe. Wenn von dem Freundeskreise der Fürstin Galitzin, dem Weimarer Kreise die Rede ist, so bezeichnet Kreis den Inbegriff von Menschen, Dingen, Örtlichkeiten, Bestrebungen [illegible] in ihrer Einheit, Geschlossenheit, Zusammengehörigkeit, [illegible] Wechselbeziehungen und demgemäß ihrer Eigenart. »Den [illegible] den die Freunde schließen« (Goethe), [Das Milieu, das sie bilden.] Man wird aber doch nicht glauben, daß die Freunde aus [illegible] anderen Grunde das tun, als um innig aufeinander einzuwirken. [illegible] Kreis (Milieu) einer Wirksamkeit, Tätigkeit, des Denkens, [illegible] findens sind gewöhnliche Wendungen, mit demselben Sinne [illegible] Leben; gern auch in der Mehrzahl: »aus unsern Kreisen [illegible] kann sie nicht sein« (Hauff), die feinsten, höheren usw. Gesellschafts-kreise (=milieu); »Wie gerieten wir in diesen Kreis (Milieu) des [illegible] glücks und Verbrechens?« (Schiller); »meine eigene Mutter [illegible] die Seele in den Kreis (Milieu) des Mordes« (Körner). [illegible] wie vorher: Kunstkreise (=milieu), Bühnen-, Theaterkreise (=mil[illegible] wissenschaftliche Kreise (Milieu), Sportkreise (=milieu), Studenten-kreise (=milieu), Gelehrtenkreise (=milieu, etwa in Freytags [illegible] Handschr.), Hofkreise (=milieu), Dorfkreise (=milieu), [illegible] Kreise (Milieu), Schulkreise (=milieu), Soldatenkreise (=milieu [illegible] Wenn das unter Umständen noch nicht deutlich genug [illegible] kann man ja eine Zusammensetzung wie: Lebenskreis, Leben[illegible] Lebensausschnitt, Schicht, Lebensschicht gebrauchen, nur [illegible] ihre Wahl einer viel sorgfältigeren Wägung. Somit Umg[illegible] Leben, Kreis, Kreise. Vergegenwärtigen wir uns jene [illegible] fruchtbaren Anhängebildungssilben -tum und -wesen, vor [illegible] jene ebenfalls ein altes Hauptwort, zu tun gehörig, ist und [illegible] so recht die Tätigkeit, das Wirken in dem zugehörigen Kreise [illegible] die daraus hervorgehende Art bezeichnet (Verhältnis, [illegible] Würde, Zustand, umschreibt sie das Wörterbuch), während [illegible] durch sich verständlich und noch heute selbständiges Ding [illegible] Auch die mit -stand (Stand) zusammengesetzten Bildungen [illegible] hören hierher, nur wird man bald beobachten, daß sich -tum [illegible] -stand lieber und bequemer mit dem Personenbegriffe, -wesen [illegible] dem Sachbegriffe verbindet. Man suche: Bürger-, Kleinb[illegible] Klein-(Groß-)städter-, Aristokraten-, Diplomaten-, Beam[illegible] Schriftsteller-, Literaten-, Soldaten-, Offizier-, Bauern- [illegible] denten-, Richter-, Schauspieler-, Lehr(-er)-tum oder [illegible] ferner Stadt-, Dorf-, Soldaten-, Kriegs-, Bühnen-, [illegible] Rechts- (Gerichts-), Schauspiel-wesen u. a. Man kann [illegible] überall für die Bildesilben -milieu einsetzen und braucht [illegible] dadurch beirren zu lassen, daß etwa die eine oder andere [illegible] bindung »nicht klingt« oder einem nicht vorgekommen ist. [illegible] dem einen Worte recht ist, ist dem anderen billig.

Auch das vertrautere, etwas blasse »Verhältnisse« [illegible] sammensetzungen oder mit einem Eigenschaftsworte oder [illegible] ferner Lage stehen ihren Mann. Daß aber Lage und [illegible] nisse den Charakter bestimmen, wird wohl niemand [illegible] Also: Bühnen-, Theaterverhältnisse (=milieu), ländliche, [illegible] Schulverhältnisse u. a. Dieses Wort widerstrebt ja ohne [illegible] manchen Verbindungen, aber es ist nicht ein Vorzug eines [illegible] oder einer Sprache, wenn es oder wenn jedes Wort der [illegible] Allerweltsdeckel ist, der auf jeden Topf paßt. Doch wir [illegible] noch ein Wörtchen, das genau dieselbe Weite in denkbar [illegible] befaßt wie Milieu: wir brauchen die Stelle im Faust [illegible] zudeuten: Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt! [illegible] Philipp von Zesen spricht von einer gelehrten und [illegible] Welt (Milieu), Treitschke von einer liberalen Welt [illegible] G. Freytag (Berl. Handschr. I 251) von der umgebenden [illegible] als der Quelle aller Stoffe, Bilder, Eindrücke, die [illegible] Menschen einwirken, also ganz im Sinne von Milieu, [illegible] aus derselben Vorstellung entstandene »Umwelt« ist von [illegible] aus Baggesen, Varnhagen und Goethe bezeugt. Feine, [illegible]

elegante, wissenschaftliche Welt (Milieu) kennt jedermann, und ebenso geläufig sind Lebewelt, Halbwelt. Demnach: Kunstwelt (=milieu), Bühnen=, Theaterwelt (=milieu), Sportwelt (=milieu), Studentenwelt (=milieu), Hofwelt (=milieu), Schul=, Lehrerwelt (=milieu), Soldatenwelt (=milieu), Dorfwelt (=milieu), groß=, kleinstädtische Welt (Milieu), Finanzwelt (=milieu) usw. Noch ein anderes Wort gibt's, sehr bescheiden, sehr anspruchslos, und doch in vielen Fällen so umfassend wie Milieu. Ist es nicht ein geläufiges Bild, daß man den Menschen oder das Tier mit einer Pflanze vergleicht, einem Baume, der mit seinen Wurzeln in der Erde verankert ist? Der steht am festesten auf heimatlichem Boden und Grunde, und dort trägt er die schönsten Früchte und wahrt am reinsten seine Art. Das liegt aber nicht bloß an dem Erdboden, in dem er steht, sondern auch an den Einflüssen der ganzen, zu diesem gehörigen Umgebung. Boden (Grund, auch Erdreich) aber im Sinne von Erdboden und Nachbarschaft (Lebensbereich) bekommt den gleichen umfassenden Sinn, wie Welt, Umgebung usw., worin einer mit allen Fasern wurzelt und verknüpft ist. So bedeutet es geradezu Heimat. »Lebe wohl, geliebter Boden« (Milieu) Schiller, Siegesfest; Boden (Milieu) des Vaterlandes; auf deutschem, fremdem Boden (in . . . Milieu); guter, reiner Boden (Milieu); Heimatboden (=milieu); Gesellschaftsboden (=milieu); Boden, Erdreich (Milieu) der Familie.

Und daß in vielen Fällen Reich (auch Bereich) am Platze ist, soll nur eben erwähnt werden. Das Reich (Milieu) der Bühne.

Wattenscheid. Karl Gomolinsky.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Weiterentwicklung der deutschen Sprache.

Eine lebende Sprache steht niemals still in ihrer Entwicklung, sie gleicht nicht (wie eine tote Sprache) einem See mit festen, rings umschließenden Ufern, sondern einem Strome, der unablässig weiterflutend stets neue Erscheinungen (Formen, Fügungen, Wörter) auf seiner Oberfläche hervortreten läßt. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, Bleibe eine erst kürzlich (in Berlin) entstandene Bezeichnung für Bleibstätte, insbesondere Schlafstelle. Ja, ganze Wörtersippen bilden sich, so z. B. radeln mit seinen Zusammensetzungen und Ableitungen (fortradeln, durchradeln; Radler, Radlerin). Prof. Dunger hat diese anziehende Seite unserer Sprache in seinem bekannten Vortrage über »die Bereicherung des Wortschatzes unserer Muttersprache« eingehend behandelt und mit vielen Beispielen veranschaulicht.[1])

Freilich ist nicht jedes irgendwo auftauchende neue Wort unbesehen hereinzulassen und in den Sprachschatz aufzunehmen. Ein neues Wort muß ebenso wie der Stil den Anforderungen der sprachlichen Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit genügen; andernfalls ist es zurückzuweisen. So entspricht z. B. das von Ossip Schubin (Lola Kirschner) und andern schlechten Schriftstellern gebrauchte »begriffestutzig« (oder =stützig, = schwerfällig im Begreifen, »unvernehmlich«, nach anderen = verworren) den drei letztgenannten Bedingungen kaum — ganz zu geschweigen von den falschen Wortgebilden einer Eschstruth, welche die gewöhnlichsten Sprachregeln nicht kennt, und von den Geschmacklosigkeiten der »Neutöner«, dieser albernen Wortmacher.[2])

Wenn aber ein neues Wort obigen Forderungen entspricht, wenn es von fremden Bestandteilen rein, richtig gebildet, für das Verständnis deutlich und nicht unschön ist, so ist es nicht abzuweisen, nicht zu benörgeln, sondern als eine erfreuliche Bereicherung der Sprache zu begrüßen.

1) S. Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. d. A. D. Sprachv. IX.
2) S. Zeitschr. des A. D. Sprachv. Jahrg. 1900, Nr. 7 u. 8.

Gegen diesen Grundsatz wird auch von manchen sonst einsichtsvollen und wissenschaftlich hochstehenden Männern in auffallender Weise verstoßen. So beklagt Cauer den Ersatz von »Prüfungs=Reglement« durch »Prüfungs=Ordnung«, weil das Wort Ordnung (»Heil'ge Ordnung, segenreiche Himmelstochter« usw.) durch solchen profanen Gebrauch zu sehr herabgezogen werde — als ob wir nicht längst »Gewerbe=Ordnung«, »Tanzordnung« und andere Ordnungen der Art hätten! Delbrück nennt (in den Preußischen Jahrbüchern) die Bezeichnung »unlauterer Wettbewerb« »fürchterliches modernstes Kunstdeutsch«. Nun, wem »illoyal« (das überdies meist falsch ausgesprochen wird) besser gefällt als das rein deutsche »unlauter«, und »Konkurrenz« besser als das nach »Wettstreit« gebildete »Wettbewerb«, mit dem ist nicht weiter zu rechten, der ist seinem Ungeschmack zu überlassen.[1]) Bei beiden aber, bei Cauer und bei Delbrück, ist es hier im letzten Grunde nur ihre Vorliebe für das altgewohnte Fremdwort, welche sie befangen macht und irre leitet.

Als Dritter reiht sich ihnen Wustmann an, mit dem wir uns hier eingehender zu beschäftigen haben. Zunächst seine Stellung zur Fremdwortfrage. Wustmann ist an sich gegen die Fremdwörter, er sagt in dem letzten Abschnitt seines bekannten Buches[2]) manches gute, treffende Wort gegen sie, aber doch ohne die Entschiedenheit, welche ihm sonst in sprachlichen Dingen eignet. Und wenn er die Reinigung wenigstens der Umgangssprache von der Mode erhofft, so ist das doch eine recht trügerische Hoffnung. Es sind ja manche Fremdwörter, nachdem sie ein Jahrhundert hindurch oder noch länger geherrscht haben, wieder verschwunden[3]); dafür tauchen aber, wie Wustmann selber sagt, immerfort neue auf, und wir kommen nicht weiter.

Wenn nun Wustmann aber zu einzelnen der neueren (amtlichen) Verdeutschungen kommt, so gerät er gleich auf die Pfade Delbrücks: er bemängelt und benörgelt sie — und zwar meist mit Unrecht. Das »fürchterliche (!) Abteil« (S. 414) war schon längst in ähnlichen Bedeutungen vorhanden, und es ist ganz richtig gebildet.[4]) »Fach«, welches Wustmann dafür vorschlägt, wird, abgesehen von der gereimten Formel »unter Dach und Fach«, im eigentlichen Sinne nur für Sachen gebraucht (»Bücherfach«, »Scheunfach«), und ein Reisender ist doch kein Post= oder Eisenbahn=Paket, das in den Wagen gelegt oder gestellt wird. Fahrkarte, wofür man unter Umständen auch einfach »Karte« sagen kann, ist ein untadeliger Ersatz für Billet mit seiner fremden Betonung. Wustmann sagt freilich: »Man spreche es nur deutsch aus!« also: Billett. Ja, wenn das auch durchzuführen wäre, so bliebe immer noch die undeutsche Betonung der Endung. Ein wirkliches Lehnwort wie Karte wird Billet nie werden. »Gelände«, sagt Wustmann, »war bis dahin ausschließlich ein poetisches Wort und zwar ein Wort der höchsten Poesie.« Das

1) Übrigens ist auch »Wettbewerb« gar nicht ein ganz neues Wort, es findet sich schon bei Treitschke und bei Brehm.
2) »Allerhand Sprachdummheiten«. 1891. Dritte Ausgabe. 1903.
3) Dahin gehören aber nicht die von Wustmann angeführten »vis-à-vis«, »existieren«, »sich revanchieren«, die noch in voller Blüte stehen — auch in höheren Kreisen und gerade hier besonders.
4) S. Lohmeyers ausführliche Darlegung in der Zeitschrift des A. D. Sprachvereins 1893 Sp. 177 ff.

ist unrichtig, Gelände findet sich schon seit dem 17. Jahrhundert auch in der Prosa (s. die Reihe von Belegen in meinem Sprachhort S. 240 aus Grimmelshausen, Goethe, Droysen, Treitschke, Brehm u. a.).[1] Und wie schnell hat sich dieses die Sache so treffend bezeichnende Wort nicht bloß in der Heeressprache, sondern allgemein eingebürgert! »Terrain« ist fast schon verdrängt.

Über neugebildete Wörter spricht sich Wustmann (auf S. 399 ff.) dahin aus, sie seien zuzulassen, wenn sie 1. nötig, 2. richtig, 3. deutlich, 4. von gefälligem Klange seien. Nun, ob ein neues Wort gerade nötig sei, darüber werden die Ansichten vielfach sehr auseinander gehen, das ist eine mißliche Sache; andererseits fehlt die im Eingang dieser Abhandlung aufgestellte Bedingung der sprachlichen Reinheit. Aber — und das ist das Sonderbare — Wustmann verwirft eine Reihe neuer Wörter, die seinen Bedingungen durchaus genügen. »Einhufer«, »Dreimaster«, »Vierpfünder«, denen noch viele ähnliche angereiht werden könnten, läßt er gelten, weil wir diese schon haben; dagegen das ganz ebenso gebildete Einakter (für »einaktiges Schauspiel«) ist ihm ein »garstiges Wort« — »dann könnte man ebensogut ein Distichon einen ‚Zweizeiler' nennen«. Und warum nicht? An sich wäre gegen diese Bildung nichts einzuwenden; haben wir doch schon »Vierzeiler«.

Hier tritt der einseitige Widerwille Wustmanns gegen das sprachlich Neue deutlich hervor, alles Neue ist in seinen Augen eigentlich von vornherein verdächtig oder auch schlecht und verwerflich, eine »Sprachdummheit«.

Fahrgast, Fehlbetrag, Lebewesen sollen ganz verunglückte Bildungen sein, weil »ein Verbalstamm als Bestimmungswort einer Zusammensetzung stets den Zweck des Dinges bezeichne«. Das ist wieder nicht richtig, es kommen auch andere Beziehungen dabei zum Ausdruck, wie denn Wustmann selber »Brathering« und »Röstkartoffeln« als Ausnahmen anführt. Aber schon bei »Singvogel«, »Schreihals«, »Stechapfel«, »Stinktier«, die W. als »nur scheinbare Ausnahmen« bezeichnet, ohne sich weiter darüber zu äußern, ist die Sache recht mißlich. Denn z. B. Singvogel ist doch kaum gedacht als »Vogel zum Singen«, sondern als »singender Vogel«, ebenso Stechapfel als »stechender Apfel« usw. Noch deutlicher ist dies bei Zusammensetzungen wie »Betschwester«, »Beweggrund« und vielen anderen. Betschwester ist eine (immer) betende »Schwester«, Beweggrund ein bewegender Grund. Demnach ist auch gegen Fehlbetrag (= fehlender Betrag), Lebewesen (= lebendes Wesen) nichts einzuwenden. Fahrgast gar ist selbst nach der Hauptregel (Zweck) richtig gebildet, es ist ein Gast zum Fahren, für das Fahren — ein guter Ersatz für das häßliche Fremdwort »Passagier«.

Werdegang ist der Gang des Werdens (= Entwicklungsgang), wie »Reitkunst« die Kunst des Reitens, »Sehweite« die Weite des Sehens ist. Fraglos (= ohne Frage), lateinlos (= ohne Latein) sind unanfechtbare Bildungen, vgl. freudlos, gefahrlos, lieblos, schmerzlos usw. Wie sollte man statt lateinlos auch anders sagen? etwa lateinfrei? Anpassungsfähig ist: fähig der Anpassung (an Personen, Verhältnisse); daran ist im Ernste doch nichts auszusetzen. Erhältlich ist »was man erhalten kann« (»in allen guten Buchhandlungen erhältlich«). Gewöhnlich tritt zwar in diesem Sinne die Nachsilbe -bar ein (hörbar, tragbar usw.), aber nicht selten auch -lich: glaublich, verbrennlich, unerschöpflich, unwiederbringlich u. a. m.

Ausreisen, von Schiffen gesagt, tadelt Wustmann, es soll nur »abreisen« heißen. Aber man sagt doch: »ein Schiff [illegible] geht aus«, nämlich aus dem Hafen; warum also nicht auch ausreisen, Ausreise? Es soll an »ausreißen« lächerlich anklingen. Das kann doch nur für diejenigen Mitteldeutschen gelten, die s und ß nicht zu unterscheiden vermögen. Durchlochen und belichten sind als richtig gebildete Fachausdrücke nicht zu beanstanden. — So ist denn das Allermeiste in diesem Abschnitt unbegründet; mit Recht getadelt sind nur etwa: Jetztzeit, [illegible]person, innerpolitisch.

Der geheime Widerwille gegen alles Neue tritt auch in dem langen Abschnitt »Modewörter« (S. 355—75) hervor. [illegible] hundert Wörter hat W. hier auf seine Ächtungsliste gesetzt, [illegible] seltener oder am besten gar nicht gebraucht werden sollen. [illegible] wir uns die lange Reihe etwas näher an! Zunächst sind [illegible] Wörter mit sehr wenigen Ausnahmen richtig gebildet. [illegible] auch von abstürzen (für herab-, hinabstürzen) und unerfindlich. »Ab« in dem Sinne von abwärts, die Richtung [illegible] unten bezeichnend, ist noch gar nicht ganz erloschen, wie [illegible] meint, vgl. »auf und ab« (= aufwärts und abwärts), »bergab«, »talab«, »stromab«, »treppab« usw., ferner »abfallen« (»die [illegible] fällt ab«), »Abhang«, »absteigen«, »Abstieg« und andere [illegible]wörter und Zeitwörter. Ihnen schließen sich Absturz und [illegible]stürzen an, die nicht erst »von Alpenfexen eingeführt« [illegible] sondern schon bei den Klassikern vorkommen (s. die Wörterbücher). Ebensowenig ist unerfindlich verfehlt gebildet. »Erfinden« in dem ursprünglichen Sinne von »(forschend) ausfindig machen« ist häufig in Luthers Bibelübersetzung (1. Mos. 38, 27. Hiob [illegible] Dan. 6, 22 usw.), es begegnet auch noch bei Goethe. [illegible] gründet sich »unerfindlich«. Durch »unbegreiflich« oder »unverständlich« kann es ebensowenig überall ersetzt werden, wie »ausfindig machen« durch begreifen oder verstehen. Wenn jetzt »erfinden« auch nicht mehr in diesem Sinne gebraucht wird, [illegible] wir dadurch noch nicht genötigt, auch das Eigenschaftswort »unerfindlich« fallen zu lassen; sonst müßten wir auch [illegible] »Schriftsteller«, »Briefsteller« aufgeben, weil längst nicht [illegible] gesagt wird: eine Schrift, einen Brief stellen (statt: [illegible] schreiben), wir müßten »erbötig« aufgeben, weil das Hauptwort »Erbot« erloschen ist, und so noch manches andere. [illegible] übrigen von W. gebrandmarkten Wörter, wie sangesfroh, farbenfroh, Vollbild (für »Bild en face«), Darbietung, einwandfrei sind in ihrer Bildung untadelig. »Darbietung« eine treffende Zusammenfassung für alles, was in einem Konzert usw. an verschiedenartigen geistigen Genüssen geboten wird.

Doch vielleicht sind diese richtig gebildeten Wörter unrichtig gebraucht. Auch das ist kaum der Fall, abgesehen von [illegible] (statt: in seltenem Grade, ungemein), jugendlich (statt: [illegible]) ungezählt (statt: unzählig), bedingen (statt: [illegible]). Minderwertig aber versteht W. unrichtig, wenn er es [illegible] gleichbedeutend mit schlecht, wertlos, unbrauchbar hält. »Minderwertig« heißt, was es nach der Zusammensetzung besagt: [illegible] minderem Werte (unter »normal«) also nicht: von keinem, [illegible] von geringerem oder auch allenfalls geringem Wert. [illegible] z. B. »minderwertiges Fleisch«, wie es auf Schlachthöfen [illegible] niedrigeren Preis zum Verkauf gestellt wird, nicht wertloses, [illegible]brauchbares Fleisch — dann würde man es nicht noch verkaufen — sondern nur Fleisch von geringerem Wert (als das gute [illegible]

1) Die mangelhafte Sprachkenntnis Wustmanns zeigt sich auch sonst, z. B. in dem, was er über stecken (S. 50) sagt, vgl. dagegen Mor. Heyne, Deutsches Wörterbuch — ferner: »das Aurikel« ist nur landschaftlich statt die A.; Hoffart aus Hochfahrt (S. 350) hat von jeher eine üble Nebenbedeutung gehabt; werten, nach W. (S. 369) ein »neues Spreizwort«, stammt schon aus dem Althochdeutschen (werdôn) und findet sich im Neuhochdeutschen bei Uhland: »Die (Totenrichter) werten nicht des Heldenmahles mich« (Die sterbenden Helden).

fleisch). In manchen Fällen freilich mag »minderwertig« als ein schonend, höflich verhüllender Ausdruck für wertlos, schlecht gebraucht werden.

Aber vielleicht überflüssig sind die Wörter, da wir schon andere dafür haben. Auch das kann nur in beschränktem Maße zugegeben werden. Es ist immerhin angenehm und auch förderlich, für einen Begriff nicht bloß einen Ausdruck zu haben, an den man gebunden ist, sondern mehrere, mit denen man abwechseln kann. »Nach Zeitungsnachrichten« klingt nicht gut, besser: »nach Blättermeldungen«, noch besser: »wie die Blätter oder Zeitungen melden« (s. Wustmann S. 351). Und kleine Unterschiede der Bedeutung, bestimmte Abschattungen kommen dabei doch häufig ins Spiel. Die neuen Ausdrücke decken sich nicht immer völlig mit den alten, diese können nicht überall für jene eintreten, z. B. kann für eigenartig nicht überall das einfache »eigen« stehen (»Ihr eigenes Gedicht« hat einen ganz andern Sinn als »Ihr eigenartiges Gedicht«), — auch nicht »eigentümlich«, das einen Beigeschmack hat = wunderlich, seltsam.

Daß endlich die von W. aufgereihten Ausdrücke zu häufig gebraucht werden, kann auch nur von einzelnen gelten, vor allen von voll und ganz, das in gewählter Rede nicht mehr verwendbar ist.[1]) Von den allermeisten kann ich es nicht zugeben, wenigstens ist mir beim aufmerksamen Lesen der Tagesblätter, der Novellen usw. nie dergleichen unangenehm aufgefallen. So sind denn die Einwendungen gegen den Gebrauch dieser Ausdrücke, die wir wegen ihrer Menge nicht alle einzeln beleuchten können, fast durchweg hinfällig.

Anderseits haben viele Wörter, die an Stelle der älteren oder neben ihnen in Gebrauch gekommen sind, vor diesen auch tatsächliche Vorzüge. So ist Ehrung besser als das um drei Silben längere, zusammengesetzte »Ehrenbezeigung« (wofür überdies oft fälschlich: Ehrenbezeugung). Denn, wie der Turnvater Jahn sagt, »ein abgeleitetes Wort ist [unter sonst gleichen Umständen] allemal besser als ein zusammengesetztes«. Insbesondere aber sind die älteren Wörter durch den langen und häufigen Gebrauch, worauf Wustmann auf S. 350 selber hinweist, mitunter etwas abgegriffen und verblaßt, die neueren haben mehr sinnliche Fülle, sie sind anschaulicher. So ist »hochgradiges Fieber«, »hochgradige Erregung« sinnfälliger als »hohes Fieber«, »starke Erregung«, »rund« (= abgerundet)[1]) anschaulicher als »etwa«, »ungefähr«, fertigstellen (= f. hinstellen) anschaulicher als »anfertigen«, eine Frage aufrollen (von der Landkarte u. dgl. hergenommen) mehrsagend als »anregen«. Wustmanns Vorstellungskraft vermag sich hier nicht über den Bettläufer oder den Linoleumteppich zu erheben.

Der Mangel an rechtem Verständnis für die fortschreitende Entwicklung der Sprache zeigt sich ganz besonders auch in dem, was Wustmann über neue Verhältniswörter und neue Bindewörter sagt, wo er wiederum dem Weiterfließen des Stromes durch einen papiernen Damm wehren will. Die Wörterklassen sind nicht durch unübersteigliche Scheidewände voneinander getrennt. Ein Eigenschaftswort kann sich zum Hauptwort weiter entwickeln (»das Gute, das Gut«), eine Mittelform zum Eigenschaftswort (»reizend«, »erhaben«) usw. Dies gilt besonders auch von den Verhältniswörtern, die ursprünglich alle aus andern Wörterklassen hervorgegangen sind. Ganz deutlich ist dieser Übergang ja noch bei den mit dem zweiten Fall verbundenen, welche von Hause aus Umstandswörter (»oberhalb« »diesseit«) oder Hauptwörter (»laut«, »wegen«) gewesen sind. Dies erkennt Wustmann an (Seite 243 f.), auch inbezug auf die »häßlichen, langatmigen Modepräpositionen unserer Amts- und Zeitungssprache«: anläßlich, gelegentlich, inhaltlich, antwortlich. Aber er will es nicht zugestehen den Bezeichnungen: rechts, links, nördlich, südlich, östlich, westlich und seitlich — unfern, unweit, die jetzt auch als Verhältniswörter gebraucht und mit dem zweiten Fall verbunden werden. Man soll statt dieser »garstigen Neuerung« — alles, was Wustmann nicht gefällt, ist »garstig«, »greulich«, »abscheulich« — bei ihnen, wie in der guten alten Zeit, das Verhältniswort von zu Hilfe nehmen. Wenn er aber selbst diesen Abschnitt in dem angegebenen Sinne einleitet, wenn dies von jeher der Gang der Sprache gewesen ist, demnach in alter und neuer Zeit Umstandswörter zu Verhältniswörtern geworden sind, wäre es da nicht verkehrt, diesem Fortschreiten der Sprache mit einem Male Stillstand gebieten zu wollen? zu sagen: bis zum Jahre 1891 war dieser Übergang gestattet, von diesem Jahre 1891 ab darf es nicht mehr vorkommen, ich, Wustmann, gestatte es nicht mehr? Dazu kommt noch, daß diese Fügung ohne die Krücke des »von« gar nicht einmal so neu ist, daß sie sich schon vor unserer Zeit, z. T. schon bei den Klassikern findet. Goethe schreibt: »rechts des Fußsteiges«, Schiller: »eine Viertelstunde seitwärts der Heerstraße«, ferner Ranke: »östlich des Jordans«, Treitschke: »nördlich des Wäldchens«, »die Landschaften nördlich des Mains«, Brehm: »nördlich des großen Wüstenzuges«, »westlich der Elbe«. Unweit aber findet sich bereits in der alten Heyseschen Versregel: »Unweit, mittels, kraft und während« usw., es wird also schon seit fast einem Jahrhundert als Verhältniswort (mit dem Genitiv) behandelt.

Umstandswörter können aber auch zu Bindewörtern werden. Zuerst wurde noch ein »daß« oder »da« hinzugefügt:

»Indem da sie das taten, verlosch das Feuer« (Agricola).
»Indes, daß noch der Reiche zählte« (Gellert).

1) Dieses »voll und ganz« kommt, wie Wustmann zeigt, als Lückenbüßer schon in Tiecks Übersetzung von Shakespeares »Antonius und Kleopatra« vor: »Meines Herzens Summe bleibt dein hier voll und ganz«. Aber viel älter ist es in unabgeschwächter Bedeutung nach neuern Beobachtungen, die J. E. Wülfing kürzlich für ein Berliner Blatt zusammengestellt hat. Er selbst weist sie in Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung II aus einem Kirchenliede nach, dessen Verfasser Hagenbach von 1801 bis 1874 gelebt hat: »Der Ernte Kranz Wiegt auf die Mühe voll und ganz«. Gombert aber, so fährt Wülfing fort, bringt gar ebenda einen Beleg für »ganz und völlig« aus dem Jahre 1634, wo es in einer Predigt heißt: »Ein jeder Hauptmann hat sich zu befleißen, die Zahl gantz und vollig zu haben«, wo also die Bedeutung noch nicht so abgeschliffen ist wie jetzt. Ähnliches findet sich schon bei Luther, nämlich »ganz und vollkommen«: »daß Christi Leib ausgeteilet wird in allen Stücken und Partikeln des Brots ganz und vollkommen«, und Luther schreibt auch einmal: »gleichwie ich von der Taufe gesagt, daß es füglicher wäre, ins Wasser zu tauchen denn damit begießen, um der Gänze und Vollkommenheit des Zeichens willen«. Dieses umgekehrte »ganz und voll« findet sich auch einmal in Immermanns Münchhausen (1838): »ganz und voll durchdrang ihn eine unaussprechliche Empfindung«, und einmal in Scheffels Reisebildern: »keiner ist so glücklich, ganz und voll von uns studiert werden zu können«. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Redewendung aus der theologischen und Kanzelsprache ihren Ursprung genommen hat, die ja größte Deutlichkeit und Fülle nicht entbehren kann. Aber eines schickt sich nicht für alle, und für die, die sie jetzt so im Übermaße bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anwenden zu müssen meinen, gilt, was Gottfried Keller einmal ausgerufen hat, als sie in der Unterhaltung von jemand gebraucht wurde: »Voll und ganz! Hm, hm! Da sieht man, was ihr für Patrone seid! Phrase, nichts als Phrase! Voll und ganz ist das charakterloseste Wort, das es gibt, trotz seiner Fülle!« Str.

1) Übrigens nicht »dem Englischen nachgeäfft« (Wustmann S. 371), sondern Übersetzung des lat. rot. (rotunde).

Dieses »da, daß« fiel dann weg, und man begnügte sich mit der nebensätzlichen Wortstellung, die ja auch vollkommen zum Verständnis ausreicht:

»Indem er säete, fiel etliches an den Weg« (Luther).

»Indes ihr auf der Börse seid« (Lessing).[1]

Dieselbe Entwicklung ist nun auch bei trotzdem eingetreten, indem man zunächst »trotzdem, daß«, dann aber (schon seit etwa fünf Jahrzehnten) das bloße »trotzdem« als einräumendes Bindewort anwendete — desgleichen bei zumal in begründendem Sinne, zunächst mit, dann ohne »da«:

»Zumal den gewinnenden Worten sehr rasch die Drohung gefolgt war« (Häusser, Deutsche Geschichte).

»Zumal die fränkischen Vasallen sich bald genug den Eingeborenen eng verbanden« (Giesebrecht).

»Zumal die Gegner dieses Mittel mit großem Erfolge anwandten« (Varnhagen).

Wustmann erklärt freilich die Weglassung des »da« für einen Fehler und verfügt (S. 131): »Zumal ist kein Fügewort, sondern ein Adverb« (muß es demnach auch bis in alle Ewigkeit bleiben). Aber die Sprache wird über seinen ganz unbegründeten Einspruch hier wie in andern Fällen zur Tagesordnung übergehen.

Stolp i. P. A. Heintze.

Kleine Mitteilungen.

»O diese Fremdwörter!« Ein Bauer aus Frechen bei Köln, so erzählt der Kölner Lokalanzeiger, führte bei dem Oberlandesgericht einen Prozeß wegen Auflösung eines Kaufgeschäfts. Er verlor ihn, da nachgewiesen wurde, daß er seinen Vertragsgegner bei dem Kaufabschluß durch Verschweigen wesentlicher Mängel arglistig getäuscht hatte. Beim Lesen des schriftlichen Urteils, das dem Bäuerlein von seinem Anwalt zugesandt wurde, war ihm die häufige Erwähnung des »Dolus« höchst auffällig, der wohl, wie er herausfand, für die Entscheidung ausschlaggebend gewesen sein mußte. Daß er selbst diesen Dolus geschaffen hatte, davon hatte er freilich keine Ahnung. Er glaubte vielmehr, daß der Dolus ein Zeuge sei, der ungünstig für ihn ausgesagt und dadurch den schlechten Ausgang des Prozesses herbeigeführt habe. »Diesen Dolus, den Schuft, will ich meineidig machen«, so äußerte er sich zu einem ihm befreundeten Nachbar. Gesagt, getan. Mit der ausgesprochenen Absicht, den Dolus bei der Staatsanwaltschaft wegen Meineids zur Anzeige zu bringen, betrat er das Kölner Justizgebäude. Dort trug er dem ersten ihm begegnenden Gerichtsdiener sein Anliegen vor, und dieser, ein Witzbold, verwies ihn an die zuständige Stelle, nämlich die Anmeldestube der Staatsanwaltschaft. Hier wurde das Bäuerlein auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht und belehrt, daß der böse Dolus der brave Landmann selbst sei. Grollend zog er sich hierauf mit den Worten zurück: »Die Häre däte och besser, sie schriebe dütsch, damit die Bore et och verstonn.« — Und damit hat der Bauer offenbar gegen seine Richter recht.

— **Tentakelstaat**, mit diesem neuen Wort, das den Uneingeweihten wohl ausnahmslos völlig unverständlich sein wird, will uns die Geschichtswissenschaft beglücken. In dem soeben erschienenen Schlußteil des 2. Ergänzungsbandes zu seiner Deutschen Geschichte führt Lamprecht aus, das Deutsche Reich höre heutzutage nicht mit seinen Grenzen auf. »In Frankreich« sagt er (Seite 593) »ist Paris dichterisch die ville tentaculaire genannt worden: die Stadt, die einem Polypen gleich das Land mit ihren Fang- und Saugarmen umfaßt, umklammert und auszehrt. Nicht in diesem, wohl aber im guten Sinne kann man das Reich als den germanischen État tentaculaire bezeichnen.« Einige Seiten später aber (606) tut er schon einen Schritt weiter, indem er von einem »tentakulären« Handelsstaat spricht; er setzt freilich selbst noch das neugebildete Eigenschaftswort in Gänsefüßchen. Damit nun aber nicht zufrieden, gebraucht die Kölnische Zeitung (in der Morgenausgabe vom 30. Nov.) in einem langen, dem Lamprechtschen Buche gewidmeten Leitaufsatze den Ausdruck Tentakelstaat, der sich bei Lamprecht nicht findet, wenigstens nicht im Text, sondern nur im Inhaltsverzeichnis und im Register. Die Gefahr liegt nun nahe, daß das neue Wort, bei seinen Anklängen an bekannte andere Fremdausdrücke, wie Spektakel und Mirakel, bald ein Modeschlagwort wird. Wenn der Schreiber des Zeitungsaufsatzes den Ausdruck »sehr bezeichnend« findet, so ist doch wohl zunächst zu fragen, wie viele Deutsche denn wissen, daß tentacule »Fühlfaden« heißt (»Arm des Polypen«, nicht »Polyp« selbst, wie der Schreiber jenes Aufsatzes meint). Nun gebe ich allerdings zu, daß das Bild, das in dem Wort ville tentaculaire liegt, sehr bezeichnend ist. Weniger möchte ich das schon zugeben bei der Umänderung, die Lamprecht mit diesem Bilde vornimmt. Aber wenn man auch einmal gelegentlich einen derartigen Vergleich anwenden will, daß der Staat wie ein Polyp seine Fangarme in alle Welt ausstreckt, so liegt doch gar kein Grund vor, daraus nun sogleich einen neuen Fachausdruck »Tentakelstaat« zu bilden. Lamprecht braucht übrigens dafür gleichbedeutend das Wort Expansionsstaat, das ja auch nicht gerade schön, aber doch immerhin ein wenig verständlicher ist. — Bei dieser Gelegenheit sei auch überhaupt einmal darauf hingewiesen, wie sehr Lamprecht das Lesen seiner glänzenden Darstellung der jüngsten Vergangenheit durch eine Überfülle von Fremdwörtern erschwert. Und ist es Zufall, daß er an der Stelle, wo er von der Erhaltung der deutschen Sprache im Ausland redet (Seite 6[illegible]), den Schulverein, den Alldeutschen Verband und anderes ausführlich erwähnt, den Sprachverein dagegen mit gänzlichem Stillschweigen übergeht?

Essen (Ruhr). Wilh. Schmidt.

— Bekanntlich haben die städtischen Haus- und Grundbesitzervereine auf ihrem diesjährigen Verbandstage in Dresden beschlossen, die im **Gebäude- und Wohnungswesen** vorkommenden Fremdwörter in Zukunft durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen (vgl. Zeitschr. 1903, Sp. 275). Ein Verzeichnis solcher Verdeutschungen, das ihnen ein zu diesem Zwecke gewählter Ausschuß vorlegte, haben sie einstimmig angenommen. Es handelt sich jetzt darum, dieses Verzeichnis den Tausenden von Hausbesitzern zugänglich zu machen. Herr Reinhold Jubelt in Zeitz hat daher einen Sonderabdruck davon in einer Auflage von 100000 Stück herstellen lassen und erbietet sich, es in beliebiger Anzahl von Stücken zum Preise von je fünf Pfennig zur Massenverteilung an die einzelnen Hausbesitzervereine zu liefern. Die Vereine von Zeitz und Dresden haben mit einer Bestellung von je 1000 Stück den Anfang gemacht.

1) Vgl. auch mhd. sît daz, jetzt seit, seitdem: »Seit(dem) ich diese Nachricht erhalten habe —.« Ähnliche Entwicklungen finden sich in andern Sprachen, z. B. im Lateinischen bloßes simul für simul ac: »Simul accepi litteras, statim quaesivi —« (Cicero). — Auch »im Falle« als Bindewort (statt: im Falle daß) ist nicht zu verwerfen. Hat doch schon Lessing geschrieben: »Im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen«, und Mor. Heyne führt in seinem Deutschen Wörterbuche die Satzformel an: »im Falle solches geschieht«. Nur dürfte, da wir falls als Bindewort haben, dieses doch den Vorzug verdienen.

— **Immer die alte Geschichte.** In der Schlesischen Zeitung vom 16. Jan. 1904 (Nr. 37) berichtet einer von drei kühnen Besteigern des Montblanc anziehend über die im Sommer 1903 ohne Führer geglückte Unternehmung. Die drei waren, wie ausdrücklich bemerkt wird, zwei Reichsdeutsche und ein Schweizer, Studenten in Lausanne. Auf der Höhe finden sie im Gipfelbuche die Eintragung, daß einige Zeit vorher — am 10. Juli — drei Engländer mit sieben Führern und Trägern oben gewesen sind, und im Bewußtsein ihrer wegen der Abwesenheit von Führern doch weit größeren Leistung geben sie im Gipfelbuch ihrem Hochgefühl mit den Worten Ausdruck: Ascension sans guide; vue superbe. Nun gehen ja reichsdeutsche Studenten bekanntlich nicht wegen der Überlegenheit waadtländischer Wissenschaft nach Lausanne, sondern hauptsächlich, um dort unangefochten französisch sprechen zu lernen; und daß der Montblanc seit fast einem halben Jahrhundert zu Frankreich gehört, wissen wir auch. Aber ob die Reichsdeutschen gerade gut getan haben, dort oben zu beweisen, daß sie eine kurze Bemerkung französisch niederschreiben konnten, muß bezweifelt werden. Denn der Gipfel des Montblanc wird wohl von wenigstens ebensoviel Deutschen wie Franzosen erstiegen, so daß eine in der Höhe nur in deutscher Sprache verkündete Heldentat nicht verborgen bleibt. Auch möchte man wohl wissen, ob die vorher auf den Montblanc gestiegenen Engländer ihre Eintragung ebenfalls französisch gemacht haben. Mitglieder des Sprachvereins, die im kommenden Sommer den Montblanc ersteigen, können uns seinerzeit darüber Auskunft geben. Gbt.

— Der für das Schicksal der **deutschen Sprache im österreichischen Heere** bedeutungsvolle Erlaß des österreichischen Kriegsministers über die »Regimentssprachen« ist nun seinem Wortlaute nach öffentlich bekannt gemacht worden und enthält nach langen allgemeinen Begründungen folgende Forderungen:

»Die mindestens zum Dienstgebrauch genügende Kenntnis einer nichtdeutschen Sprache der Monarchie muß daher künftig im erhöhteren (!) Maße wie (!) bisher gefordert werden. In den Truppenkörpern mit Mannschaft nichtdeutscher Sprache haben die Oberoffiziere und Kadetten, wie dies schon normiert ist, die Regiments-(Bataillons-)Sprache, in den Truppenkörpern mit zwei Regimentssprachen eine derselben innerhalb dreier Jahre zu erlernen......

Aber auch in den Truppenkörpern mit nur deutschsprechender Mannschaft müssen die Offiziere eine zweite Sprache der Monarchie in ausreichendem Maße kennen......

(Bei Unteroffizieren) darf die Unkenntnis der deutschen Sprache kein weiteres Hindernis für die Beförderung bilden«.

Diesen Erlaß erhalten alle Militär-Territorialkommanden, so fügt die Neue Freie Presse vom 15. Januar dem Wortlaut des merkwürdigen Schriftstückes hinzu, und schon der »Militärterritorialkommanden« wegen melden wir auch das. Ein Schirm und Schutz des natürlichen Vorrechts der deutschen Sprache ist der Erlaß gewiß nicht, wird auch nichtdeutsche Rekruten nicht eben zu williger Aneignung der »deutschen Heeressprache« anreizen. Was wird einmal das Ende vom Liede sein?

— Wie die Westfälische Zeitung am 6. Jan. berichtet, hat es der Vorstand des Vereins deutscher Ingenieure abgelehnt, sich an der Schaffung einer technischen **Weltsprache** zu beteiligen. Vgl. Sp. 54 und vorige Nr. Sp. 15.

— **Schultheiß oder Bürgermeister?** so fragt man jetzt in Württemberg. Ein Ausschuß der Abgeordneten hat sich für die Änderung des Titels Schultheiß in Bürgermeister entschieden, angeblich — es klingt aber recht sonderbar — weil der »Stadtschultheiß« außerhalb Württembergs und besonders in Norddeutschland nicht gebührend gewürdigt werde. Der Schwäbische Merkur vom 2. Jan. hofft jedoch, daß wenigstens die Gesamtheit der Kammer »von der grundlosen Änderung eines althergebrachten, durch die Leistungen so vieler ausgezeichneter Männer mit den ehrendsten Erinnerungen verknüpften und sogar durch die politischen Kämpfe des Landes sozusagen geweihten Titels absehe und damit der Volksvertretung denjenigen Grad von Bildung wahre, der nach dem Sinn für den Wert der Geschichte und das geschichtlich Gewordene gemessen wird.« Gewiß ist den Norddeutschen selbst das ihnen zugeschriebene Vorurteil gegen die Amtsbezeichnung der württembergischen Stadthäupter bis jetzt unbekannt gewesen, und im übrigen, ob Stadtschultheiß oder Bürgermeister, dem Titel wird immer die Ehre, die ihm seine Träger erwerben. Darin steht der Schultheiß dem Bürgermeister ganz gleich, er hat aber vor dem Bürgermeister die Ehrwürdigkeit eines um sieben Jahrhunderte höheren Alters und für Württemberg obendrein die heimatliche Färbung voraus. Den schönen alten, stolzen Namen, den aus der frühesten Zeit deutscher Rechtsordnung allein Württemberg in den Sprachschatz der Gegenwart glücklich und treu bewahrt hat, nun daraus tilgen zu wollen, das wäre kein hübscher Schwabenstreich.

— Ein Aufruf zur **Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Namensformen für Orte in fremden Sprachgebieten** richtet sich auch an die Mitglieder unseres Vereins und verdient, ihrer Aufmerksamkeit angelegentlich empfohlen zu werden. Er lautet:

»Inbezug auf den Gebrauch deutscher Namensformen für Orte in fremdsprachiger Umgebung stimmen die Forscher aller in Betracht kommenden Wissensgebiete überein: nur solche deutsche Ortsnamen haben für die Gegenwart Berechtigung, die noch im Volksmunde lebendig sind, d. h. die noch heute zum Sprachschatze einer deutschen Minderheit der Einwohner oder zu dem der deutschen Nachbarn jenseit der Sprachgrenze gehören. Alle »Buchnamen«, die in früheren Jahrhunderten gebräuchlich waren, jetzt aber verklungen sind, haben nur geschichtlichen Wert.

Die Schwierigkeit liegt aber in der zuverlässigen Feststellung der Namensformen, die heute noch gebraucht werden, der Wissenschaft und damit der Allgemeinheit aber unbekannt sind. Hier droht kostbares altes deutsches Sprachgut verloren zu gehen, das die Mundarten treulich bewahrt haben, das die Schriftsprache aus einfacher Unkenntnis aber nicht übernommen hat. So ist z. B. noch heute im deutschen Elsaß Nanzig der gebräuchliche Name für Nancy, noch heute fährt die Postkutsche aus Graubünden ins Veltlin nicht nach Chiavenna, sondern nach Kläven, noch heute heißt Maros Vasarhely bei den Siebenbürger Sachsen Neumarkt, noch heute kennt die deutsche Muttersprache der Balten kein Pskow, sondern wie zur Hansezeit nur ein Pleskau. Es ist die höchste Zeit, uns sichere Kenntnis dieser heute noch lebendigen deutschen Namensformen zu verschaffen, um sie als Beleg vergangener Kolonisationstätigkeit unseres Volkes oder lebhafter deutscher Kulturbeziehungen über die Grenzen unseres Sprachgebiets hinaus in der deutschen Schriftsprache zur Geltung zu bringen, aus der sie bisher vielfach nur verbannt waren, weil man sie für verklungen hielt.

Wir richten daher an alle, die sich an Ort und Stelle verläßliche Kenntnis des Gegenstandes verschaffen, die herzliche Bitte, ihre Beobachtungen der Schriftleitung der »Deutschen Erde«, Prof. Paul Langhans in Gotha, mitteilen zu wollen.«

Unterzeichnet sind zunächst in erfreulicher Einmütigkeit die Vorsitzenden der großen nationalen Verbände, der Geschichts- und Altertumsvereine, des Deutschen Schulvereins, der Vereine für deutsche Landes- und Volkskunde, natürlich auch des Sprachvereins, des Alldeutschen Verbandes und der Generaldirektor der Preußischen Archive, außerdem die Professoren Alois Brandl, Felix Dahn, Theob. Fischer, Moritz Heyne, Karl Lamprecht, Georg v. Mayr, Hans Meyer, Albrecht Penck, Dietrich Schäfer, Ferdinand Vetter, Adolf Wagner.

— Zu Hagen i. W. im Museum Folkwang wird Dr. Winterstein aus Kassel während des Februars 1904 eine **Alldeutsche**

Sammlung ausstellen, von der besonders die Abteilung **Aus dem Kampfgebiete der deutschen Sprache** die Mitglieder unseres Vereins anziehen wird. Sie führt im Bilde die ganze deutsche Sprachgrenze in Europa vor, Städte und Landschaften, Trachten und Typen auf deutscher und nichtdeutscher Seite. Das überseeische Deutschtum ist in derselben Weise vertreten. Auch eine große Sammlung deutschgesinnter und deutschfeindlicher Zeitungen auf wichtigen Posten ist da, Not- und Kampfrufe aus bedrohten Gegenden, Spottbilder von Freund und Feind, Bücher, Schriften, Landkarten.

— **Familiengeschichtliche Forschungen** werden z. Zt. mehr als bisher nach ihrem Werte geschätzt. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß eine Anzahl namhafter Genealogen, Geschichtsforscher und Freunde familiengeschichtlicher Forschung einen Aufruf zur Begründung einer »Zentralstelle (warum aber nicht Haupt- oder Sammelstelle?) für deutsche Personen- und Familiengeschichte« erläßt und zum Beitritt zu einem zu diesem Zwecke gegründeten Verein einladet (Mindestbeitrag 5 ℳ). — Hauptaufgabe soll sein, die in Urkundenbüchern, Universitätsmatrikeln, Bürgerlisten, Kirchenbüchern und anderen gedruckten und ungedruckten Quellen zerstreuten Angaben planmäßig zu sammeln und in Gestalt eines alphabetisch geordneten Zettelverzeichnisses nutzbar zu machen. — Ferner sollen familiengeschichtliche Veröffentlichungen, die wohl meist nicht im Buchhandel zu beziehen sind, gesammelt werden. — Erste Hauptversammlung des Vereins Dienstag, 16. Februar 1904 zu Leipzig. Anfragen und Sendungen erbeten an Rechtsanwalt Dr. Breymann in Leipzig, Neumarkt 29.

— Einen **Preis von 3000 ℳ.** hat der Verlag der Hamburger Nachrichten für die beste im niedersächsischen Boden wurzelnde Erzählung ausgesetzt. Die Arbeiten müssen mit der Maschine geschrieben bis zum 1. Juli eingesandt werden. Alles Nähere ist von der Leitung der Hamburger Nachrichten zu erfahren.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

224) »Das Werk beschränkt sich aber nicht nur auf die Pflanzenwelt, sondern auch auf geologische und rein geographische Gegenstände, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse —«. (Aus der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik mitgeteilt von Prof. Dr. Blumenthal in Berlin.)

224) Das Werk beschränkt sich aber nicht auf die Pflanzenwelt, sondern behandelt auch erdgeschichtliche (geologische) und rein erdkundliche (geographische) Gegenstände — oder: Das Werk behandelt nicht nur die Pflanzenwelt, sondern auch —.

225) »Die Fahrgäste werden gebeten, vor dem Absteigen den Schaffner zur Abgabe des Haltsignals veranlassen und erst nach Stillstand des Wagens vom letzteren absteigen zu wollen.« (Anschlag in den Wagen der Straßenbahn von Stuttgart, mitgeteilt von Stadtpfarrer Zehle in Stuttgart.)

225) Die Fahrgäste werden gebeten, vor dem Absteigen den Schaffner zur Abgabe des Haltezeichens zu veranlassen und erst abzusteigen, wenn der Wagen steht (hält).

»Nach Stillstand« nicht gut; denn Stillstand drückt nicht das Eintreten, sondern den Zustand des Stillstehens aus; daher richtiger »bei Stillstand«. Vorliebe für das Wörtchen »der letztere«, hier besonders störend, weil nur von einem Wagen die Rede ist. »Bitten — absteigen zu wollen« — leere Höflichkeitswendung: der betreffende soll nicht bloß den Wunsch oder die Absicht haben abzusteigen, sondern er soll dies wirklich ausführen.

226) »Es ist bei Vermeidung einer Konventionalstrafe von 5 bis 15 Sgr. für jeden einzelnen Fall, welche Strafe der Schlagunternehmer zu entrichten hat, verboten, junge Eichen .... zu Bindweiden zu gebrauchen.« (Aus einer noch jetzt geltenden Verordnung mitgeteilt von Oberförster Lösch in Stromberg.)

226) Bei einer Strafe von 5 bis 15 Sgr. für jeden einzelnen Fall ist es verboten, junge Eichen ... zu Bindweiden zu gebrauchen. Die Strafe hat der Schlagunternehmer zu entrichten.

Vermischung zweier Wendungen: Bei einer Strafe ist es verboten und: zur Vermeidung einer Strafe hüte man sich —. »Welche Strafe« — eine Nachahmung des Lateinischen, im Deutschen steif und schwerfällig.

227) »Gestern erschien ein Fremder beim Küster der Kirche und erbat sich die Erlaubnis, die Kirche ansehen zu dürfen. Als der Küster die Tür geöffnet hatte und der Fremde eingetreten war, erschoß sich der letztere.« (Aus einer Zeitung mitgeteilt von R. Janke in Tetschen a. E.)

227) Gestern erschien ein Fremder beim Küster und erbat sich die Erlaubnis, die Kirche anzusehen. Als der Küster die Tür geöffnet hatte, trat der Fremde ein und erschoß sich.

»Erlaubnis ... ansehen zu dürfen« — Wortüberfluß (Pleonasmus). »Der letztere« ist der eben genannte Fremde, also »dieser«; besser aber ist es, die beiden Aussagen im Hauptsatze nebeneinander zu stellen.

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. Dunger in Dresden-A., Schnorrstraße 3.

Bücherschau.

Über das geschichtliche Recht der deutschen Sprache im bernischen Jura. Eine Begleitschrift zum »Berner Jura« von E. F. G. (o. J.) — **Le Jura et l'allemand** par Albert Gobat. »Revue jurassienne« 1903 Nr. 10. Beides vereinigt in der erweiterten Schrift: Betrachtungen über das geschichtl. Recht usw. Bern, A. Francke vorm. Schmid u. Francke. 1904 46 S. 0,70 ℳ.

Ein verdienstvolles, mit großem Fleiß abgefaßtes Schriftchen. Der »Berner Jura« unternimmt es, in der deutschen Bevölkerung dieser Gebirgsgegend die Liebe zur Muttersprache lebendig zu erhalten, und diese Bestrebungen will der Verf. durch sein Schriftchen unterstützen. Er sucht zu beweisen, daß die Berner Jurabewohner urdeutsch seien, wobei er in gleicher Weise die Kultur- wie die Sprachgeschichte heranzieht. Sehr entschieden tritt er der Auffassung entgegen, daß die Vorfahren der Jurassier, die Burgunden, die seit 443 diese Gegenden bewohnten, keine echten Deutschen gewesen seien. Zwar gibt er zu, daß die südlicher (etwa am Genfer See) wohnenden Burgunden verhältnismäßig früh romanisiert worden sind; doch bemüht er sich, nachzuweisen, daß die Bewohner der nördlichen Gegenden ihr Deutschtum viel, viel länger bewahrt haben. Hier hätte ich einzuwenden, daß der Verf. mehr dem hochbedeutsamen Werk von Zimmerli (Die deutsch-

französische Sprachgrenze in der Schweiz. I. Basel u. Genf 1891) hätte folgen und größeres Gewicht auf die Flurnamen als auf die Ortsnamen hätte legen sollen; denn »die Ortsnamen sind nur Beweise germanischer Siedelung, nicht aber wirklicher Germanisierung; die Flurnamengebung dagegen ist eine Urkunde zur örtlichen Sprachgeschichte«. Aber auch so genügen des Verf. Darlegungen, um zu zeigen, daß die burgundischen Bewohner des Jura ihr Deutschtum bis tief in die Neuzeit hinein erhalten haben; erst das Erstarken der politischen Macht Frankreichs und die Schwächung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation brachte ein Vordringen der französischen Sprache im Jura mit sich. Mit Recht unterstreicht der Verf. die Tatsache, daß der Berner Jura bis 1797 deutsches Land war und daß die Franzosen im ganzen nur ungefähr zwanzig Jahre dort geherrscht haben. Wir Reichsdeutschen haben alle Veranlassung, den Bestrebungen des Verf. und des »Berner Jura« unser Wohlwollen zu bekunden, besonders da E. F. G. mit freiem Blicke über dem nichtigen Gegensatze steht, der so viele Deutschschweizer von den Reichsdeutschen trennt. »Der ist ein guter Deutscher im weiteren Sinne«, sagt er, »dem Schiller und Goethe, Uhland wie Gottfried Keller in den heimischen Lauten der Muttersprache zu Herzen reden, der die alte germanische Liebe zur Natur und heimischen Scholle zu bewahren weiß, mag seine Wiege unter dem weißen Kreuz im roten Feld, dem ein- oder zweiköpfigen Adler gestanden haben.«

Natürlich ist eine Antwort von gegnerischer Seite nicht ausgeblieben. Albert Gobat wirft Herrn E. F. G. vor, daß er »deutsch« und »germanisch« verwechsele; »Germanen« sei nur ein Sammelname für eine Unzahl national sehr verschiedener, sich beständig bekriegender Stämme gewesen. Daß der Name »deutsch« erst im 9. Jahrhundert aufgekommen ist, diese Kenntnis traue ich Herrn E. F. G. entschieden zu. Anderseits ist der Umstand, daß die Germanen sich fortwährend bekriegt haben, doch kein Beweis gegen ihr gemeinsames Volkstum. Oder wären dann die einzelnen Griechen- oder Italikerstämme, die ebenfalls in beständiger Fehde lebten, auch national verschieden gewesen? — Wozu dies alles? Nun, Herr Gobat behauptet, daß die Burgunder, die Vorfahren der Jurassier, zwar ein germanisches, aber kein deutsches Volk gewesen seien und zu den alemannischen Bewohnern der Schweiz in einem völligen Gegensatz gestanden hätten. Beweis: die Burgunder hätten sich romanisieren lassen, die Alemannen nicht. Nur vergißt er, daß jene sich in einem von Römern bewohnten Lande, diese aber in einer fast entvölkerten Gegend niedergelassen haben. Mit demselben Rechte wären übrigens die Langobarden, Westgoten, Franken auch keine Deutschen gewesen; denn auch sie haben sich romanisieren lassen. Oder sind auch diese drei Völker zwar Germanen, aber keine Deutschen? Man sieht, wie sich mit diesem künstlich gemachten Gegensatz zwischen deutsch und germanisch alles mögliche beweisen läßt. — Aber selbst wenn es feststünde, daß die Burgunder zur Zeit ihrer Niederlassung in der Juragegend deutsch gesprochen hätten, würde Herr Gobat doch behaupten, daß dies nichts gegen die »nationalité romande« ihrer Nachkommen beweise. Und nun kommt er mit den Schlagwörtern »les affinités de l'esprit général, des sentiments, des aspirations, du caractère de race usw. und spricht dann weiter von dem Recht der Nationalitäten, sich auszudehnen »l'une se croit supérieure à l'autre, elles se disputent le terrain; qu'elles se défendent!« — man ahnt, welche er in Wahrheit für die supérieure hält! Das hindert ihn aber nicht, an einer anderen Stelle die Schweiz glücklich zu preisen, weil sie keinen Sprachenkampf kennt, wobei er nur vergißt, daß dies einzig das Verdienst der gutmütigen Deutschschweizer ist. Schließlich versteigt er sich zu der Behauptung, daß die Deutschschweizer, die in die französische Schweiz einwandern, kein Recht auf eine deutsche Schule hätten und am klügsten täten, möglichst bald zu völligen Franzosen zu werden; sonst »ils ne pourront subir que des conséquences fâcheuses de l'isolement social.« Wie es aber die in die deutsche Schweiz eingewanderten Schweizerfranzosen machen, z. B. in Biel (vgl. 03 Sp. 290 dieser Zeitschr.), davon schweigt Herr Gobat; ja, Bauer, das ist ganz was andres!

Frankfurt a. M. Dr. Eduard Prigge.

Lehrgang der Zukunftsschule nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt von Berthold Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1901. 219 S. 8°. Preis 4 *M*.

Der Verfasser, der sich als Schüler Steinthals und Paulsens bekennt und inzwischen auch als Herausgeber der Wochenschrift »Der Hauslehrer« bekannt geworden ist, hat in diesem Werke die Ergebnisse seiner Versuche und Erfahrungen während einer langjährigen, mit seltener Hingebung ausgeübten Hauslehrertätigkeit, die er auch jetzt noch bei seinen eigenen Kindern fortsetzt, niedergelegt. Er wendet sich mit seiner Schrift zunächst an Hauslehrer, hofft aber in einem zweiten Teile die Verwendbarkeit der von ihm erprobten Unterrichtsweise auch in öffentlichen Schulen nachweisen zu können. Was er erstrebt, ist im wesentlichen eine Erneuerung der Grundsätze Pestalozzis, auf die er durch seine eigenen Beobachtungen und Versuche unbewußt hingelenkt worden ist. Vielfach berühren sich seine Ausführungen auch mit R. Hildebrands Buch vom deutschen Sprachunterricht, und es ist auffallend, daß dieses so bekannte Werk nirgends von ihm erwähnt worden ist. Ausgegangen ist er von dem Grundsatze, seinen Unterricht mit Beseitigung alles inneren und äußeren Zwanges, der bei der überlieferten »künstlichen« Unterrichtsweise den Kindern auferlegt zu werden pflegt, ganz dem natürlichen Entwicklungsgange der Kindesseele anzupassen, den selbständigen Regungen des Erkenntnistriebes, den er bei allen Kindern ohne Ausnahme voraussetzt. Er hat deshalb seine Zöglinge meist im Freien auf Spaziergängen und möglichst in zwangloser Unterhaltung unterrichtet, für jeden neuen Lehrstoff den »glücklichen Augenblick« abpassend und seine Fragen meist aus den Augen seiner Schüler ablesend. Alle Anstachelungen, besonders Scheltworte und Strafen, waren ausgeschlossen; bei jedem Mißerfolge wurde die Ursache nicht in dem Unverstande oder bösen Willen des Schülers, sondern in dem eigenen Ungeschick gesucht. Dem Unterricht im Lesen und Schreiben ging ein über mehrere Jahre ausgedehnter Anschauungs- und Sprachunterricht voraus. Vermieden wurde vor allem jede äußerliche Übermittlung fertiger Begriffe und Regeln in Ausdrücken und Wendungen, die der Sprache des Kindes noch fremd sind. Denn in diesem dem gesunden Triebe des kindlichen Geistes widerstrebenden Verfahren, von dessen Mißbrauch auf höheren Schulen der Verfasser jedoch eine übertriebene Vorstellung hat, glaubt er die hauptsächliche Ursache aller Mißerfolge erkannt zu haben, die von den Lehrern in der Regel auf die »fürchterliche Dummheit« ihrer Schüler zurückgeführt würden, während gerade umgekehrt diese verkehrte Unterrichtsweise auch in geistig regen Knaben allmählich den berüchtigten stupor paedagogicus erzeuge. Die auf diesen Grundsätzen beruhenden Unterrichtsversuche hat der Verfasser regelmäßig von Tag zu Tag niedergeschrieben. Diese Niederschriften liegen den ausführlichen Lehrproben zugrunde, die die wertvollsten Teile seines Buches bilden. Sie sollen zeigen, daß durch seine natürliche Unterrichtsweise den Schülern rascher und sicherer, als es in der Schule geschieht, nicht nur ein großer Schatz von stets auf klarer Anschauung beruhenden Kenntnissen, sondern auch eine »formale Bildung« gegeben werden könne, die der durch den fremdsprachlichen Unterricht erzielten nicht nachstehe. In der Tat verdient sein Geschick Anerkennung, die Schüler unter möglichster Vermeidung aller ihrer Altersstufe noch fremden Ausdrucksweisen zu selbständiger begrifflicher Bearbeitung aller Anschauungen zu führen und ihnen im Aufsuchen der wesentlichen Merkmale, in der Bestimmung, Zerlegung und Einteilung von Begriffen eine Fertigkeit beizubringen, in der sie mit manchem Gymnasialschüler wetteifern könnten. Ebenso geschickt ist das vom Verfasser geschilderte Verfahren, Kinder, die des Lesens und Schreibens noch unkundig sind, in einer dem vorausgegangenen Anschauungsunterricht ganz entsprechenden Weise, durch Beobachtung des eigenen Sprechens zu allmählicher Beherrschung der gesamten Formen- und Satzlehre zu führen. Selbstverständlich kann das nur unter Anwendung deutscher, möglichst aus dem Wortvorrat der Kindersprache entnommener Fachausdrücke geschehen. Verfasser bekennt sogar, einige seiner besten Benennungen und Formulierungen den Kindern selbst zu verdanken.[1]) Leider ist auch er bei der Wahl

1) Um so auffallender ist freilich der Mißbrauch, den er selbst in den anderen Abschnitten seines Buches mit den Fremdwörtern treibt, zuweilen sogar in Häufungen, wie sie auch bei Gegnern unserer Bestrebungen heute schon zu den Seltenheiten gehören (z. B. S. 144: »Wenn durch eine aktuelle Kontroverse die Aufmerksamkeit auf eine Einzelheit gerichtet ist, so ist dadurch die Indikation für die pädagogische Behandlung gerade dieser Einzelheit gegeben«).

seiner Fachwörter unter dem Banne der eingewurzelten Gewohnheit, bei der Sprachbetrachtung Inhalt und Form miteinander zu verwechseln, nicht selten in den Fehler der *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* geraten, vor dem er bei anderer Gelegenheit so eindringlich warnt. Vielleicht dürften sich auch für seine Unterrichtsweise die von mir in dieser Zeitschrift empfohlenen Ausdrücke eignen (Zeitschr. 1903, Sp. 175 ff.: Zur Verdeutschung der lateinischen Fachausdrücke in der deutschen Sprachlehre). Wenn z. B. der Lehrer den Unterricht in der Satzlehre in der vom Verfasser geschilderten Weise damit beginnt, daß er am Anfang der Lehrstunde statt der üblichen Geschichte ein tolles Durcheinander von Worten vorbringt, das die Kleinen zuerst zu herzlichem Gelächter und dann zu der gebieterischen Forderung veranlaßt, die Worte zu verständlichen Gruppen zu ordnen, so könnte ihnen an dieser Tätigkeit des ordnungsmäßigen »Setzens«, das sich mit der regelrechten Aufstellung ausgeschütteter Brettspielfiguren vergleichen ließe, zunächst der Sinn des Ausdruckes »Satz« recht anschaulich klar gemacht werden, und daran würden sich ganz folgerichtig zur Bezeichnung des Verhältnisses, in dem die nun richtig aufgestellten Wörter zueinander stehen, die Ausdrücke Selbstand, Zustand, Umstand, Gegenstand anschließen.

Möge das mit so viel Fleiß und Liebe geschriebene Buch recht viele Leser finden und das Seine beitragen zur Erreichung dessen, was der Verfasser in unbewußter Übereinstimmung mit dem Schlußworte des oben erwähnten Hildebrandschen Werkes als das Ziel der »Zukunftsschule« bezeichnet hat, zur Überbrückung der Kluft, die die Kinder- und Schulstube, die Volks- und höhere Schulbildung, die ungelehrte Alltags- und die gelehrte Bücherwelt voneinander trennt.

Halensee bei Berlin. Konrad Rudolph.

Walter Pater, Die Renaissance. Studien in Kunst und Poesie. Leipzig 1902, Eug. Diederichs. 5 ℳ., geb. 7 ℳ.

Ein geistvolles Buch, das außer im allgemeinen durch seinen reichen Gehalt auch dem Sprachverein im besonderen durch die schöne und reine Sprache Freude machen kann. Der Übersetzer, Wilhelm Schölermann, bemerkt nämlich »zur Einführung«: »Bei der Übertragung ist der Versuch einer möglichst reinen Verdeutschung unternommen worden, so daß die sparsame Anwendung von Fremdwörtern dem Kenner des englischen Textes zuerst auffällig erscheinen mag. Ganz besonderen Dank schulde ich hierbei den wertvollen Ratschlägen des Herrn F. Sefton Delmer, derzeitigem (!) Lektor des Englischen an der Berliner Universität.« Also sind wir Deutschen einmal nicht die Fremdwortfreudigsten, und ein Berliner Universitätslektor hilft vorurteilsfrei mit, gute Verdeutschungen zu gewinnen?!

Zwickau. Theodor Matthias.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. Herausgegeben von Paul Langhans. Gotha. J. Perthes. Jährlich 6 Hefte. 8 ℳ.

Die von uns schon bei ihrem ersten Erscheinen herzlich begrüßte (1901 Sp. 261) und wiederholt (1902 Sp. 142 u. 262) rühmend erwähnte Zeitschrift Deutsche Erde hat in ihrem vor kurzem beendeten 2. Jahrgang ihre Bemühungen, die Kenntnis von den Wohnsitzen der Deutschen, ihrer wirtschaftlichen Lage und ihren geistigen Verhältnissen zu verbreiten, zu erweitern und zu vertiefen, mit Erfolg fortgesetzt. Zum Teil beziehen sich die Mitteilungen auf die Vergangenheit, vorwiegend aber auf die Gegenwart. Jenen gehört u. a. an ein Aufsatz von Wilser über die Wanderwege der Wandalen, zugleich mit mancherlei sprachlichen und geschichtlichen Bemerkungen, also zur Geschichte eines Stammes, der wie so manche andere dem Deutschtum durch die Völkerwanderung verloren gegangen ist, und dessen Andenken seit der Erfindung des »Vandalismus« durch einen Franzosen im 18. Jahrhundert unter gehorsamer Nachbetung deutscherseits tagtäglich verunglimpft wird. Eine Abhandlung von Gerstenhauer über die Entstehung und Heimat der Buren, mit einigen Begleitworten des Herausgebers zu der dazu entworfenen Karte, lehrt die überraschende Tatsache, daß über ein Viertel der Burenfamilien reichsdeutschen Ursprungs ist. v. Borries hält einigen Einwänden v. Pfisters gegenüber wohl mit Recht an seiner Behauptung fest, daß Metz im Mittelalter und bis 1870 eine durchaus romanische Stadt gewesen ist. Die Kulturtätigkeit der Deutschen früherer Zeiten in Ungarn, Livland und andern Ländern Osteuropas wird verschiedentlich behandelt. Viel mannigfaltiger ist die Zeitschrift natürlich noch betreffs der heutigen Zustände. Wir finden Arbeiten über die deutsche evangelische Heidenmission (im neuen Jahrgang soll eine solche über die katholische folgen), über den deutschen Gottesdienst und deutsche Schulen in der Fremde, über die Zahl, Ausbreitung und Lage der Deutschen in Österreichisch-Schlesien, in Steiermark und den südlich benachbarten Ländern, in Galizien (dessen Deutschtum die Lebensfähigkeit bestritten wird), in Süd-Ungarn, in Deutsch-Lothringen, in der Türkei, in der Südsee, nicht zum mindesten auch über die Verhältnisse in Deutschland selbst, eine deutsche »Gewinn- und Verlustliste für 1902« aus den gefährdeten Grenzgebieten, alles mit einer Fülle von statistischen Angaben und Tabellen. Erläutert werden diese Aufsätze von mehreren Textkarten und besonders von einer größeren Anzahl ebenso genauer wie übersichtlicher Sonderkarten, für deren technische und inhaltliche Vorzüglichkeit der Ruf des Verlags wie des Herausgebers in gleicher Weise bürgt. Nebenher wird sehr reichhaltig und sorgfältig über neuere Schriften zur Deutschkunde, zusammen in 239 Nummern, berichtet. Für den neuen Jahrgang sind an Beiträgen unter anderm verheißen: Deutschland vor 1900 Jahren, die Sorben in der Lausitz 1900, die Deutschen in Prag, Flamen und Wallonen in Belgien nach der Zählung von 1900, das Deutschtum in Oberwallis, das Kirchen- und Schulwesen der Siebenbürger Sachsen, das Texanische Kolonisationsunternehmen des Deutschen Adelsvereins. Man erkennt aus alledem einen Vorzug der Deutschen Erde vor vielen neueren Zeitschriften: sie ergeht sich nicht in mehr persönlichen Erörterungen, in Betrachtungen, Stimmungen, sie schwelgt nicht in Besinnung, sie ist sachlich und bietet dem gebildeten Leser, dem Freunde unseres Volkes eine Fülle von Stoff zur Bildung eines selbständigen Urteils über so manche uns in Freude und Sorge bewegende Frage. Die Deutsche Erde verdient die Teilnahme jedes gebildeten Deutschen, vor allem sollten sich alle Vereine und Gesellschaften, soweit sie nicht gänzlich dem Vergnügungs-Philisterium verfallen sind, den Bezug dieser hochverdienten Zeitschrift nicht entgehen lassen.

Treptow b. Berlin. Prof. Dr. Theodor Blumenthal.

Deutsche Wörter in der Fremde. Von Dr. Karl Müller. — Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers. 1903. Nr. 49. 50. 51. 52. 6.—27. Dez.

Die inhaltreiche und unterhaltende Darstellung betrachtet zuerst die ins Französische und Italienische eingedrungenen Bestandteile des deutschen Wortschatzes, nämlich Eigennamen, Bezeichnungen im Kriegswesen, — das reichste Gebiet und ein merkwürdiger Gegensatz zur späteren Verwelschung unseres eign n Heerwesens — weiter im Hof- und Staatswesen, im Schiffbau, Namen von Naturgegenständen und Erzeugnissen des Handwerks, danach die sogenannten Rückentlehnungen, d. h. solche Wörter deutschen Ursprungs, die ins Französische oder Italienische übernommen und von daher dann mit entfremdeter Gestalt ins Deutsche wieder zurückgekehrt sind. — Eine Kleinigkeit ist mir aufgefallen. Irrtümlich wird das dem ital. gherone und dem franz. giron Schoß, Schleppe zugrunde liegende altdeutsche Wort gêro, gêre, d. h. keilförmiges Stück Zeug oder Land »verschollen« genannt; das Wort lebt noch und auch bei uns in diesem Sinne als Gehre, Gehren, worüber das D. Wtbch. 4, 1, 2, 2542—2552 reichliche Auskunft gibt. Vielleicht hängt der »Gehrock« eigentlich damit zusammen. Str.

Offener Brief an die Jagdzeitung ‚Die Jagd' und ihre Leser. Von W. Hübner. — E. C. W. Sandré. München. 18. Jahrgang. 1903. Nr. 52.

Ein kräftig Wörtlein ins Gewissen der Weidleute, insonderheit der schreibenden. Welcher Jägersmann wird denn Raubzeug hegen? Solch Raubzeug sind die Fremdwörter, die sich in den Jagdzeitungen einnisten wollen. Die sind wie Defreggers Salontiroler unter den echten. »Wer, um sich gut auszudrücken, sich mehrerer Sprachen bedienen muß, um dann den Salat den Leuten vorzuführen, der soll die Feder liegen lassen.« Soll der Jäger

sich auch ein Fremdwörterbuch zulegen? Der kennt nur eine Geheimsprache, seine urkräftige, walddüftende, anheimelnde, schlichte Weidmannssprache, der Väter Erbteil, wohl auch zünftige Jägerschreie und Weidsprüche, wie auch das Jägerlatein, das doch echt deutsch ist. Hört er das, spitzt er die Lauscher, und seine Lichter glänzen. Doch Fremdwörter, die äugt er verwundert an und pfeift ab, oder er wird gar flüchtig, wenn sie ihm in den Wind kommen. Besser ist's, er gibt ihnen eins aufs Blatt. So will es der offene Brief, der selbst auch ein Blattschuß ist. Er pocht an das Vaterlandsgefühl der edlen Jägerei. Er spricht auch den »früheren Redakteur, jetzigen Schriftleiter« genau an und verlangt, er solle mit gutem Beispiele vorangehen und mit ein paar kräftigen Strichen die Redaktion in eine Schriftleitung, die Expedition in eine Geschäftsstelle und die Abonnements- und Insertionsbedingungen in Bezugs- und Anzeigebedingungen verwandeln. Der den Brief schrieb, saß gut an und hatte Büchsenlicht. Er hätte noch daran erinnern können, daß früher Verstöße gegen Weidmannssprache und Weidmannsbrauch vor versammelter Jägerei streng geahndet wurden und der Übeltäter sich für diese Strafe noch höflichst bedanken mußte. G.

Kaufmannsdeutsch. — Dürener Zeitung Nr. 10. vom 14. Januar 1904.

Es ist der unten in unsern Vereinsnachrichten Sp. 55 kurz erwähnte ganz vortreffliche Vortrag, den Herr Gustav Mettin im Dürener Zweigverein gehalten hat. Tüchtigkeit, klarer Blick für die Sache im kleinen und im großen, heller Mut und eine schöne würdige Auffassung des Begriffes eines deutschen Kaufmanns spricht aus der ganzen Rede, die auch zu lesen ein Genuß ist und unter Kaufleuten und Nichtkaufleuten weite Verbreitung verdient. Str.

Eine sprachgeschichtliche Plauderei. Von Eugen Holzner. — Vossische Zeitung vom 12. Januar 1904.

Wie ein geschickter Turner schwingt sich der muntere Plauderer von einer Erzählung Herodots mit einigen geschmeidigen Wellen zu der deutschen Wortzusammensetzung. Diese Zusammensetzung, die er »sozusagen die einzige Quelle neuer Wortbildungen« nennt, erscheint ihm im Vergleich zu den französischen Fügungen mit de, à, pour u. a. als ein mangelhaftes Ausdrucksmittel. Der auf dieser Zusammensetzung beruhende scheinbare Reichtum unserer Sprache bedeute also eine in Wirklichkeit »tiefreichende Armut«. Entlehnt ist diese Weisheit aus einer Schrift H. Wernekes, »einer feinsinnigen Studie«, in der, wie man aus den angeführten Behauptungen ersieht, manches Neue enthalten ist; nur ist es nicht richtig, und das Richtige — die Verurteilung schulmeisterlich plumper Zusammensetzungen — ist alt und bekannt. Freilich gelingt es auch bei gutem Willen nicht immer gleich, für eine neue Sache ein einfaches kurzes Wort zu finden. Oft genug aber bildet dann die Zusammensetzung nur eine Durchgangsstufe, bis das einfache Wort für das allgemeine Verständnis zur Bezeichnung auch des neuen Sonderbegriffs mit der Zeit fähig geworden ist, man denke nur Eisenbahnzug: Zug und Bahn, Fahr- oder Zweirad: Rad, Glühstrumpf: Strumpf. Dann stirbt die schwerfällige Zusammensetzung dank dem bekannten Gesetze vom geringsten Kraftaufwand von selbst ab, nachdem sie ihren Dienst getan, und es bleibt das einfache Wort, um eine Bedeutung bereichert. Bei dem Fremdwort geschieht oft genug das Gegenteil, daß es sich um verständlich zu werden erweitert; Pläsiervergnügen, Rotationsdrehung, Vogelvolière, Tafernwirtschaft, Examensprüfung, Guerillakrieg sind einige Beispiele dafür, und wohl die neuste Leistung gleicher Art »Präsentgeschenke« hat diese Weihnachten ein Bonner Blatt in der Anzeige eines Sattlers gebracht. Und was die Unfruchtbarkeit betrifft, mit der »der erzürnte Sprachgeist« die Zusammensetzungen belegt haben soll, so ist freilich »Musik, Musiker, Musikus, Musikant, musizieren« reicher als das fast einsame »Tonkunst«; aber Magister neben Schulmeister, schulmeisterlich, Schulmeisterei, schulmeistern, Kavalier (und teilweise Gentleman) neben Ritter, ritterlich, Ritterlichkeit, unritterlich, Unritterlichkeit und tausend andere, zusammengesetzt oder einfach, zeigen das umgekehrte Verhältnis. Doch weiter wollen wir uns nicht darauf einlassen, wir müßten sonst von dieser »sprachgeschichtlichen Plauderei« auf den »Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes« selbst kommen, — so heißt die 1903 bei Bädeker in Essen erschienene Schrift Wernekes — und das wollen wir nicht. Es ist von ihm und seinen Sonderbarkeiten hier und bei früherer Veranlassung (vgl. Zeitschr. 1902 Sp. 309) schon genug die Rede gewesen. Str.

Die Weltsprache. Von B. L. Wities. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 294, München, 28. Dez. 1903.

Das Streben nach einer Weltsprache ist gleich vergeblich wie die Bemühungen um den Stein der Weisen oder ein Perpetuum mobile. Die Erfindung einer wissenschaftlichen Weltsprache, wie sie Leibniz suchte, konnte nicht gelingen, weil unsere Begriffe nicht sind und nicht feststehen wie mathematische Größen, sondern fließen und sich fortwährend wandeln, und sodann, weil sprachlicher Ausdruck und Denken sich nicht decken. Gilt es aber, was das Ziel der gegenwärtigen Bewegung ist (vgl. Sp. 45), eine wirkliche Weltverkehrssprache, so reichen die für den Wortschatz in Aussicht genommenen meist technischen Weltwörter nur für ein äußerst beschränktes Gebiet des äußerlichen Verkehrslebens aus, für alles andere nicht. Reichte der Wortschatz dieser Kunstsprache aus, so würde sie bei der Vieldeutigkeit der natürlichen Sprachen oft für ein einzelnes Wort bis hundertfachen Ersatz haben müssen und wäre also ganz unbrauchbar. Und wäre es selbst möglich, ihren Wortschatz zu umspannen, so müßte sie durch die Ungleichheit der Aussprache in kürzester Zeit dem Schicksal der babylonischen Sprachverwirrung verfallen. Das etwa ist der Hauptinhalt des überzeugenden, eindringenden Aufsatzes. Er ist auch zeitgemäß, denn die Frage steht auf der Tagesordnung und lockt viele in die Irre. Gerade jetzt ist in Frankreich eine Histoire de la langue universelle von L. Couturat und L. Leau erschienen. Str.

Die Schriftleitung (Berlin NW 52, Paulstr. 10) stellt die obigen und früher hier genannten Aufsätze — nicht die besprochenen Bücher — gern leihweise zur Verfügung.

Aus den Zweigvereinen.

(Aus Mangel an Raum müssen leider mehrere Vereinsnachrichten für die Märznummer zurückbleiben.)

Aachen. Die Herderfeier des Zweigvereins fand in dem Festsaale der Lehrerinnen-Bildungsanstalt unter sehr lebhafter Teilnahme der gebildeten Kreise statt. In seiner Begrüßungsansprache wies der Vorsitzende, Dr. Geschwandtner, darauf hin, daß Herder als Vorläufer des deutschen Sprachvereins zu betrachten sei. Gesangvorträge der Schülerinnen der Lehrerinnen-Bildungsanstalt und Vorträge von Herderschen Gedichten leiteten zu dem Höhepunkte der Feier über, der Festrede des Pfarrers Koch. Die gehaltvolle Rede ist in der Aachener Allgemeinen Zeitung im Wortlaute abgedruckt.

Berlin-Charlottenburg. In der Versammlung vom 13. Januar 1904 wurde der Jahresbericht sowie der Kassenabschluß für 1903 verlesen und der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt, mit Ausnahme des Vorsitzenden, Freiherrn von Vietinghoff, der wegen häufiger Abwesenheit von Berlin gebeten hatte, von seiner Wiederwahl Abstand zu nehmen. Neu trat in den Vorstand ein Kontreadmiral Plüddemann. Darauf trug der unsern Mitgliedern von früher wohlbekannte Hofschauspieler Müller-Hansen einige ausgewählte Gedichte von Wildenbruch vor und erntete wiederum den lauten Beifall der zahlreichen Zuhörer durch seine Kunst. Mit reichen Stimmmitteln ausgestattet und voll Verständnis für das Wesen und Empfinden des Schriftstellers, gelang es dem Vortragenden meisterhaft, den ergreifenden, im einzelnen packenden Eindruck der ausgewählten Dichtungen Wildenbruchs auf die Anwesenden wirken zu lassen. Nach Schluß der Sitzung wählte der Vorstand zum ersten Vorsitzer Eisenbahndirektions-Präsidenten a. D. von Mühlenfels, zu dessen Stellvertreter Oberlehrer Dr. Siebert, zum Schatzmeister Verlagsbuchhändler F. Berggold und zum Schriftführer Kaufmann G. Badelt.

Breslau. Am 9. November 1903 trug Fräulein Marie Oberdieck auf Ersuchen des hiesigen Sprachvereins im Saale des Magdalenengymnasiums eine Reihe ihrer schlesischen Dichtungen

in gebundener und in ungebundener Rede vor und erntete bei den mehr als 250 Zuhörern reichen Beifall.

Erwähnung verdient auch, daß am 10. Januar 1904 an derselben Stelle der Vorsitzende des hiesigen **Preußischen Beamtenvereins**, Professor **Meister** (vordem Professor am Magdalenengymnasium), an einem Vortragsabende des Beamtenvereins eine **Wanderung durch das Gebiet der deutschen Sprache** antrat. Es mußte die anwesenden Mitglieder des Sprachvereins sehr erfreuen, daß sich Professor Meister, der auch sonst seit langer Zeit bemüht ist, in den Satzungen und sonstigen Veröffentlichungen des hiesigen Beamtenvereins Reinheit und Klarheit der deutschen Sprache zu pflegen, in seinem Vortrage durchaus innerhalb der für den deutschen Sprachverein geltenden Linien bewegte; seine Anregungen, der Muttersprache auch im Dienst- und Geschäftsleben die ihr gebührende Ehre zu geben, haben vielleicht noch mehr Eindruck gemacht, als wenn derselbe Inhalt an einem Vortragsabende des Deutschen Sprachvereins gegeben worden wäre.

Düren. Die Sitzung des Zweigvereins am 12. Januar, an der auch eine Anzahl von Gästen teilnahm, wurde von dem Vorsitzenden, Realgymnasialdirektor Dr. **Becker**, mit einigen geschäftlichen Mitteilungen eröffnet. Angebote Fremder zu Vorträgen wurden abgelehnt, weil man das Bedürfnis aus eignen Kräften zu decken in der Lage ist. Vor kurzem hat der Vorsitzende selbst über G. **Hauptmanns Versunkene Glocke** gesprochen, und demnächst wird Professor **Schürmann** mit einem Vortrag über die Eifeldichterin Klara Viebig folgen. Ferner legte der Kassenwart, Herr **Cäsar Schüll**, Rechnung, und durch Zuruf wurde der alte Vorstand wiedergewählt. Darauf hielt Herr **Gustav Mettin** einen Vortrag über **Kaufmannsdeutsch**. Nicht in dem Mangel des deutschen Kaufmanns an vaterländischer Gesinnung, so führt er aus, liegen die Ursachen der betrübenden Erscheinung, denn darin lasse er sich von keinem andern übertreffen, sondern, abgesehen von den allgemeinen Schwächen unseres Volkes, in der Überlieferung und Gewohnheit, in der ganz freien, an keine Vorbildung gebundenen Zusammensetzung des Handelsstandes und in dem Mangel an jeder Oberleitung oder bestimmenden Stelle. Er zeigte nicht nur an schlagenden Beispielen die Verderbnis, sondern gab auch die Wege zur Besserung und endlichen Heilung an. Die Ausführungen wurden mit starkem Beifall aufgenommen, der Vorsitzende rühmte die schöne Form, den kernigen Inhalt des Vortrages und den Freimut, mit dem ein deutscher Kaufmann über Kaufmannsdeutsch spreche; Gymnasialdirektor Dr. **Weisweiler** hob noch mit besonderem Dankesworte den echt deutschen Gedanken hervor, auf dem der Redner das Ganze aufgebaut habe. Dem in der Versammlung ausgesprochenen Wunsche vollständiger Wiedergabe der Ausführungen des Herrn Mettin sind bereitwillig drei Blätter, die Rur-Zeitung, die Dürener Zeitung und die Dürener Volkszeitung nachgekommen und der Vereinsvorstand wird eine Anzahl von Abdrücken an die Geschäftshäuser der Gegend verteilen.

Essen. Nachdem Anfang Oktober eine Vorstandssitzung stattgefunden hatte, wurde im Laufe desselben Monats die Hauptversammlung abgehalten, in der zunächst der bisherige Vorstand wiedergewählt wurde: Prof. Dr. **Imme**, 1. Vorsitzender; Geh. Baurat **Kohn**, 2. Vorsitzender; Oberlehrer **Wilh. Schmidt**, Schriftführer; Buchhändler **Heyne**, Schatzmeister. Dann sprach Prof. Dr. Imme über die **Tagung des Gesamtvereins** in Breslau, wobei er unter anderm näher auf den Vortrag Behaghels einging. — Im November hielt Oberlehrer **Wilh. Schmidt** eine Vortrag über das **Fremdwort in der Zeitung**. Unter Zugrundelegung einer bestimmten Nummer des Essener Generalanzeigers besprach er die Fremdwörter 1. im Rahmenwerk der Zeitung, 2. in den größeren politischen und sonstigen Aufsätzen, 3. in den Tagesneuigkeiten, 4. in den Anzeigen. Eine derartige Bezugnahme auf eine bestimmte Nummer einer Zeitung ist den Zweigvereinen bei einem solchen Vortrage sehr zu empfehlen, da sie die Teilnahme der Zuhörer außerordentlich erhöht. An den dem Vortrage folgenden Erörterungen beteiligten sich auch mehrere Vertreter der Presse, die sich in der Hauptsache zustimmend äußerten. Vielfache Schwierigkeiten sind auf diesem Gebiete nicht zu verkennen. Auf eine wurden wir noch nachträglich aufmerksam gemacht, daß nämlich für den Kopf der Zeitung eine Kupferplatte benutzt wird, so daß ein einzelnes Wort nicht geändert werden kann. — Im Dezember hielt wieder Prof. Dr. **Imme** einen Vortrag, und zwar über die Frage: **In welchem Sinne ist heute ein Reichsamt für deutsche Sprache dringend nötig?** Im Sinne der Ausführungen Behaghels wußte der Redner die Versammlung von dem Nutzen eines derartigen, hoffentlich bald ins Leben tretenden Reichsamtes zu überzeugen. Den fünf hiesigen Zeitungen wurde, wie auch über alle anderen Vorträge, ein entsprechender Bericht durch den Schriftführer übermittelt. — Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen ist es nun vor kurzem auch gelungen, in einer der hiesigen Zeitungen, dem Generalanzeiger, eine **Sprachecke** einzurichten, die jeden Samstag erscheint und unter Leitung des Schriftführers steht.

Frankfurt a. M. Die Schwierigkeiten, die sich dem Verständnis für unsere Bestrebungen und deren Ausdehnung mancherorten entgegenstellen, mögen selten so groß sein wie hier. Dazu trägt bei einmal die Eigenart der ehemaligen freien Reichsstadt mit einer noch immer deutlich bemerkbaren Abneigung gegen alles, was altpreußisch ist oder auch nur scheint, während ein ebenso deutlich erkennbarer Zug nach Süddeutschland und Österreich hin geht, ferner die lebhaften Handelsverbindungen mit dem Auslande, besonders mit Paris, die ein reges Hin- und Herfluten des Verkehrs im Gefolge haben. Sodann hat der Verein gegenüber der reichen, fast erdrückenden Fülle geistiger Genüsse, namentlich vortrefflicher Vorträge, die das Winterleben fast Abend für Abend bietet, einen schweren Stand. Unter diesen Umständen ist es gewiß aller Anerkennung wert, wenn die Herren, welche die Geschäfte des Zweigvereins schon länger wahrnehmen, den Mut nicht verlieren. Der Vorstand hat sich zu Beginn des verflossenen Jahres durch eine Anzahl Zuwahlen ergänzt und einen besonderen Arbeitsausschuß ernannt. Der Bestand an Mitgliedern weist eine allerdings noch langsame Zunahme auf. In diesem Winter wurden zwei Familienabende veranstaltet. An dem ersten gab Schriftsteller Dr. **Gantter** eine launige Plauderei über die **Fremdwörter der Frankfurter Mundart**, an die sich Vorträge in Frankfurter Mundart und andere Darbietungen schlossen. An dem zweiten Abend bot Oberlehrer Dr. **Horn** einen gediegenen Vortrag über den **Wandel in der Aussprache des Schriftdeutschen**. Daran schloß sich eine Erörterung über **Sprachschäden in der Geschäftssprache**, namentlich in geschäftlichen Anzeigen. Oberlehrer Dr. **Sprengel** gab eine einleitende Übersicht über den Gegenstand und besprach die Mittel und Wege zur Bekämpfung der herrschenden Mißstände. In der lebhaften Erörterung, die sich hieran schloß und an der sich besonders Oberlehrer Dr. **Merian-Genast** und Schriftsteller Dr. **Gantter** beteiligten, wurde zwar ein nicht zu verkennender Fortschritt auf diesem Gebiet anerkannt, aber auch festgestellt, daß noch sehr viel zu tun übrig bleibt. Zum Schlusse des Abends erfreute **E. Kanngießer** vom Frankfurter Schauspielhause die Anwesenden durch den zündenden Vortrag mundartlicher Stücke. Diese Familienabende sollen der mannigfachen Schwierigkeiten ungeachtet fortgesetzt werden.

Haynau. Am 1. April versammelten sich die hiesigen unmittelbaren Mitglieder des Allg. Deutschen Sprachvereins zu einer Besprechung und regten die Gründung eines Zweigvereins an. Darauf hielt am 9. April der Leiter des Werbeamtes, Gymnasialoberl. Dr. **Günther Saalfeld**, einen Vortrag über Ziele und Zwecke des Allg. Deutschen Sprachvereins, und im Anschluß daran wurde die Gründung des Zweigvereins Haynau vollzogen. Die Mitgliederzahl stieg im Laufe des Jahres auf 45. Der Zweigverein hielt am 27. April seine erste Versammlung ab, in der die Satzungen beraten wurden. Am 3 Dezember sprach Rektor **Lustig** über **Sprache, Schrift und Rechtschreibung**. Die Haynauer Zeitung und das Haynauer Stadtblatt haben bereitwilligst dem Zweigvereine eine Sprachecke eingeräumt.

Köln. Der Zweigverein veranstaltete in der Aula der Handelshochschule eine Erinnerungsfeier zur 100. Wiederkehr des Todestages Johann Gottfried **Herders**. In kurzen trefflichen Worten kennzeichnete Oberlandesgerichtsrat **Reusch** den Sohn des Mohrunger Volksschullehrers als Herold nationalen Denkens und Fühlens, als tiefen Denker und feinfühligen Sprachforscher, als Dichter und vor allem als Lehrer und Geschichtsschreiber der menschlichen Gesittung, und ging dann näher auf Herders Beschäftigung mit der hebräischen Poesie ein, wodurch sich eine natürliche Überleitung ergab zu dem Vortrag des nach Worten des Alten Testaments von Dr. **Hermann Wette** gedichteten und den Manen Herders gewidmeten fünfaktigen Trauerspiels Simon.

Der Dichter trug drei Aufzüge seiner Dichtung vor, die in Verwebung des Bibelwortes mit der eigenen Sprachgestaltung im biblischen Stilgeiste, unter Beibehaltung des Gleichlaufs der Satzglieder in der hebräischen Poesie, durch hohe Sprachschönheit erfreute und den Herkules des israelitischen Volkes dem Empfinden der zahlreichen Zuhörer in packender Weise näher rückte. Beide Redner wurden durch reichen Beifall belohnt.

Köthen. Im verflossenen Jahre sind neun Versammlungen abgehalten worden; der Besuch war zeitweise sehr gut, zu andern Zeiten ließ er allerdings bedenklich nach. Es haben vorgetragen am 16. Januar Oberlehrer Dr. Gorges: Einiges über Köthener Familiennamen (dieser Vortrag erschien später in der Sprachecke), am 27. Februar Prof. Streicher über die neue deutsche Rechtschreibung, am 24. März Oberlehrer Dr. Arndt über Jahns »Deutsches Volkstum«; die beiden letzten Abende wurden noch besonders durch den Vortrag einiger Schwänke von Hans Sachs gewürzt, die Amtsgerichtsrat Pannier (jetzt Landgerichtsdirektor in Dessau) vorlas. Am 23. April trugen Chemiker Wohlgemuth und Oberlehrer Demmel einiges aus neueren deutschen Dichtern vor, ersterer aus Stern, Fulda, Avenarius, Lienhard, letzterer aus den Schriften Renners. Während des Sommers fielen die Versammlungen aus; sie wurden aber wieder aufgenommen am 23. September mit einem Vortrage des Seminarlehrers Schneider: »Wie hat sich die menschliche Sprache entwickelt?« Am 22. Oktober sprach Oberlehrer Bensemann über die Aussprache der Fremdwörter im Deutschen. Sehr gut besucht, auch von Damen, war der Vorlesungsabend am 24. November, an dem »Heiteres aus deutschen Dichtungen« vorgelesen wurde, und zwar aus Raabes »Wunnigel« von Chemiker Wohlgemuth, aus Brinckmans »Kasper-Ohm un ick« von Oberlehrer Bensemann und aus Sommers Geschichten in Rudolstädter Mundart von Professor Streicher. Am 18. Dezember endlich sprach Superintendent Hoffmann über »Die durchgesehene Ausgabe der deutschen Bibel nach ihrer sprachlichen Seite«. Wie schon erwähnt, wurde auch die Einrichtung einer Sprachecke im »Köthener Tageblatt« gepflegt; im ganzen sind im Jahre 1903 neun Sprachecken veröffentlicht worden. Für die Bücherei des Zweigvereins sind erhebliche Anschaffungen gemacht worden.

Marburg a. d. Drau. In der Januarversammlung hielt der Vorsitzende, Dr. Mally, dem in Graz verstorbenen einstigen Schriftführer und langjährigen Mitgliede des Zweigvereins, Professor Karl Neubauer, einen Nachruf. Hierauf sprach der Bahnbeamte Otto Rößler aus Villach über die Unrichtigkeiten und Verzerrungen in der deutschen Schrift- und Umgangssprache. Er erwähnte den ungünstigen Einfluß, den französische und englische Erzieherinnen auf die in ihrer Muttersprache noch nicht sicheren Kinder ausüben und der in Österreich auch vielfach durch slawische Kindermädchen sich geltend macht. In den Mittelschulen beeinträchtigt sodann die Bevorzugung des Lateinischen und Griechischen den deutschen Sprachunterricht. Er fordert die Mütter auf, ihre Sorgfalt der Muttersprache ihrer Kinder zu widmen. Auf das Zeitungsdeutsch übergehend, geißelt er die vielen Unrichtigkeiten und Verstöße, die da zutage treten. Aber auch in den Novellen und Romanen wird nicht mehr auf ein richtiges Deutsch gesehen. An der Hand des Buches von Wustmann wurden nun die häufigsten Fehler gegen den Satzbau usw. besprochen. Schließlich fordert der Redner auf, dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein möglichst viele Mitglieder zuzuführen, um so eine Besserung unsrer Schrift- und Umgangssprache zu erzielen. — Oberingenieur Scheikl las einige launige Gedichte des oberösterreichischen Kupferschmiedes Hönig vor, und Stadtratsbeamter Bernkopf spielte, vom Musiklehrer Köhler am Flügel begleitet, mehrere Musikstücke auf der Kniegeige.

München. Am 9. November berichtete in der ersten Monatsversammlung dieses Winterhalbjahres Prof. Brunner über die Hauptversammlung in Breslau. Am zweiten Vereinsabend (7. Dezember) hielt Universitätsprofessor Dr. Muncker vor einer überaus zahlreichen, auch aus vielen Gymnasiasten bestehenden Zuhörerschaft einen Vortrag über Herder, der »ein geistiger Führer unseres Volkes war wie kaum ein zweiter und ein Meister in der Übersetzungskunst wie wenige; denn stets und überall traf er den rechten Ton«. Auch die reiche und wohltätige Wirksamkeit, die Herder in seinem Berufsleben entfaltete, wurde geschildert. Endlich erörterte der Redner die vielfache Anregung, die Herder der Entwicklung des deutschen Lebens gab, und seinen bedeutenden Einfluß auf die Stürmer und Dränger, auf die Romantiker und vor allem auf Goethe. — In tiefe Trauer wurde der Zweigverein München durch den Tod seines Vorstandsmitgliedes Richard Deye versetzt, der, ein geborner Oldenburger, viele Jahre als Professor der neueren Sprachen an der Handelsschule in München wirkte. Überaus liebenswürdig im Umgange und stets bereit durch Vorträge die Ziele des Vereins zu fördern, war er uns ein teures und wertvolles Mitglied. Selbst dichterisch veranlagt — er hat viele prächtige Gedichte verfaßt, namentlich zur Verherrlichung des Deutschen Reiches und seines Gründers Bismarck — verstand er es meisterhaft, mit seiner markigen Stimme machtvolle Dichtungen vorzutragen. Auch als Redner trat er namentlich bei vaterländischen Festen öfters auf, so bei der Einweihung des Bismarckturmes am Starnbergersee. Die Ideale des Burschenschafters bewahrte er treu sein Leben lang. Jeder hätte der kräftigen Friesengestalt das höchste Greisenalter prophezeit, und nun sank der noch kaum Fünfzigjährige so jäh ins Grab! — In der dritten Monatsversammlung dieses Winterhalbjahres (am 11. Januar) widmete der erste Vorsitzende, Prof. Dr. Muncker, dem jüngst verstorbenen Gründungsmitgliede des Münchener Zweigvereins, Richard Deye, einen warmen Nachruf. Hierauf besprach Dr. Wilhelm die »Redeweisen für Sterben und Totsein«. Auf Grund überaus sorgfältiger Studien wies er nach, daß jene Redewendungen zunächst von der Kirche beeinflußt seien, die eine Menge von Ausdrücken für Sterben und Tod der Philosophie der Scholastiker und der Bibel entnahm. An diese Beziehungen reihen sich Übertragungen aus den alten Schriftstellern durch die Humanisten. Endlich verdanken wir verschiedene Ausdrücke der Sprache der einzelnen Stände, z. B. der Krieger und Musikanten, ferner dem Rotwelsch und der Sprechweise des gemeinen Volkes. Zuletzt wurde vom ersten Vorsitzenden und vom Schatzmeister der Jahresbericht erstattet und der Vorstand ergänzt.

Wien. Am 16. Dezember fand unser zweiter diesjähriger Vereinsabend statt. Prof. Josef Baß hielt einen Vortrag über Einige Gegner Goethes im Anschluß an das Buch »Aus dem Lager der Goethe-Gegner« von Dr. Mich. Holzmann (Berlin, Behrs Verlag. 1904). Er besprach zuerst die beiden Kleinigkeitskrämer Franz v. Spann und Martin Span, von denen der erste den Faust, der zweite einige Perlen der lyrischen Dichtung Goethes in der allernüchternsten Weise verurteilt. Die mitgeteilten derben, kleinlichen, überaus nüchternen Proben der Kritikaster, besonders die schulmeisterlichen Verbesserungen Spans, sowie beider Vorwurf, Goethe sei ein Stümper, erregten Heiterkeit, die darauf folgenden klobigen und giftigen Angriffe Glovers (Deckname für Chr. H. G. Köchy und J. H. Chr. Vogler) auch Entrüstung. Nach kurzer Erwähnung Menzels, Hengstenbergs und Görres' schloß der Vortragende mit dem bekanntesten Gegner des Dichterfürsten, mit Börne, dessen feindselige Stellung sich aus seinen politischen Anschauungen erkläre, der aber der dichterischen Größe Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Zittau. Die am 16. Dezember vorigen Jahres abgehaltene Monatssitzung gestaltete sich zu einer schlichten Herder-Gedenkfeier. Der erste Vorsitzende, Rektor Prof. Dr. Schütze, wies in einer einleitenden Ansprache darauf hin, daß das Bild Herders gleich dem Klopstocks, der durch die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages im Frühjahre (14. März) die Blicke aller gebildeten Deutschen wieder auf sich gelenkt, vor dem glänzenderen Doppelgestirn Goethe-Schiller etwas verblaßt sei, daß man sich aber doch unsere klassische Dichtung des 18. Jahrhunderts ohne Klopstock, den Schöpfer der neueren deutschen Dichtersprache, und ebenso auch ohne Herder gar nicht denken könne. Dann ergriff Dr. Alfred Neumann das Wort zu einem etwa anderthalbstündigen Vortrage, in dem er das Leben und Wirken Herders unter besonderer Berücksichtigung seiner Verdienste um die deutsche Sprache und das deutsche Volkstum schilderte. Zum Schluß erörterte der Vortragende die Frage, wie sich Herder wohl, wenn er noch lebte, zu den Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins gestellt haben würde, und kam auf Grund seiner Schriften, besonders der »Fragmente«, der »Kritischen Wälder« und einiger erst nach seinem Tode bekannt gewordenen »Humanitätsbriefe«, zu dem Ergebnisse, daß Herder als ein ebenso maßvoller wie entschiedener Vorkämpfer unserer Sache betrachtet werden kann.

Briefkasten.

Herrn **G. K....**, Wien. Für **Villa** ist die Verdeutschung **Landhaus** schon seit Jahren allgemein üblich. In den neueren amtlichen Bauordnungen für die größeren deutschen Städte findet man längst keine Villen mehr, sondern nur noch Landhäuser, Landhausviertel, landhausmäßige Bebauung usw. Die Ihnen gegenüber aufgestellte Behauptung eines Bausachverständigen, daß zwischen »Villa« und »Landhaus« ein Begriffsunterschied bestehe, beruht — wie in ähnlichen Fällen so häufig — auf persönlicher, willkürlicher Auffassung. O. S.

Herrn **M....**, Pf. Sie meinen, statt Gießener müsse es **Gießner** heißen. Aber der einzige zuständige Richter, der Sprachgebrauch, entscheidet gegen Sie. Das Verzeichnis auf Sp 10 dieses Jahrgangs umfaßt 42 Bildungen auf er, bei denen das -n des Ortsnamens nicht weggeworfen ist; unter diesen sind aber 41 auf ener, denen als einzige Abweichung Bozner gegenübersteht. Die Schreibung Gießener ist jedoch nicht notwendig ein Hindernis für die Aussprache Gießner. Es wird ja auch gewöhnlich nicht Gießen, sondern Gießn gesprochen. O. B.

Herrn **J. F....**, Köln. Der Familienname **Fumm, Fomm** ist m. E. eine zweistämmige Kurzform des altdeutschen Vollnamens Folkmar (Folmar) »der Volksberühmte, Weitberühmte«. Die Überlieferung, daß der Name aus der Normandie stamme, ist schwerlich begründet. A. Heintze.

Herrn **J. W....**, Gießen. Man kann, wie Sie richtig bemerken, eine Größe nur »**mit**« einer anderen »**multiplizieren**«, aber nicht »in« eine andere; ebenso gibt es nur ein »**Produkt**« aus einer Größe A »**und**« einer Größe B, aber nicht »in« eine Größe B. Der verwerfliche Gebrauch des »in« beruht wohl auf einer übel angebrachten Übertragung des Ausdruckes »dividieren in«. — Auch »proportional mit« ist nicht zu billigen; besser ist »**proportional zu**«. Aber warum nicht auch: A ist B proportional? Der 3. Fall von B heißt eben auch B. — »Dieses Gewicht ergibt sich zu 20 g« halten wir nicht für richtig statt: »dieses (sich ergebende) Gewicht **beträgt** 20 g« oder: »es (somit) **ergibt sich ein Gewicht von** 20 g«. — Weiter verwerfen Sie mit Recht die Fügung: »Sei M der Mittelpunkt eines Kreises, so ist« ... Es muß lauten: »**M sei**« (oder: **es sei M**«) »der Mittelpunkt eines Kreises; **dann** ist« ... oder »**Ist** M der Mittelpunkt eines Kreises« (oder: »**wenn** M ... **ist**«), »**so** ist« ... — Wunderlich ist auch der Ausdruck »in eine Gleichung eingehen« statt: »in einer Gleichung **vorkommen**«. — Ganz überflüssig und gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch ist »aufladen« statt »**laden**« in Fällen wie: »Konduktoren (Leiter) werden aufgeladen«. Waren werden »aufgeladen« (auf einen Wagen), auch ein solcher Wagen wird »aufgeladen«; aber ein Gewehr, Geschütz u. dgl. wird »geladen«, und so auch ein Konduktor.

Alle diese Seltsamkeiten, die nach Ihrer gütigen Mitteilung der Sprache der heutigen Physiker und Mathematiker eigen sind, haben sich gewiß noch nicht so festgesetzt, daß ihre Bekämpfung aussichtslos wäre. Und eine besondere Standessprache, wie es die des Weidmannes ist, der man Launen und Abweichungen vom sonst Üblichen nachsieht, liegt hier nicht vor. Männer der Wissenschaft sollen sich nicht in einen Schleier ungewöhnlicher Sprachfügungen einhüllen, sondern durch die Wahl allgemeinverständlicher und -üblicher Sprachformen eine möglichst große Klarheit und Anschaulichkeit zu erreichen suchen.

Einen der von Ihnen gerügten Ausdrücke möchten wir indes in Schutz nehmen, nämlich »**anreichern**« im Sinne von »reichlich ansammeln, verdichten, konzentrieren«. Der Begriff des reichlichen Ansammelns scheint uns in dem Worte mit glücklicher Kürze wiedergegeben, und es hat Gegenstücke einerseits in »bereichern«, anderseits in »ansammeln, anhäufen, anfüllen«. Vor allem aber ist es ein alter Ausdruck des Hüttenwesens; es bedeutet hier: geringhaltiges Erz durch Zuschlag oder wiederholtes Rösten reicher machen, und hat nicht nur die Ableitung »Anreicherung« neben sich, sondern auch die Zusammensetzungen »Anreicherofen, -schlacke«. Schon früh ist es auch in übertragenem Sinne verwandt worden, mehrfach bei Leibniz, z. B. »viel Gutes, damit die deutsche Sprache allmählich anzureichern«.

»**Streng**« ist heute die gute, schriftgemäße Form, nicht »strenge«, ebenso »eng, gering, geschwind, mild«, dagegen »blöde, gerade, müde, spröde«; »gelind(e)« schwankt. Im Mittelhochdeutschen hatten alle diese Eigenschaftswörter ein e, das sich in Mundarten wie in der Umgangssprache vielfach erhalten hat. Wenn von manchen gerade das Umstandswort mit e versehen wird (»strenge«), so ist das ein Nachklang der alten Adverbialendung -e (vgl. Sp. 27f. d. Jahrg.), die sich schriftsprachlich nur in »lange« erhalten hat. Auch »rapid« ist besser als »rapide«, am besten aber ganz zu meiden.

Die **weiblichen Vornamen** bleiben heute in gewählterer Sprache im 3. und 4. Falle unverändert; »Greten, Lotten« usw. haben sich nur in volkstümlicher Rede erhalten. Der Wesfall wird mit s, bei denen auf e auch mit ns gebildet, also: »Grete(n)s, Annas« usw.

Herrn **W. S....**, Hildesheim. Die Redensart »einen stößt der Bock« wird zumeist von dem krampfhaften Schluchzen eines heftig Weinenden gebraucht, auch in der Form »er schluchzt, daß ihn der Bock stößt«, oder »als wenn ihn der Bock gestoßen hätte«. Frenssen sagt dafür kürzer: »aber sie konnte nicht reden, so stark stieß es sie« (Jörn Uhl S. 114); vgl. auch: »nur zuweilen stieß das Schluchzen noch in der Kehle« (ebenda S. 117). Jedoch wird nicht bloß das stoßweise Schluchzen auf Stöße des Bockes zurückgeführt, sondern auch tolle Laune, Übermut, Ausgelassenheit. So spricht Gutzkow von einem »Bäuerlein, das vom Bock des Übermutes gestoßen wird«, und Eduard Hoefer (Aus dem Volke S. 47) sagt: »wo ist der Mensch, den der Bock nicht einmal stößt?« Und so sind auch die von Ihnen mitgeteilten Worte Christian Morgensterns zu verstehen: »doch als uns stieß just am tollsten der Bock« (Übersetzung des Ibsenschen Gedichtes »Aus meinem häuslichen Leben«). Ähnlich sagt schon Hans Sachs: »Der Bock auch manchen Knecht hart stieß, das er ein par Fürtz fallen ließ«. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß sich bei dieser Verwendung der Redensart unter »Bock« der Teufel verbirgt, wie es sicher der Fall ist in dem Fluche: »daß dich der Bock stoße«. Der Teufel hat in dem alten Volksglauben manche Züge des altgermanischen Donnergottes (Donar) übernommen und damit auch die Gestalt des dem Donar heiligen Ziegenbockes. — Das Wort »**klötern**« oder »**klätern**«, mit dem eine gewisse Art des Klapperns, z. B. eines Steinchens in einer Blechbüchse, bezeichnet wird, ist im niederdeutschen Sprachgebiete ziemlich weit verbreitet, (z. B. ostfriesisch, bremisch, altmärkisch). Die »Klöterbüsse« ist ein beliebtes Kinderspielzeug. »Klötern« ist eine Nebenform zu »klatern, klattern«, auch findet sich »klittern«: alles schallnachahmende Bildungen. Auch in der Schweiz wird »klottern« im Sinne von klappern gebraucht.

Herrn **A. W....**, Gelsenkirchen. Die Ausdrücke »**vorankommen, -gehen**« im Sinne von »vorwärtskommen, gehen«, die Ihnen Wiss. Beih. 23/4, S. 97f. aufgefallen sind (Beyerlein hat in »Jena oder Sedan?« S. 156 sogar »voranmachen« = sich beeilen), sind landschaftlicher Art, besonders, wie es scheint, west- und süddeutsch. Wenn W. O. von Horn in seinen Rheinischen Dorfgeschichten sagt: »vorankommen, avancieren nennen wir Soldaten es« (2, 64), so ist nichts dagegen einzuwenden. Für die reine Schriftsprache empfiehlt es sich aber, den Unterschied zwischen »voran« (= an der Spitze einer Reihe, anderen zuvor) und »vorwärts« (= in der Richtung nach vorn) zu beachten und für das rüstige Fortschreiten einer Arbeit, wie für das »Avancieren« in einer Laufbahn »vorwärts kommen« zu gebrauchen, »(einem) vorankommen« nur für das Überspringen von Vordermännern.

Herrn **L. B....**, 179. »**Anfallen**« wurde früher viel gebraucht in dem Sinne »durch Erbschaft u. dgl. zufallen«, ebenso »Anfall« = das Zufallen eines Gutes und das zugefallene Gut selbst (»Erbanfall«). Namentlich im Lehnsrechte spielen diese Ausdrücke eine große Rolle. So wird das Wort auch von Goethe im Faust (II, 4. Akt) verwandt: »Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land, Zugleich das hohe Recht, euch, nach Gelegenheiten, Durch Anfall, Kauf und Tausch ins Weitre zu verbreiten.« Daher ist die Wendung »vor dem Anfall Elsaß-Lothringens an das Deutsche Reich« nicht zu beanstanden, zumal da jedermann unbedenklich sagen würde: »Elsaß-Lothringen ist an das Deutsche Reich gefallen«.

Herrn **F. F....**, Wien. Da die Bezeichnungen der Bruchteile auf -tel in ihrem ersten Bestandteile die Ordnungszahl enthalten (»Drittel, Zwanzigstel« usw. aus Dritt-teil, Zwanzigstteil«), so muß es folgerichtig auch heißen »**Hundertstel**« und »**Tausendstel**«. Die Formen »Hundertel« und »Tausentel« (oder »Tausendel«) sind nicht zu billigen, eine etwaige Erklärung aus »Hundert-, Tausend-teil« darf auch nicht durch den Hinweis auf »hundertteilig« u. dgl. gestützt werden; denn hier ist von der Grundzahl (»hundert Teile«) auszugehen, vgl. »dreiteilig« neben »Drittel«. Die Mitlauterhäufung aber in »Hundertstel« ist nicht schlimmer als in »der hundertste«. — »**Die Rein(en)**« oder in

der Verkleinerungsform »das **Reindl**« ist sicher ein guter mundartlicher Ausdruck für »Kasserolle« (s. auch Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuche). Ob er sich freilich außerhalb des bayerisch-österreichischen Sprachgebietes leicht einbürgern wird, scheint uns zweifelhaft. Jedenfalls aber haben die Herren Bearbeiter des Verdeutschungsbuches »die Speisekarte« gut daran getan, das Wort in die neuen Auflagen aufzunehmen. — Über »**Wäscheschwaben**« können wir Ihnen leider nichts mitteilen. Vielleicht hilft ein kundiger Leser. — Über die Aussprache an den Bühnen ist jetzt das wichtigste Werk: **Deutsche Bühnenaussprache**, Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. April zu Berlin stattgefunden haben. Im Auftrage der Kommission herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. 1898.

Herrn **P. Br....**, Schleusingen i. Th. Sie machen freundlichst darauf aufmerksam, daß die Wiedergabe des russischen tönenden sch-Lautes durch sh (vgl. Sp. 29 d. Jahrg.) auf der amtlichen russischen Schreibweise beruht, wie sie für die Auflösung der russischen Buchstaben in lateinische zum Gebrauche im Weltverkehre vorgeschrieben ist. Mit Vergnügen lassen wir uns belehren und stellen fest, daß wenigstens hier keine Engländerei vorliegt. Aber sonst haben wir ja davon genug aufzuweisen, besonders auch in erdkundlichen Eigennamen, die, ohne dem englischen Sprachgebiete anzugehören, doch nach englischer Weise geschrieben werden, wie z. B. chinesische (Yang-tse-kiang). Indessen sind auch hier erfreuliche Ansätze zu einer deutscheren Schreibweise vorhanden: Kirchhoff und Andree schreiben Jang-tse(tsze)-kiang und haben damit wenigstens das englische y (= j) beseitigt. Die Frage der Schreibung fremdländischer Ortsnamen ist in der Zeitschrift wiederholt behandelt worden, so 1893, 37 ff., 141 ff.; 1896, 209 ff., 225 ff. K. S.

Herrn H...., Berlin. **Hochzahl** für das im Unterricht störende Fremdwort Exponent ist auch schon von anderer Seite vorgeschlagen worden; es findet sich an erster Stelle genannt in A. Hausdings Technischem Verdeutschungsbuch, 2. Aufl., K. Heymanns Verlag, Berlin 1903. Das ist Sp. 30 der vor. Nummer übersehen worden.

Herrn K..., Freiburg. Zwischen den Mehrzahlformen von Licht hat sich in der Tat, wie oft bei ähnlichen Doppelbildungen, ein Sinnesunterschied eingefunden so, daß **Lichte** meist nur »Kerzen« bedeutet, sonst aber **Lichter** angewendet wird. Streng durchgeführt aber ist die Scheidung nicht — vielleicht müßte man sagen: noch nicht —, wenigstens für »Lichte« findet man »Lichter« (Wachslichter, Talglichter, Nachtlichter usw.) häufig genug überall in mündlicher Rede und auch bei den besten Schriftstellern. So könnte auch die Tägliche Rundschau ihre Überschrift eines Leitaufsatzes: »Polnische Kirchenlichter«, in dem es sich nicht etwa um große Kirchenmänner, sondern eben um Kerzen handelte, mit entschuldigenden Beispielen belegen, aber sie hätte allerdings durch die andere Form »Polnische Kirchenlichte« jedem Mißverständnis ihrer Leser überhaupt vorgebeugt. Denn umgekehrt, mit Kirchenlichten können nur Kerzen gemeint sein, Bischöfe und Priester können nur Kirchenlichter heißen. Und solche Spaltungen von Wortsinn und -form, die einem Zuge der Entwicklung folgen, soll man gewiß festhalten oder fördern.

Herrn W. B...., Hamburg. Sie fragen mit Hinweis auf mehrere Erwähnungen in der Zeitschrift (1903 Sp. 360. 186. 1902 Sp. 76), was denn uns Deutschen an der **Erhaltung des Flämischen** liegen könne, und beantworten sie vom Standpunkte der nächsten Zweckmäßigkeit. Ihrer Erfahrung und Landeskenntnis wird man zugestehen müssen, daß gegenwärtig dem deutschen Kaufmann in den Niederlanden die französische Sprache geringere Schwierigkeiten bereiten, also bequemer sein mag als die flämische. Aber kein Zweifel, je mehr Wallonen und französische Sprache das Übergewicht erlangen sollten, um so mehr würde sich der Schwerpunkt des ganzen Lebens und Verkehrs dort nach Frankreich verschieben, und der volle Sieg des Französischen würde auch eine vollständige Lösung von dem deutschen Leben nach sich ziehen. Was für Folgen das politisch hätte, geht uns nichts an im Sprachvereine. Aber wir würden so einen durch Sprache und Abkunft an uns gewiesenen Bruderstamm endgültig verlieren, der uns nur durch Bewahrung der germanischen Mundart erhalten bleiben kann. Ob deren Verschiedenheit in den verschiedenen Landschaften den Flamen und den Holländern selbst Schwierigkeiten macht, wie sie diesen jetzt oder künftig begegnen, das können wir ruhig ihrer eignen Sorge und der Zukunft überlassen und uns an der Gewißheit genügen lassen, daß der Sieg des Flämischen die deutschen Belgier an die Niederländer und das Deutschtum knüpfen wird.

Wenn Sie zum Vergleich auf die Dänen verweisen, deren Sprache zu fördern uns doch nicht einfalle, so ist darauf erstens zu erwidern, daß uns die Dänen doch eine Stufe ferner stehen als die Niederländer und Flamen. Zweitens aber sind die Dänen gar nicht in ihrer germanischen Sprache bedroht. Stünden sie etwa in Gefahr, vom Russentum verschlungen zu werden, so würden wir auch hier die Absplitterung eines Stückes von unserer großen germanischen Kulturgemeinschaft zu verhüten wünschen und den Widerstand mit unserer Teilnahme begleiten.

Herrn H. G...., Ober-Langenbielau i. Schlesien. Was **Quoos**, der Name eines Wäldchens in der Nähe Ihres Dorfes, bedeutet, vermag der Briefkastenmann nicht zu sagen, hofft aber hierdurch einen kundigen Leser zu einer freundlichen Mitteilung zu bewegen.

Herren O. M...., Friedenau, u. J. P...., Kiel. Sie zürnen den Lustigen Blättern, dem bekannten Witzblatte, wegen seines Preisausschreibens zur Verdeutschung des Wortes **Likör-Automat**. Mit Unrecht. Was sollen die Namen, mit denen man Neues zu belegen pflegt, anders sein als bezeichnend für den Gegenstand und zugleich möglichst auffällig? Und letzteres sucht man dann in Glühweinol, Antistaupin, von dem man jetzt in Jagd- und Hundezuchtzeitungen liest, in Hundelin, in Stablin, wohl der allerneusten, und in tausend ähnlichen Mißbildungen durch den Schein der Gelehrsamkeit zu erreichen. Dagegen weisen die preisgekrönten Verdeutschungen der Lustigen Blätter Geistreicher, Stummer Budiker, Schnapserchen, Likaut und Schnapskuh, die gewiß nicht gelehrt, aber ebenso bezeichnend wie auffällig sind, doch auf einen viel einfacheren und empfehlenswerteren Weg zum Ziel. Scherzhafte Übertragungen dieser Art — die Handwerkersprachen geben zahlreiche Seitenstücke — auch ein glückliches Wortspiel, wie das hier an erster Stelle gekrönte oder der ebenfalls von den Lustigen Blättern (XVIII Nr. 46; 1903) gebrachte Verdeutschungsvorschlag für Automobil: »Überfahrer«, könnten unsere Sprache vor manchem Wechselbalg bewahren, ja ihr auch gelegentlich erfreulichen echten Nachwuchs bereiten. Denn guter Humor ist wie anderswo so in der Wortbildung besser als hohler Schein.

Mundartliche Schwierigkeiten stellte vor einiger Zeit ein süddeutsches Blatt in folgendem zu Nürnberg spielenden Zwiegespräch dar. Nürnberger: »Aber heut is haaß!« — Engländer (im Wörterbuch nachschlagend): »Haas? Ja, Hase im Felde«. — Nürnberger: »Na, das is a Hoos«. — Engländer (nachschlagend): »Hoos? Hose, Beinkleid«. — Nürnberger: »Na Sie, das is a Husen. Mit so einem großbritannischen Engländer kann man doch nit mal deutsch red n!«

Auch deutsch. Das Deutsch der Börsenberichte ist schön und eigenartig, aber das **Artisten-Deutsch** ist auch nicht übel. Man betrachte nur folgende Sätze, wie sie sich in den Ankündigungen der Fachblätter immer finden: »Sofort gesucht hübsche, kräftige Dame, die etwas Ringe arbeitet und springen und halten kann.« »Wegen anderweitiger Unternehmungen verkaufe eine schwankende Krinoline mit oder ohne Wagen und Drehorgel«. »Sofort frei ein guter Mittelmann, Fänger und Schmeißer, macht auch einarmig«. »Obermann gesucht für Kopf auf Kopf und Handstände, der auch Saltomortale von Schulter dreht«. »Crischnigger, der gut schlapp ist und Spagat macht, für Excentrique-Nummer gesucht«.

Herrn M. B..... Berlin. Ja, immer was Neues! In einer Anzeige der Deutschen Zeitung Nr. 15 v. 19. Januar d. J. wird eine Summe Geld gesucht »erststellig bei **Exnexuirung** und Gewinnanteil auf 10 Bauplätze«. Wohlklang ist Geschmacksache, das wissen wir; denn manchem Feinen erscheint z. B. »exlex« angenehmer als »vogelfrei«. Aber »Exnexuirung« haben wir noch nicht gehört, es ist eine glückliche Bereicherung der deutschen Sprache, so werden die Fremdwortfreunde sagen.

Kühnste Wortschöpfung. E. Eckstein leistet sich in seinem letzten Romane Roderich Röhl den Satz: »Er schlipste sich die Kravatte«. Über diese schöne Bereicherung unserer armen Sprache spottet die Schles. Schulzeitung, indem sie beispielsweise folgende Nachahmung des edlen Vorbildes empfiehlt: »Nachdem Edgar sich auf das Kanapee gesofat hatte, kerzte er ein Talglicht, bei dessen trübem Schein er das versprochene Schreiben an seine Braut

briefte. Dann beinkleidete er neue Hosen an, chemisettete ein reines Vorhemd um, zigarrte sich eine Havanna an, likörte einen Kognak, kneiferte ein Pincenez auf und beinte spazieren.« — —

Bitte.

Die Sprache auf den **Schachteln der sog. schwedischen Streichhölzer** zeigt bei deutschen Erzeugnissen oft eine lächerliche Nachäffung des Schwedischen. Zu einer kleinen Untersuchung über diese Tatsache bitte ich die Leser dieser Zeilen mich durch Zusendung von Ausdrucken auf solchen Schachteln — auch rein deutsch abgefaßten — (als Drucksache) gütigst unterstützen zu wollen.

Landeshut i. Schl. Oberlehrer Palleske.

Geschäftlicher Teil.

Sitzung des Gesamtvorstandes
in Berlin am 3. Januar 1904.

Anwesend waren die Vorstandsmitglieder: Behaghel, Berggold, Brunner, Dunger, Eitzen, Erler, Gombert, Hofmann v. Wellenhof, Keller, Lohmeyer, Matthias, v. Mühlenfels, Pietsch, Saalfeld, Sarrazin, Scheffler, Streicher, Trapet, v. Vietinghoff, Wappenhans, Wilmanns. Entschuldigt hatten sich: Brenner, Erbe, Harnisch, Launhardt, Khull, Kluge, Köpke, Magnus, Scheerbarth.

Aus der Tagesordnung mögen folgende Punkte von allgemeiner Bedeutung erwähnt werden:

1. Namens der Kassenprüfer Generalmajor z. D. Freiherr v. Vietinghoff und Professor Dr. Pietsch berichtet der erstere über die Prüfung der Kasse im Jahre 1903, die zweimal stattgefunden und zu Anständen keine Veranlassung gegeben hat. Für das Jahr 1904 werden zu Kassenprüfern gewählt die Herren v. Mühlenfels und Pietsch.

2. Der Vorsitzende berichtet namens des Schatzmeisters über die Kassenverhältnisse des Jahres 1903. Das Ergebnis ist, soweit sich bis zu diesem Tage übersehen läßt, so günstig, daß der Beschluß der Hauptversammlung in Breslau vom 2. Juni v. J., einen Betrag aus den Überschüssen fest anzulegen, zur Ausführung kommen kann, und daß ferner der in dem Voranschlag für 1903 eingesetzte Betrag für Beihilfen entsprechend einem weiteren Beschlusse der Hauptversammlung von 2000 auf 3000 Mark erhöht werden konnte. Hiervon sind an die Zweigvereine im abgelaufenen Jahre als Beihilfen zu Werbezwecken und zum Besuch der Breslauer Hauptversammlung (vergl. Zeitschrift 1903, Sp. 27) im ganzen 2890 Mark gezahlt worden.

3. In den Ständigen Ausschuß werden für 1904 gewählt: Geh. Oberbaurat Sarrazin in Berlin als Vereinsvorsitzender, Prof. Dr. Dunger in Dresden als Stellvertreter des Vorsitzenden, Prof. Dr. Pietsch in Berlin als Schriftführer, Oberlehrer Dr. Streicher in Berlin als stellvertretender Schriftführer, Verlagsbuchhändler Berggold in Berlin als Schatzmeister, ferner Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Launhardt in Hannover und Gymnasialoberlehrer a. D. Dr. Saalfeld in Berlin als Beisitzer.

4. Oberlehrer Wappenhans berichtet über die Tätigkeit des Ausschusses für Sprachecken. Von den »Mitteilungen« des Ausschusses sind bisher drei Nummern erschienen und sämtlichen Zweigvereinen sowie etwa 100 Einzelmitgliedern, die besonders darum gebeten hatten, zugesandt worden. Gegen 80 Zeitungen haben, soweit der Schriftführer darüber Kenntnis erhalten hat, besondere Sprachecken eingerichtet oder bringen wenigstens die »Mitteilungen« unter der Überschrift »Vermischtes« oder sonstwie. Der Gesamtvorstand beschließt entsprechend den Vorschlägen des Ausschusses, die »Mitteilungen« nur alle zwei Monate zu versenden, in ihnen lediglich kurze Aufsätze und zwar stets so viele zu veröffentlichen, daß Stoff für mindestens acht wöchentlich erscheinende Sprachecken vorhanden ist. Da die Einrichtung offenbar weder genügend bekannt ist noch ausgiebig genug benutzt wird, soll den Vorständen der Zweigvereine in nächster Zeit ein Anschreiben des Vorsitzenden zugehen, in dem auf das Bestehen und Wesen des Unternehmens aufmerksam gemacht und um seine Förderung durch Einrichtung von Sprachecken im Bereiche der Zweigvereine ersucht wird. Die Höhe der Kosten und der Entschädigung für die mit den Mitteilungen verbundene Mühewaltung soll vom Ständigen Ausschuß festgestellt werden, sobald ein genauerer Überblick gewonnen werden kann.

5. Über den Stand der Herausgabe der Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins berichtet Prof. Dr. Dunger. Im Jahre 1903 sind vier Verdeutschungsbücher in neuen Auflagen erschienen: das Namenbüchlein von F. Khull in 3. Auflage, die Amtssprache von K. Bruns in 7. Auflage (32. bis 36. Tausend), die Schule von K. Scheffler in 2. Auflage (21. bis 24. Tausend) und die Heilkunde von O. Kunow in 4. Auflage. Über 5000 Stück sind auf besonderes Verlangen an Mitglieder unentgeltlich abgegeben worden, darunter 2371 Stück von der Schulsprache. Die Ausgaben dafür belaufen sich im Jahre 1903 auf 3700 ℳ.

Nach dem Muster der deutschen Tanzkarte, die bereits in 38000 Stück verbreitet ist, sollen auch die am häufigsten vorkommenden fremden Speiseausdrücke mit den entsprechenden Verdeutschungen auf gesteiftem Papier übersichtlich zusammengedruckt werden zur unentgeltlichen Verteilung an alle die, welche für Einführung der deutschen Speisekarte wirken oder dafür gewonnen werden sollen.

6. Auf Ersuchen des Vorsitzenden hat Herr Augustin Trapet eine neue Fassung des »Aufrufs« des A. D. Sprachvereins aufgestellt, die vom Ausschusse einer Überarbeitung unterzogen worden ist. Nach eingehender Erörterung des so entstandenen Entwurfes, in der mehrfache Abänderungsvorschläge besprochen werden, beschließt der Vorstand, den neuen Aufruf dem Ständigen Ausschuß unter Zuziehung des Herrn Trapet zur endgültigen Feststellung zu überweisen.

Der Vorsitzende: Otto Sarrazin. Der stellv. Vorsitzende: Herm. Dunger. Der Schriftführer: Paul Pietsch.

Ausschuß für Sprachecken.

Die erste Nummer der **Mitteilungen** für Sprachecken ist neu gedruckt worden und wird auf Wunsch unentgeltlich und postfrei versandt von dem Schriftführer des Ausschusses

Oberlehrer Wappenhans in Plön (Holstein).

Briefe und Zusendungen für die **Vereinsleitung** sind zu richten an den Vorsitzenden.
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und **Beitrittserklärungen** (jährlicher Beitrag 3 Mark wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die **Zeitschrift** an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 52, Paulstraße 10,
für die **Wissenschaftlichen Beihefte** an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das **Werbeamt** an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 3 — März 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats, und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 3 ℳ jährlich bezogen werden.

Ein neuer Widersacher.

Sie haben alle eine unverkennbare Ähnlichkeit miteinander, die Widersacher des Deutschen Sprachvereins: halten es nicht für nötig, sich über den Verein und seine Arbeiten zu unterrichten, und hüten sich sorgfältig, in die Fragen einzudringen, die sein Arbeitsfeld bilden, hauen dafür aber um so schneidiger drein. So findet sich eingehüllt in die Besprechung eines Buches, das zufällig die vorige Nummer dieser Zeitschrift (Sp. 53) auch genannt, doch absichtlich nur genannt hat (H. Werneke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes), im Oktoberhefte der Preußischen Jahrbücher (Bd. 114 S. 155—157) einmal wieder ein Ausfall gegen den Deutschen Sprachverein. Aber die Zeiten sind vorüber, wo der Verein durch solche schroffen und grundlosen Anfeindungen erschüttert oder doch aufgeregt werden konnte. Von den 23000 Mitgliedern hat sich nicht eins gegen den Vereinsvorstand oder die Leitung der Zeitschrift darüber geäußert, und erst jetzt nach fast fünf Monaten spielt mir ein Zufall den Aufsatz in die Hände.

Zu der Schrift Wernekes und seinen Angriffen wollten und durften wir schweigen. Denn es ist unnütz, mit einem Gegner zu verhandeln, der von den Grundsätzen, der Tätigkeit, dem Bestande des Sprachvereins so wenig unterrichtet ist, daß er ihn gelinde gesagt für eine Gesellschaft nicht ganz verständiger Menschen hält und ihm außer einer albernen Fremdwörterhetze nur noch die gewerbsmäßige Fabrikation zusammengesetzter Verdeutschungen als Tätigkeit andichtet. Es fehlte da eigentlich nur noch, und jedenfalls würde es sich nicht viel weiter von der Wahrheit entfernen, wenn der Verfasser seinen Lesern weismachte, die Vereinsmitglieder seien satzungsmäßig verpflichtet zur Haltung bissiger Hunde, eigens dazu abgerichtet, jedem Sprecher eines fremden oder eines weniger als fünfsilbigen deutschen Wortes augenblicklich an die Gurgel zu springen. In Wirklichkeit hetzt der Sprachverein weder Hunde noch Fremdwörter und fabriziert keine deutschen Wörter, weder kurze noch lange. Er weiß Besseres zu tun: er will den Deutschen durch die Muttersprache enger an seine Heimat, seine Geschichte, sein Volk knüpfen und sich so an der großen Arbeit beteiligen, die zur Festigung des deutschen Selbstgefühls, vor nun fast hundert Jahren neu begonnen, auch von andern Männern, mit andern Mitteln und auf andern Lebensgebieten getan wird. Nur auf dem gesicherten Grunde wissenschaftlicher Erkenntnis der Sprache können Verständige dieses Ziel verfolgen, und die Zusammensetzung des Sprachvereins wie die Einrichtung seiner Tätigkeit schließt die ihm leichtherzig angedichteten Verirrungen aus. Das könnte jeder wissen, dem es darum zu tun ist, denn die Vereinstätigkeit vollzieht sich in breitester Öffentlichkeit.

Wenn nun aber als Mitarbeiter der Preußischen Jahrbücher ein Mann, der von Amts und Rechts wegen zu der tatkräftigsten Unterstützung unserer Vereinsarbeit berufen wäre, das Buch Wernekes hernimmt und sich einzelne Zustimmungen abquält, nur um auch Wernekes leidenschaftlicher Abneigung gegen den Sprachverein zustimmen zu können — denn von dem innern Werte der Schrift hat er sichtbar keine höhere Meinung, als sie an der genannten Stelle unserer Zeitschrift angedeutet wurde — so darf dazu um des Angreifers willen nicht mehr geschwiegen werden, obgleich das, was er gegen den Verein vorbringt, auch keine Antwort verlohnt.

Es sind die folgenden Äußerungen:

S. 156. ». . . der beweist damit ein ebenso stumpfes Sprachgefühl wie die **Helden, die nicht begreifen können,** warum man für ‚Esprit‘ nicht lieber gut deutsch ‚Geist‘, für ‚Takt‘ nicht ‚Feingefühl‘ verwenden will . . . . .

S. 156. . . erinnert an die **bösesten Ausschreitungen des Sprachvereins** . . .

S. 157. . . Das ändert aber gar nichts daran, daß die **landesübliche Fremdwörterhetze** auch in meinen Augen **eine blinde und widerwärtige Barbarei** ist, um so lächerlicher, als unsere Sprache in Wahrheit an Fremdwörtern hinter dem Französischen oder gar Englischen eher zurücksteht . . . .

S. 157. . . . . wenn im Alltagsleben deutsche Umschreibungen fremder Worte das Original zuweilen ganz leidlich vertreten mögen, wenn unsere Sprache unter glücklichen Umständen selbst reichlichere Verdeutschungen ‚abgezogener Kunstworte‘ darum ohne viel Schaden verdaut hat, weil man das Fremdwort durch die deutsche Nachbildung durchhört oder -fühlt, so führt doch die **systematische Fabrikation deutscher Ersatzkomposita** auf alle Fälle zur Vergröberung sprachlichen Empfindens. Der **patriotische Ehrgeiz, der gegen die Fremdwörter wütet, verdient allen den Hohn,** den Werneke über ihn ausschüttet . . . . .«

Es ist ohne Mühe erkennbar, daß der Urheber dieser Kraftsprüche in drei Beziehungen der notwendigen Voraussetzungen eines gewissenhaften Urteils ermangelt. Erstens hat er sich nämlich über die Fremdwortfrage im allgemeinen nicht genügend unterrichtet oder selbst darüber nachgedacht, zweitens ist ihm die Stellung des Sprachvereins zu ihr und drittens dessen sonstige Wirksamkeit und Anschauung überhaupt vollkommen unbekannt.

Unerheblich ist demgegenüber der innere Widerspruch in der eignen Betrachtungsweise dieses Fremdwortfreundes, der seine Schützlinge erst nur allenfalls für das Alltagsleben (s. o. an der zuletzt angeführten Stelle) preisgibt und dann wieder von ihnen sagt:

»sie versagen, sowie unsere Rede in die heimlichen Tiefen der Seele dringen, den Adel erhöhtester und zartester Stimmung gestalten will. Es scheint mir wirklich ein großer Vorzug unserer Sprache, daß sie in ihren gehobensten Momenten zur ‚Reinheit' strebt« (S. 157.)

Ebensowenig verträgt sich mit seiner hohen Wertschätzung des fremden Wortes die sonderbare Behauptung:

»Wirklich kann eine Beimischung fremder Elemente schon dadurch, daß sie fremd sind und klingen, eine Sprache erfrischen und beleben, fremde Worte lösen alsbald ganz andere Assoziationen aus als heimische, und der Kontrast wird die Empfindlichkeit für die eigentümlichen Vorzüge des eigenen Sprachgutes steigern.« (S. 156.)

Was hier die »ganz andern Assoziationen« betrifft, so wird niemand an der Richtigkeit der Behauptung zweifeln, der, wie wir, schon so oft seine Freude an den lustigen Mißverständnissen gehabt hat, die unter der Spitzmarke »O diese Fremdwörter!« durch die Blätter laufen. Im übrigen aber erinnert dies Lob der Fremdwörter einigermaßen an das bekannte Rezept, sich zum glücklichsten Menschen zu machen, indem man zwölf Stunden lang zu enge Schuhe trägt und sie dann wieder auszieht.

Aber was sollten diese harmlosen Kleinigkeiten uns stören? Nicht ein Wort würde die Zeitschrift darüber verlieren. Auch darüber noch lange nicht, daß mit der, wenn auch nicht durchgedrungenen, doch ganz verständigen und sprachgemäßen Verdeutschung »abgezogen« keine Geringeren als Lessing und Kant verspottet werden, und daß nach der vorgetragenen Ansicht solche Bestandteile unseres Wortschatzes wie z. B. Beichte (confessio), Gesichtspunkt (point de vue), zerstreut (distrait), Aberglaube (superstitio), Zweikampf (duellum) und die vielen anderen Nachbildungen fremder Wörter nur erträglich wären, soweit man ihre fremden Vorbilder durchhörte oder -fühlte, was doch in Wirklichkeit beim Gebrauche nicht einmal der Wissende tut. Wichtig dagegen ist, daß der Angreifer ein Universitätsprofessor ist, Dr. Roethe in Berlin, von dem als wissenschaftlichem Manne niemand unbedachte Ergüsse, sondern auf Einsicht und Gründen ruhende Urteile erwartet; noch wichtiger, daß es ein Professor für deutsche Sprache und Literatur[1]) ist, der den für die Pflege der Muttersprache im deutschen Volke tätigen Verein höhnisch zu hemmen sucht. Als Universitätslehrer muß er doch auch in die Lage kommen, sich über die Sprachpflege in Vergangenheit und Gegenwart vor seinen Studenten zu äußern. Daß er diesen ein ebenso nur nach überkommenen Vorurteilen, nicht nach der Wirklichkeit gezeichnetes Bild des Sprachvereins geben sollte, kann und will ich nicht glauben. Wie aber verhält er sich dann? Schweigt er davon ganz? Und warum tat er das nicht auch im vorliegenden Falle?

1) Er ist auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, derselben Akademie, die ursprünglich von ihrem Stifter »zu erhaltung der Teutschen Sprache in ihrer anständigen reinigkeit, auch zur ehre und zierde der Teutschen Nation« bestimmt war und, wenn einer Zeitungsmeldung zu trauen ist, sich eben jetzt auf ihre nationalen Aufgaben besinnt. Angeblich ist eine Geschichte der neuhochdeutschen Sprache und der Thesaurus linguae Germanicae, der »Leben und Reichtum unserer Muttersprache in seinen Schatzkammern bergen soll« ins Auge gefaßt, und eine beschleunigte Sammlung Deutscher Texte des Mittelalters (unter Leitung Roethes) soll die Grundlage dazu bilden. Es ist kaum denkbar, daß diese Beschlüsse mit den vom Deutschen Sprachvereine (insbesondere im 23./24. Wiss. Beih.) gegebenen Anregungen außer allem Zusammenhange stehen sollten. Aber um so unbegreiflicher muß die Schärfe Roethes gegen diesen Verein erscheinen.

Hätte er nun an einem beliebigen, besonders jüngeren Jahrgange unserer Zeitschrift, etwa in der Weise wie das bei anderer Gelegenheit (1903 Sp. 103) angedeutet worden ist, unbefangen geprüft, womit sich der Gesamtverein und seine Zweigvereine der Wahrheit abgeben, und hielte er dann die Grundsätze des Vereins daneben, wie sie z. B. in dem »Aufruf« niedergelegt sind, so weiß ich ja natürlich nicht, ob er sich zu dem freimütigen Bekenntnis seines Irrtums entschließen würde; aber das ist unbedingt sicher, daß ihm die selbstgewisse, verletzende Geringschätzung, die ihm dem Unbekannten gegenüber beliebt hat, hinterher recht verdrießlich sein würde. Denn er würde dann auch wahrnehmen, wieviel Vertreter gerade seines Standes und Berufes, wieviel seiner nächsten Fachgenossen und ihm an Rang Gleichstehende sich unter den von achtungsvoller Liebe zu ihrer Muttersprache und ihrem Volke erfüllten Männern befinden, denen er »blinde, widerwärtige, lächerliche Barbarei« ins Gesicht wirft. Daß er nach solchen Kraftausbrüchen den »Sprachnerven« der »teutschen Männer« auch noch eine besondere Unempfindlichkeit gegen diesen Ton zumuten zu dürfen meint, — über nicht etwa um die eigne, nein, um die Ausdrucksweise des von ihm besprochenen Buches zu beklagen — das beleuchtet verräterisch zum Schluß mit einem hellen Blitzlicht, was wohl der innerste Grund dieser Unkenntnis über den Sprachverein und zugleich die eigentliche Ursache der Entgleisung ist: das, was im Sprichwort vor dem Fall kommt. Es steht aber einem Forscher und Lehrer gerade so schlecht zu Gesicht wie einem Menschen.

Berlin. Oskar Streicher.

Dorpater Studentendeutsch.

Von Max Boehm in Saarburg i. L.

Bekanntlich ist im vorigen Jahr das erste Jahrhundert des Bestehens der nordischen deutschen Hochschule Dorpat abgeschlossen worden, die wie kaum eine andere des Auslandes dazu beigetragen hat, die deutsche Wissenschaft inmitten einer nichtdeutschen Bevölkerung fruchtbar zu machen und zu Ehren zu bringen. Die Feier aber fand unter Ausblicken statt, die es fraglich erscheinen lassen, ob nach aber hundert Jahren noch deutscher Burschenbrauch und deutsche Burschensprache in einer Verbindungskneipe »Jurjews« eine Zufluchtsstätte haben wird. Darum sei in flüchtigem Umriß festgehalten, was bereits jetzt im Hinschwinden begriffen ist, die sprachlichen Eigentümlichkeiten, durch die sich der Dorpater Student der letzten Jahrzehnte vom Philister unterschied.

Vor der Gründung der Universität Dorpat, also bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, war der bildungsbedürftige Balte — diese Bezeichnung umfaßte damals in der Regel die Söhne aller drei russischen Ostseeprovinzen Livland, Kurland und Estland — auf die deutschen Universitäten angewiesen. Hunderte livländischer Musensöhne bevölkerten damals die Hörsäle und Kneipen Göttingens, Jenas, Heidelbergs und anderer Hochschulen und schmückten ihr Haupt mit den Farbenmützen deutscher Verbindungen. Da war es natürlich, daß sowohl der deutsche Komment, als überhaupt Studentenbrauch, -lied und -wort in Livland Eingang fanden und die Grundlagen des studentischen Lebens an der neugegründeten Dorpater Hochschule bildeten. Seit 1802 entstanden auch dort studentische Verbindungen, Korporationen, dem Namen nach Landsmannschaften, ihrem Geiste nach mehr eher den Burschenschaften vergleichbar, die Curonia, Livonia, Estonia und Fraternitas Rigensis, zu denen vor etwa 25 Jahren

noch die Neobaltia und Lettonia traten. Sie gelangten zu bestimmendem Einfluß auch unter den »Wilden«.

Diese erkannten den allgemeinen »Burschenkomment« an, welcher die gesellschaftlichen Beziehungen der Burschen regelte, sie fügten sich den Urteilen des Burschengerichts, das, obgleich nur aus »Korporellen« zusammengesetzt, Verletzungen des Anstandes oder gröbere Vergehungen, wie sie einer unhonorigen[1]) Gesinnung entspringen, ahndete, mochte nun das Urteil die mildere Form des ein- oder mehrfachen Verweises oder die strengere der Ruckung (auch »Verschisses«) tragen, durch welche der Verurteilte zeitweilig oder auf die Dauer (»auf 99 Jahre«) von jedem gesellschaftlichen Verkehr mit der gesamten Studentenschaft ausgeschlossen war. Die Meldung »N. N. fuhr wegen Lüge auf 3 Monate«, welche die Füchse der Verbindungen auf Weisung ihres Oldermanns (auch »Fuchsmajors«) jedem Wilden zu überbringen hatten, war für diesen maßgebend, nachdem er einmal bei Gelegenheit der semesterlich in den »Konventsquartieren« aller Korporationen stattfindenden »Kommentverlesung« den Komment garantiert hatte. Desgleichen war jeder Bursch verpflichtet, sich bei Ehrenhändeln zu dem sonnabendlich im Konventsquartier der gerade »präsidierenden« Korporation stattfindenden Ehrengericht einzufinden.

Jeder der beiden »Parten« wählte sich aus der Zahl der Ehrenrichter seinen Vertrauensmann; diese untersuchten unter Leitung eines »Unparteiischen« den Ehrenfall und sprachen ihr Urteil. Waren beide Parten »Duellanten«, so wurde dem beleidigten Teil die Wahl zwischen einer Entscheidung durch Waffen oder einer im Wortlaut vorgeschriebenen mündlichen Erklärung gegeben; war dagegen auch nur einer der Parten »Antiduellant« oder Gewissensfreier, so durfte nur auf eine mündliche Ehrenerklärung erkannt werden. Der beleidigte Teil erklärte daraufhin »Satisfaktion zu haben«. Hatte die Beleidigung einen »unkommentmäßigen« Charakter gehabt, bestand sie in einem »Schimpf«, dem Vorwurf der Unhonorigkeit (in einer Bezichtigung), oder gar in einer Tätlichkeit, so war der Obmann des Ehrengerichts gehalten, gegen den Beleidiger eine Klage vor dem Burschengericht anzustrengen. Auch wo ein Bursch mit einem »Philister« (so nannte man in Dorpat fast ausschließlich den ehemaligen akademischen Bürger, zum Unterschied von dem »Knoten«, eine Bezeichnung, die auf alle die Anwendung fand, denen gegenüber im Streitfall das Faustrecht galt) »gerissen« (auch wohl »kontrahiert«) hatte, mußte sich der Philister einem »Schiedsgericht« unterwerfen. Das führte dazu, daß auch im Philisterleben ernste Ehrenhändel einem freigewählten Schiedsgericht vorgelegt wurden, wodurch einerseits das Duell eine erhebliche Einschränkung erfuhr, andererseits auch der Philister eine in seinen Kreisen als vollgültig anerkannte Genugtuung erhielt, ohne zu dem bürgerlichen Gericht seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Es schien notwendig, den uneingeweihten Leser in kurzen Zügen mit der Verfassung des Dorpater Burschenstaates bekannt zu machen, weil die mit ihr zusammenhängenden Bezeichnungen so leichter verständlich werden. Nur wenige der bisher gebrauchten Ausdrücke freilich sind in dem Sinne eigenartig, daß sie auch im Zusammenhang der Rede einer Erklärung bedürften (reißen, fahren, rucken, Oldermann, »Fuchsmajor«, Gewissensfreier), manche sind dem deutschen Komment entlehnt, nur in etwas verschiedenem Sinne gebraucht (Philister, Knote), wieder andere scheinen zwar an deutschen Universitäten nicht üblich zu sein, sind jedoch ohne weiteres verständlich (»Duellant, Konventsquartier, Parte, Schiedsgericht«).

1) Als Grundlage bei der Unterscheidung des Eigenen vom Entlehnten diente mir Fr. Kluges »Deutsche Studentensprache« Straßb. 1895 sowie das ergänzende Verzeichnis von S. Kleemann in der Zeitschr. f. deutsche Wortf. Jahrg. I. Die Wörter, welche sich weder bei Kluge, noch bei Kleemann verzeichnet finden, sind durch gesperrten Druck kenntlich gemacht.

Ehe ich nun auf andere Seiten des Studentenlebens eingehe, sei die Frage aufgeworfen, welche der von Kluge a. a. O. genannten sprachbildenden Umstände auch in der Dorpater Studentensprache Spuren hinterlassen haben. Was zunächst den Einfluß des Lateinischen als der jahrhundertelang herrschenden Gelehrtensprache betrifft, so ist bei der verhältnismäßigen Jugend der Dorpater Universität kaum zu erwarten, daß es der dortigen Studentensprache sein Gepräge aufgedrückt hat. Trotzdem begegnen wir nicht wenigen der von Kluge genannten latinisierenden oder doch die Wirkung humanistischer Bestrebungen verratenden Ausdrücke auch bei dem Dorpater Studio(sus), der der alma mater seines geliebten Embach-Athen Treue geschworen hatte. Auch den Dorpater »Kommilitonen« gingen, wenn sie eine Zeitlang zu »fidel« gelebt, allzu fleißig — kommersciert hatten, die »Moneten« aus, so daß die »Manichäer« ungemütlich wurden. Und nicht nur die »Korporellen« machten diese unliebsame Erfahrung, auch die »Konkneipanten«, welche mit Verzicht auf die Farben, als Gäste in der Kneipe verkehren und als »Paukanten« den Fechtboden besuchen durften, um für die »Mensur« vorbereitet zu sein, teilten ihr bitteres Los. Damit der Magen nicht gar zu sehr einschrumpfte, suchte mancher als Philisteriant (Hausgast) den Zutritt in ein behäbiges Philistér zu erlangen, legte sich wohl gar für kurze Frist eine Freßbraut an. Die jüngeren Substantivbildungen, welche an deutschen Stämmen die Endung -us zeigen, der Schwachmatikus, Pfiffikus und Luftikus haben sich längst überall und nicht bloß in studentischen Kreisen das Bürgerrecht erworben, und eine ähnliche Verbreitung dürften die Substantiva auf -tät aus lat. -tas wie Forschität, Flottität und besonders Schwulität erlangt haben. An Stelle des in Deutschland üblichen Wortes Knüllität brauchte man in Dorpat gelegentlich den Ausdruck Knallität, wie man denn noch häufiger sagte: er ist knall (= stark betrunken), während knüll oder knill einen leichteren Grad bacchischer Erregung bezeichnete. Von den scherzhaften Ableitungen auf -ian(us), welche Kluge auf den Einfluß theologischer Studien (Arianer, Pelagianer, Lutheraner) zurückführt, sind natürlich der Grobian und Schlendrian in allgemeinem Gebrauch. Auch pflegte man die Schüler und Anhänger des bekannten Philosophen als Teichmüllerianer und die Anhänger einer gewissen Parteirichtung innerhalb einer Korporation nach ihren geistigen Führern, den Gebrüdern Harnack, als Harnackianer zu bezeichnen. Wenn endlich die Herkunft aus einer oder der anderen Stadt der Ostseeprovinzen heute wie ehemals durch die Wörter »Rigenser, Revalenser, Dorpatenser, Wendenser (Wenden), Wolmaraner (Wolmar), Pernowiter (Pernau), Werrowiter (Werro)« bezeichnet wird, so vermute ich, daß der Dorpater Student, vielleicht auf Grund alter lateinischer Matrikeln (civis Rigensis, Volmaranus), Schöpfer dieser Bezeichnungen gewesen ist, zumal da ähnliche Bildungen (Weimaraner, Jenenser) an deutschen Universitäten üblich waren (s. Kluge in der Ztschr. f. deutsche Wortf. I S. 60ff.). Die Bildungen auf -iter aber sind ohne Zweifel in Nachahmung von Moskowiter (alte Form Moskow, wie Pernow) entstanden.

Unmittelbare Einflüsse des Rotwelsch, wie sie Kluge für die deutsche Studentensprache feststellt, wird in Dorpat niemand erwarten; denn Ausdrücke wie blechen, pumpen, schofel, Pfiffe und Kniffe kann man nicht hierher rechnen, sie sind längst allgemeines deutsches Sprachgut geworden. Auch von den

Wortbildungen, die Kluge als geheimsprachliche Ansätze in Anspruch nimmt, waren manche in der Embachstadt lebendig. Von Göttingen eingeführt mochte das Wort Puff sein, das (auch in den Verbindungen auf Puff geben, nehmen und Puff forcé für den ohne Einwilligung des Gebers, etwa des Droschkenkutschers gemachten Pump) so allgemein üblich war, daß sogar die kleinen Estenbuben auf der Straße dem Spaziergänger ihre Veilchensträußchen mit den Worten »ich geb auf Puff« aufzudrängen suchten. In einer andern Bedeutung war das Wort nicht gebräuchlich. Bekannt waren ferner als Schimpfwörter Kamuff und Schwoof. In diese Reihe mögen Umbildungen wie Triller, Simm, Schlafill gerechnet werden, welche dazu dienten, die Namen gewisser Krankheiten zu verhüllen. Andere Wortverstümmlungen harmloser Natur möchte ich nur auf die unter der studentischen Jugend verbreitete Neigung zu Laut- und Wortspielereien zurückführen. Die meisten von ihnen führten nur ein kurzes Dasein, sie entstanden in übermütiger Stimmung und erhielten sich in engerem Kreise ein paar Wochen oder Monate, um dann anderen Erfindungen Platz zu machen. Eine weitere Verbreitung fanden: Bimm für Bier, Schlamm für Champagner (aus Schlampagner), Gradull (= graduierter Student, der erste gelehrte Grad, den man nach beendetem Studium erwarb). Endlich mag hier noch der Drill seinen Platz finden, obgleich das bloß die geläufige Abkürzung aus Spermandrill ist, mit welchem Titel man die nicht als vollwertig angesehenen Pharmazeuten versah.[1])

Französische Einflüsse sind auch im Dorpater Studentendeutsch unverkennbar. Bürgerrecht haben sich von den bei Kluge verzeichneten Eindringlingen erworben: der Kneipier, Zotier und Suitier (hier »Schwietier« gesprochen oder noch öfter in »Schwiet(e)« abgekürzt). Doch versteht man darunter nicht einen Freund übermütiger Streiche, sondern einen Gecken und Kleidernarren, wie denn auch »schwitisieren« soviel heißt als den Kleidernarren machen. Die Renommage, Blamage und Kleidage (Kledage) sind weit über die Grenzen studentischer Kreise hinaus verbreitet, desgleichen die Eigenschaftswörter malitiös, skandalös, pechös, philiströs und schauderös. Der »Malliziöse«, eine Form des Rappierjungen mit sägenartig hergerichteten Klingen, fristete zu meiner Zeit nur bei den »Gimnesen« (franz. gesprochen) sein lächerliches Dasein. Auch das Poussieren kannte der Dorpater Student vom Fuchs bis zum Chargierten nicht bloß dem Wesen, sondern auch dem Namen nach, und der Komment setzte fest, welche Ausdrücke als touche zu gelten hatten, wie er denn anderseits »Nachtusch« (herausfordernde Bemerkungen nach gefallener Forderung) verbot. Doch damit ist die Zahl der dem Französischen entlehnten Bildungen noch nicht erschöpft. Wünschte man, nachdem das Wort »du bist gefordert« (nicht etwa: ich fordere dich, denn schon das nachhinkende Wörtchen dich bedeutete Nachtusch) ausgesprochen war, noch eine Auseinandersetzung mit seinem Gegner, so ließ man ihm einen comment suspendu anbieten. Der Paukwichs wurde »Takelage« genannt, und die »Offiziellen« (Sekundanten und Unparteiischer) hatten darüber zu wachen, daß bei der Mensur vorschriftmäßig verfahren wurde. Wem es an barem Gelde oder an Kredit gebrach, der »forcierte« in der Not den Kneipwirt oder den Fuhrionen (Fuhrmann, so allgemein statt Droschkenkutscher, sogar statt Droschke, z. B. ich stieg in den Fuhrmann), oder er spadonierte bei den Zechgenossen, er schlug Spadon (franz. espadon = Flamberg; spadonieren vielleicht für fechten = auf fremde Kosten leben). Den völlig Versimpelten strafte man als Stumpfier mit Verachtung. Bei einer Prügelei endlich suchte man dem Gegner eins zu laschieren, was wohl aus logieren im transitiven Sinne verderbt ist.

Auch der Dorpater Bursch pflegte mit den deutschen Sprachgesetzen willkürlich umzuspringen, in dem er den alten Grundsatz »Frei ist der Bursch« auch auf dem Gebiet der Sprache betätigte. Viele der bei Kluge aufgezählten sprachschöpferischen Kraftleistungen waren auch dort bekannt und beliebt. Doch gehe ich nicht näher hierauf ein, da in den meisten Fällen Entlehnung reichsdeutschen Sprachgutes vorliegen dürfte. Beispielsweise sei erwähnt, daß der an deutschen Hochschulen bestehende Brauch, Burschenbehausungen nach dem Namen des Wirts mit angehängtem -ei oder -erei zu benennen, auch in Dorpat nachweisbar ist. So gab es eine Zirkelei, eine Schmelockerei u. a. Endlich verdient das Bestreben Erwähnung, durch zum Teil frei gebildete Umstandswörter wirksame Steigerungen zu erfinden oder durch seltsame Vergleiche Wirkungen zu erzielen. Dahin gehören Ausdrücke wie »blödsinnig nobel, zum Schreien komisch, wahnsinnig frech, ein saumäßiges Glück, ein haushoher Jammer« oder »besoffen wie ein Schwein (schweinemäßig), steif wie ein Pappferd, voll wie eine Unke, froh wie ein Schneekönig« u. a.

(Schluß folgt.)

1) So lautete von einem alten im Dorpater Burschenliederbuch ohne Angabe des Dichters stehenden Liede: »Man kann nicht immerfort studieren, vivallerala!« die 4. Strophe: »Fort mit den duftigen Spermandrillen, Die auf Kommando drehen Pillen! Fort mit der Pflasterschmiererei, Vor solcher Muse hab ich Scheu.«

Milieu.

(Schluß.)

Umgebung, Leben, Kreise (Kreis), Welt, Boden, um nur die bekanntesten Worte zu nennen, deren jedes für sich ungesucht Milieu deckt — und was für prachtvolle, tiefgründige Worte sind sie im Vergleiche zu milieu, Mitte! Wirtschaften wir einmal mit dem gewonnenen Gute und greifen einige Stichproben heraus, wo das Fremdwort, mag es nun entschlüpft oder mit Bewußtsein gebraucht sein, wenigstens richtig, d. h. in dem umfassendsten Sinne angewandt ist.

Ein Abgeordneter bringt bei der Verhandlung über das Mädchengymnasium auch den Roman des Bürgermeisters Reicke »Das grüne Huhn« zur Sprache, von dem er sagt, daß es in einem Milieu (Umgebung, Welt, Kreise) von studierten Frauen spiele.

Bei dem Rotheprozeß sagt ein Sachverständiger: Die Fähigkeit, das Publikum zu täuschen, zeigt sich nur in jenem eigentümlichen spiritistischen Milieu (Umgebung, Welt, Kreise[n], auf . . . Boden), wo . . .

»Die Komödie ‚Edelfäule' von Otto Fuchs-Telab spielt im Milieu (Umgebung, Welt, Leben, Kreise[n]) der österreichischen Aristokratie.« (Tag.)

»Ein Dichter naht uns im schlichten Rocke, aber gerade, weil er wurzelecht ist, verleugnet er das Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Verhältnisse) nicht, das ihn gebildet hat.« (Auch Boden, Kreise, Lebenskreis, Lebensluft u. a. mit den entsprechenden Zeitwörtern wachsen, atmen, leben). Deutsche Monatsschrift (J. Lohmeyer) 1902, 3. Heft, S. 457. Geradeso ebenda Märzheft 1903, S. 935 und 938.

»Vorbilder (in der Dichtkunst) in Skandinavien, Frankreich, Rußland, die aus ihrem Heimatmilieu (Umgebung, Leben, Welt, Boden, Verhältnisse) heraus natürlich erwachsen sind.« Ebenda, Märzheft 1903, S. 891.

»Fast scheint es, als habe das klösterliche Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Boden, Luft) sie alle, nämlich vlämische Priester, zu Dichtern und Träumern gemacht.« (Tag.)

Besprechung einer Aufführung:

»Die möblierte Wohnung einer Gefallenen, Tochter eines Dorfschullehrers, die in dem Leben der Weltstadt den Blütenstaub der

schuldlosen Heimat abgestreift und sich zu einer starkbegehrten Schönheit für alle entwickelt hat. Neben ihr wohnt ein verdorbener Korpsstudent, der längst seine Ehre in den Staub getreten hat und sich von seiner Freundin ernähren läßt. In dieses unheilige Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Kreis) kommt am Sonntag morgen der alte Vater aus seinem Dorfe hereingeschneit.« (Tag.)

Ähnlich in einer anderen Besprechung:

»Und das versöhnt mit dem schlüpfrigen Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Kreis, Verhältnisse), in dem sich die Hauptsache abspielt.« (Tag.)

» . . . daß der Zuschauer mit den Gestalten und dem Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Boden, Verhältnisse) nichts zu tun habe.« (Tag.)

»Im ‚Fuhrmann Henschel‘ spielt die entscheidende Szene im Wirtshaus, sogar im ‚Michael Kramer‘, dessen Milieu (Welt, Kreise) so verschieden ist (sind) [oder: in dem ein ganz anderes Leben (Umgebung, Welt, Kreise, Schichten) dargestellt werden]«. (Tag.)

»Gustav Freytag berührt ja auch in seinem Lustspiele die mannigfachen ernsten Fragen, die an den Zeitungsmann herantreten, aber ernste Konflikte in diesem Milieu (Umgebung, Leben, Kreis, Welt, Boden, Verhältnisse, Schichten) auf die Bühne zu bringen . . .« (Tag.)

»In seinen Vorzügen und Fehlern stellt er (Roosevelt) in der Tat wie kein anderer den Amerikanern von heute dar, wie ihn die Geschichte, die Rassen und das Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Boden, Heimat, Verhältnisse, Außendinge, Lebensbedingungen, Lebensluft) gebildet haben.« (Dresdner Nachrichten vom 17. September 1901.)[1]

»Dieser (der impressionistische Roman) ist bekanntlich in den besten Fällen so gebaut, daß ein soziales Milieu (Umgebung, Welt, Kreis, Boden, Lage, Verhältnisse, Lebenskreis, Lebensausschnitt) geschildert erscheint, daß dann dessen (deren) langsame Änderungen vorgeführt werden, und daß endlich zutage tritt, wie gewisse Personen, die sich in dem Zustande des ersten Milieus (in der ersten Umgebung, Welt, Kreis, Boden, Verhältnissen, Lage usw.) sehr wohl fühlten, in dem Schlußzustand nicht mehr leben können und zugrunde gehen . . . Wie man sieht, wird also der Konflikt im Roman durch Verschiebung des Milieus (Umgebung, Boden, Lage usw.) erzeugt . . .« Dann ist kurz darauf noch einmal von einem Konflikte (Kampfe, Widerstreite, Ringen u. ä.) mit dem Milieu (Umgebung usw.) die Rede. (Die Woche Nr. 41: Das moderne Drama.)

»Hier, wo der Magnesiumblitz uns Momentaufnahmen liefert, wirkt nicht nur das ganze intime Milieu (Umgebung, passende, zusammenstimmende, stimmungsvolle, heimliche, eigenartige Umgebung), dem man ohne weiteres die Zugehörigkeit zur Person und ihrem ganzen Wesen ansieht, höchst wohltätig.« (Aufsatz der Woche 1901, Heft 28: Wie wollen wir uns photographieren lassen?)

In dem letzten Beispiele sind ausdrücklich Subjekt (Person) und Umgebung gesondert und mit dieser auch keine anderen Personen, sondern nur die toten Gegenstände gemeint, also passen Welt, Leben, Kreis z. B. nicht. Das liegt aber nicht an einem Mangel der deutschen Sprache, sondern daran, daß dem Worte Milieu eine engere Bedeutung beigelegt ist, die demzufolge auch auf das deutsche »Umgebung« übergeht. Es ist eben nichts gemeint als die ganze eigenartige Ausstattung. Auch an »Rahmen« könnte man hier denken, der ein Bild einfaßt oder eine Person umschließt. Aber es scheint nicht nötig, nach einem solchen Worte *als Ersatz* in jedem einzelnen Falle besonders zu suchen, wenn dem Fremdworte eine Bedeutung beigelegt ist, die ihm nicht zukommt. Das echte Milieu sagt mehr, gerade wie Welt usw. Freilich will ja der Verfasser noch etwas Besonderes malen, wie der Relativsatz »dem . . . ansieht« zeigt. Dieser Gedanke liegt wohl in folgender Richtung. Man stelle sich eine körperlich und geistig plumpe Person in einem zierlichen Rokokodamenzimmer vor, einen Augsburger Hansakaufmann in einem altrömischen Hause, einen spanischen Granden in dem Arbeitszimmer eines Dollarkönigs oder in einer niederländischen Kneipe im Geiste von Hals oder Teniers, einen Papagei in einem finsteren nordischen Tannenwalde, eine Palme im Eise des Nordpoles, einen Eisbären oder Lappländer im afrikanischen Tropenwalde — sie alle sind sicher nicht in ihrem Milieu (Welt). Umgebung und Subjekt bilden keine Einheit, aus der eine geschlossene Gesamtstimmung, ein wohltuender Zusammen- und Einklang hervorginge. Und wiederum, die *sächliche* Umwelt (Umgebung), in der jemand lebt, die Ausstattung seiner Wohnräume, seines ganzen Heimes mit Garten und allem kann durch Wahl, Anordnung, Schmuck, Form, Farbe der einzelnen Teile einen einheitlichen, persönlichen Zug bekommen, wo nichts willkürlich, nichts störend ist. Die kleine Welt (»mein Haus meine Welt«) läßt im ganzen und kleinsten Hand, Sinn und Art ihres Gebieters fühlen und erkennen. Es ist wie ein geheimnisvolles Weben und Strömen von Ding zu Ding, von Ding zu Subjekt, wie unsichtbare Fäden, ein eigenartiger Hauch weht um alles. Wer in diese Welt hineintritt, empfindet unmittelbar die Wirkung, und zwar um so stärker, je feiner seine Natur ist. Er hat jenes Wohlgefühl, das überall ein Zusammenklingen und Zusammenschwingen erweckt. Es liegt, schwebt, webt, herrscht *Stimmung* auf, über, in, um etwas. Das Wort ist der Musik entnommen, von den schwingenden Saiten der Tonwerkzeuge (reine, hohe, schöne St.), und wird von Tönen, Farben, vom Gemüte gebraucht. Man spricht ferner von Abend-, Morgen-, Meeres-, landschaftlicher, Waldstimmung (Bild in Abendstimmung), auch von der in einem Lande, Volke, einer Stadt, einem Dorfe, einem Hause, einer Gesellschaft herrschenden Stimmung — überall ist es nicht schwer, den Urbegriff des Schwingens wiederzufinden und das Vorhandensein einer besonderen Einheit als Ursache des eigentümlichen Gesamteindruckes festzustellen. Haftet dem Worte Milieu rechtmäßig diese Färbung an, nun gut, auch das deutsche Stimmung ebenfalls in Zusammensetzungen wie Stimmungshauch, -zauber, -reiz, -frische u. a., ist alt und geläufig.

Und noch ein anderes Wort, gleichfalls der Musik entlehnt, drückt diese eigenartige, geschlossene Wirkung aus, die von Dingen, Handlungen, Vorgängen, Zuständen auf den Beobachter oder Teilnehmer ausströmt. »Was singt mir dort aus Myrtenhecken im *Ton* der liebevollen Braut?« (Bürger), wo das Mitschwingen und Mitklingen der besonderen Gefühle gemeint ist. So spricht man von einem kalten, schneidenden, erzwungenen (Gellert) Ton der Rede; von dem Tone, der bei Hofe, im gegenseitigen Verhalten in der Gesellschaft und im Verkehre, in einem Drama herrscht (Ton des feinen Lustspieles; Zusammenkünfte des guten Tones [Schiller, Fiesko], guter, feiner, steifer, fröhlicher, ernster, feierlicher Ton; tonangebende Kreise, Blätter [Moltke]). Auch von der Farbenwirkung und Farbenstimmung wird es gebraucht: schöner Ton eines Gemäldes (»die Kapelle erhielt dadurch — durch die bunten Fenster — einen fremden Ton« [Goethe]); auch von landschaftlichen Stimmungen: »der sonnige Ton, der die Rheingegenden in der schönen Jahreszeit belebt« usw.

So könnte man in dem Beispiele aus der »Woche« (1901, Heft 28), das zu diesen Ausführungen leitete, sagen: »Hier . . . wirkt nicht nur das ganze intime Milieu (die ganze Stimmung [Ton] der Umgebung, die ganze Raumstimmung), dem man ohne weiteres die Zugehörigkeit zur Person und ihrem ganzen Wesen ansieht, höchst wohltätig«. Oder in dem anderen Beispiele: »Im ‚Fuhrmann Henschel‘ spielt die entscheidende Szene im Wirtshaus, sogar im ‚Michael Kramer‘, dessen Milieu (Welt, Kreise, Umgebung, Stimmung, Ton) so verschieden ist«.

1) In knapper Darstellung kennzeichnet das, was man amerikanische Welt (Milieu) nennt, Holmes in seinem Buche »Der Professor am Frühstückstische« (The professor at the breakfast table), Kap. XI, S. 161—163 (Meyers Volksbücher Nr. 627—629).

Wortbildungen, die Kluge als geheimsprachliche Ansätze in Anspruch nimmt, waren manche in der Embachstadt lebendig. Von Göttingen eingeführt mochte das Wort Puff sein, das (auch in den Verbindungen auf Puff geben, nehmen und Puff forcé für den ohne Einwilligung des Gebers, etwa des Droschkenkutschers gemachten Pump) so allgemein üblich war, daß sogar die kleinen Estenbuben auf der Straße dem Spaziergänger ihre Veilchensträußchen mit den Worten »ich geb auf Puff« aufzudrängen suchten. In einer andern Bedeutung war das Wort nicht gebräuchlich. Bekannt waren ferner als Schimpfwörter Kamuff und Schwoof. In diese Reihe mögen Umbildungen wie Triller, Simm, Schlafill gerechnet werden, welche dazu dienten, die Namen gewisser Krankheiten zu verhüllen. Andere Wortverstümmlungen harmloser Natur möchte ich nur auf die unter der studentischen Jugend verbreitete Neigung zu Laut- und Wortspielereien zurückführen. Die meisten von ihnen führten nur ein kurzes Dasein, sie entstanden in übermütiger Stimmung und erhielten sich in engerem Kreise ein paar Wochen oder Monate, um dann anderen Erfindungen Platz zu machen. Eine weitere Verbreitung fanden: Bimm für Bier, Schlamm für Champagner (aus Schlampagner), Gradull (= graduierter Student, der erste gelehrte Grad, den man nach beendetem Studium erwarb). Endlich mag hier noch der Drill seinen Platz finden, obgleich das bloß die geläufige Abkürzung aus Spermandrill ist, mit welchem Titel man die nicht als vollwertig angesehenen Pharmazeuten versah.[1])

Französische Einflüsse sind auch im Dorpater Studentendeutsch unverkennbar. Bürgerrecht haben sich von den bei Kluge verzeichneten Eindringlingen erworben: der Kneipier, Zotter und Suitier (hier »Schwietier« gesprochen oder noch öfter in »Schwiet(e)« abgekürzt). Doch versteht man darunter nicht einen Freund übermütiger Streiche, sondern einen Gecken und Kleidernarren, wie denn auch »schwitisieren« soviel heißt als den Kleidernarren machen. Die Renommage, Blamage und Kleidage (Kledage) sind weit über die Grenzen studentischer Kreise hinaus verbreitet, desgleichen die Eigenschaftswörter malitiös, skandalös, pechös, philiströs und schauderös. Der »Maltziöse«, eine Form des Rappierjungen mit sägenartig hergerichteten Klingen, fristete zu meiner Zeit nur bei den »Gimnesen« (franz. gesprochen) sein lächerliches Dasein. Auch das Poussieren kannte der Dorpater Student vom Fuchs bis zum Chargierten nicht bloß dem Wesen, sondern auch dem Namen nach, und der Komment setzte fest, welche Ausdrücke als touche zu gelten hatten, wie er denn anderseits »Nachtusch« (herausfordernde Bemerkungen nach gefallener Forderung) verbot. Doch damit ist die Zahl der dem Französischen entlehnten Bildungen noch nicht erschöpft. Wünschte man, nachdem das Wort »du bist gefordert« (nicht etwa: ich fordere dich, denn schon das nachhinkende Wörtchen dich bedeutete Nachtusch) ausgesprochen war, noch eine Auseinandersetzung mit seinem Gegner, so ließ man ihm einen comment suspendu anbieten. Der Paukwichs wurde »Takelage« genannt, und die »Offiziellen« (Sekundanten und Unparteiischer) hatten darüber zu wachen, daß bei der Mensur vorschriftmäßig verfahren wurde. Wem es an barem Gelde oder an Kredit gebrach, der »forcierte« in der Not den Kneipwirt oder den Fuhrionen (Fuhrmann, so allgemein statt Droschkenkutscher, sogar statt Droschke, z. B. ich stieg in den Fuhrmann), oder er spadonierte bei den Zechgenossen, er schlug Spadon ... espadon = Flamberg; spadonieren vielleicht für fechten = ... fremde Kosten leben). Den völlig Versimpelten strafte man ... Stumpfier mit Verachtung. Bei einer Prügelei endlich ... man dem Gegner eins zu laschieren, was wohl aus ... im transitiven Sinne verderbt ist.

Auch der Dorpater Bursch pflegte mit den deutschen ... gesetzen willkürlich umzuspringen, in dem er den alten ... »Frei ist der Bursch« auch auf dem Gebiet der Sprache ... Viele der bei Kluge aufgezählten sprachschöpferischen Kraftleistungen ... waren auch dort bekannt und beliebt. Doch gehe ich nicht ... hierauf ein, da in den meisten Fällen Entlehnung reichsdeutschen ... Sprachgutes vorliegen dürfte. Beispielsweise sei erwähnt, ... der an deutschen Hochschulen bestehende Brauch, ... behausungen nach dem Namen des Wirts mit angehängtem ... -ei oder -erei zu benennen, auch in Dorpat nachweisbar ... So gab es eine Zirkelei, eine Schmelockerei u. a. ... verdient das Bestreben Erwähnung, durch zum Teil frei ... Umstandswörter wirksame Steigerungen zu erfinden oder ... seltsame Vergleiche Wirkungen zu erzielen. Dahin gehören ... drücke wie »blödsinnig nobel, zum Schreien komisch, ... frech, ein saumäßiges Glück, ein haushoher Jammer« oder ... soffen wie ein Schwein (schweinemäßig), steif wie ein ... voll wie eine Unke, froh wie ein Schneekönig« u. a.

(Schluß ...

1) So lautete von einem alten im Dorpater Burschenliederbuch ohne Angabe des Dichters stehenden Liede: »Man kann nicht immerfort studieren, vivallerala!« die 4. Strophe: »Fort mit den duftigen Spermandrillen, Die auf Kommando drehen Pillen! Fort mit der Pflasterschmiererei, Vor solcher Muse hab ich Scheu.«

Milieu.

(Schluß.)

Umgebung, Leben, Kreise (Kreis), Welt, Boden, ... nur die bekanntesten Worte zu nennen, deren jedes für ... gesucht Milieu deckt — und was für prachtvolle, ... Worte sind sie im Vergleiche zu milieu, Mitte! ... einmal mit dem gewonnenen Gute und greifen einige ... heraus, wo das Fremdwort, mag es nun entschlüpft oder ... Bewußtsein gebraucht sein, wenigstens richtig, d. h. in dem ... fassendsten Sinne angewandt ist.

Ein Abgeordneter bringt bei der Verhandlung über ... Mädchengymnasium auch den Roman des Bürgermeisters ... »Das grüne Huhn« zur Sprache, von dem er sagt, daß ... einem Milieu (Umgebung, Welt, Kreise) von studierten ... spiele.

Bei dem Rotheprozeß sagt ein Sachverständiger: Die ... keit, das Publikum zu täuschen, zeigt sich nur in jenem ... tümlichen spiritistischen Milieu (Umgebung, Welt, ... auf . . . Boden), wo . . .

»Die Komödie ‚Edelfäule' von Otto Fuchs-Telab ... Milieu (Umgebung, Welt, Leben, Kreise[n]) der österr... Aristokratie.« (Tag.)

»Ein Dichter naht uns im schlichten Rocke, aber gerade, ... er wurzelecht ist, verleugnet er das Milieu (Umgebung, ... Welt, Verhältnisse) nicht, das ihn gebildet hat.« (Auch ... Kreise, Lebenskreis, Lebensluft u. a. mit den entsprechenden ... wörtern wachsen, atmen, leben). Deutsche Monatsschrift (... meyer) 1902, 3. Heft, S. 457. Geradeso ebenda Märzheft ... S. 935 und 938.

»Vorbilder (in der Dichtkunst) in Skandinavien, Frank... Rußland, die aus ihrem Heimatmilieu (Umgebung, Leben, ... Boden, Verhältnisse) heraus natürlich erwachsen sind.« Ebenda Märzheft 1903, S. 891.

»Fast scheint es, als habe das klösterliche Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Boden, Luft) sie alle, nämlich vlämische ... zu Dichtern und Träumern gemacht.« (Tag.)

Besprechung einer Aufführung:

»Die möblierte Wohnung einer Gefallenen, Tochter eines ... schullehrers, die in dem Leben der Weltstadt den Blütenstaub ...

schuldlosen Heimat abgestreift und sich zu einer starkbegehrten Schönheit für alle entwickelt hat. Neben ihr wohnt ein verdorbener Korpsstudent, der längst seine Ehre in den Staub getreten hat und sich von seiner Freundin ernähren läßt. In dieses unheilige Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Kreis) kommt am Sonntag morgen der alte Vater aus seinem Dorfe hereingeschneit.« (Tag.)

Ähnlich in einer anderen Besprechung:

»Und das versöhnt mit dem schlüpfrigen Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Kreis, Verhältnisse), in dem sich die Hauptsache abspielt.« (Tag.)

» . . . daß der Zuschauer mit den Gestalten und dem Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Boden, Verhältnisse) nichts zu tun habe.« (Tag.)

»Im ‚Fuhrmann Henschel' spielt die entscheidende Szene im Wirtshaus, sogar im ‚Michael Kramer', dessen Milieu (Welt, Kreise) so verschieden ist (sind) [oder: in dem ein ganz anderes Leben (Umgebung, Welt, Kreise, Schichten) dargestellt werden]«. (Tag.)

»Gustav Freytag berührt ja auch in seinem Lustspiele die mannigfachen ernsten Fragen, die an den Zeitungsmann herantreten, aber ernste Konflikte in diesem Milieu (Umgebung, Leben, Kreis, Welt, Boden, Verhältnisse, Schichten) auf die Bühne zu bringen . . .« (Tag.)

»In seinen Vorzügen und Fehlern stellt er (Roosevelt) in der Tat wie kein anderer den Amerikanern von heute dar, wie ihn die Geschichte, die Rassen und das Milieu (Umgebung, Leben, Welt, Boden, Heimat, Verhältnisse, Außendinge, Lebensbedingungen, Lebensluft) gebildet haben.« (Dresdner Nachrichten vom 17. September 1901.)[1])

»Dieser (der impressionistische Roman) ist bekanntlich in den besten Fällen so gebaut, daß ein soziales Milieu (Umgebung, Welt, Kreis, Boden, Lage, Verhältnisse, Lebenskreis, Lebensausschnitt) geschildert erscheint, daß dann dessen (deren) langsame Änderungen vorgeführt werden, und daß endlich zutage tritt, wie gewisse Personen, die sich in dem Zustande des ersten Milieus (in der ersten Umgebung, Welt, Kreis, Boden, Verhältnissen, Lage usw.) sehr wohl fühlten, in dem Schlußzustand nicht mehr leben können und zugrunde gehen . . . Wie man sieht, wird also der Konflikt im Roman durch Verschiebung des Milieus (Umgebung, Boden, Lage usw.) erzeugt . . .« Dann ist kurz darauf noch einmal von einem Konflikte (Kampfe, Widerstreite, Ringen u. ä.) mit dem Milieu (Umgebung usw.) die Rede. (Die Woche Nr. 41: Das moderne Drama.)

»Hier, wo der Magnesiumblitz uns Momentaufnahmen liefert, wirkt nicht nur das ganze intime Milieu (Umgebung, passende, zusammenstimmende, stimmungsvolle, heimliche, eigenartige Umgebung), dem man ohne weiteres die Zugehörigkeit zur Person und ihrem ganzen Wesen ansieht, höchst wohltätig.« (Aufsatz der Woche 1901, Heft 28: Wie wollen wir uns photographieren lassen?)

In dem letzten Beispiele sind ausdrücklich Subjekt (Person) und Umgebung gesondert und mit dieser auch keine anderen Personen, sondern nur die toten Gegenstände gemeint, also passen Welt, Leben, Kreis z. B. nicht. Das liegt aber nicht an einem Mangel der deutschen Sprache, sondern daran, daß dem Worte Milieu eine engere Bedeutung beigelegt ist, die demzufolge auch auf das deutsche »Umgebung« übergeht. Es ist eben nichts gemeint als die ganze eigenartige Ausstattung. Auch an »Rahmen« könnte man hier denken, der ein Bild einfaßt oder eine Person umschließt. Aber es scheint nicht nötig, nach einem solchen Worte als Ersatz in jedem einzelnen Falle besonders zu suchen, wenn dem Fremdworte eine Bedeutung beigelegt ist, die ihm nicht zukommt. Das echte Milieu sagt mehr, gerade wie Welt usw. Freilich will ja der Verfasser noch etwas Besonderes malen, wie der Relativsatz »dem . . . ansieht« zeigt. Dieser Gedanke liegt wohl in folgender Richtung. Man stelle sich eine körperlich und geistig plumpe Person in einem zierlichen Rokokodamenzimmer vor, einen Augsburger Hansakaufmann in einem altrömischen Hause, einen spanischen Granden in dem Arbeitszimmer eines Dollarkönigs oder in einer niederländischen Kneipe im Geiste von Hals oder Teniers, einen Papagei in einem finsteren nordischen Tannenwalde, eine Palme im Eise des Nordpoles, einen Eisbären oder Lappländer im afrikanischen Tropenwalde — sie alle sind sicher nicht in ihrem Milieu (Welt). Umgebung und Subjekt bilden keine Einheit, aus der eine geschlossene Gesamtstimmung, ein wohltuender Zusammen- und Einklang hervorginge. Und wiederum, die sächliche Umwelt (Umgebung), in der jemand lebt, die Ausstattung seiner Wohnräume, seines ganzen Heimes mit Garten und allem kann durch Wahl, Anordnung, Schmuck, Form, Farbe der einzelnen Teile einen einheitlichen, persönlichen Zug bekommen, wo nichts willkürlich, nichts störend ist. Die kleine Welt (»mein Haus meine Welt«) läßt im ganzen und kleinsten Hand, Sinn und Art ihres Gebieters fühlen und erkennen. Es ist wie ein geheimnisvolles Weben und Strömen von Ding zu Ding, von Ding zu Subjekt, wie unsichtbare Fäden, ein eigenartiger Hauch weht um alles. Wer in diese Welt hineintritt, empfindet unmittelbar die Wirkung, und zwar um so stärker, je feiner seine Natur ist. Er hat jenes Wohlgefühl, das überall ein Zusammenklingen und Zusammenschwingen erweckt. Es liegt, schwebt, webt, herrscht Stimmung auf, über, in, um etwas. Das Wort ist der Musik entnommen, von den schwingenden Saiten der Tonwerkzeuge (reine, hohe, schöne St.), und wird von Tönen, Farben, vom Gemüte gebraucht. Man spricht ferner von Abend-, Morgen-, Meeres-, landschaftlicher, Waldstimmung (Bild in Abendstimmung), auch von der in einem Lande, Volke, einer Stadt, einem Dorfe, einem Hause, einer Gesellschaft herrschenden Stimmung — überall ist es nicht schwer, den Urbegriff des Schwingens wiederzufinden und das Vorhandensein einer besonderen Einheit als Ursache des eigentümlichen Gesamteindruckes festzustellen. Haftet dem Worte Milieu rechtmäßig diese Färbung an, nun gut, auch das deutsche Stimmung ebenfalls in Zusammensetzungen wie Stimmungshauch, -zauber, -reiz, -frische u. a., ist alt und geläufig.

Und noch ein anderes Wort, gleichfalls der Musik entlehnt, drückt diese eigenartige, geschlossene Wirkung aus, die von Dingen, Handlungen, Vorgängen, Zuständen auf den Beobachter oder Teilnehmer ausströmt. »Was singt mir dort aus Myrtenhecken im Ton der liebevollen Braut?« (Bürger), wo das Mitschwingen und Mitklingen der besonderen Gefühle gemeint ist. So spricht man von einem kalten, schneidenden, erzwungenen (Gellert) Ton der Rede; von dem Tone, der bei Hofe, im gegenseitigen Verhalten in der Gesellschaft und im Verkehre, in einem Drama herrscht (Ton des feinen Lustspieles; Zusammenkünfte des guten Tones [Schiller, Fiesko], guter, feiner, steifer, fröhlicher, ernster, feierlicher Ton; tonangebende Kreise, Blätter [Moltke]). Auch von der Farbenwirkung und Farbenstimmung wird es gebraucht: schöner Ton eines Gemäldes (»die Kapelle erhielt dadurch — durch die bunten Fenster — einen fremden Ton« [Goethe]); auch von landschaftlichen Stimmungen: »der sonnige Ton, der die Rheingegenden in der schönen Jahreszeit belebt« usw.

So könnte man in dem Beispiele aus der »Woche« (1901, Heft 28), das zu diesen Ausführungen leitete, sagen: »Hier . . . wirkt nicht nur das ganze intime Milieu (die ganze Stimmung [Ton] der Umgebung, die ganze Raumstimmung), dem man ohne weiteres die Zugehörigkeit zur Person und ihrem ganzen Wesen ansieht, höchst wohltätig«. Oder in dem anderen Beispiele: »Im ‚Fuhrmann Henschel' spielt die entscheidende Szene im Wirtshaus, sogar im ‚Michael Kramer', dessen Milieu (Welt, Kreise, Umgebung, Stimmung, Ton) so verschieden ist«.

1) In knapper Darstellung kennzeichnet das, was man amerikanische Welt (Milieu) nennt, Holmes in seinem Buche »Der Professor am Frühstückstische« (The professor at the breakfast table), Kap. XI, S. 161—163 (Meyers Volksbücher Nr. 627—629).

Doch fragt es sich in manchen Fällen, wo man Milieu findet, ob es nicht willkürlich und falsch gebraucht ist. Denn man darf nicht sagen, daß es für alles gebraucht werden kann, sondern nur das ist zutreffend, daß es für vieles gebraucht wird. Daran ist aber nicht das Wort schuld, auch nicht Armut der deutschen Sprache. Also z. B.:

»Das ruhige bürgerliche Milieu (Ton, Stimmung, Weise, Zug, Geist, Färbung, Anstrich, Art, Verlauf) der diesmaligen russischen Kaisertage darf mit Recht auf den Einfluß des Präsidenten Loubet zurückgeführt werden.« (Dresdner Nachrichten.)

»Komfortabel ohne Vergleich ist so ein Diner auf solchem Schiffe mitten auf dem Meere; fast kommt's einem vor wie eins der Wunder aus Tausend und einer Nacht, so eigentlich glänzend und reizvoll ist das ganze Milieu (Umgebung, Stimmung, Ton, Art, Weise, Vorgang, auch Ton [Art, Weise] der Einrichtung u. a.).« (Dresdner Nachrichten.)

»Da nun Krüger bereits im ersten Akte seines Schauspieles das Geheimnis der ‚Väterschaft' verrät, nimmt er sich von vornherein die äußerliche dramatische Spannung (soll heißen: die Möglichkeit der . . . oder . . . zu spannen) und ist gezwungen, nur noch mit dem psychologischen Milieu (Stimmungen, Zuständen, Vorgängen, Wandlungen usw.) zu arbeiten.« (Dresdner Nachrichten.)

»Das Milieu (Ton, Art, Weise, Geist, Gesamteindruck) dieses heute hier, morgen dort spielenden Volkstheaters wirkt durchaus angenehm . . . (oder es gehen . . . Wirkungen . . . aus).« (Tag.)

Wir sahen in den letzten Ausführungen, daß neben Stimmung und Ton noch zwei andere einfache, doch ungemein reiche deusche Wörter eindrucksvoll aufmarschierten, Art, Weise, die selbst das Lehnwort Charakter überflüssig machen. Schon in Freidank wird von »der Esele Art« gesprochen, und Fischart sagt: »von dem Wolf hat sie die räubig Art«; »ein Held von seltner Art« Geibel); »man pries mir ja vor andern der Deutschen Sinn und Art« (Uhland); »seine Art zu sein« (Goethe, Wahlverw.); »sie hat gar keine Art noch Geschick, sich nur ein bißchen zu mustern« (ebenders.). Die besten deutschen Schriftsteller sprechen von einer Weise, im Sinne der ganzen Art des Sprechens, Denkens, Verhaltens im Verkehre und zwar von einem einzelnen Menschen und einem ganzen Volke: »dem Narren gefällt seine Weise wohl«; »heidnische, gottlose, schlichte, anspruchslose usw. Weise«, ja »die Weise eines Landes«. Und so in diesem umfassenden Sinne oft verbunden: »die ganze Art und Weise«.

Wir konnten mehrfach Milieu durch dieser Wörter verdeutschen. Erwähnen wir nun noch, daß in einem Aufsatze des »Türmers« Januar 1903: »Milieukunst und Kunstmilieu« auf acht Seiten Milieukunst 10 mal, Kunstmilieu 4 mal, milieulose Kunst 2 mal, der Superlativ milieuloseste Kunst 1 mal, das einfache Milieu 22 mal, Milieuanbetung 2 mal, Milieuschilderung 4 mal, das innere Milieu 1 mal, das kaiserliche Milieu 2 mal, Pseudokunstmilieu 1 mal vorkommt. Der Aufsatz selbst liegt uns nicht vor. Auch in unserem Aufsatze mußte Milieu oft gebraucht werden, weil er über das Wort handelt, vielleicht liegt die Sache geradeso bei jener Arbeit. Sollte es nicht sein, so ist keine Frage, daß mit dem deutschen Sprachgute, das hier erörtert ist, all das auszudrücken ist. Also z. B. Kunststimmung und Stimmungskunst, stimmungslose K., Stimmungsanbetung, -schilderung usw.

Die deutsche Sprache ist ein reiches Instrument, das zu spielen oder spielen zu lernen sich lohnt. Es ist wohl der Mühe wert, die tiefgründigen, wurzelechten Wörter voll Saft und Kraft immer wieder zu schürfen (vgl. Freiligrath: »die [erste deutsche Dorfgeschichte] hat das Gold im Volke treu geschürft zu Tage«) und auf das mannigfaltige Sinngold zu muten, das in ihnen verborgen ist oder unter Tage liegt. Auf allen Gebieten sucht man deutsches Wesen und Art zu halten, zu stärken, zu beleben, mit frommer Treue die Reste der Vergangenheit zu stützen und zu sichern, man baut Burgen wieder auf, die uns leben[illegible] in die Welt, der sie ihre Entstehung verdanken, zurückver[illegible] können. Auch die Sprache ist eine solche Burg, wo manch[illegible] darniederliegt, verschüttet, verschwunden, vergessen ist. Das [illegible] zuholen, zu sammeln und zu hüten und zu neuem Leben zu [illegible] wecken und, was noch aufrecht steht, zu verteidigen — ist [illegible] vornehme Aufgabe, ja Pflicht. Gerade die Gebildeten le[illegible] ausdrücklich in der Schule viele Fremdwörter, und das [illegible] wendig; doch muß die Art, sie zu lehren, so sein, daß [illegible] eindringlich ihre Geschichte, Bedeutung und die deutschen G[illegible] werte übermittelt werden. Wir haben uns gewöhnt, mit man[illegible] fremden Wörtern mancherlei Nebenvorstellungen und -emp[illegible] gen zu verbinden. Dieses »Mitverstehen«, das man so reich[illegible] jenen übt, muß bei den deutschen Wörtern ebenfalls sein [illegible] finden und das reiche, sinnliche Leben in ihnen gefühlt un[illegible] griffen werden. Und wenn einmal ein Fremdwort nicht [illegible] ein »deckendes« deutsches wiedergegeben werden kann, so [illegible] ein Vorzug der Eigenart. Denn jede Sprache ist ein leb[illegible] Baum, der nach seiner Welt artet.

Wattenscheid. Karl Gomolin[illegible]

Kleine Mitteilungen.

Am 9. Februar ist der 70. Geburtstag Felix Dahn[illegible] Breslau mit hohen Ehren begangen worden. Der Festau[illegible] des Schauspiels »Deutsche Treue« im Stadttheater ging ein [illegible] Theodor Siebs gedichteter Prolog voran, in dem der Ge[illegible] auch als »deutschen Wortes Münzwardein« begrüßt wird, [illegible] unter den vielen Glückwünschen, die ihm dargebracht wu[illegible] war auch der des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, [illegible] Prof. Dr. Gombert überreicht, der mit der Hoffnung schl[illegible] möge dem verehrten Manne noch eine stattliche Reihe [illegible] froher Jahre beschieden sein, damit auch wir noch lange [illegible] Meister unserer Sprache, einen gottbegnadeten Sänger [illegible] Dichter den unseren nennen können.

— **Vom Machtbereich der deutschen Sprache.** Die städ[illegible] Behörden in Ungarisch-Weißkirchen waren, wie der in Tem[illegible] var erscheinende Deutsch-ungarische Volksfreund Nr. 5 v. 30. [illegible] berichtet, durch einen bestimmten Erlaß des Vizegespans [illegible] zwungen worden, alle Verhandlungsberichte und Bescheide [illegible] madjarischer Sprache abzufassen. Über die Neuerung führ[illegible] der Versammlung der Stadtvertreter am 16. Jan. einer von [illegible] Johann Lutz, unter Berufung auf den bisherigen durch [illegible] gesetz und Stadtordnung begründeten Gebrauch Klage, und [illegible] Bürgermeister ließ nun das dem widersprechende Verbot des [illegible] gespans verlesen. Darauf hat die Versammlung tapfer und [illegible] mütig erklärt, da als die Amtssprache der Stadt Ungarisch [illegible] kirchen die deutsche Sprache durch die vom Minister gutge[illegible] Gemeindeordnung und das ihr zugrunde liegende Lande[illegible] bestimmt sei, das jedermann und auch der Vizegespan zu be[illegible] habe, so dürften die Verhandlungsberichte und die Beschei[illegible] die Parteien nur in deutscher Sprache verfaßt und hinaus[illegible] werden.

— **Die böhmische Sprache.** Der in unserer Februarnum[illegible] Sp. 45 mitgeteilte Erlaß des österreichischen Kriegsministers [illegible] 29. Dezember 1903 hat bereits eine recht bedenkliche Fr[illegible] tragen. Er ist nämlich an die Regimenter des 8. Korps in [illegible] einer Sprachenverordnung weitergegeben worden, die bestimm[illegible]

»1. Alle Oberoffiziere und Kadetten, welche die böhmische Sprache nicht zum Dienstgebrauche genügend sprechen, haben dieselbe zu erlernen.

2. Es sind zwei Sprachkurse zu aktivieren(!), und zwar a) ein Fortbildungskurs für jene, welche die böhmische Sprache zum Dienstgebrauche genügend beherrschen, b) ein Anfängerkurs für jene, welche diese Sprache nur notdürftig oder gar nicht sprechen (für jeden Kurs wöchentlich je drei Stunden).

Sämtlichen Offizieren und Kadetten ist aber eindringlichst nahezulegen, daß die Sprachkurse nur ein untergeordnetes Mittel zur Erlernung der Sprache sind. Erfahrungsgemäß geben sie nur die Anleitung, wie eine Sprache durch tägliches Selbststudium und gründliche, fleißige Übung zu erlernen ist.

Das Brigadekommando wird gelegentlich der Frühjahrsinspizierung, dann während der Übungen im Regimente durch eine kommissionelle Prüfung aller Oberoffiziere, welche der böhmischen Sprache noch nicht zum Dienstgebrauche mächtig sind, den erlangten Grad der Kenntnis derselben feststellen.«

Wenn einmal geprüft wird, sei es »kommissionell« oder anders, so lohnte es sich vor allem, auch den Verfasser dieses Korpsbefehls vorzunehmen und bei ihm inbezug auf die deutsche Sprache »den erlangten Grad der Kenntnis derselben festzustellen«. Doch im Ernst: hier wird das Tschechische geflissentlich als die böhmische Sprache bezeichnet, und nur so. Ist aber Böhmisch schlechthin Tschechisch, dann hat Deutsch in Böhmen kein Heimatrecht mehr, höchstens Gastrecht. Soll zur Herbeiführung dieses Zustandes der militärische Befehl, der sich nicht mit einem mehrstündigen Unterricht zur Erlernung, aber auch nicht mit der Beherrschung der Sprache im Dienst begnügt, sondern auf den täglichen außerdienstlichen Gebrauch der fremden Sprache dringt, die Wege bereiten helfen?

— Die Wertschätzung der **deutschen Sprache in England** (vgl. Zeitschr. 1902 Sp. 16) ist im Wachsen begriffen. Die Londoner Morning Post empfiehlt in einem Leitaufsatze dringend neben dem anerkannt notwendigen Unterricht in der französischen Sprache den der deutschen als gleicherweise unentbehrlich für das geschäftliche wie das wissenschaftliche Leben. Die Hälfte der Schwierigkeiten, unter denen Großbritannien heute leide, führt der Verfasser auf die Unbekanntschaft britischer Staatsmänner, Offiziere, Seeleute, Abgeordneter mit der deutschen Sprache zurück, die der Schlüssel zu der Hälfte des geistigen Lebens im heutigen Europa sei. — Deutsch sei die Sprache Luthers und Lessings, Kants und Goethes, Rankes und Bismarcks. Wer die deutsche Sprache nicht verstehe, könne auch diese Männer nicht verstehen und ihr Werk ebensowenig, er könne also nur eine ganz einseitige Auffassung der modernen Geschichte und des modernen Europa bekommen, der Welt also, in der er leben müsse. In der Nationalökonomie, der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Chemie, den militärischen Wissenschaften, auch in der Erdkunde gehe Deutschland voran, ohne einen deutschen Atlas komme kein englischer Geograph aus.

— **Der Deutsche im Ausland.** Mit vollem Rechte wird in der »Straßburger Post« vom 5. Februar d. Js. darüber geklagt, daß der Deutsche im Auslande nur allzugerne seinen Vater zum Mr. oder Monsieur, die Mutter zur Mrs. oder Madame, die Schwester zur Miss oder Mademoiselle »avancieren« läßt, sobald er ihnen von dort einen Brief schreibt. Gewiß eine nur allzuberechtigte Klage; sie ist schon oft erhoben worden — und wohl meist auch mit dem so bitter höhnenden Zusatze »in einem anderen Lande wäre so etwas undenkbar« —, und sie kann nicht genug erhoben werden, denn nur zu wahr bleibt leider, was in dem Schlußsatz jener Klage gesagt war: »Es ist beschämend für einen guten Deutschen, dies mit ansehen zu müssen, um so mehr, da hierin in absehbarer Zeit kein Wandel zu erhoffen ist. Oder doch?« Ja, leider nur zu wahr, denn auf dies »Oder doch?« ist man fast versucht, mit einem entsagungsvollen »Nein, niemals« zu antworten, wenn man gelesen hat, was die »Bonner Zeitung« am 2. Februar schrieb: »Im Deutschen Reichsanzeiger lesen wir nicht ohne Erstaunen: ‚Das Hauptbureau des Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis 1904 wird sich vom 8. Februar d. J. ab in St. Louis befinden. Die Adresse lautet: Mr. Th. Lewald, German Commissioner General, 4636 Lindeil Boulevard St. Louis. Mo.‘« Die Bonner Zeitung fügt dem die Frage an: »Ob sich der französische Ausstellungskommissar auch eine englische Adresse zulegen wird?« Kaum! Aber unsre deutsche Angleichungsfähigkeit ist eben groß und — bewundernswert; in dem Punkte sind wir wohl allen anderen Völkern »über«. Wenn das am grünen Holze geschieht, wenn die obersten Behörden mit solchem Beispiel vorangehen, dadurch aber naturgemäß zu dessen Nachahmung verführen, dann ist kaum noch zu hoffen, daß wir uns in der Art einmal wieder auf uns selbst besinnen und deutschen Stolz offen und ehrlich zur Schau tragen, statt im Auslande die deutsche Haut abzustreifen und den Ausländer zu spielen!

Eins ließe sich allerdings zur Rechtfertigung, wenn auch nicht des Mr., so doch des englischen Titels in diesem einen Falle anführen: mit der Aufschrift »Deutscher Reichskommissar« würden die Postbeamten, besonders die Briefträger, in St. Louis vielleicht nicht viel anzufangen wissen, falls sie nur Englisch verstehen; und doch! steht denn nicht die Straße und die Hausnummer — auf gut Englisch, wie das hierbei ganz selbstverständlich ist — dabei? Und wenn der englische Titel wirklich unentbehrlich wäre, weshalb wird dann wenigstens nicht zunächst der deutsche geschrieben und dann noch die englische Übersetzung in Klammern dahinter? Man sage nicht, das sei zu viel Schreibwerk; es wird sonst so viel Überflüssiges und so viel Schwulst in unseren geschäftlichen und amtlichen Schreiben immer noch geschrieben, daß auch einmal in einer solchen Anschrift ein paar Worte mehr als gewöhnlich angewendet werden könnten und dürften. J. E. W.

— Das **Pädagogische Wochenblatt** für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands tritt, seit es unter der Leitung von Professor Dr. R. Werner steht, eifrig in Wort und Tat für die Ziele des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins ein. Die Nr. 40 des 12. Jahrg. vom 5. Aug. 1903 enthält unter der Überschrift »Unnützem Fremdwort Fehde, Deutsch sei des Deutschen Rede« einen Aufsatz, in dem der Schriftleiter seinen Mitarbeitern in eindringlichen Worten den Grundsatz ans Herz legt, kein Fremdwort für das zu gebrauchen, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Er betont dann die weise Mäßigung, mit der unser Verein die Sprachreinigung betreibt, und empfiehlt allen seinen Amtsgenossen sich hiervon durch einen Blick in die Juli-August-nummer der Zeitschrift zu überzeugen, die ganz besonders geeignet sei, der guten Sache Freunde zu gewinnen, und die er darum den Lesern zur Verfügung stellt. In späteren Nummern findet man einzelne der kleinen Aufsätze aus den »Mitteilungen für Sprachecken« abgedruckt. Daß sich der Schriftleiter selbst einer in jeder Beziehung sorgfältigen Ausdrucksweise befleißigt, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. — Professor Werner verdient Dank für seine tatkräftige Unterstützung unserer Bestrebungen, die um so erfreulicher, als sich das Blatt an den akademisch gebildeten Lehrerstand wendet. Denn daß dieser Stand durch Beeinflussung der Jugend der gebildeten Klassen besonders viel zur Erreichung unserer Ziele beitragen kann, ist wohl unzweifelhaft. F. W.

— **Die im Elektrizitätswesen gebräuchlichen Einheiten** sind bekanntlich auf Grund einer zwischen den verschiedenen Ländern

getroffenen Vereinbarung nach hervorragenden Fachleuten benannt. Dabei ist Deutschland — wie gewöhnlich — recht schlecht weggekommen, während England überreich bedacht ist und neuerdings noch weiter bedacht sein will. Hiergegen wendet sich eine Zuschrift an die Leitung der Elektrotechnischen Zeitschrift, in der darauf hingewiesen wird, wie beklagenswert es vom deutschen Standpunkt aus ist, daß in solchen Fällen die Namen bahnbrechender deutscher Forscher, wie Gauß, Weber, Siemens, Herz u. a. nicht nur nicht zur Geltung kommen, sondern sogar in manchen Fällen wieder verdrängt worden sind, nachdem sie schon ziemlich allemein zur Bezeichnung elektrischer Maßeinheiten gebraucht worden waren. Uns, die wir so oft den Mangel an nationalem Selbstgefühl bei unseren lieben Landsleuten mit Bedauern wahrnehmen müssen, erscheint dieser Vorgang gar nicht auffällig. Und besonders dann nicht, wenn es sich um elektrotechnische Dinge handelt. Die deutschen Elektrotechniker sind ja fast durchweg inbezug auf die Sprache so gleichgültig, daß sie sich fast alle ihre Fachausdrücke von ausländischen Schriftstellern vorschreiben lassen. Nur auf wenigen Gebieten der deutschen Fachsprache ist daher eine solche Verwilderung eingerissen, wie im Elektrizitätswesen. Die törichtsten sprachwidrigen Wortbildungen übernimmt der Deutsche ganz unbesehen, wenn sie von einem Ausländer stammen, so z. B. den »Rotor«. Über die höchst ungeschickten Benennungen »Voltmeter« für »Spannungsmesser« und »Amperemeter« für »Strommesser« ist schon von einem Fachmanne Klage geführt worden, der darauf hinwies, daß man ebensogut eine Wage »Kilometer« nennen könnte[1]). In der oben erwähnten Zuschrift finden sich gewissermaßen als selbstverständlich folgende Wortzusammenstellungen: Widerstand, Impedanz, Reaktanz, Leitfähigkeit, Admittanz, Susceptanz, Konduktanz, Reluktanz. Alle diese »anze« stammen u. W. aus Amerika. Daß die Amerikaner auch nur eine einzige deutsche Benennung übernommen hätten, ist uns nicht bekannt geworden. Das erwartet und beansprucht wohl auch kein deutscher Elektriker. Er schätzt offenbar sich und die deutsche Wissenschaft sehr bescheiden ein; natürlich darf er sich dann nicht wundern, wenn er nicht nur auf dem Weltmarkte, sondern auch in seinem eigenen Lande danach beurteilt und behandelt wird. —n.

— **Aversum.** Die preußischen Staatsbehörden bezahlen seit einigen Jahren kraft Vertrags mit der Reichsverwaltung für ihre Postsendungen kein Porto, entrichten vielmehr statt dessen dem Reich eine Pausch-Ablösungssumme (ein »Aversum«). Die Sendungen erhalten deshalb statt der Postmarken den Stempel »Frei laut Aversum Nr. 21«. Um aber festzustellen, ob die bisher festgesetzte Ablösungssumme auch jetzt noch einigermaßen den sonst zu zahlenden Portobeträgen entspreche, und danach nötigenfalls eine andere Summe neu zu vereinbaren, war für das Jahr 1903 den preußischen Behörden außer dem Stempeldruck noch die Klebung von Zählmarken vorgeschrieben. Diese Zählmarken wurden wie Postmarken verwendet und waren deshalb den letztern (in ihren verschiedenen Arten) fast gleich, aber bedruckt mit dem Vermerk: »Frei durch Ablösung Nr. 21«, durch den also der Stempeldruck »Frei laut Aversum Nr. 21« in glücklicher Weise verdeutscht worden war. Nach Ablauf des Jahres 1903 ist freilich diese Zählmarke wieder verschwunden, und man sieht, wie früher, auf den amtlichen Briefen wieder den Stempelabdruck mit dem Fremdwort »Aversum«. Nur einige Amtsstellen, die erst mit Anfang 1903 in die Ablösung einbezogen worden sind, haben für ihre Stempel den Wortlaut der Ablösungsmarken »Frei durch Ablösung Nr. 21« gewählt. Mögen bei Neuanschaffungen von Stempeln auch andere Amtsstellen nicht die Gelegenheit verpassen, wieder ein Steinchen zum Ausbau unserer Muttersprache beizutragen. K. B.

1) Zentralblatt der Bauverwaltung 1900, Seite 301.

— **Five o'clock tea.** Unter dieser Überschrift brachte vor zwei Jahren das »Neue Wiener Journal« (am 13. Nov. ...) einen Tagesbericht, der so anfing: »Um weiteren Kreisen ... Einrichtung des Wiener Frauenclubs zugänglich zu machen, ... gierte man gestern eine sehr animierte Jour. Reichlich ... Personen hatten sich nachmittag zum five o'clock tea im ... club eingefunden und amüsierten sich dort bei Sandwiches ... Confect aufs trefflichste . . .« In diesem Deutsch ging ... fort. »Fünfuhr-Tee, wie gemein würde das in einem ... schen Frauenverein klingen! so bemerkte dazu das Wiener ... glied unseres Vereins, das uns damals auf die neue ... aufmerksam machte. Kurze Zeit danach konnte auch schon ... einem aus diesem five o'clock tea abgeleiteten Zeitwort ... werden. Diese letzte Herrlichkeit hat merkwürdigerweise nicht ... rechte Aufnahme und Pflege bei den fairen deutschen ... und ladies gefunden. Dagegen der five o'clock tea lebt ... nur noch, sondern er scheint nach einer lebhaften Schilderung ... »Jugend«, und zwar auf dem Boden der deutschen Reichs... stadt, ganz prächtig emporgediehen zu sein und sich in so ... Weise ausgestaltet zu haben, daß die armen Süddeutschen ... berechtigtem Neide nach den reizenden Ausländäffchen am ... strande hinschielen. Herr »Pips« in München läßt sich ... (in Nr. 47 der »Jugend« vom 11. Nov. 03) folgendermaßen ... nehmen:

Five o'clock tea.

Im Kaiserhofe à Berlin
Trifft tous les jours après midi
Sich Alles jetzt, was chic und fin,
Um five o'clock zu einem tea!

Man zahlt, pour faire la charité,
Dabei auch eine Mark cinquante
Pro Nase nobel als Entrée —
Ist die Idee nicht très charmante?

Du eilst in flotter evening dress
En voiture ins Restaurant
Und gleich begrüßt Dich une princesse
Im tea gown dort intimement;

Die Frau baronne de Levyson,
Die grand' artiste, der Brettel-Star,
Die lieutenants und die vieux garçons,
Sie sagen sich allhier bon soir!

Die Haute volée, die Haute finance,
Die sportsmen und die Herrn gommeux,
Sie treiben flirt und médisance
Und finden's einfach délicieux!

Man zeigt esprit und ist nicht prude,
Ist mal ein Witz un peu salé —
Herrgott! — denkt der Allemand de ...
San die jetzt fad, aux bords d'la Spr...

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

228) »An der Hand eines Beispiels, nämlich dem Vergleich eines Menschen mit der Dampfmaschine, kommt er zu dem Ergebnis —.« (Aus einem Zeitungsbericht mitgeteilt von Bibliotheksdirektor Dr. Lohmeyer in Kassel.)

228) Mit Hilfe eines Be... nämlich der Vergleichung ... Menschen mit der ... maschine, kommt er zu ... Ergebnis —.

Beisatz (Apposition) zu einem Wesfall im Wemfall!

229) »In der letzten Zeit häufen sich die Fälle bedenklich, wo Gerichte Ordnungsstrafen wegen Ungebühr gegen Verteidiger verhängen.« (Aus einer Berliner Zeitung mitgeteilt von Dr. H. Sabersky in Berlin.)

229) In der letzten Zeit häufen sich bedenklich die Fälle, wo Gerichte über Verteidiger Ordnungsstrafen wegen Ungebühr verhängen.

Werden die Strafen wegen »Ungebühr gegen Verteidiger« verhängt? Das Mißverständnis liegt um so näher, als die Wendung »eine Strafe verhängen« gewöhnlich mit dem Verhältniswort über verbunden wird.

230) »Gegenüber der von der Presse besprochenen Versetzung des Polizeipräsidenten v. W. in ein anderes Amt als Tatsache wird darauf hingewiesen, daß —.« (Drahtbericht, mitgeteilt von Pastor Lic. O. Stoltenhoff in Elberfeld.)

230) Gegenüber der Blättermeldung, Polizeipräsident v. W. sei bereits in ein anderes Amt versetzt worden, wird darauf hingewiesen, daß —.

Unmögliche Wortverbindung, veranlaßt durch die Neigung möglichst viel durch Hauptwörter auszudrücken.

231) »Der Verfasser konnte seinen Ruf als eines bedeutenden Künstlers und beliebten Lehrers in der Schauspielkunst nicht schöner literarisch befestigen —.« (Literar. Centralblatt.)

231) Der Verfasser konnte seinen Ruf als bedeutender Künstler und beliebter Lehrer der Schauspielkunst literarisch nicht schöner befestigen.

Obgleich noch Luther schreibt: Ein Teil ist mein als eures Gesellen, so ist doch der jetzige Sprachgebrauch einem solchen Wesfall als Beisatz zu einem besitzanzeigenden Fürwort abgeneigt; man stützt ihn lieber durch ein eingeschobenes der, die, das. Dann würde es heißen: seinen Ruf als den eines bedeutenden Künstlers —. Aber weit einfacher und gefälliger ist hier der Werfall. (Vgl. hierzu den ausführlichen Aufsatz von Th. Matthias: Beisatz und Aussagewort mit als Zeitschr. 1900, 121—129.)

Die Herren Erbe und Pietsch nehmen an der linksstehenden Fassung des Satzes keinen erheblichen Anstoß.

232) »Dem Rektor der Technischen Hochschule in B. ist von dem Prinzregenten der Titel Magnifizenz verliehen und zugleich genehmigt worden, daß der zur Vertretung des Rektors berufene unmittelbare Vorgänger desselben für die Zeit des Vertretungsverhältnisses den Titel Prorektor führt.« (Amtliche Kundgebung.)

232) Der Prinzregent hat dem Rektor der Technischen Hochschule in B. den Titel Magnifizenz verliehen und zugleich genehmigt, daß der zur Vertretung berufene Amtsvorgänger des Rektors für die Zeit des Vertretungsverhältnisses den Titel Prorektor führe.

Nicht dem Rektor ist genehmigt worden, daß sein Vertreter diesen Titel führe. Es müßte heißen: — »ist verliehen worden, und zugleich ist genehmigt worden« —, was freilich häßlich klingt. Wozu die umständliche Leideform (Passivum)?

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. Dunger in Dresden-A., Schnorrstraße 3.

Bücherschau.

Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsarübersetzung von Dr. Max Hodermann. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1903.

Die erste Auflage des Buches ist bereits mehrmals Gegenstand der Besprechung in diesen Blättern gewesen. Die jetzt vorliegende zweite ist wohl wesentlich erweitert und in einzelnen Punkten auch berichtigt, sie bedeutet aber, vom Standpunkt des Sprachvereins betrachtet, schwerlich einen Fortschritt. Der Herr Verfasser sagt im Vorwort, er habe die in letzter Zeit erschienenen kriegsgeschichtlichen Veröffentlichungen als neue Quellen für seine Zwecke gerade deshalb benutzt, »weil man in ihnen dem Bestreben, gegen die Fremdwörter zu Felde zu ziehen, mit Entschiedenheit Ausdruck verliehen hat«, und fügt dem hinzu, man müsse doch, wenn man seine Muttersprache liebt, dieses Erstarken des deutschen Sprachgefühls mit stolzer Freude begrüßen. Gleichwohl bleibt seine eigene Darstellung auch in der neuen Auflage ebenso mit unnötigen Fremdwörtern durchsetzt, wie in der früheren: Terminus und Terminologie, Phraseologie, citieren, sanctionieren, ibidem, vulgärer Character, Concurrenz, intensive Action, Apperceptionsstütze seien als Beispiele angeführt. —

Zweck und Ziel des Hodermannschen Buches soll sein: aus der »Terminologie der Armeesprache« bestimmte Worte und Wendungen herauszusuchen und diese für die Übersetzung gewisser Stellen des lateinischen Textes dienstbar zu machen. Dazu wäre erforderlich, daß sich der Herr Verfasser nun auch an die wirkliche Fachsprache des Heeres wendete. Diese ist niedergelegt in den Dienstvorschriften und in der lebendigen von jedem Offizier gekannten mündlichen Überlieferung. Sie findet sich außerdem in den von Fachleuten verfaßten militärischen Schriftwerken aller Art, daher auch in den kriegsgeschichtlichen Darstellungen. Diese letzteren aber würden über die Trockenheit eines Gefechtsberichts nicht hinauskommen, wollte sich der Bearbeiter nur auf die Fachsprache beschränken. Es steht ihm frei, — und er benutzt diese Freiheit — zur Erzielung lebhafterer Darstellung beliebig Worte und Wendungen aus dem allgemeinen Vorrat der Sprache zu entnehmen. Wenn Hodermann nun, wie es geschieht, kritiklos auf bestimmte kriegsgeschichtliche Veröffentlichungen (die »Publikationen des Generalstabes«) zurückgreift, um sich hier seine Übersetzungen zu holen, so ist es eben zum großen Teil nicht die Fachsprache des Heeres, die er dort findet. Und zwar erstens, weil — z. B. in der Darstellung der Kriege Friedrichs des Großen — vielfach von Formen und Einrichtungen die Rede ist, die heute gar nicht mehr bestehen, und zweitens, weil die Herausgabe der genannten Werke einen Zeitraum von etwa 30 Jahren beansprucht hat. Was vor 30 Jahren noch allenfalls als Fachsprache angesehen werden konnte, ist es heute durchaus nicht mehr. So werden denn von Hodermann gar nicht selten bestimmte Worte als der Heeressprache angehörig bezeichnet, die durch ausdrückliche dienstliche Festsetzung geradezu aus ihr verbannt sind.

Des weiteren hat er eine ganze Anzahl militärischer Ausdrücke und Bezeichnungen, die er verwendet, ihrem Sinn und Zusammenhang nach mißverstanden. So z. B. S. 10 Fourierschützen, S. 11 operationsfähig usw. stehen, die Waffen in Stand setzen, diensttauglich und felddienstfähig sein, S. 15 Jäger zu Pferd, S. 25 betreffend Gepäckablegen, S. 29 Marschplan, S. 35 gemischte Waffen, S. 37 Staffel, S. 46 Fleiche und Redute, S. 47 Gefechtsbereitschaft, S. 49 Vedetten; Posten und Postierungen.

Schließlich kann es weder als besonders geschmackvoll noch als zweckmäßig bezeichnet werden, wenn vom Feuerbereich der pila, vom Hurraruf und vom Bajonettkampf gesprochen wird, wo doch die sehr einfachen und ungezwungenen Ausdrücke: Schußbereich, Schlachtruf und Nahkampf zur Verfügung stehen.

So wird man dem Hodermannschen Buche wohl erst dann vollkommene Brauchbarkeit für seine Zwecke zusprechen dürfen, wenn der Herr Verfasser bei künftiger Neubearbeitung das tut, was ihm in einer Besprechung in den Münchener Neuesten Nachrichten empfohlen wird: sich über die in Betracht kommenden militärischen Verhältnisse den Rat eines Fachmanns zu erbitten.

Kr.

einmal tiefer eindringend etwa in einer Beigabe zum Jahresbericht der Schule, an der er lehrt, behandeln und dann auch meine Winke nicht ungenutzt lassen. Dann wird es ihm auch möglich sein, sich die so vielfach klärenden und für die Namenforschung wichtigen Ergebnisse zunutze zu machen, die Adolf Socin in seinem »Mittelhochdeutschen Namenbuche« (1903) niedergelegt hat. Über dieses des näheren hier zu berichten, findet sich wohl bald einmal Gelegenheit. **Paul Pietsch.**

Einige Flurnamen aus Niederrödern. Von C. Sandel, Grafenstaden. — Straßburger Post vom 6. Januar 1904.

Der Verfasser meint, daß sich durch Zusammenstellung der Flurnamen einer Gemarkung ein lehrreiches Bild aus früherer Zeit gewinnen lasse, und führt dies an einigen Flurnamen aus seiner Dorfheimat Niederrödern im Elsaß aus. Die Namen Schloßwiese, Schloßgärten, Schloßfeld und Lustgartenweg erinnern an das alte Schloß von Niederrödern; hier saßen die Herren von Fleckenstein, die Vögte der Abtei Selz, wozu Niederrödern gehörte. So deuten auch Fronhof, Fronwiese, Fronfeld und Fronberg auf die Abgaben hin, die die Dörfler der Abtei zu leisten hatten. Hagel erklärt er als Verkleinerungsform von Hag (= umfriedigendes Gebüsch, Hain), die Heid und Heidenfeld als ehemaliges Öd- und Heideland, die verschiedenen Wingerte sind Reb- und Weingärten, wie ja auch einer, der Bauernwingert, noch heute mit Reben bepflanzt ist, Stockacker und Harzwiese gehen auf gerodeten oder gestockten früheren Wald (Hart). Krawattenplatz und Galgenfeld rufen uns die bösen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ins Gedächtnis zurück, wo hier die Kroaten lagerten und die ganze Gegend in entsetzlicher Weise heimsuchten. Der zwischen beiden liegende Fischweiher soll zu einem heute verschwundenen Schlosse gehört haben, dessen Stelle, Porzellanfabrik genannt, durch zahlreiche Porzellanscherben gekennzeichnet wird.
Kassel. **Philipp Stoll.**

Schiffsnamen. Von Dr. K. Thieß (Hamburg). — Magdeburgische Zeitung vom 1. Oktober 1903.

Der Verfasser ist derselbe Herr, von dem der Aufsatz auf Sp. 327 ff. des Jahrganges 1900 unserer Zeitschrift stammt. Er kommt hier zu demselben Ergebnis wie dort: in erster Reihe ist das Geschlechtswort, das dem Schiffsnamen zukommt, in Zweifelsfällen und bei den für Schiffsnamen gebräuchlichen Länder-, Städte- usw. Namen sächlichen Geschlechts das weibliche Geschlechtswort zu empfehlen. So kann man einen einheitlichen Sprachgebrauch herbeiführen, der leicht zu befolgen ist und das Sprachgefühl befriedigt. Mit Recht wendet er sich aber gegen den Gebrauch, den Schiffen Namen zu geben, wie »die drei Schwestern« oder »Schwarz ist Trumpf«, da solche Bezeichnungen mit dem Gedanken der Namengebung und Taufe nur sehr mangelhaft übereinstimmen. **Max Erbe.**

Zur Pflege des vaterländischen Sinnes in der Schule, besonders im deutschen Unterrichte. Vortrag von Oberl. Dr. K. Scheffler. Braunschweig. Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn.

Ein kerniger Vortrag! Von dem Gedanken ausgehend, daß Liebe und Achtung der eigenen Sprache nicht der kleinste Teil vaterländischer Gesinnung ist, zeigt Scheffler unter Berufung auf Rud. Hildebrand an kurzen Beispielen, wie man dem Schüler für die Schönheiten seiner Muttersprache die Augen öffnen und für das, was an kulturgeschichtlichen Werten in ihr niedergelegt ist, den Sinn schärfen kann. **Max Erbe.**

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. Herausg. von K. Muthesius. 1903. Nr. 12. Dem Gedächtnis Herders gewidmet.

Herder, dem Schöpfer des Weimarschen Seminars, hat hier dessen Erster Lehrer in der von ihm geleiteten Zeitschrift ein schönes Denkmal der Dankbarkeit errichtet. Er selbst eröffnet »Blicke in Herders Familienleben«; drei andere Mitarbeiter behandeln »die pädagogische Bedeutung Herders«, »Herder im Seminar« und »Herder und das Weimarer Seminar«. Die besondere Aufmerksamkeit der Sprachvereinsmitglieder verdient aber die in der Fülle des einzelnen den Grundzug Herderschen Wesens schauende Würdigung, »die Herder als Erzieher« durch den [illegible] lich bekannten Herderforscher Eugen Kuhnemann erfährt, [illegible] lich als Erzieher zu Volkstum und Volksbewußtsein. [illegible] in Eduard Morres Zusammenstellungen von »Herders [illegible] über den deutschen Unterricht« kann eine Vorschrift Herders [illegible] die Behandlung der Fremdwörter im Unterricht noch heute [illegible] nicht eindringlich genug zur Befolgung empfohlen werden. [illegible] seinen Anweisungen zu den Lehrplänen für das Weimarische [illegible] nasium v. J. 1788 heißt es nämlich bei der vierten Klasse: [illegible] werden in dieser [deutschen] Stunde die lateinischen [illegible] Wörter bekannt gemacht, die durch einen Mißbrauch [illegible] im Deutschen oft vorkommen: und bei jedem das deutsche [illegible] Wort diktiert, damit der Knabe jene teils verstehen [illegible] und rechtschreiben, teils in den meisten Fällen [illegible] meiden lerne!« **Theodor Matth[illegible]**

»Coaks«. Von Ed. Linsel. — Magdeburgische [illegible] Nr. 55 v. 31. Jan. 1904.

Der Verf. beklagt das Schwanken der amtlichen Vor[illegible] nnd empfiehlt die Schreibung »Koks« und »Schamotte« [illegible] steht natürlich schon in Sarrazins »Einheitsschreibung« [illegible] Linsel unbekannt zu sein scheint. Das landschaftliche [illegible] »gögeln, kökeln« d. h. das Spielen der Kinder mit dem [illegible] das er mit dem englischen coke zusammenbringen [illegible] nichts als das hochdeutsche »gaukeln«. [illegible]

Die Schriftleitung (Berlin NW 52, Paulstr. 10 [illegible] obigen und früher hier genannten Aufsätze — [illegible] besprochenen Bücher — gern leihweise zur Ver[illegible]

Aus den Zweigvereinen.

(Aus Mangel an Raum müssen leider die meisten [illegible] einsnachrichten für die Aprilnummer zurückbleiben.)

Braunschweig. In der ersten Versammlung dieses [illegible] am 31. Oktober hielt Pastor Warneke einen Vortrag [illegible] Moderne deutsche Dichtung. Die Hauptversammlung [illegible] 20. Januar war zugleich eine Herderfeier. Der zu diesem [illegible] von der städtischen Verwaltung bereitwilligst zur Verfügung gestellte schöne Saal des Altstadt-Rathauses war durch die [illegible] Zahl der Erschienenen ganz gefüllt. Die Gedächtnisrede auf [illegible] Gottfried Herder hielt Pastor Rahlwes, der Herders [illegible] tung für Sprache, Dichtung, Religion und Geschichte [illegible] und feinsinnig besprach. Der bisherige Vorstand wurde [illegible] Jahr 1904 wiedergewählt. Unser Verein beteiligt sich [illegible] den von den hiesigen nationalen Vereinigungen veranstalteten Deutschen Abenden, die sich eines äußerst regen Besuches [illegible] freuen. In diesem Winter fanden bis jetzt zwei solcher statt. Am 23. November sprach Schuldirektor Dr. [illegible] Partikularismus und Einheitsgedanken in der [illegible] schen Geschichte, am 15. Januar Oberlehrer Dr. [illegible] über die Frage: »Was hat der Deutsche an seiner [illegible]

Marburg a. d. Drau. Am 10. Februar hielt unser Zweigverein seine sehr zahlreich besuchte Hauptversammlung ab. [illegible] richten des Vorsitzenden kaiserl. Rates Dr. A. Mally und [illegible] Schatzmeisters Stadtratsbeamten H. Steiner entnehmen [illegible] daß der Zweigverein im abgelaufenen Jahre 229 [illegible] zählte, sechs Versammlungen mit Vorträgen abhielt, an [illegible] stets musikalische Vorführungen anschlossen, daß sein [illegible] 18625 Kronen beträgt und daß verschiedene deutsche [illegible] und Schulen, sowie deutschvölkische Vereine mit Geldspenden [illegible] dacht wurden. In den Vorstand und in die verschiedenen [illegible] schüsse wurden die gleichen Herren und Frauen gewählt [illegible] Vorjahre, und nur statt eines von Marburg verzogenen [illegible] mitgliedes wurde Pfarrer Ludwig Mahnert neugewählt. [illegible] schulinspektor Direktor Franz Frisch hielt hierauf einen [illegible] über: »Das Sittliche in der Sprache«. Er besprach [illegible] Auftreten und den Bedeutungswandel einer Reihe von [illegible] drücken, die dem sittlichen Gebiete angehören, das [illegible] Sprache einerseits zu steigern und anderseits abzuschwächen [illegible] deutete endlich die Nachteile der Zweisprachigkeit an, auf [illegible] Schleiermacher hingewiesen hatte. — Den Schluß des [illegible] bildeten Fünfgesänge der Vereinsmitglieder G. Ketz, [illegible] sounig, A. Waidacher, R. Gassarek und Th. Wern[illegible] sowie Geigenvorträge des Musiklehrers F. Gröger, die [illegible] lehrer W. Köhler auf dem Flügel begleitete.

Ludwigsburg. Der Zweigverein veranstaltete am 100. Todestage Herders eine Klopstock-Herder-Feier, zu der sich eine recht ansehnliche Zahl von Teilnehmern eingefunden hatte. In treffenden Worten legte der Vereinsvorstand, Rektor Erbe, den Lebensgang und die Bedeutung der beiden Dichter für das deutsche Volk und die deutsche Literatur dar. Frl. Oesterlen aus Stuttgart trug eine Reihe gut ausgewählter, bezeichnender Proben aus den Dichtungen beider vor und Konzertsänger Sauter von hier wußte die Zuhörer durch den Gesang von Liedern Klopstocks und Herders zur Begeisterung hinzureißen. Namentlich der Vortrag des englischen Volksliedes »Eduard« von Herder (Löwe) war in jeder Beziehung eine Meisterleistung, von der sich die Hörer aufs tiefste ergriffen fühlten.

Münster, Westfalen. Am 25. Januar d. J. starb der verdiente langjährige Bücherwart des Münsterer Zweigvereins Oberbibliothekar Dr. Heinrich Detmer. An seine Stelle ward der Oberbibliothekar Prof. Dr. Paul Bahlmann zum Bücherwart gewählt.

Reichenberg. Die letzte Vollversammlung war leider nur schwach besucht. Nach Eröffnung durch Obmann Dr. Ringlhaan stattete Obmann-Stellvertreter Prof. Menzl im Namen des Zweigvereins dem scheidenden Mitgliede, Prof. Stangl, den Dank für sein opferwilliges Wirken im Vereine ab, mit der Versicherung, daß ihm stets ein ehrenvolles Angedenken bewahrt werde. Prof. Stangl dankte für die überraschende, ihn ehrende Kundgebung und versicherte, daß er stets bereit sei, im Dienste der Sprache sein Möglichstes zu leisten. Hierauf schilderte Obmann Dr. Ringlhaan in beredten Worten die Erlebnisse bei der Breslauer Hauptversammlung und gedachte der überaus erfreulichen Erfolge des Reichenberger Zweigvereins. Mit der Annahme des auf der Straßburger Hauptversammlung 1901 gestellten Antrages über Errichtnng eines »Reichsamtes für deutsche Sprache« hat sich der Zweigverein Reichenberg in der Geschichte der Sprachvereinsbewegung einen bleibenden Denkstein gesetzt. Prof. Stangl ergänzte diesen Bericht. Bürgerschullehrer Siegl erwähnte kurz den überaus gelungenen Ausflug nach Bad Salzbrunn und nach Schloß Fürstenstein mit der großartigen Bücherei des Fürsten Pleß. Lehrer B. Klinger berichtete in knappen Zügen von dem günstigen Eindruck der Feststadt Breslau mit ihren altertümlichen Sehenswürdigkeiten, gedachte insbesondere aber der Fahrt auf der Oder, die durch Vermittlung unseres Schatzmeisters Wildner von Dir. Quaiser auf einem eigens zur Verfügung gestellten Dampfer unternommen wurde.

Stuttgart. Ende November wurde eine sehr gut besuchte Versammlung abgehalten. Zunächst erstattete der Vorsitzende, Dr. Oskar Hauser, Bericht über den Stand und das Wirken des Gesamtvereins wie unseres Zweigvereins; dann befürwortete er in ausführlicher Darlegung die vom Gesamtverein angeregte Schaffung eines Reichsamtes für deutsche Sprache. Hierauf folgte ein gründlicher, auf eigenen Forschungen beruhender Vortrag des Professors Dr. Haag über das Wesen unserer Mundarten. Wie in seinem Buche über »die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes« ging er auf die unterscheidenden Merkmale der Mundarten ein, hob die Wichtigkeit der politischen Grenzen für die Trennung und Spaltung der Mundarten hervor und betonte den Wert der Mundarten für die Schriftsprache wie ihren Schönheits-, Bildungs- und Sittlichkeitswert; hänge doch die Liebe zur Heimat eng mit der Liebe zur Mundart zusammen. Die Proben waren besonders der Baarmundart entnommen. Zum Schlusse wurde die Versammlung von unserer einheimischen, nun auch bei vielen anderen Zweigvereinen wohlbekannten Vortragskünstlerin, Frl. Klara Oesterlen, mit dem Vortrage hochdeutscher und mundartlicher Dichtungen (von Dahn, Gittinger, Grimminger und Hiller) erfreut.

Briefkasten.

Herrn **M. B....** in **W.** Sie rügen die Bezeichnung »**Teltowkanal**« (bei Berlin) und verlangen als richtige Bildung Teltower Kanal, entsprechend den »Teltower Rübchen«, die doch auch nach der Kreisstadt Teltow benannt seien. Ihre Annahme ist irrig. Der Teltowkanal hat seinen Namen nicht von der Stadt Teltow, die allerdings in seiner Nähe liegt, sondern von einem Höhenrücken (Britz—Tempelhof—Lankwitz), den er durchschneidet und der den Namen »der Teltow« führt. Das Wort Teltowkanal ist also ebenso richtig gebildet, wie z. B. Finowkanal (nach dem Finowflusse benannt), Arlbergtunnel, Gotthardbahn und ähnliche Wortbildungen.

Herrn **L. R....**, Oberdrauburg. Nach Schmellers Bayerischem Wörterbuch ist »der **Teuch(t)**, die **Teuchten**, das **Deuchtl**« (auch »Teich, Teicht« geschrieben) eine Vertiefung, Niederung im Gelände, ein kleiner Talgrund. Es findet sich auch in österreichischen Ortsnamen: »die Teichen« (Tal in Steiermark), »die Teichtwiese« bei Ischl, »Teich(e)l« (Nebenfluß der Steyer in Oberösterreich) usw. Also wird auch das von Ihnen angeführte »Teuchl« (Name eines Gebirgstales) so aufzufassen sein. Wenn hier früher viel geschürft wurde, so darf uns das nicht verleiten, das Wort mit dem bergmännischen »Teufe« zusammenzubringen, zumal sich lautliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Ob jenes »Teich, Teuch« dasselbe Wort ist wie das schriftsprachliche »Teich« (wofür österreichisch »Teicht«), oder ob es, wie Schmeller annehmen möchte, mit »tauchen« zusammenhängt, wollen wir dahingestellt sein lassen. — Die slawische Ableitungssilbe -**ik**, -**nik** in Bergnamen wie »Scharnik, Polinik« hat mit dem deutschen -**eck** nichts gemein. — Ihre Frage, wie der Ausdruck »**wasenläufig kurz**« zu verstehen sei, setzen wir zur freundlichen Beachtung kundiger Leser hierher.

Herrn **K....**, Freiburg i. B. Sie machen zu Sp. 337 des vor. Jahrg. gütigst darauf aufmerksam, daß **Dachhase** = »unzünftiger Zimmermann« von Kluge (Etym. Wörterb. unter »Böhnhase«) für das Salzburgische angegeben wird; nach Schmeller (Bayerisches Wörterbuch 1, 1172) salzburgisch auch »Zaunhas«. »Dachhase« = Katze findet sich in Norddeutschland wie in der Gaunersprache (s. Kluges Vortrag Jahrg. 1901, S. 11); es begegnet schon bei Prätorius im 17. Jahrhundert und wird auch von Holtei verwandt (s. die Wörterb. von Grimm und Sanders). — Wie »**Filderkraut**«, eine in Freiburg i. B. beliebte Sorte Sauerkraut, zu erklären ist, wissen wir nicht, auch nicht, ob es mit der »Filder«, der fruchtbaren Hochebene südlich von Stuttgart, zusammenhängt. Wir legen die Deutung des Wortes unseren südwestdeutschen Lesern ans Herz.

Herrn **St. Sch....**, Creglingen. Das entbehrliche **Charcutier** hat auch uns in der deutschen Stadt Nürnberg schon oft gestört und besonders an dem schlichten Hause des biederen Schuhmachers und Dichters Hans Sachs, wo es mit der Denktafel für diesen urdeutschen Mann in größter Eintracht zusammen prangt. Wenn die Herren Charcutiers sich nicht »Wurstmacher« nennen wollen, was sie sind, so mögen sie »Wursthändler« sagen, auch »Wurstwarenfabrikant« oder, wie sie es z. B. in Braunschweig mit Vorliebe tun, »Fabrikant feiner Wurstwaren«. Im Grunde ist auch »Schweinemetzger« oder »-schlachter« dasselbe. An deutschen Ausdrücken ist also kein Mangel. — Zu »**Prilleke**« (Sp. 346 des vor. Jahrg.) weisen Sie hin auf das in Heyses Handwörterbuch der deutschen Sprache aufgeführte niederdeutsche Zeitwort »**prilleken**« = mit den Händen rollen (Teig, Wachs). Sie vermuten darin das Stammwort von »Prilleke«. Sollte aber nicht umgekehrt das Zeitwort von dem Hauptworte abgeleitet sein, so daß die a. a. O. vermutete Herleitung doch bestehen bleiben könnte? Für die Bedeutung des Zeitwortes wäre dann nicht die Form, sondern die Herstellungsart des Gebäckes maßgebend gewesen.

Herrn **A. F....**, Linz a. d. D. Das im inneren Salzkammergute (Goisern) übliche Zeitwort »**kunieren**« = necken, quälen fieht nicht aus wie ein slawisches Lehnwort; auch führt das slawische kun = Pferd zu keiner befriedigenden Deutung. Sollte das Wort nicht aus »kujonieren« zusammengezogen sein? Das macht weder lautlich noch begrifflich Schwierigkeiten. Denn »kujonieren« ist schnöde behandeln, plagen, hudeln. — »**gampen**« = spielen (besonders von Tieren gebraucht) ist kein Lehnwort, sondern das alte mittelhochdeutsche gampen = hüpfen, scherzen, woneben auch gimpen und gumpen. Auch »gumpen« = lustige Sprünge machen ist im Oberdeutschen noch erhalten. Dazu gehört auch das schriftsprachliche »Gimpel« aus mittelhd. gümpel. — Auch »**tacken**« = locken, mitschleppen macht nicht den Eindruck eines slawischen Lehnwortes. Castelli bietet in seinem niederösterreichischen Wörterbuche: dak'n = schmeichelnd mit sich fortziehen. Schmeller (Bayr. Wörterb.) hat auch: abtackeln = herab- oder wegbringen.

wegschaffen. — Endlich liegt auch in der bayerisch-österreichischen Zeitwortendung »itzen, z. B. himmlitzen = wetterleuchten, kragitzen = krächzen, gogitzen = gackern, nichts Slawisches vor, sondern eine altdeutsche Ableitungsform; schon althochdeutsch sind z. B. krokkezzen und sprungezen. Wir haben hier dasselbe ableitende z wie in den auch schriftsprachlich häufigen Bildungen auf -zen, z. B. ächzen, jauchzen usw. — Nur in »bamáli« = allmählich haben wir ein slawisches Wort zu erblicken (pomalu), das sich in weiten Gebieten festgesetzt hat, so schlesisch pomale, altenburgisch bomale, und in verschiedener Form auch ein- und umgedeutscht ist, z. B. pomalig (Lausitz), pamēlich (Ungarn) und endlich pomadig (s. darüber Andresens Volksetymologie).

Herrn O. W...., Berlin. Die Fügung von »knieen« hängt ab von der Bedeutung. Wenn es heißt: »auf den Knieen liegen«, so muß dabei eine Ortsbestimmung auf die Frage wo? stehen, z. B. »er kniete auf dem Kissen, neben mir, auf mir« usw. Bedeutet es aber: »auf die Kniee fallen, sich auf die Kniee legen«, so steht die Ortsbestimmung auf die Frage wohin? z. B. »sie kniet aufs Kissen« (Schiller Maria Stuart), »er kniete auf mich« usw. Wenn aber, wie es in diesem zweiten Falle gewöhnlich ist, ein »hin« oder »nieder« dabei steht, wodurch die Bewegung schon ausreichend bezeichnet wird, so sind beide Fügungen zulässig, also: »er kniete auf dem Kissen (oder: auf das Kissen) nieder, er kniete neben mir (oder: neben mich) hin«. Es läßt sich auch beides verbinden: »er kniete neben mir auf das Kissen nieder«. — »Er faßte mich an die Brust« oder »an der Brust« ist beides gleich richtig. »Er faßte mir an die Brust« ist nach dem, was Jahrgang 01, Sp. 90 aus Matthias angeführt ist, nicht empfehlenswert. »Er faßte mir an der Brust« ist ganz ausgeschlossen; es erinnert an die bekannten Berliner Gerichtsverhandlungen. — Da der Sprachgebrauch in der Fügung von »kosten« seit langer Zeit schwankt, so läßt sich schwer ein bündiger Entscheid geben. Vorderhand muß beides, der 3. und der 4. Fall, als richtig anerkannt werden, also: »Es hat ihm oder ihn Mühe gekostet«. Das geschichtliche Vorrecht hat zwar den 4. Fall; aber schon in der mittelhochdeutschen Zeit findet sich auch der 3. Fall, der in den letzten Jahrhunderten dem 4. nahezu die Wage hält. Wenn sich der 4 Fall so lange gehalten hat, so hat das seinen Grund in der Macht der Überlieferung. Unserem heutigen Sprachgefühle, das in »kosten« nicht mehr den Begriff »aufwenden machen«, sondern »gelten, im Preise zu stehen kommen« empfindet, entspricht mehr der 3. Fall. Aus diesem Grunde empfiehlt ihn Heintze in seinem Sprachhort, und wir möchten glauben, daß dies die Form der Zukunft ist. Bei »zu stehen kommen« liegt die Sache anders und einfacher. Hier ist der 3. Fall das Ursprüngliche, und der 4. Fall ist nur durch den Einfluß von »kosten« üblich geworden. Deshalb möchten wir hier den Gebrauch des 3. Falles ohne Einschränkung empfehlen.

Herrn C. H...., Reichenberg. Die ermäßigten Preise bei volkstümlichen Theatervorstellungen als »kleine Preise« zu bezeichnen, dünkt uns durchaus sprachgemäß, selbst wenn der dazu gehörige Gegensatz »große Preise« nicht üblich ist. Wie man von einer »kleinen Summe«, einer »kleinen Schuld«, einem »kleinen Betrage« u. dgl. spricht, so steht nichts im Wege, solche Preise, die gegen die sonst üblichen herabgesetzt sind, »kleine Preise« zu nennen. Auch ist der Ausdruck in dem angegebenen bestimmten Sinne unseres Wissens schon sehr verbreitet und endlich ohne weiteres verständlich.

Herrn Fr. K...., Wien. Die Redensart »den Doktor machen« im Sinne von »promovieren«, die nach Ihrer Mitteilung in Wien jetzt vereinzelt in Universitätskreisen gehört wird, ist in Norddeutschland und wohl überhaupt im Reiche mindestens ein Vierteljahrhundert, wahrscheinlich aber noch länger durchaus üblich, zunächst, wie begreiflich, in akademischen Kreisen, dann aber auch allgemein, doch immer nur in der zwangloien, mehr oder weniger burschikos angehauchten Umgangssprache. Und so macht man nicht nur »den Doktor«, sondern auch »den Referendar, Assessor, Oberlehrer, Baumeister« u. a., doch nicht »den Offizier«. Bei allen diesen Wendungen schwebt der Begriff des Examens, der Prüfung vor, der auch ursprünglich mit ausgedrückt wurde: »er hat sein Doktorexamen gemacht«, dann kurzweg: »seinen Doktor«. Es liegt also eine Kürzung vor, die für den Weg zum Ziele gleich das erstrebte oder erreichte Ziel selber einsetzt. Dem entsprechen auch Wendungen wie: »an der Universität X ist der Doktor schwierig, in Y ist er leichter« u. a. Auch hier steht »Doktor« für »Doktorprüfung«. Man wird der Studentensprache die Berech[…] solchen Kürzungen nicht bestreiten dürfen; sie erlaubt […] ganz andere Freiheiten. Und wenn ihre Besonderhe[…] Weg in die Gemeinsprache finden, so ist auch dagegen nic[…] zuwenden. So ist z. B. »promoviert« = »zum Doktor be[…] werden« gewiß ursprünglich auch eine studentische Abkürz[…] das richtigere »promoviert werden« (vgl. »die Truppen m[…] mobil«); und doch ist es ganz üblich geworden. Indessen […] sich die gewähltere Rede der Wendung »den Doktor mac[…] weilen enthalten und erst recht der noch einen Grad bursch[…] »er hat seinen Doktor gebaut« (entsprechend dem Ausdruck[…] Examen bauen«).

Herrn H. Sch...., Gablonz. Die Mehrzahlform […] »Kasten« lautet in Norddeutschland vorwiegend »Kasten« […] Süddeutschland »Kästen«. Richtig ist beides. Nur in der […] spielenden Verbindung »Kisten und Kasten« wird wohl […] »Kasten« gesagt, dank der Vorliebe für den Wechsel von […] (»zwicken und zwacken, dichten und trachten« u. v. a.). […]liches Schwanken besteht auch zwischen »Bogen« und »B[…] Nur ist hier »Bögen« auch im Norden häufig, mit Aus[…] der Bedeutung »Papierbogen«, wo sich das nordische […] gefühl gegen das süddeutsch-österreichische »Bögen« heftig […] ebenso wie gegen »Krägen, Mägen« und »Wägen«. […] eine Einigkeit erzielt werden, so wird man sich aus ge[…] Gründen für die umlautlosen Formen erklären müssen. […] der alten Sprache bildeten alle fünf Wörter die Mehrz[…] Umlaut; keins von ihnen gehörte der i-Deklination an, […] »Wagen« der a-Deklination, die übrigen der schwachen. […] liegt die Sache bei dem sonst gleichgearteten »Laden«. […] die umgelautete Form »Läden« heute fast völlig durchge[…] (im Norden freilich noch nicht ganz), und es empfiehlt […] mehr, sie ganz durchzuführen, als dadurch eine zweckmäß[…] scheidung von der Mehrzahlform »Laden« (zu: »die La[…] schaffen wird. Bei diesem Worte aber ist »Läden« (»die […]läden« z. B. bei Alexis) ganz zu verwerfen.

Herrn H. S...., Reichenberg. Nach den amtlichen […]schreibregeln ist es zulässig, einen Mitlaut, der in Zu[…]setzungen dreimal hintereinander zu schreiben wäre, nur […] zu setzen, also »Schiffahrt« usw. Verlangt wird dies n[…] die erstarrten Zusammensetzungen »dennoch, Dritteil, […]tag«. Daß von dieser Regel Wörter wie »zurückkommen[…] betroffen werden, ist klar; denn es soll ja nur das dre[…] Schreiben desselben Buchstabens vermieden werden […] Stoßen in Zusammensetzungen zwei gleiche Mitlauter zu[…] so sind beide zu schreiben, also auch in »vielleicht«. Da[…] der Nachsilbe -heit, deren selbständige Bedeutung nicht […] empfunden wird, ein h wegfällt, wie in »Roheit« u. a., […] nünftiger und schon alter Brauch. Der Auslaut des S[…] und der Anlaut der Nachsilbe verschmelzen zu einer […] ebenso »Trocknis« (trocken + nis), »Dünkling« (Dünkel […] u. a. — Das weiche d in »hoffend« wird nicht plötzlich in »h[…]lich« hart. »Hoffentlich« ist gar keine Ableitung von dem M[…]worte »hoffend«, sondern unmittelbar von dem Zeitwort[…] hoff- gebildet. Im Mittelhochdeutschen lautete das Wort […]lîch, weiter »hoffenlich«, endlich mit rein lautlich hervo[…] dem t »hoffentlich«. Daß zuweilen »hoffendlich« geschrieben […] beruht nur auf einer falschen Anlehnung an das Mi[…] Jenes t hat sich auch sonst nicht selten zwischen n und l […]wickelt, auch wo eine Zurückführung auf das erste Mi[…] ganz ausgeschlossen ist; vgl. »eigentlich«, namentlich, ö[…] angelegentlich, geflissentlich, verschiedentlich« u. v. a. Siehe […] Sp. 161 des vor. Jahrg.

Herrn A. Gr...., Magdeburg-Neust. Die Mehrz[…] »Radius vector« lautet Radii vectores, zu deutsch »Leit[…] — »Numérisch« wird auf der zweiten Silbe betont, w[…] nicht von dem Lehnworte »Nummer« abgeleitet, sondern […] (vorauszusetzende) lateinische numéricus (französisch num[…] ist. Auf demselben Grunde beruht auch die Betonung »luthe[…] von lat. luthéricus (vgl. auch Lutheraner mit lateinischer E[…] Hier wäre aber besser die deutsche Betonung »lútherisch« […] sie der süddeutschen Volkssprache eigen ist und auch von […] öfter angewandt wird. »Turnérisch« ist natürlich nur ein[…]hafte Aussprache (wie »malérisch« und »schwärmérisch« […] sie auch schon alles Ernstes verlangt worden ist (s. Jah[…] Sp. 199). — »Kuratél« entspricht dem lateinischen cu[…]

»**Tunnél**« ist eine verwerfliche undeutsche Betonung, die nicht einmal in der des Urwortes (engl túnnel) begründet ist; es liegt hier wohl französischer Einfluß vor. Tunnel ist nichts anderes als unser deutsches »Tönnel« (Tönnlein); daher auch in der Mehrzahl zu sagen: »die Tunnel, den Tunneln«. — Über die Betonung »**Motór**« ist Jahrg. 98, Sp. 205 gehandelt worden. Besser ist »Mótor«, wie auch »Pástor«. Dasselbe gilt erst recht von »**Faktor**«; denn hier ist die Betonung der Endsilbe noch weniger verbreitet als bei »Pastor«. — Die Betonung »**Mechanik**«, im Sinne einer mechanischen Vorrichtung beruht auf dem französischen mécanique; besser aber sagt man auch hier »Mechánik«, wie immer von der Wissenschaft. Vgl. Jahrg. 98, Sp. 170.

Herrn **Sch.** . . ., Duisburg. Man kann nicht sagen: »das 100 Mark«, also auch nicht »für jedes angefangene 100 Mark«, sondern nur »für **jede** angefangenen **100 Mark**«. In solchen Fällen ist die sonst ungebräuchliche Mehrzahl von »jeder« (s. Jahrg. 1902, Sp. 292) zulässig, ebenso wie in der Verbindung »alle und jede«, z. B. »alle und jede Mittel«. — Warum soll man ein Gesuch, in dem man sich um eine Anstellung bewirbt, nicht ebensogut »**Bewerbungsgesuch**« nennen können wie »Anstellungsgesuch«? In dem letzten Falle wird das erstrebte Ziel in die Zusammensetzung aufgenommen (wie »Urlaubsgesuch«), in dem ersten der dahin führende Weg (wie »Bittgesuch«), während das Wort »Gesuch« mehr die Form der Eingabe bezeichnet. Es liegt also in »Bewerbungsgesuch« wie in »Bittgesuch« nicht bloß eine leere Begriffshäufung vor. Anderseits steht nichts im Wege, dafür kurz »Bewerbung« und »Bitte« zu sagen, wenn der Zusammenhang es zuläßt.

Herrn **G. K.** . . ., Wien. Die Fügung »**unmittelbar der Stadtbahn** (des Theaters u. dgl.) gelegene Wohnung« kann nur ein sehr abgestumpftes Sprachgefühl für richtig erklären. Denn »unmittelbar« ist kein Verhältniswort, das den zweiten Fall nach sich zieht, sondern ein Umstandswort, das sich an Ortsbestimmungen (wie »an der Stadtbahn, beim Theater«) anschließen kann, dann also nur neben einem Verhältnisworte gebraucht werden darf: »unmittelbar an der Stadtbahn« usw. Oder man sage: »in unmittelbarer Nähe des Theaters«. Aber wir sagen auch nicht »nächst dem Theater«, sondern »zunächst dem Theater«, noch weniger »innähe der Stadtbahn«, sondern »in der Nähe der Stadtbahn«. »Nächst dem Theater« verwenden wir nur in übertragenem Sinne mit Bezug auf eine Rangfolge: »nächst dem Theater kenne ich nichts Genußreicheres als ein Konzert« u. dgl., aber nicht in rein örtlichem Sinne. »Boskowitz nächst Brünn« mutet uns fremd an (statt »bei« o. ä.). Wir sind indes gern bereit, in dieser Verwendung von »nächst«, die offenbar die ältere ist, eine berechtigte Eigentümlichkeit des Südens anzuerkennen, und weit davon entfernt, sie zu bekämpfen. Dagegen »innähe des Theaters« halten wir für nicht gut statt »in der Nähe des Theaters«; ebenso »in (der) Mitte der Stadt, nach (der) Seite der geschichtlichen Entwicklung, in (einer) Höhe von 100 Metern, in (einer) Schwere von 10 Kilo« u. ä. In allen diesen Fällen verlangt der gute Sprachgebrauch den Artikel.

Herrn **R. Ch.** . . ., Frankfurt a. d. O. Daß »**irren**« und »**sich irren**« gleichbedeutend nebeneinander stehen, hat seinen Grund in der Verschmelzung zweier ursprünglich verschiedener Zeitwörter. Das ziellose (intransitive) althochdeutsche irrôn ist die Urform unseres ziellosen »irren« (»irren ist menschlich«), dagegen das zielende (transitive) ahd. irran ist unser zielendes »irren« (»ihn irrt die Fliege an der Wand«). Aus dem letzteren ergibt sich dann auch das rückbezügliche »sich irren«. Ebenso »nahen« (ahd. nâhên) und »sich nahen«, älter »sich nähen« (ahd. nâhjan). In ähnlicher Weise beruht »sich flüchten« auf der zielenden Bedeutung von »flüchten« (»seine Habe flüchten«), die neben der ziellosen steht (»er flüchtete aus der Stadt«); so auch »sich (aus=) ruhen« (wie: »seine Glieder (aus=) ruhen«) neben »(aus=) ruhen«. Anders ist das Verhältnis von »fürchten« und »sich fürchten«. Hier ist der 4. Fall des rückbezüglichen Fürwortes an die Stelle des 3. Falles getreten; ursprünglich also: »ich fürchte mir« (d. h. für mich), dann erst (wohl unter dem Einflusse von »ich ängstige mich« u. ä.): »ich fürchte mich«.

Herrn **K. B.** . . ., Torgau. Was es bedeutet, wenn ein Kürschner in einer Rechnung über einen ausgestopften Vogel schreibt: »eine Rohrdommel **naturellisiert**«, können wir nicht sicher sagen. Wir vermuten aber, wie Sie selbst, daß es bedeuten soll: so ausgestopft, daß das Tier natürlich, wie lebend aussieht. Auch ob das schöne »naturellisieren« in dieser Form ein Fachausdruck der Kürschner ist oder ob nur eine Entstellung aus »naturalisieren« vorliegt, ist uns bekannt.

Herrn **A. v Ö.** . . ., Leipzig. Die Worte in einer Zeitschriftempfehlung »die Kunden **kommen nicht allein**« sind zwar zweideutig, aber sie sind nicht falsch. Denn das Umstandswort »allein« wird auch in dem Sinne »von selbst, ohne Zutun oder Hilfe anderer« gebraucht. Man sagt: »das Kind kann schon (noch nicht) allein gehen, es ist allein vom Boden aufgestanden« u. ä.; vgl. auch »du mußt die Nelke binden an den Stab, es rankt der Epheu sich allein empor« (Platen). Was aber an sich richtig ist, kann, wenn es zu Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit führt, tadelnswert werden, und deshalb billigen auch wir jene Fassung nicht. Besser wäre schon: »allein kommen die Kunden nicht«, völlig unzweideutig aber: »von selbst . . .«

Herrn **L. A.** . . ., Leoben. Gern teilen wir hier Ihre Verdeutschungen für **quantité négligeable** (s. Sp. 29) mit: »bedeutungslose, unerhebliche, belanglose Größe«. Auch »bedeutungsloses usw. Moment« ist selbstverständlich besser als jene ganz französische Wendung. Jedenfalls kommt man nicht in Verlegenheit, wenn man diese in ehrlichem Deutsch wiedergeben will. Vgl. auch Jahrg. 1898, Sp. 30. K. S.

Herrn **Th. B.** . . ., Treptow. Sie machen aufmerksam auf die Wendung **einem die Stiefel ausreiten**, die sich weder im Deutschen Wörterbuche noch bei Sanders verzeichnet findet, obwohl der Ausdruck, wie es scheint, Wilhelm Grimm geläufig war, wenn auch nicht die Sache. Er schreibt nämlich in einem Briefe (Juli 1816) an L. A. v. Arnim, wie kürzlich R. Steig in der Nationalzeitung (Nr. 52 vom 26. Januar 1904) mitgeteilt hat, über einen Reiseaufenthalt in der Nähe von Weimar: »Hier sind mir zum erstenmal mein Lebtag die Stiefel ausgeritten worden, weil kein Knecht zu finden war und welches ganz bequem ist.« Dazu gibt er in einer Fußnote die Beschreibung »d. h. der Hausknecht stellt sich mit dem Rücken gegen den sitzenden Gast, tritt über das ausgestreckte Bein desselben und zieht ihm nun die Stiefel aus; und zwar weil kein (Stiefel=) Knecht zu finden war.« Im Altenburgischen »reiten« die Jungen im Herbst ihre Papierdrachen mit ebenso leichter Übertragung »nieder« oder »ein«, wenn sie ihn rasch, ohne die Schnur erst zusammenzuwickeln, zu Falle bringen wollen.

Herrn **F. B.** . . . (Arzt), München. Über volkstümliche **Bildersprache** hat die Zeitschrift erst vor wenigen Jahren (1900 Sp. 188ff.) einen kurzen, doch nur unterhaltenden, nicht belehrenden Aufsatz gebracht, und den Reichtum, aber auch die Vermengung von Bildern ebenfalls früher schon behandelt. Sie wünschen eine Bestimmung der Grenzen, die der Anwendung des Bildes in unserer Sprache und, was damit verwandt ist, wörtlichen Anführungen in Rede oder Schrift zu setzen sind, und geben sie selbst, wie uns scheint, ganz zutreffend, indem sie zweierlei fordern. Ein Bild muß erstens etwas klar machen, was der eigentliche, bildlose Ausdruck überhaupt nicht oder nicht ebenso gut und kurz darstellen kann, und zweitens, wenn er es kann, so muß das Bild, um bevorrechtigt zu sein, es doch in einer Form geben, die uns in höherer Weise befriedigt, als die Sprache des Alltags. In jenem Falle ist das Bild vorwiegend Verständigungsmittel, in diesem aber Kunstmittel. Die sinngemäße Anwendung dieser Sätze auf die Zitate oder Anführungen wäre leicht. In dem Aufsatze »Milieu« scheinen Ihnen die Bilder stellenweise, besonders in der Einleitung zu gehäuft; das dürfte Ihnen wohl der Herr Verfasser selbst einräumen, aber Sie müssen wieder erstens die besondere Tonart dieser Einleitung berücksichtigen und sodann die allgemeine Eigenart des Schriftstellers, der es überhaupt liebt — und dies gewiß im Sinne Ihrer Lehrsätze oben — ein Ding mit mehreren Namen hintereinander zu nennen, sei es zur deutlicheren Erklärung, sei es aus Wohlgefallen an der Mannigfaltigkeit der Betrachtung. Was den Inhalt des Aufsatzes betrifft, so sehen Sie natürlich, daß es sich darin gar nicht um einen »Ersatz« oder vollends gar Verdeutschungsvorschläge für das Fremdwort handelt, sondern um den Nachweis, wie reiche und vielgestaltige Ausdrucksmittel unsere Sprache für denselben Begriff längst besitzt, gleichsam bunte Farben, die nun mit dem einförmigen fremden Grau zugedeckt werden — weder zum Vorteil des Verständnisses noch zum Nutzen der Sprache.

Herrn A. . . ., Krimmitzschau. Unter den tapferen Frauen von Löwenberg, von denen G. Freytag in den Bildern a. d. d. Verg. Bd. 3 S. 202 erzählt, wird wiederholt neben der Frau Bürgermeisterin und der Frau Königsrichterin die Frau Geneußin genannt (S. 205 u. 214). Das entsprechende männliche Wort »der Genieße« verzeichnet Hertels Thür. Wortschatz S. 105, und wenigstens die Zusammensetzung »Hausgenieße« ist im Altenburgischen ganz geläufig, übrigens — erinnert sich der Schriftleiter recht — nicht für Hausgenosse, Mitbewohner überhaupt, sondern nur vom Standpunkte des Hausbesitzers gesprochen, also = »Mieter«. »Geneußin« aber ist nirgends belegt. Vielleicht steckt eine Anspielung darauf in den Worten eines der Ehemänner (S. 204): »Es wäre auch gut, daß die Weiber täten wie wir, weil sie unser Einkommen mit genießen und Ratsfrauen werden.« Ob Freytags Quelle Suterius, Geschichte von Löwenberg 1782, II, S. 234, oder der von diesem benutzte handschriftliche Bericht Aufschluß geben könnte? Oder lebt die »Geneußin« etwa noch in einer Mundart?

Herrn A. H. . . ., Charlottenburg, u. M. R. . . ., Zeitz. Das schöne Wort Exnexuierung ist keineswegs ein Neuling wie Sp. 62 angenommen wurde, sondern neben dem gleichschönen Exnexuation ein in Kaufverträgen nur allzu häufiger Gast und daher älteren Juristen wohlbekannt. Bei dem Erwerb eines Trennstückes, das von einem größeren Grundstück abgeteilt wird, findet in der Regel die Erlegung des Kaufgeldes und die Besitzüberschreibung nur Zug um Zug gegen die Exnexuierung oder Exnexuation dieses Trennstückes statt, d. h. die von der Belastung des Gesamtgrundstückes durch Hypotheken auf das Trennstück entfallende Grundpfandlast muß im Grundbuche gelöscht und das Trennstück selbst dadurch grundbuchamtlich entpfändet oder freigegeben werden. Seit Jahren haben sich die guten deutschen Ausdrücke Entpfändung, entpfänden dafür eingebürgert. Auch findet sich bereits in Hausdings Technischem Verdeutschungswörterbuche 2. Aufl.: Exnexuation: Entpfändung, Enthaftung, (Pfand-) Freigabe, Freimachung. Vielen Dank für die willkommene Belehrung.

Herrn P. B. . . ., Elberfeld. Der Mustersatz, den die Kirchlich-sozialen Blätter Nr. 2 Februar 1904, S. 19 unter der Überschrift »Christentum und Wirtschaftsordnung« enthalten, ist ein Rätsel. Er lautet: »Unserem Leserkreise ist zum größten Teile wohl Prof. Dr. Rud. Stammler in Halle als ein Jurist bekannt, der auf ausgesprochen christlichen Versammlungen der freien kirchlich-sozialen Konferenz und der Inneren Mission gewiß von besonderem Interesse, aus seinem größeren Werke: ‚Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung‘ (Leipzig 1896), das keiner, der in der sozialen Frage nach Klarheit sucht, ungelesen lassen sollte, weil es, gerade auch gegenüber der sozialdemokratischen Auffassung, zur Klarheit führt in durchschlagender Weise wie kein anderes Werk, den Lesern einen die Überschrift behandelnden Satz daraus vorzuführen, leider ohne die Möglichkeit, die Voraussetzungen, worauf derselbe fußt, mitdarbieten, oder den Inhalt entsprechend erläutern zu dürfen«. Wer vermag diesen Knäuel zu entwirren?

Herrn Th. M. . . ., Zwickau. Sie befinden sich in einem Irrtume, wenn Sie meinen, daß die Zeitschrift das »mit warmem Herzen geschriebene und bevorwortete Namenbüchlein« von Joseph Sanneg (Die deutschen Kosenamen mit ihren Vollnamen. Deutscher Verlag. Berlin, SW. 11. 0,50 ℳ) nicht beachtet habe. Denn es ist 1903 Sp. 53 sehr gründlich besprochen worden. Gern aber wiederholen wir den Hinweis an der Hand Ihrer Angaben. Das kleine Buch, das Paten und Eltern bei der Namengebung behilflich sein will, enthält zunächst ein alphabetisches Verzeichnis aller überall zulässigen deutschen Rufnamen, dann (S. 6 bis 34) eine Zusammenstellung von 103 Kose- oder Kurznamen nebst sämtlichen zugehörigen Vollnamen, diese mit einer Deutung, die so anfechtbar sie wissenschaftlich sein mag, doch nach Ihrer Meinung das beste Mittel bleibt, die alten Namen für den ... mit Vorstellungs- und Empfindungsgehalt zu füllen. Den ... macht die kürzere Reihe (Nr. 104—123) der Vollnamen ohne ... weisbare Kurzformen. Möge das kleine Buch zur Bel... unserer schönen alten Namen beitragen.

Geschäftlicher Teil.

In Oberglogau (Schlesien) und Rüthen (Westfalen) sind ... Zweigvereine des Allg. Deutschen Sprachvereins ins ... getreten.

Der Zweigverein Prüm (Rheinland) ist erloschen.

In der Liste der Teilnehmer an der Vorstandssitzung ... 3. Januar d. J. auf Sp. 63 der Zeitschrift ist der Name ... Landgerichtsrats Bruns (Torgau) versehentlich ausgefallen. ... Bruns hat an der Sitzung teilgenommen.

O. Sarrazin, Vorsitzender.

Ausschuß für Sprachecken.

Die vierte Nummer der Mitteilungen für Sprachecken ... im März versandt werden. Bestellungen sind an den ... neten Schriftführer zu richten. Die Empfänger der »Mitteilungen« ... werden um Angabe der Zeitungen gebeten, die Sprachecken ... gerichtet haben.

Oberlehrer Wappen...
Plön (Holstein).

Die Schriftleitung und das Werbeamt bitten ... alle Zuschriften, die die Zustellung der Zeitschrift ... Beihefte betreffen, unmittelbar an die Geschäftsstelle ... A. D. Sprachvereins, Berlin W 30, Motzstr. 78, ...

Briefe und Zusendungen für die Vereinsleitung sind zu richten an den Vorsitzenden, Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und Beitrittserklärungen (jährlicher Beitrag ..., wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert ...) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die Zeitschrift an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 52, Paulstraße 10,
für die Wissenschaftlichen Beihefte an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das Werbeamt an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) ...
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 4 April 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats nd wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 3 ℳ. jährlich bezogen werden.

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein in Bayern.

Bis vor kurzem hatte der Deutsche Sprachverein in unserm peitgrößten Bundesstaate, dem Königreich Bayern, nur wenig uß gefaßt. Noch vor Jahresfrist zählte er dort bloß drei Zweigreine, nämlich die Vereine in Augsburg, Nürnberg und n großen Zweigverein München, der zu den ältesten gehört er ist bereits 1888 gegründet worden — und in all den ıhren stets eine rührige Tätigkeit entfaltet hat. Dazu kam im rigen Jahre als vierter der Zweigverein Fürth, der im verngenen September mit kaum 30 Mitgliedern ins Leben trat, in r kurzen seither verflossenen Zeit aber bereits die stattliche Mitederzahl von nahezu 150 erreicht hat.

Aber nicht nur in Fürth, sondern in ganz Bayern zeigt) in jüngster Zeit eine höchst erfreuliche wachsende Teilnahme den Bestrebungen des Sprachvereins. Beschränkt sich die Zahl r bayerischen Zweigvereine einstweilen auch noch auf die gennten vier,[1]) so sind dem Gesamtvereine dafür um so mehr nzelmitglieder aus allen Schichten der Gesellschaft beigetreten d zwar als unmittelbare Mitglieder: Persönlichkeiten der schiedensten Berufsklassen, Beamte aller Gattungen und Dienstıde, Offiziere und namentlich, was für eine wirksame Tätig- und für die Zukunft eines Vereins, der die Pflege der utschen Sprache auf seine Fahne geschrieben hat, von der ßten Bedeutung ist, zahlreiche Mitglieder aus allen Klassen bayerischen Lehrerschaft. An manchen Orten ist damit der ındstock zur Bildung neuer Zweigvereine bereits vorhanden, und dürfen hoffen, solche in nicht zu ferner Zeit in größerer Zahl Leben treten zu sehen.

Einen nicht zu unterschätzenden Anteil an diesem günstigen ndel hat unzweifelhaft die tatkräftige Förderung, die unsern trebungen schon seit Jahren von den bayerischen obersten atsbehörden zuteil geworden ist. In einer Entschließung vom April 1901, betr. die Vereinfachung des schriftlichen Verkehrs den Behörden, hat das Königl. Staatsministerium u. a. ausklich angeordnet, daß entbehrliche Fremdwörter vermieden und h gleichwertige gute deutsche Ausdrücke ersetzt werden sollen. Unterrichtsminister hat dann später im Anschluß an den Erlaß des neuen Regelbuchs für die deutsche Rechtschreibung nochmals betont, daß diese Vorschrift mehr noch als bisher beachtet werden soll. Nach neueren Zeitungsnachrichten hat sich das bayerische Staatsministerium mit der Frage vor kurzem wiederum zu befassen Gelegenheit gehabt, und der jetzige Verkehrsminister Ritter v. Frauendorfer hat hierauf »grundsätzlich dahin Stellung genommen, daß im Bereiche der Staatseisenbahnverwaltung von der Anwendung fremdsprachiger Bezeichnungen künftig nach Möglichkeit Umgang zu nehmen sei«. Zugleich hat der neue Minister die Eisenbahndirektionen beauftragt, eine Zusammenstellung derjenigen Änderungen vorzulegen, »welche bezüglich der zusätzlichen Benennung von Stationen und der Bezeichnung von Dienststellen usw. hiernach in Aussicht zu nehmen wären.« Damit sind die Arbeiten zur Erzielung einer größeren Reinheit der Sprache auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens auf einen praktischen Weg geleitet, und der Umstand, daß auch die nachgeordneten Dienststellen zur Mitarbeit bei dieser Tätigkeit zur Verbesserung der Fachsprache herangezogen worden sind, wird — daran ist nicht zu zweifeln — weitgehende segensreiche Folgen haben. Selbstverständlich wird man dabei den Auswüchsen eines regelwidrigen, schwülstigen und häßlichen Amtsdeutsch in Dienstvorschriften, amtlichen Kundgebungen, Berichten usw. — den Sünden wider Geist und Wesen der deutschen Sprache — ebenso kräftig zuleibe gehen, wie den entbehrlichen Fremdwörtern.

Neuerdings hat der Zweigverein München die besondere Freude, auch die Mehrzahl der gegenwärtigen bayerischen Staatsminister zu seinen Mitgliedern zu zählen. Der Minister des Königlichen Hauses und des Äußern, Vorsitzender im Ministerrate, Freiherr v. Podewils, der Justizminister Ritter v. Miltner, der Unterrichtsminister Dr. Ritter v. Wehner und der Verkehrsminister Ritter v. Frauendorfer sind dem Münchener Verein vor kurzem beigetreten. Außerdem gehört ihm, wie schon mitgeteilt wurde, der frühere Justizminister Dr. Freiherr v. Leonrod an, ferner der Generaldirektor der bayerischen Staatsbahnen Staatsrat Ritter v. Ebermayer, die Reichsräte Oberlandesgerichtspräsident v. Thelemann und Universitätsprofessor Dr. v. Bechmann u. a. m.

Der Ministerpräsident Freiherr v. Podewils hat seinen Beitritt dem Vorsitzenden des Gesamtvereins, Geh. Oberbaurat Sarrazin, in folgendem Schreiben mitgeteilt, dessen Wiedergabe uns freundlichst gestattet worden ist.

1) Unter den übrigen größeren deutschen Bundesstaaten zählt rttemberg 4, Baden 7, Hessen 5 und allen voran chsen 21 Zweigvereine.

München den 19. Februar 1904.

Sehr geehrter Herr Geheimer Oberbaurat!

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung des gefälligen Schreibens vom 23. vor. Mts. ergebenst in Kenntnis zu setzen, daß ich dem Zweigverein München des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins als Mitglied beigetreten bin. Ich benütze gern diesen Anlaß, um Euer Hochwohlgeboren zu versichern, daß der Zweck des Vereins, das Kleinod unserer Muttersprache von entbehrlichen fremden Ansätzen zu reinigen und das sprachliche Gewissen bei ihrem Gebrauche zu wecken, jederzeit auf meine wärmste Anteilnahme rechnen darf.

Wer im Ausland gelebt und der verhältnismäßig größeren Reinheit anderer Kultursprachen sich bewußt geworden ist, und wer den Gebrauch der deutschen Sprache im wissenschaftlichen, amtlichen und gesellschaftlichen Leben aufmerksam verfolgt, wird nicht leugnen können, daß für die Bestrebungen des Vereins in beiden Richtungen noch ein weites Arbeitsfeld offen liegt.

Möge diesen Bestrebungen, deren besonnene Beschränkung auf das Notwendige und Erreichbare besonders anzuerkennen ist, ein reicher Erfolg beschieden sein. Mit diesem Wunsche bin ich in ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

Frhr. v. Podewils.

Zum Schluß möge noch eine erfreuliche, ebenfalls aus Bayern stammende Mitteilung hier Platz finden. Nach einer Anzeige des Königl. Amtsgerichts München I an den Vorsitzenden des Gesamtvereins hat der am 2. Februar d. J. daselbst verstorbene Oberstleutnant a. D. Ferdinand Petri dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein 3000 Mark vermächtnisweise zugewendet, und zwar hat der Stifter, was als besonders zweckmäßig anzuerkennen ist, dem Sprachverein diesen Betrag ohne beschränkende oder einengende Klauseln hinsichtlich der Verwendung der Spende vermacht. Der Sprachverein wird dem hochherzigen Vermächtnisgeber, der Mitglied des Zweigvereins München war, in herzlicher Dankbarkeit stets ein ehrendes Andenken bewahren und die Gabe, der sich noch manche weitere anschließen möge, im Sinne des Stifters zum Besten der großen, vom Verein vertretenen Sache treu verwalten.

Dorpater Studentendeutsch.

(Schluß.)

Indem ich mich nun den Erscheinungen in der Dorpater Studentensprache zuwende, welche außerhalb der genannten Gruppen für eigenartig gelten dürfen, sei zunächst die Frage aufgeworfen, inwieweit der Student den übrigen Landessprachen Wörter entlehnt hat. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß solche Eindringlinge aus dem Russischen, Estnischen und Lettischen nur eine kleine Sippe bilden, die sich zudem selten auf das innere organisierte Studentenleben bezieht. So pflegte eine gemeinsame Lustfahrt aufs Land oder die gemeinsame Postfahrt von 4—12 und mehr Kommilitonen zur Universitätsstadt »Podrett«[1]) genannt zu werden, und der verantwortliche Leiter, welcher die gemeinsame Reisekasse verwaltete und alles Geschäftliche regelte, hieß der »Podrettschik«. Denn der Russe versteht unter einem podrjädtschik (подрядчикъ) einen Unternehmer, der vertragsmäßig
eine Lieferung oder Arbeitsleistung übernimmt, und der
vertrag heißt podrjäd (подрядъ). Das nach Dörptischen
unstudentische, trotzdem nicht selten geübte Kartenspiel
dem Ausdruck Karten knuien (wohl vom russ.
= biegen abzuleiten) gebrandmarkt. Wer ferner auf
boden eine ungewöhnliche Körperkraft an den Tag legt
bewundernd ein »Kraftpodole« oder schlechthin »Po
nannt, ohne Zweifel in Erinnerung an die durch
Kraft ausgezeichneten podolischen Stiere.

Ebenso selten sind in der Studentensprache Ausdrücke
Herkunft. Allgemein gebräuchlich und zweifellos vom
geprägt ist der Gattungsname Kulle für einen estnischen
insbesondere den Rosselenker. Ursprünglich = hör!
Wort, um besagten dienstbaren Geist zu beschwören, dann
mißverständlich zum beugungsfähigen Hauptwort erhoben,
hatten eine Prügelei mit den Kullen, ich mietete mir einen
diente wohl gar als Schimpfwort = Bauer.

Weniger wahrscheinlich ist von vornherein der
Lettischen, da die nördliche Sprachgrenze etwa 80 km
Dorpat verläuft. Doch wer da weiß, welche wichtige
Sprache auf den Edelsitzen und in den Pfarrhäusern
wie dort die Kinder selbst in adligen Häusern vielfach
drittes, viertes Lebensjahr nur oder doch vorwiegend
sprechen, so daß die Sprache des Volkes etwa wie in
burg das Platt auch dem gebildeten Deutschen lieb und
wird, der wird es natürlich finden, daß sie auch die
kurischen Studenten und damit die Studentensprache
beeinflußt. Lettischen Ursprungs dürfte das Verbum
sein, das das blinde Drauflosschlagen mit dem Rappier
Von angesehener Seite wird es mit lett. dräst = schnitzen,
aber auch prügeln, hauen in Beziehung gebracht.
Lettischen stammt wohl auch die Vorliebe für die
in Tätigkeitswörtern. So wurde nicht nur wacker einge
eingeschmort (schmoren = zechen, auch in Zusammen
wie Schmorbruder, sein Geld verschmoren, eine
ausrichten), eingefordert, dem Fuchs ein Schoppen
eingerieben und das Kolleg eingeschissen (geschwänzt
es wurde auch eingerissen (statt des gewöhnlichen
= kontrahiert), eingeschwänzt, eingeredet, einge
Das »ein-« hat somit vielfach seine sinnliche Bedeutung
und dient bloß zur Verstärkung des Tätigkeitsbegriffs.

Überhaupt macht die Dörptsche Burschensprache
ausgiebigen Gebrauch von zusammengesetzten Zeitwörtern,
wenig dazu beitragen, ihr eine eigenartige, oft sehr
Färbung zu geben. Man vergleiche die Reihe: sich an
(Donner = Rausch; er hat einen Heidendonner), andu
duseln, ansaufen, ansaugen, antrinken, ankneipen
knüllen, anpicheln (Kluge: pichen), anreißen,
doch alle nach dem Satze: »lieb Kind hat viele Namen
einer Tätigkeit gelten; ferner die gleichbedeutenden
anpumpen, anquetschen, anziehen, einen Puff an
sodann: anrempeln (rempeln Kl.), anschimpfen,
eine Mensur verabreden (ich habe N. N. angehängt d. h.
Ehrengericht eine Entscheidung durch Waffen gefordert
hänge mit N. N.« sagt man gleichfalls nach abgehaltenem
gericht) oder scherzhaft: anbummeln; endlich auf der
antakeln (neben takeln), anhauen (vom ersten Hieb),
(die erste Berührung der gegnerischen Klinge). Der
aus der Gesellschaft der Alten ausgeaast (aasen =
ausgefroren, ausgeschunden, worauf er seinen
aufzulassen oder aufzukrachen (= aufbrummen)

---

1) Die weder bei Kluge noch bei Kleemann verzeichneten Wörter sind gesperrt gedruckt.

:iteres verständlich sind ferner die Ausdrücke: dem Gegner über- gen (verwunden), und mit dem Saufen abkorken oder ab- .eifen.

Für recht harmlos gilt das derbe Wort Luder und das ihm ınverwandte Aas, sie spielen im Verkehr mit den Füchsen eine wisse Rolle: man treibt mit ihm sein »Schindluder«, man ıst ihn, man bedarf sogar eines Burg- und Podrettluders, :e sich einstmals hohe Herren einen Prügelknaben oder einen ›fnarren hielten. Verschiedene Bezeichnungen gibt es ferner für n Fuchs. Seine Jugend soll wohl durch die Kosenamen chnoddernase und Schnoddergurke, Fuchsblüte, auch ›ß »Gurke« oder Blüte angedeutet werden, woneben sich die ›wechslungen »Fuchsschnauze, Schnute« und (neu) Krähe ıden.

Die sonstigen Abstufungen des Burschenalters vom »krassen ıchs« bis zum »steinalten und bemoosten Hause« sind von deutschen ıiversitäten übernommen, ebenso die meisten Chargen und deren :nennungen mit Ausnahme des schon erwähnten Oldermanns .d Branderhauptmanns sowie einiger anderer Ämter (Burschen- hter, Ehrenrichter, Fechtbodenvorsteher usw.). Eigenartig in c Anwendung dürfte auch die Bezeichnung Chargiertenkon- nt für den gesamten verfassungsmäßig geregelten Burschenstaat n, und daß man einen Burschen, der sein Examen hinter sich t:e, aber aus äußeren Gründen immatrikuliert blieb, Bursch- ıilister nannte.

Was nun den Bierkomment betrifft, so fällt auf, daß sich für 3 Burschengetränk selbst keine eigenartigen Benennungen erhalten ›en. Daß der Dorpater Student nur wenige Biersorten zu terscheiden hatte, erklärt sich aus den Verhältnissen. Er war eben ıt weniger günstig daran als etwa der Jenenser Student, dem Wahl zwischen 20 Bieren offen stand. Wenn dabei Kluge unter ıgesamt 143 Biernamen »die Lorche«[1]) im 18. Jahrh. für Liv- ıd bezeugt, so entsteht die Vermutung, daß auch in Dorpat :schiedene Biersorten unterschieden wurden, nur daß die Be- chnungen ein ebenso kurzes Dasein gehabt haben mögen wie neiniglich die Bierarten selbst. Von anderen Getränken mit ‚enartigen Namen sei erwähnt der Negus ein warmes Ge- ınk aus Rotwein, Wasser und Zucker gemischt, der Türke 'stehend aus Rosenlikör, darüber ein Eigelb und über diesem . Cognac), die Koseform Schälchen oder Zuckerschälchen : den Schnaps, endlich der in der Livonia seit Alters dem Trinkbrauch des »Fürsten von Thoren« gebräuch- ›e Kapschello (ein warmes Getränk aus Schokolade und ıtwein hergestellt). In bezug auf das Zutrinken, das »Vor- b Nachsteigen«, was beiläufig bemerkt aus dem gleichen Glase chah, unterschied man die kurische Art, wobei das Glas von n Vorsteigenden geleert und frisch gefüllt zum Nachsteigen ıtergegeben wurde (prosit kurisch!), und die »livsche« Art, der das Glas halbiert wurde. Die uralten Trinkgrüße pro- , schmollis, fiducit sind natürlich auch in Dorpat üblich, doch der Brauch des Zutrinkens dort weniger mannigfaltig. Recht nnigfach sind dagegen die Ausdrücke für die Wirkung der Ge- nke: ich nenne die harmlosen Wörter Strich, Schwips, Drän, ınner (bestrichen, beschwipst, angedonnert) sowie die Wen- ıgen: er ist Bombe (Kluge: Kanone), »voll wie eine Unke, aden, Leiche«, denen ich gleich die »Toten- oder Leichenkammer« :eihe, in der man auf Kommerschen die Opfer zu betten pflegte.

An Kneipstrafen ist die eigenartigste, die zum Glück mehr und mehr abzukommen scheint, der Wanzen, ein höllisches Gemisch von Rum schlechtester Sorte (Wanzenrum) mit lauwarmem Wasser, auch wohl Bier oder Schnaps, das seinen Namen dem widerlichen Geruch verdanken dürfte, denn die gelegentlich geäußerte Behauptung, daß in alten Zeiten der rohe Brauch bestanden habe, Füchse durch einen Aufguß eines gebrannten Getränks auf leibhaftige Wanzen zu strafen, ist ohne Zweifel sagenhaft. Bei Verabfolgung des Wanzens, wie überhaupt beim Einhängen eines Glases oder einer Flasche Bier wird dann das Lied gesungen:

Der Fuchs, der hat Verschiß gemacht, tralirum, larum, leiere,
Drum wird er billig ausgelacht, tralirum usw.
Zieh Fuchsschimmel, zieh im Dreck bis an die Knie!
Morgen woll'n wir Haber dreschen,
Dann sollst du die Häcksel fressen.
Zieh, Schimmel, zieh!

Gelang es aber einmal einigen Füchsen, eines Alten habhaft zu werden, der sich allein unter ihnen befand, so wurden die Türen geschlossen, und er durfte sich nun nicht weigern, seinerseits eine mit Bier gefüllte Käseglocke zu leeren, wozu der Chor der Füchse den Gesang anstimmte: »Die Glocken in dem Lande, die haben schönen Klang.« Man nannte diesen Brauch schlechthin die Glocke bringen oder einhängen. Wehe jedoch den Füchsen, wenn der also Überfallene im letzten Augenblick Hilfe erhielt, dann war der Bann gebrochen, und der Spieß wurde umgedreht, dann setzte es Wanzen größten Umfangs oder wohl gar eine Frühlingskur (neu), zu der sich der Fuchs allmorgendlich in der Wohnung des Oldermanns einzufinden hatte.

Im Gegensatz hierzu gab es Trinkbräuche der Belobigung und des Fuhrmanns, durch welche die verdienstliche Tat eines Fuchses beim Älteren ihre Anerkennung fand, ferner die »feurige Bombe« und das pro salute, durch welche ältere Burschen geehrt wurden. Sie alle waren von entsprechenden Liedern begleitet.

Die Sitte der Bierskandäler und ihre Formen sind von deutschen Universitäten übernommen: man unterschied den »Bierjungen«, den »Gelehrten« und den Kirchhof, dies wie es scheint eine landschaftliche Umbenennung und Umformung des deutschen »Gottesackers.« Doch während bei diesem acht Gläser geleert werden mußten (Kluge), ist dem strengeren nordischen Brauch erst Genüge geschehen, wenn einer der beiden Parten unter dem Tische lag. Zur Entschuldigung meiner Landsleute sei die Bemerkung gestattet, daß ich während meiner ganzen Studienzeit nur einmal Zeuge des rohen Brauchs gewesen bin, und damals waren die Beteiligten ein Russe und ein Lette.

Zum Schluß sei es gestattet, eine Mensur nach Dörptschem Brauch zu schildern, um so noch eine Reihe eigenartiger Ausdrücke der Studentensprache vorzuführen, die, im Zusammenhang der Rede gegeben, öfters eine umständliche Erklärung entbehrlich machen. Ein kurscher Juchzer (Konkneipant ohne Anspruch auf die Farben der Verbindung) geht mit einem rigschen Fechtbodisten (oder Fechtbodeur = [inaktives] Mitglied der Verbindung, das die Farben noch nicht erhalten hat; das geschah mitunter erst in späten Semestern, ja mancher durchaus ehrenwerte junge Mann schied von der Universität als Fechtbodenphilister) auf die Fläche, der Unparteiische ist ein Tschuche (Neckname für die Estonen nach dem russ. чухна́ [tschuchná] = Este). Der Kurländer hat mit seinem Parten auf dem Mussenabend (geselliger Abend auf der akademischen Musse, landschaftlich = Klub) gerissen. Zuerst hatten sie harmlos gepliggert (eine Pliggerei = Wortgefecht gehabt), zuletzt aber hatte der Rigenser dem anderen tüchtig aufgelassen (ihn belassen). Alles Koramieren (Sühnversuche)

---

1) Ist wohl nur das niederdeutsche lorke, lurke, das ein echtes Getränk, in Berlin Kaffee, bezeichnet. P. P.

war umsonst, und so tritzte der Kursche jenen vor seine Klinge. Der andere glitzte (glitzen = feige Auswege suchen, ist wohl von gleiten abgeleitet, wie schnitzen von schneiden) natürlich auch nicht, er hätte sich sogar am liebsten geknattert (geballert = geschossen), wenn das nicht gegen den Komment gewesen wäre. Während sie »hingen«, machte der Rigische, der seiner »Jungfernmensur« entgegensah, fleißig Scheinmensuren (Rappierjungen in Mensurtakelung) aus, und am Sonntag sollte der Skandal im Konventsquartier der Curonia vor sich gehen. Altem Brauch gemäß sang man am Sonnabend auf dem Fuchsabend die »drei Lilien«, ohne daß es freilich den Beteiligten mit dem Gedanken an das Grab Ernst war. Sonntags versammelten sich Parten, Offizielle sowie einige Schlachtenbummler im Konventsquartier. Die »Pudel« schienen keinen Wind bekommen zu haben. Während nun die Gegner in den Partenzimmern getakelt werden, kramt der Flicker, ein Rigorosist (Mediziner vor dem examen rigorosum), seine Instrumente aus. Nun treten die Parten auf die Mensur und tauschen den üblichen kühlen Gruß aus. Der Kursche, ein großer Podole, hat sich eine »Plempe« gewählt, der andere eine »Schilfklinge«. Nun ertönt das Kommando: »Bindet die Klingen! — Gebunden sind! — Los!« In den ersten Gängen kommt nichts heraus, ein Hieb pfeift durch, nur ein paar »Flache sitzen«. Dann heißt es auf der einen Seite: »Mein Gegensekundant stört«, und der Unparteiische bestätigt, daß der Sekundant sich nicht begnügt hat, die »Nachhiebe« (Hieb nach dem Halt) auszuheben, sondern daß er »vorgelegen« hat. Er muß also abtreten, und ein anderer tritt an seine Stelle. Der Kursche täppert (von tappen?) drauflos, was das Zeug hält, der Gegner legt verhängt aus, aber ihm wird die »Parade durchgehauen«, und er kriegt eine tüchtige »Quart« übergelegt. Doch der Flicker entscheidet, daß die Mensur fortgesetzt werden kann. Sechster Gang, bindet! — Halt, hat gesessen! — Saß nicht! — Hat nicht gesessen. — Sechster unterbrochener Gang, bindet! Los! — Halt! Das war eine »Finte«, hat aber gesessen. — Letzter Gang! Ein legaler Hieb und gut gemeint. Das wäre eine »Abfuhr« gewesen, aber da die Mensur zu Ende ist, braucht es niemand zu wissen. Ein Heftpflaster darauf, damit man meint, es sei nur ein »Kratzer« gewesen; das Nähen besorgen wir später, wenn wir wieder allein sind. Der Beleidigte hat Satisfaktion genommen, und alle Teile sind befriedigt. Es war eine »anständige« Paukerei, kein Teil hat gezeppt (Furcht gezeigt, ist gewichen). Nur darüber gehen die Meinungen auseinander, ob der Sekundant nicht einmal einen Nachhieb durchgelassen hat.

Man bleibt noch einige Stunden beisammen, und die Unterhaltung kommt bald in Fluß. Ein Rigischer weiß viel zu erzählen, wie sie vor acht Tagen auf einem Fuchstee (Teegesellschaft, d. h. gemeinsames Abendessen mit Füchsen) die Füchse geschunden haben. Die Kerls gingen ihnen nur zu früh durch die Lappen, indem sie das Fuchskolleg (hier müssen die Füchse ihrem Oldermann die aufgegebenen Burschenlieder aufsagen) zum Vorwand nahmen. Dafür wurden sie am Abend in ihren Betten geschrägt (steil gestellt) und ihr Waschgeschirr geplussert (plussern = zerbrechen, mutwillig zerstören, hängt wohl mit flussern, franz. pluser zusammen). Ein paar Tage darauf hätten sie Aufnahme (Wahl in den engeren Verband und Farbenverleihung) gehabt, und da sei es ein Oberspaß gewesen, wie die Taufväter ihre Neugeborenen gemopst (gefoppt, genurgelt, geaaft) hätten, ehe sie sie abdeckelten (den Farbendeckel aufsetzen). Ein anderer wußte zu erzählen, wie sein Burgflausch, der mit ihm in der Johannisburg (Haus eines gewissen Johannson) wohnte und eben erst für Tätlichkeiten auf zwei Monate gefahren war, zur Feier der überstandenen Ruckung [illegible] Knotenball einen Drill überfallen hatte. Er [illegible] »Pillendreher« überhaupt nicht leiden, und diesen am [illegible] weil er bei den Professoren leckte, und ihn einmal [illegible] (verleumdet) habe, was in seinen Augen unhonorig [illegible] »zum Schießen« (sehr spaßhaft) gewesen, wie der Kerl [illegible] Dose (= Besen) schnickerte (= schäkerte), und wie er [illegible] »Tanzbein schwang.« Nachher hatte es dann eine Keilere[illegible] wobei einige Scheiben eingetäppert wurden, und [illegible] war, daß er vom Prorex (Prorektor, Vertreter der [illegible] Gerichtsbarkeit) auf ein paar Tage eingesuppt, ein[illegible] wurde und den Schaden beblechen mußte. Der [illegible] drei Spon, Felle (= Rubelstücke).

Die vorliegende Übersicht mag gezeigt haben, daß [illegible] Dorpater Musensohn im Lauf eines Jahrhunderts [illegible] sprachbildend tätig gewesen ist. Hoffentlich wird der [illegible] zu Kluges Untersuchung nicht unerwünscht sein, vielleicht [illegible] legentlich das dort gebotene Verzeichnis ergänzen, indem [illegible] oder andere von mir erwähnte Wort als auch in [illegible] gebräuchlich erkannt wird.

Gebweiler i. E. Max [illegible]

Concern und Revirement.

»Concern« ist eine neue börsendeutsche Errungen[illegible] der die deutsche Sprache erst vor ein paar Jahren bereic[illegible] ist. Da hieß es einmal in den Zeitungen: »Die zum [illegible] Kreditanstalt-Kummer gehörigen Werte nähern sich meh[illegible] dem Nullpunkt«; dann kamen der »Trebertrocknungs-[illegible] und der »Spielhagen-Concern« und viele andere, und [illegible] man [von der »Verschmelzung mehrerer großer [illegible] einem 800 Millionen Mark Kapital umfassenden [illegible] Also die »Gruppe« ist schon lange kein »erstklassiges« [illegible] mehr, das »Syndikat« hatte ihr den Rang abgelaufen[illegible] wird dieses wohl mit dem »Concern« einen Wettla[illegible] müssen, bis eins von beiden zu Tode gehetzt und [illegible] gebracht ist, — oder auch beide, so daß dann wieder [illegible] Fremdwort zum Ersatz herangeholt werden kann. Der [illegible] — (oder heißt es etwa »das Concern«? ich [illegible] weiß es nicht; vgl. dazu Ztschr. 01, 344/6) — steht [illegible] in den Fremdwörterbüchern: Campe kennt nur »[illegible] ebenso Heyse-Lyon (1893); bei Eitzen (1894), Hausdin[illegible] und Sarrazin (1889) fehlt auch dieses, ebenso beides [illegible] »Verdeutschungsbüchern« bis 1902; die dritte Auflage [illegible] dels« aber (1902) fügt den neuen Eindringling ein und [illegible] Verdeutschungen: »Angelegenheit, Sache, Geschäft; [illegible] meinschaft, Gruppe«. Daß der Eindringling ein Engl[illegible] braucht nicht erwähnt zu werden, ist doch Englisch imm[illegible] Trumpf bei der Einfuhr von Sprachwaren!

Und Revirement? Natürlich ein französisches [illegible] das wir aber schon lange haben, — wenigstens in den [illegible] wörterbüchern; aber wieviel Deutsche kennen es und wi[illegible] es heißt? Nun taucht es seit kurzem immer häufiger [illegible] Zeitungen auf, vielleicht infolge »offiziöser« Mitteilungen[illegible] unter der Überschrift »Diplomatische Revirements« [illegible] Versetzungen und Ersetzungen einiger »Legationssekretäre« [illegible] oder es wird von »Revirements in der Provinzialver[illegible] oder von »Revirements bei den obersten Justizbehörden« [illegible] und dann immer von Verschiebungen berichtet. Was [illegible] »Revirement«? frage ich nochmals. Die meisten werden [illegible] »erraten«, wenn sie den Inhalt der ganzen Sätze kennen [illegible]

haben, die es gewöhnlich einleitet, und »Verschiebung« oder ähnliches scheint mir die passendste Verdeutschung zu sein. Nichts ähnliches aber bieten die Fremdwörterbücher; Campe, Hausding und Sarrazin haben das Wort nicht, Heyse-Lyon aber bietet folgende Verdeutschungen: »Schiffersprache: das Wenden eines Schiffes; Kaufmannssprache: die Abrechnung zwischen mehreren Schuldnern und Gläubigern durch Übertragung und Ausgleichung; im französischen Staatsleben: die Verwendung der Überschüsse eines Etat-Titels zu anderweitigen, nicht im Etat vorgesehenen, oder doch nicht bewilligten Ausgaben«; — und Eitzen verdeutscht: »Ab- und Zuschreibung(en); Übertragung(sverkehr); Abrechnung«. Und von unseren Verdeutschungsbüchern ist es wieder nur eins, diesmal »Die Amtssprache«, das das Fremdwort aufweist, mit den Verdeutschungen »Übertragung, Abrechnung«. Also nicht einmal hier, wo man es erwarten müßte, ist die Bedeutung erwähnt, in der es jetzt vielfach gebraucht wird; ist diese nun ganz neu, oder ist sie schon älter, aber ein Geheimnis der Sprache einer besonderen Kaste, das selbst unser findiger Landgerichtsrat Bruns nicht entdeckt hat? Von allen jenen Erklärungen und Übersetzungen würde ja nur »Abrechnung« zur Not den Begriff wiedergeben, der jetzt mit »Revirement« verbunden wird; aber doch nur etwa dann, wenn es sich um »Strafversetzungen« handelte. Im Französischen aber hat das Wort allerdings noch eine vierte Bedeutung, die nun zu den drei von Heyse-Lyon beigebrachten hinzugefügt werden müßte, nämlich: »plötzliche Änderung, Glückswechsel, Umschwung«. In dieser wendet man jetzt dieses alt-neue Fremdwort an, das sicherlich von manchem Leser noch gar fälschlich mit »Revier« in Zusammenhang gebracht wird.

»Concern« und »Revirement« aber sind beides höchst überflüssige und sehr entbehrliche Fremdwörter, für die uns genug deutsche Ausdrücke zur Verfügung stehen.

Bonn. Wülfing.

Papa, Mama und Vater, Mutter.

Wenn ein Wort von einem Schriftsteller überhaupt angewendet oder in einer bestimmten Bedeutung gebraucht wird, so nennt man das einen Beleg für das Wort oder die bestimmte Bedeutung des Wortes. Wenn der Schriftsteller aber uns selbst irgend etwas über das Wort und seine Bedeutung mitteilt, etwa daß es ein allgemein oder nur in gewissen Kreisen übliches, in andern unübliches gewesen, daß es seltner gebraucht worden oder zu bestimmter Zeit in oder außer Gebrauch gekommen sei und dergleichen mehr — so nennt man einen solchen Beleg einen »redenden Beleg« nach dem hübschen Vorschlage Alfr. Götzes in Kluges Ztschr. f. deutsche Wortforschung 2 (1901), S. 277 ff. Hier ist ein »redender Beleg« für den Gebrauch von »Papa, Mama« gegenüber »Vater, Mutter« mitgeteilt. Der schweizerische Schriftsteller J. C. Heer erzählt in seinem »Joggeli« (2. Aufl. 1902, S. 201): Der Aufenthalt der internierten Franzosen in der Schweiz, der etwa zwei Monate dauerte [1871], war ein deutscher Sieg. »Vater« und »Mutter« kamen über »Papa« und »Mama« zu Ehren, die Kinder wurden nicht mehr »Jacques« und »Henri« gerufen, es war nicht mehr vornehm, französische Redensarten in deutsche zu mengen; wenn aber ein Wein sauer und schlecht war, wenn jemand nichts Tüchtiges leistete, nannte ihn der Volkswitz »Bourbaki«.

Wie lange diese Regung vorgehalten, erfahren wir nicht, aber daß die unmittelbare Belehrung über die Schätzung französischen Wesens, welche Bourbakis Truppen den Schweizern erteilten, so wirkte, ist wert gewußt zu werden. Das Schweizerische Idiotikon gibt (4, 225. 1415) keine Bestätigung, auch »Bourbaki« fehlt 4, 1535. Im Deutschen Reich hat es wohl auch ein unmittelbar den Krieg begleitendes oder ihm folgendes Aufleben solcher deutschen Sprachgefühle gegeben, aber ernsthaft setzte diese Bewegung doch erst sehr viel später ein. Heute steht, wie bekannt, die Sache so, daß Vater, Mutter entschieden als die vornehmeren gelten vor Papa, Mama. Paul Pietsch.

Kleine Mitteilungen.

Dem Zweigverein Berlin-Charlottenburg ist vor kurzem auch der neue preußische Kriegsminister Herr von Einem als Mitglied beigetreten. Der Berliner Verein hat nunmehr die Freude, **sämtliche preußischen Staatsminister** zu seinen Mitgliedern zu zählen.

— In den aus **Rudolf Hayms** Nachlaß herausgegebenen Erinnerungen »Aus meinem Leben« (Berlin, Gärtner 1902) steht S. 147 unter den Erwägungen, die dem jungen Gelehrten sein unbedingtes Vertrauen zu Hegel vollends erschütterten, auch folgende tiefe Betrachtung über die Sprache verzeichnet: »das... war der Gedanke, daß die Sprache nicht ein bloßes Verständigungs- und Ausdrucksmittel frei erzeugter Gedanken, sondern vielmehr eine schöpferische Macht sei, die den Gedanken trägt, indem sie ihn wie eine aus verborgener Tiefe hervorbringende Quelle speist. Die Sprache wurde mir ein Bedeutendes, ja Heiliges, dem als einer Offenbarung der Einheit von Geist und Natur eine Stelle neben Kunst und Poesie, neben Religion und Philosophie gebühre. Und nun schloß sich diese Ansicht von der Sprache bequem an einen anderen Gedanken an, der mich schon länger beschäftigte. Die ehrenvolle Stellung, welche bei Hegel das Schöne und die Kunst in unmittelbarer Nähe von Religion und Philosophie erhält, hatte schon längst kritische Zweifel in mir erregt. Sie galten dem bloß Scheinbaren aller Kunst, sofern dieselbe eine wirkliche Durchdringung von Idee und Wirklichkeit, der sinnlichen Anschauung und der Einbildungskraft uns vorspiegele, wogegen nun die Sprache eine zwar nie vollendete, aber gründlichere und ernstere Ineinsbildung des Leiblichen und Geistigen darzustellen schien.« — Gilt das, was hier von der Sprache schlechthin gesagt wird, nicht im besonderen von der Muttersprache? Und dazu zeigt die Fassung, daß sich auch das Tiefste ohne jedes überflüssige Fremdwort sagen läßt. Theodor Matthias.

— **Zur Rechtschreibung der Ortsnamen.** Den Freunden des heimgegangenen th wird es einen wehmütigen Trost gewähren, daß ihr Liebling nicht nur (wie selbstverständlich) in Familiennamen, sondern auch in Ortsnamen je den Platz behaupten darf, den es schon vor Inkrafttreten der neuen Rechtschreibung inne hatte. Wie der Berliner Lokalanzeiger (1904, Nr. 70 v. 11. Febr.) mitteilt, waren bei den Einwohnern von Rosenthal (bei Berlin) Zweifel aufgetaucht über die fernere Berechtigung des th in diesen Ortsnamen, und die Verfechter von »Rosental« beriefen sich auf die amtliche Schreibung »Röntgental«, den Namen einer Villenkolonie bei Zepernick. Aber diese ist eine ganz junge Gründung, die erst unter der Herrschaft der neuen Rechtschreibung und somit mit Recht auf -tal getauft worden ist. Dagegen müssen Rosenthal und alle sonstigen amtlichen -thal ihr th als Zeichen ihres höheren Alters weitertragen. Und zwar von Rechts wegen: so gut wie die Reste älterer Rechtschreibung, die viele Namen in die Gegenwart herübergebracht haben, nicht ohne weiteres abgeworfen werden dürfen, so auch dieser nicht. P.

— Von vornherein ist in dieser Zeitschrift (vgl. 1903 Sp. 299. 181) das Wort **Veterinär** hauptsächlich deshalb bekämpft worden,

weil es in großen Teilen des Landes ganz **unbekannt und unverständlich** ist. Dabei war zunächst nur an Mittel- und Süddeutschland gedacht; es gilt aber ebenso für den Norden[1]), wie aus einem lustigen Festgesange hervorgeht, der, verfaßt von Schlachthofdirektor **Falk** (Stettin), bei einem Mahle der tierärztlichen Vereinsvertreter zu Berlin gesungen worden ist und nun von der »Berliner Tierärztlichen Wochenschrift« veröffentlicht wird. Für das Heer kommt ja die darin ausgesprochene Warnung zu spät, denn da ist bekanntlich dem deutschen Roßarzt amtlich schon der Garaus gemacht worden (vgl. Sp. 20/21); aber die Tierärzte außerhalb des Heeres hält sie vielleicht davon zurück, die Kollegen im bunten Rock um den Schein des lateinischen Titels zu eigenem Schaden zu beneiden, und jedenfalls sind die Verse lustig: Grund genug, sie auch unsern Lesern bekannt zu machen. Sie lauten:

»Soweit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Nennt man beim deutschen Militär
Den Roßarzt jetzt **Veterinär**.
Die Freude ist gewaltig groß,
Man ist den ‚Roßarzt' endlich los.
Stolz klingt es nun vom Fels zum Meer
Hier Unter-, Ober- und Stabsveterinär.

Dor kümmt en Bur nah de Stadt herin,
De hett to Hus en krankes Swin,
En anner hett en krankes Pird,
Nu kiekt de Kirl un döst un irrt
All stunnenlang in de Stadt herüm.
Keen Roßarzt dor? Dat is sihr schlimm, —
Een Roßarzt wohnt hier doch nich mehr,
Hier wohnt en ‚Korpsstabsfetrinör'!

Üm sine Angst doch wat tau stillen,
Köft hei bi den Apteiker Pillen,
Indes tau Hus dat Swin und Pird
Tausamen segnen de dütsche Ird,
Dat kranke Swin un de kranke Schimmel
Verdusten in den zoolog'schen Himmel.
De Bur verliert dor Rock un Hof',
Und de Roßarzt is en Kunnen los!

Und die Moral von der Geschicht:
Verwerft die deutschen Schilder nicht;
Wenn ihr euch auch ins Fäustchen lacht,
Euch hat der ‚Tierarzt' groß gemacht.«

Vor kurzem war der fremde Titel auch in der Militärkommission des Reichstags (Sitzung v. 9. Febr.) mit Hinweis auf seine Vorgeschichte teilweise sehr abfällig beurteilt worden. Im Anschluß daran erschien in der Deutschen Zeitung (18. Februar 1904) eine besondere kleine Erörterung darüber, nicht in der Absicht den Tadel zu bestärken, aber doch mit der Wirkung. Denn die Hauptergebnisse heben den Begriff des Wortes »Veterinär« gewiß nicht hoch, und daß das Wort »nicht gerade schön und verständlich noch weniger sei«, gibt der Verfasser selbst zu. Er leitet das Stammwort veterinus von vehere (ziehen) ab (pecus veterina das Zugvieh), berichtet, daß die griechischen medici veterinarii bei den Römern der Republik wenig und die späteren der kaiserlichen Heere nicht viel mehr geachtet gewesen. Im Latein des Mittelalters stieg dann das Wort von dem ohnehin nicht hohen Platz noch einige Stufen herab, um endlich dennoch dem tierärztlichen Hochschüler als stud. med. vet. den Firnis klassischer Latinität zu verleihen. So ist das schöne Wort ein wenig verkehrt, nicht sehr geehrt, — aber doch grundgelehrt.

1) Soeben bringt auch die Frankfurter Zeitung (Nr. 79 vom 19. März) eine Ausführung über den »Veterinär«, natürlich zugunsten des fremden Titels, der den Tierärzten ja auch in »Österreich, Frankreich, Italien und England zustehe«. Darin erfährt man, daß sich in der Reichstagssitzung am 15. März der Abgeordnete Dr. **Arendt** über die Einführung des Fremdwortes beschwert hat mit dem Hinzufügen, daß in der Budgetkommission niemand recht gewußt habe, was das Wort bedeute. Dem gegenüber stellt das Blatt zum Schluß ganz beiläufig die entgegengesetzte Behauptung auf, der Veterinär sei »**dem großen Publikum schon längst verständlich und bekannt**«. Es wäre von Wert genau zu erfahren, für welche Landschaften das gelten soll.

— Klagen über die **deutsche Handelssprache** sind auch außerhalb des Sprachvereins schon öfter laut geworden; wir erinnern nur an die wiederholten Äußerungen des Schweizerischen Kaufmännischen Zentralblattes (vgl. Zeitschr. 1902 Sp. 149). So berichtet der Brünner Tagesbote (Nr. 103 v. 2. März) über einen dort im Frauenbund vor einer großen Zuhörerschaft gehaltenen Vortrag von Prof. Dr. Silbermann, der in bezug auf Fremdwörter der Handelssprache neben der Überflüssigkeit und Unschönheit vor allem die durch sie verschuldete Unklarheit des Ausdrucks an vielen schlagenden Beispielen dargetan hat. Aber auch die anderen Mängel des Kaufmannsdeutsch, unrichtige Wortbildungen besonders bei neuen Benennungen, falscher Satzbau, veralteter Formelkram, wurde, nach den kurzen Angaben des Blattes zu schließen, in dem Vortrage behandelt, und der Tadel fand allgemeine lebhafte Zustimmung.

— Bezeichnend für den **Widerstand gegen die deutsche Sprache** unter den deutschen Polen ist es, daß sich die Regierung in Bromberg zu besonderen Maßregeln genötigt gesehen hat, um den Polen die Ableugnung der deutschen Sprache vor Gericht zu erschweren. Sie hat nämlich durch eine Verfügung vom 29. Januar bestimmt, daß künftig sämtliche Schulkinder des letzten Jahrgangs vor ihrer Entlassung kurze Lebensläufe nach bestimmten Angaben niederschreiben, die als eigenhändige Arbeit des Kindes bescheinigt und sorgfältig aufbewahrt werden, um später in zweifelhaften Fällen zum Ausweise zu dienen.

— Unter der Überschrift **Päpstliche Diplomatie und deutsche Sprache** beklagt es die Kölnische Volkszeitung (Nr. 186 vom 6. März d. J.) mit Recht als einen bedenklichen Mangel, daß die auf einen deutschen Posten berufenen Nunzien und Nunziaturbeamten nur selten der deutschen Sprache mächtig seien. Während langer Jahre habe man in München nur einmal einen Nunzius gekannt, der die deutsche Sprache einigermaßen verstanden und zu gebrauchen gewußt. Von den »Uditoren« der letzten Jahrzehnte hätten mehrere eine leidliche Kenntnis des Deutschen besessen, aber zum vollen Verständnis deutscher Verhältnisse habe sie nur selten ausgereicht. Schon in einer früheren Nummer (179 vom 1. März) desselben Blattes war darüber geklagt worden, daß alle Eingaben und Denkschriften aus Laienkreisen nach Rom in französischer Sprache abgefaßt sein müssen, wenn der Verfasser sicher sein will, genau verstanden zu werden, und daß überhaupt gerade die Deutschen im Vatikan bei den hohen kirchlichen Würdenträgern der Sprache wegen am meisten Schwierigkeiten fänden. Man hofft, daß unter dem jetzigen Papst die Accademia dei nobili ecclesiastici, auf der die jungen römischen Priester für den diplomatischen Dienst ausgebildet werden, zu dem längst vorhandenen Unterricht im Französischen und Englischen auch die deutsche Sprache als Lehrfach aufnehmen werde.

— Die **Engländerei** gedeiht anscheinend in manchen Kreisen lustig weiter. Eine Anzahl Beispiele bietet in letzter Zeit der Anzeigenteil der Kölnischen Zeitung. Da preist sich zunächst in Wien eine »Pension Anglo-Americaine« an, die nicht nur »mit vornehmstem Luxus und Komfort ausgestattet« ist und einen französischen Koch besitzt, sondern ihren Gästen auch »während Five o'clock tea Concert« bietet. Damit sich aber nur ja kein Unberufener in den feinen Kreis dränge, heißt es zum Schluß dick

gedruckt: »For the High life only«. Da ein Teil der Anzeige deutsche Worte enthält, ist nicht anzunehmen, daß sie etwa nur für Engländer und Amerikaner bestimmt sei. — Nachdem nun der »five o'clock tea« einigermaßen Heimatrecht in der deutschen Sprache erlangt zu haben glaubt, drängen gleich andere englische Ausdrücke nach. Warum auch sollte unter den Mahlzeiten allein der Nachmittagtee ein so vornehmes Gewand tragen? Lunch ist ja allerdings auch manchem schon nicht mehr ganz ungeläufig. Aber jetzt fängt man hübsch der Reihe nach mit dem ersten Frühstück an. Und so führen nun als neueste Errungenschaft die Herren C. und D. Thomas in Frankfurt a. M. »Echt engl. Breakfast-bacon à Pfd. ℳ. 1,80«. Bezeichnend für die Art des Vordringens fremder Ausdrücke ist auch, daß am 14. Januar in der betreffenden Anzeige noch klein gedruckt in Klammern die deutsche Übersetzung »engl. Frühstücksspeck« beigefügt war, während es am 19. Januar bei der Wiederholung der Anzeige einfach heißt: »Breakfast, bacon«, wobei vielleicht auch der Ersatz des Bindestrichs durch ein Komma auf Rechnung eines sprachgewaltigen Commis (Clerk müßten wir wohl folgerichtig im neuesten Deutsch sagen!) der Herren C. und D. Thomas zu setzen ist. — Ein anderes Beispiel ist der neue, in einer Luftsaugevorrichtung bestehende Teppichreiniger, der vor kurzem im Stadttheater zu Köln vorgeführt wurde. Die Gesellschaft, die den Vertrieb des Reinigers in Händen hat, nennt ihn geschmackvoll und für jeden klassisch Gebildeten verständlich »Vacuum-Reiniger«; noch geschmackvoller aber nennt sie sich selbst »Vacuum-Cleaner Gesellschaft m. b. H.«; wohlgemerkt ist es eine deutsche, nicht etwa eine englische Gesellschaft. — Alles das könnte ja lediglich erheiternd wirken, wenn nicht die Häufung derartiger Beispiele doch zu beschämend für uns Deutsche wäre. Wilh. Schmidt (Essen).

— **Dänisch-deutsches Sprachgemisch.** Unwillkürliche Anlehnungen an fremde Sprachen sind an den Sprachgrenzen oder bei dauerndem Aufenthalt in der Fremde natürlich und kein Grund zu Tadel. Ein Einfluß des Dänischen auf das Deutsche an der Grenze ist vorm Jahre in dieser Zeitschr. Sp. 304 bei dem Ausdruck »leiderbessen« festgestellt worden. Ganz anders aber verhält es sich mit der abscheulichen Sprachmengerei, vor der das »Kopenhagener Sonntagsblatt«, die einzige deutsche Zeitung in Skandinavien, die Deutschen Kopenhagens warnt. Beide stammverwandten Sprachen, schreibt das Blatt, haben ihre Vorzüge. Ein blauseidenes Kleid und ein rotseidenes können beide sehr schön sein. Wer sich aber ein Kleid zur Hälfte aus blauem und zur anderen Hälfte aus rotseidenem Stoff verfertigen läßt, kann sich darin nur als Harlekin sehen lassen. So verfährt, wer dänische Ausdrücke und Redewendungen einfach in deutsche umprägt. Statt »Springbrunnen« hört man: »Springwasser«. »Wie sind Sie mit Ihrer Gelegenheit zufrieden?« fragt man und meint damit, wie einem die Wohnung gefällt (dänisch Leilighed = Gelegenheit und Wohnung). Statt »Wie geht es Ihnen« hört man: »Wie haben Sie es, wie hat es Ihre Frau?« »Danke, im Sommer liegt sie auf dem Lande.« Aus »Geflügel« werden »Federkreaturen« und dergleichen. Ein Vagabund, der mich um eine Gabe ansprach, behauptete, er gehöre zur deutschen »Gemeinheit« (Menighed = Gemeinde). Nicht minder schön ist der Satz: »Fräulein, unschuld, ich bin den ganzen Tag auf Ihnen gelaufen.« Das soll heißen: »Entschuldigen Sie, Fräulein, ich bin den ganzen Tag umhergelaufen, um Sie zu suchen.« Hier liegt eine Verwechslung' von undskylde (entschuldigen) mit uskyldig (unschuldig) vor. Manche verwenden einfach dänische Wörter, essen »Kodsuppe mit Boller« (anstatt Fleischsuppe mit Klößen), rote Grütze mit »Flöde« (statt mit Sahne) und trinken nur »einen Bajer« dazu, mehr würde ihnen »Hauptpein« (Kopfweh, dänisch: Hovedpine) verursachen. Gibt es Fisch, sagen sie ruhig: »Gnädige Frau, legen Sie nur Ihre Beine neben den Teller« und meinen die Fischgräten (dänisch: been) damit. Keinem Dänen würde es einfallen, seine Muttersprache so zu verunstalten.

— **Zur Pflege der deutschen Sprache im Auslande.** Um die zahlreichen Deutschen, die Italien bereisen, auf die Sehenswürdigkeit der Grotte von Monsummano aufmerksam zu machen, befindet sich auf dem Bahnhof in Pistoja ein Schild, das neben der italienischen, französischen, englischen, sprachlich durchaus richtigen Aufschrift folgende deutsche Worte trägt: »Lasset nicht Florenz ohne besuchen die wundervolle Grotte Giusti in Monsummano. Fahrkarte mit Retour 5,90 Frcs.« Ein Seitenstück dazu gibt die »Internationale Eisenbahn-Schlafwagen-Gesellschaft« auf ihrem Preisverzeichnis der Linie Paris—Lüttich, das französisch und deutsch nebeneinander und das Deutsch im übrigen ganz richtig schreibt bis auf die Form aufwärts und den hübschen Satz »Mahlzeiten a la carte und Getranke gemaß der in das Wagen ausgehängter preis verzeichnisses«.

Ganz in diesem Stil verfaßt ist ein gedrucktes Rundschreiben des Musée d'Histoire Naturelle in Paris, das der Frankfurter Zeitung (Nr. 43 v. 12. Febr.) von einem Empfänger übersandt worden ist. Es ist vom 25. Janvier 1904 und lautet:

»Geehrter Herr und lieber Mitbruder,

Die naechste Reihe der temporare Ausstellung der geologischen Actualitäten wird den künftigen April Monat eröffnen.

Zu dieser Gelegenheit erlauben Sie mir, Sie zu benachrichtigen daß wenn Sie haben, in Beziehung auf Ihrer letzten Arbeiten, Documente so wie Felsen- oder Fossile-Stucke, Karten, Zeichnungen, u. s. w., welchen Sie dem Publikum geneigt wären mitzuteilen, so werde es mir ein Vergnügen und zu dem Nutzen unserer Besucher für Sammlung einen Raum in unsere »Vitrines« zu machen.

Es versteht sich, daß wenn die Ausstellung zu Ende wird, — das heißt dem Ende des Monats Juni oder dem Anfangs Juli, — werden Ihnen die Documente punktlich wieder geschickt dennoch wenn Sie einwillig waren das Ganze oder Theilweise dem Museum anzubieten das wurde zu den jetzigen Sammlungen eingeschieben.

In der Hoffnung daß Sie einem Vorschlag günstig aufnehmen werden, da es konnte Ihnen interessant scheinen, in dem es die Ausbreitung Ihrer Erfolge unter den französischen Geologen erleichtert, ich bitte Sie, mein geehrter Herr, mein besser Empfehlung anzunehmen.

Der Geologie Museum Professor.«

Deutsche Fachgenossen des handschriftlich unterzeichneten französischen Gelehrten würden in ähnlichem Falle, falls sie sich nicht selbst der Sache ganz gewachsen fühlten, zur Abfassung eines französischen Briefes einen Sachverständigen zu Rate gezogen haben. Aber bei der Genügsamkeit des Deutschen in nationalen Ansprüchen an andere Völker bedeutet es doch immerhin schon etwas, wenn ein Franzose, um Deutschen mit einer Bitte zu kommen, das heutzutage in deutscher Sprache zu tun bemüht ist.

— **Eine Bitte um besseres Englisch** hat jüngst eine hervorragende naturwissenschaftliche Zeitschrift »Science« an ihre Mitarbeiter gerichtet und sie mit einer Zählung begründet, nach der von 100 wissenschaftlichen Arbeiten dem Stil nach nur 19 als gut, 57 als genügend und 24 mindestens als dürftig zu bezeichnen waren, unter diesen nicht weniger als 20 von Professoren an Universitäten oder Lehrern an wissenschaftlichen Schulen stammend. Danach scheint es um das Gelehrtenenglisch noch schlimmer bestellt zu sein als um das Gelehrtendeutsch.

— **»Pidgin-Englisch und Pidgin-Deutsch«.** Das scheint die Überschrift eines Aufsatzes von C. J. Voskamp (Tsingtau) im »Ostasiatischen Lloyd« zu sein, in dem dieser seine Erfahrungen

mit chinesischen Schülern bei Erlernung der deutschen Sprache mitteilt. Die Tägliche Rundschau vom 21. 2. 1904 bringt unter derselben Überschrift einen Auszug davon. Was ist aber Pidgin-Deutsch? Wenige werden wissen, was Pidgin-Englisch ist; es bezeichnet das Chinesen-Englisch, das Englisch, das die Chinesen sprechen, das anglo-chinesische »Patois«, die chinesisch-englische Mundart; mit pigeon (Taube), woran man vielleicht denken könnte, hat dieses »Pidgin« nichts zu tun, es stellt vielmehr die chinesische Aussprache des englischen business (Geschäft) dar. Sind wir nun berechtigt, danach das Deutsch der Chinesen Pidgin-Deutsch zu nennen? Nein! Dort an Ort und Stelle mag »Pidgin-Englisch« ein so geläufiger Begriff sein, daß man auch »Pidgin-Deutsch« versteht; in Deutschland aber und für Deutsche überhaupt hätte man es nur als »**Chinesen-Deutsch**« bezeichnen, den Aufsatz also »Pidgin-Englisch und Chinesen-Deutsch« überschreiben müssen, um sofort für jedermann klar und verständlich zu sein. Die Rundschau würde in einem eigenen Aufsatze wahrscheinlich auch so geschrieben haben. J. E. W.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

233) »Die zum Teil recht ansehnlichen deutschen Minderheiten in Lothringen können füglich dieselbe Berücksichtigung beanspruchen, die seit 1872 französische Minderheiten im gemischten Sprachgebiet erfahren haben, dieselbe Berücksichtigung, die Frankreich dem rein deutschen Sprachgebiet im Elsaß und in Lothringen aus denselben Gründen der staatlichen Notwendigkeit versagt hat, die das Deutsche Reich im Reichslande zugunsten der deutschen Amtssprache mit gleichem Rechte wird geltend machen können.« (Aus den Grenzboten mitgeteilt von Prof. Dr. Max Erbe in Eisenberg i. A.)

233) Die zum Teil recht ansehnlichen deutschen Minderheiten in Lothringen können füglich dieselbe Berücksichtigung beanspruchen, die seit 1872 selbst französische Minderheiten im gemischten Sprachgebiet erfahren haben. Auch Gründe der staatlichen Notwendigkeit können im Reichslande zugunsten der deutschen Amtssprache geltend gemacht werden, um so mehr, als Frankreich aus denselben Gründen dem rein deutschen Sprachgebiet im Elsaß und in Lothringen jede Berücksichtigung versagt hat.

Unklar; die zwei angeführten Gründe, nämlich der Grundsatz der Gleichberechtigung und die staatliche Notwendigkeit, werden nicht deutlich auseinander gehalten. Satzbau schleppend (die — die — die).

231) »Der Verfasser, über dessen die so lange über das Wesen der berüchtigten Aqua Tofana herrschende Dunkelheit aufhellende vortreffliche Arbeit schon an dieser Stelle berichtet wurde, hat —«. (Aus der Pharmazeutischen Zeitung mitgeteilt von P. Janzen in Freiburg i. B.)

234) Der Verfasser, dessen vortreffliches, die Dunkelheit über das Wesen der berüchtigten Aqua Tofana aufhellendes Werk schon an dieser Stelle besprochen worden ist, hat —.

Der Satz ist an sich richtig gebildet, aber beim ersten Lesen kaum verständlich, weil zwischen die zusammengehörigen Worte »dessen — Arbeit« so viele nähere Bestimmungen eingeschoben sind. Statt »berichtet — wurde« besser »berichtet worden ist«.

235) »Die Mosaiken waren in römischer Zeit (zu Trier) so beliebt, daß immer neue gefunden werden.« (Aus der wissenschaftlichen Beilage einer sächsischen Zeitung.)

235) Daß immer neue Mosaiken gefunden werden, beweist, wie beliebt diese in römischer Zeit waren.

Aus der Vorliebe der römischen Zeit für Mosaiken folgt nicht, daß diese jetzt noch gefunden werden, sondern umgekehrt: aus den jetzigen Funden kann man auf die Beliebtheit dieser Kunstübung in alter Zeit schließen.

236) »Das Wiedersehen der Frau mit ihrem leblosen Manne, der sie Morgens noch gesund und munter verlassen hatte, um einen Bekannten in R. zu besuchen, war ein herzzerreißendes.« (Aus dem Bericht einer rheinischen Zeitung über einen Radfahrer-Unfall.)

236) Herzzerreißend war der Jammer der Frau bei dem Anblick der Leiche ihres Mannes, der sie morgens noch gesund und munter verlassen hatte, um einen Bekannten in R. zu besuchen.

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. Dunger in Dresden-Plauen, Kaitzer Straße 125.

Bücherschau.

Festgabe für die dreizehnte Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu Breslau. Den Vereinsmitgliedern und Gästen gewidmet von dem Zweigverein Breslau. Breslau, W. G. Korn, 1903. 82 Seiten.

Die Ordnung der Bücher um die Jahreswende spielt mir auch dieses liebenswürdige Heft wieder in die Hände, das es längst verdient hätte, daß die Aufmerksamkeit gebührend darauf gelenkt wurde; denn ein Geschichtsschreiber landschaftlichen Schrifttums, ein feinsinniger Erläuterer und ein über staunenswert volle Kasten verfügender Wortforscher haben sich hier die Hände gereicht, um etwas Bleibendes zu schaffen. Hermann Jantzen läßt in lebendiger Darstellung die stattliche Reihe schlesischer Dichter von einem herzoglichen Minnesinger des 13. Jahrhunderts bis zu den heutigen Erzählern in Schriftsprache wie Mundart an uns vorüber ziehen. Der durch seine Aufsätze über Schiller rühmlich bekannte W. Fielitz gibt dem »Tasso« und seinem Ausgange eine sehr beachtenswerte Deutung, welche zwischen der Auffassung vom zusammenbrechenden und vom geheilten Tasso die rechte Mitte hält, indem sie zwischen dem Menschen und dem Dichter in ihm unterscheidet; und Albert Gombert weist für reichlich fünf Dutzend Schlagworte, z. B. »Altar des Vaterlandes«, »deutsche Gemütlichkeit«, »ehernes Lohngesetz«, »Mußpreußen«, »Scharfmacher«, meist weit älteren Gebrauch, als bisher angesetzt wurde, gelegentlich auch Vorstufen ihrer Bildung nach. Theodor Matthias.

Marie Oberdieck, Summer- und Wintersoaat, Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart. Berlin, Verlag von Ed. Trewendt, 1903. 182 S. Geb. 2 Mk.

Unsre schlesische Dichterin Marie Oberdieck hat ihren unter dem Namen Balsamindel veröffentlichten Gedichten und Erzählungen (vgl. Zeitschrift 1902 Sp. 111) eine ähnliche Sammlung als »Summer- und Wintersoaat« hinzugefügt. Die der ersten Sammlung in der Festgabe des Breslauer Sprachvereins für die 13. Hauptversammlung nachgerühmte einfache und natürliche Schlichtheit tritt auch in dieser zweiten Sammlung anmutend hervor. Die Verfasserin kennt Land und Leute in Schlesien aus liebevoller Beobachtung bis ins einzelne und kleinste, beherrscht vollkommen die landschaftliche Sprache und zeichnet hübsche, sicher abgerundete Bilder. Die einzelnen Stücke sind grundsätzlich au

geringen Umfang beschränkt, so daß sich auf 169 Seiten dreizehn Erzählungen finden. In ihrer Sprache schlägt die Verfasserin öfters, wenn es der Gegenstand so mit sich bringt, einen recht kräftigen Ton an, so in der Erzählung »Uf der Förschterei« und in der »Herzenserleichterung« des letzten Gedichtes; aber sie wahrt stets die Grenze des Schicklichen, auch des weiblich Schicklichen, und darum kann sie auch das Büchlein ihrer lieben Schwester zueignen. Die meisten dieser Stücke sind schon auf ihre Wirkung in öffentlichem Vortrage erprobt und können daher auch in dieser Hinsicht wenigstens den schlesischen Sprachvereinen empfohlen werden. Vgl. die Mitteilung aus dem Zweigverein Breslau Sp. 54/5. Gbt.

Paul Herrmann, Nordische Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. Mit 18 Abbildungen im Text. Leipzig, W. Engelmann, 1903. XII, 634 S. 9 ℳ; geb. 10,20 ℳ

Die neuere Forschung über germanische Göttersage hat erkannt, daß eine scharfe Unterscheidung nordischer und deutscher Zeugnisse not tut. Die Eigenart nordischer und deutscher Überlieferung ist größer und wichtiger als die gemeingermanische Grundlage. Früher hatte man, gestützt auf höchst zweifelhafte Anklänge deutscher Sagen, die ganze nordische Überlieferung für deutsch und germanisch angesprochen und die auf beiden Seiten reiche Entwicklung und Fortbildung völlig verkannt. Herrmann zerlegt seine Darstellung germanischer Mythologie in zwei Bände, deutsche Mythologie 1898, nordische Mythologie 1903, so daß auch äußerlich jede zu ihrem vollen Rechte kommt und unklare Verwechslung und Vermischung ausgeschlossen bleibt. In dieser völligen Trennung sehe ich ein Hauptverdienst des Herrmannschen Buches, das aufs wirksamste dem durch Simrocks Handbuch in Laienkreisen dereinst weitverbreiteten Irrtum einer Gleichheit nordischer und deutscher Göttersage entgegentritt. Der nordische Band ist besser und gründlicher gearbeitet als der deutsche, gewährt ein lebendiges und anschauliches Bild der Überlieferung und gibt fast überall vorsichtige, wohlerwogene, eher zurückhaltende Urteile, wie sie beim heutigen Stand der noch vielumstrittenen Fragen über Art und Umfang der fremden Bestandteile in den nordischen Sagen vorschnellen Entscheidungen und Behauptungen vorzuziehen sind. Herrmann stellt seine Schilderung auf geschichtlichen Grund und gewährt damit dem Leser die Möglichkeit eignen Urteils. Die Einteilung folgt den heute üblichen und gültigen Grundsätzen mythologischer Wissenschaft. Voran steht ein geschichtlicher Überblick über die nordischen Länder bis zur Bekehrung und eine kurze Beschreibung der Quellen der nordischen Mythologie. Dann werden die seelischen und elbischen Geister, die Riesen, die Götter, der Kultus und endlich die Vorstellungen von Anfang und Ende der Welt behandelt. Auf Deutung der Mythen verzichtet Herrmann mit Recht, insbesondere versucht er nirgends eine bestimmte Erklärungsformel der gesamten Überlieferung aufzuzwingen. Das Buch darf wohl empfohlen werden, weil es aus sicherer Sachkenntnis und mit klarem Urteil gut geschrieben ist.

Rostock. Prof. Dr. W. Golther.

Die Schule und die Fremdwörterfrage. Von Dr. Lesser, Oberlehrer in Langensalza. Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften, herausgegeben von Friedrich Mann, 195. Heft. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1903. Preis 25 ₰.

Der Verfasser bekennt sich offen zum Grundsatze des Sprachvereins und hält es doch für nötig, überall Vorbehalte zu machen, um ja nicht in den Geruch eines »Puristen« zu kommen; er bedenkt eben nicht, daß eine so bedeutsame Bewegung durch Halbheiten mehr gehemmt als gefördert wird. Er gibt zu, daß die Post und andere Verwaltungen »schon gute und heilsame Ansätze gemacht haben, wichtige Verdeutschungen einzuführen«, behauptet dann aber, auf allen Gebieten lasse sich das nicht durchführen. Von der höheren Schule seien entbehrliche Fremdwörter »mit Takt und Geschick ausgemerzt« worden: »Dennoch ist eine planmäßige Verdeutschung der schultechnischen Ausdrücke, also eine von den Schulbehörden vorgeschriebene Liste nicht anzuraten.« Oder ein anderes Mal heißt es, daß bezüglich der grammatischen »Umnennungen« schon gute Anfänge gemacht worden seien, vieles zu beseitigen: »Dennoch ist an der lateinischen Terminologie der Grammatik auf den höheren Schulen festzuhalten. Die guten deutschen Namen mögen daneben (!) zur gelegentlichen Erklärung verwandt werden.« Gegen die Fremdwörterei im täglichen Leben und besonders in den Zeitungen findet er treffliche Worte und verlangt vom Lehrer eigenes »Beispiel, Unterweisung und Gewöhnung des Schülers, d. h. Bildung seines Willens«. Freilich wird betont, daß manche Fremdwörter beim besten Willen nicht ersetzt werden könnten; indessen sind die Beispiele nicht allzu glücklich gewählt, und vor allem vergißt der Verfasser, daß es sich durchaus nicht immer um eine überall gültige Übersetzung des Fremdwortes handelt, sondern um den Zusammenhang, in dem das Fremdwort steht. Beispielsweise hebt er richtig hervor, daß Tapferkeit etwas anderes ist als Courage, die auch der Junge habe, der sich auf der Straße mit seinesgleichen schlage, und doch läßt er außer acht, daß in diesem Falle »Mut« völlig ausreicht. Zugunsten von Mommsens Fremdwörterei in seiner römischen Geschichte macht er geltend, daß »uns diese modernen Wendungen eine längstvergangene Zeit zu greifbarer Anschaulichkeit vor Augen führen«, ohne zu bedenken, daß dies weniger das Verdienst der Fremdwörter ist, als der großartigen Gestaltungskraft dieses Gelehrten; aber er will damit »dem sogenannten Gelehrtenjargon mitnichten das Wort reden«! Also immer zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück, — viel guter Wille, aber nicht die nötige Entschiedenheit und Klarheit über die eigene Stellungnahme.

Landeshut i. Schl. R. Palleske.

H. Schelle, Grammatik der deutschen Sprache für Ausländer. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1903. 272 S. Preis geh. 3,50 ℳ, in Ganzleinen geb. 4 ℳ

Diese aus dem Unterricht heraus entstandene Sprachlehre, eine »Frucht jahrelanger Tätigkeit an Schulen für Ausländer«, hat denselben Zweck wie das in der vorjährigen Mai-Nummer dieser Zeitschrift besprochene Werk von Krause. Sie ist aber reichhaltiger; denn sie bietet in ausführlicher Darstellung die Lautlehre (mit dem gedruckten und geschriebenen deutschen Abc), sodann die Wortlehre, in welche auch schon manche Anweisung für den richtigen Gebrauch der einzelnen Wortklassen und Formen eingefügt ist, endlich die Satzlehre in drei Hauptabschnitten: der einfache, der erweiterte, der zusammengesetzte Satz. Hinzu tritt eine »Interpunktions«-Lehre, wie auch ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Abkürzungen.

Die Regeln (in lateinischem Druck) sind ebenso gründlich wie faßlich, und sie sind durch gutgewählte, mit deutschen Lettern kenntlich gemachte Beispiele in reichem Maße unterstützt. Außerdem sind passende Lesestücke aus Lessing, Bürger, Goethe, Schiller, Grillparzer, Rückert, Grimms Märchen, Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« u. a. teils eingefügt, teils angehängt. So darf man wohl urteilen, daß diese Sprachlehre geeignet ist, den Schüler — gleichviel welches Volkes — sicher in die deutsche Sprache einzuführen, wie auch dem Lehrer eine umfassende Grundlage zu bieten.

Im einzelnen hätte ich folgendes zu bemerken, zunächst hinsichtlich der Aussprache: ch in den fremden Wörtern China, Chirurg, Chemie (S. 7) lautet wie das deutsche ch (nicht in »Loch«, sondern) in »recht«; der Hinweis auf das französische nasale n (S. 6) fiele als leicht irreführend besser weg. In den Regeln könnte hin und wieder wohl noch eine größere Vereinfachung erreicht werden, namentlich würde es sich empfehlen, Veraltetes (S. 34. 42) zu streichen, ebenso Mundartliches (S. 20. 89). Bessere Formen statt der angegebenen sind: der Dukaten (statt: Dukat S. 22), bänger, röter (S. 38), Heinrichs des Achten (S. 57), welches (statt: was S. 75) im Einklang mit der auf S. 223 gegebenen Regel, ficht (S. 128), flieh, zieh, komm (S. 130), der einzige (statt: einzigste, S. 235). Auch sollte bei den Zeitwörtern, deren Stamm auf einen S-Laut ausgeht, in der Angabe der zweiten Person der Gegenwart größere Gleichmäßigkeit beobachtet sein, nach dem Muster: gießest (gießt). Die Bezeichnung »unregelmäßiges Verbum« (neben »starkes V.«) wäre auch dem Ausländer gegenüber zu vermeiden. Der Druck (auf gutem Papier) ist groß und deutlich.

Stolp i. P. A. Heintze.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Modern Language Notes. Vol. XVIII Nr. 7 u. 8. — Baltimore, Nov. u. Dez. 1903.

In dem ersten dieser beiden Hefte gibt Klara Hechtenberg in Oxford einen kurzen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der deutschen Rechtschreibung von Luther bis heute und bespricht dann namentlich die neueste amtliche. Sie verweist auf die Aufsätze dazu in unserer Zeitschrift vom Januar, Februar und September 1903, die die Doppelschreibungen behandeln, beklagt es aber, daß, trotz der Ersetzung des c in Fremdwörtern durch k oder z, das t in -tion nicht durch z ersetzt worden sei, da doch Nazion und Konjugazion folgerichtig sei neben Konzil und Konzert; sie vergißt, daß dann aber auch z. B. das V in Vokazion durch W ersetzt werden müßte. Mit den Schreibungen Komfort, Konseil und Bukett werde man nicht leicht vertraut werden, und es sei wohl überhaupt besser, Bequemlichkeit, Staatsrat und Blumenstrauß dafür zu sagen. — In demselben Hefte verweist A. R. Hohlfeld in Wisconsin darauf, daß die große Reichhaltigkeit des großen Sandersschen Wörterbuches noch viel zu wenig bekannt ist, und anderseits darauf, daß doch selbst in ihm das Wort »Zuchtknecht« ebenso wie in allen anderen deutschen Wörterbüchern fehlt; und dabei steht dieses Wort in einem sonst nicht gar zu unbekannten Stücke, nämlich in Schillers Räubern (II, 3). — In dem zweiten Hefte berichtet Camillo von Klenze in Chicago über einige neuere Schriften über Lenau und weist dabei (S. 235) auf das Irreleitende des Titels des Ernstschen Buches über »Lenaus Frauengestalten« hin, der auch von Wustmann in der 3. Auflage getadelt wird; das Buch behandelt nämlich nicht, wie jeder erwarten wird, die Frauengestalten in Lenaus Dichtungen, sondern diejenigen, die in seinem Leben eine Rolle gespielt haben. — S. 239 ff. erklärt Paul Reiff in Washington die in Schillers »Eroberer« vorkommende »Königsstadt« nicht als Rom oder Persepolis, wie es Düntzer und Jonas, und Jelv tun, sondern als Jerusalem; er weist ferner auf merkwürdige Ähnlichkeiten dieser Stelle (Z. 51 bis 54) und einiger anderen mit solchen im zwanzigsten Gesange von Klopstocks »Messias« hin, der Schiller möglicherweise als Vorbild für den »Eroberer« gedient habe.

Bonn. J. E. W.

Wie sich das altgermanische Erbrecht in den Ortsnamen widerspiegelt. (Unter besonderer Berücksichtigung der Landschaft zwischen der Ohre und Aller im Norden und der Saale im Süden.) Von Ludwig Sunder. — Der Name Drömling — ein Erklärungsversuch. Von demselben. — Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. 38. Jahrgang. 1903. S. 321—347.

Der Verfasser ist mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit den Spuren nachgegangen, welche das altgermanische Erbrecht in Ortsnamen zurückgelassen hat. Eine Prüfung der auf diesem Wege gewonnenen Ergebnisse ist Sache von Fachzeitschriften und muß daher hier beiseite bleiben. Dasselbe gilt von dem zweiten Aufsatz. Hinsichtlich des Stils ist zu beanstanden, die Form zurückschreckte (S. 323) statt zurückschrak, wie auch die mehrfach vorkommende Umstellung nach und, die mindestens in eine wissenschaftliche Abhandlung nicht hineingehört.

Albert Heintze.

Aus einer Plauderei: Rotwelsch der Bühne. Von Albert Borée. — Hamburger Nachrichten (aus der Frankfurter Zeitung) vom 5. Januar 1904.

Die Bühnenkünstler haben ihre eigene Sprache, deren Ausdrücke vielfach von bekannten Aussprüchen hergeleitet sind. Wer seine Rolle nicht recht kann, der »schwimmt« (»Gott helf Dir, wackrer Schwimmer!«). »Fleißig Talmud lesen, junger Ächer!« ruft man dem Anfänger zu, dem ausnahmsweise eine große Rolle zugefallen ist. »Auf der Herberg zeigt sich's, was man kann«, heißt es statt: auf der Bühne nach Nestroys Lied in Lumpazivagabundus. Wenn »Quandt geschrieben hat«, so wird das Stück zu schnellerem Ende gebracht, denn Quandt war ein alter Schmierendirektor, der fehlende Rollen durch einen Brief ersetzte und so Schauspieler und Verwandlungen ersparte. Die Ausdrücke sind meist sehr derb. Wer eine große Rolle hat, hat »eine Bombennummer zu verzapfen«. Eine Probe, die schon um 9 statt um 1/2 10 beginnt, ist eine solche »mitten in der Nacht«, »mit der Laterne«, »eine Nachtwächterprobe«. Ein mäßig besetztes Haus heißt »Mittelleiche«, ein Stück, wo nur einzelne Plätze ausverkauft sind, »Hausleerer«, kann aber unter Umständen durch Abgabe von Freikarten »ausverschenkt« werden. Zur Vorstellung »streicht man sich das Lederzeug an« und klebt sich vielleicht einen großen Vollbart, einen »Fußsack«. Der Souffleur wird »Kastengeist«, die Souffleuse »Flüsterlotte« genannt, »Rollenfledderer« oder »Leichenhühner« diejenigen Schauspieler, die jederzeit bereit sind, eine Rolle, die sie sich erschleichen können, zu »fressen«, d. h. sofort zu übernehmen. Die ausnahmsweise starke Stimme eines Opernsängers heißt eine »Mordsröhre«, der Tenorist »Dünnsänger«, der Bassist »Dicksänger« oder auch »der Sänger mit dem tiefen Doch«, nach der Stelle in der Zauberflöte: »Zur Liebe will ich dich nicht zwingen, doch geb' ich dir die Freiheit nicht.«

Auffallend ist der Gebrauch der Anrede »Ihr«, die früher noch mehr gebräuchlich war als heute und besonders noch von älteren Schauspielern den jüngeren Genossen gegenüber als ein Zeichen des Vertrauens angewandt wird. Sie ist durch die Schauspieler auch auf die von diesen im Jahre 1859 in Prag gegründete »Schlaraffia« als allein gültige Anrede übergegangen.

Kassel. Philipp Stoll.

Volkstümliche Redensarten. Von Dr. Franz Söhns. — Sonntagsblatt zur Braunschweigischen Landeszeitung vom 21. Februar 1904.

Besprochen wird die Entstehung folgender Redensarten, deren Lebensinhalt geschwunden und bildlicher Deutung gewichen ist: den Brotkorb höher hängen, auf der Bärenhaut liegen, dem Kalbfell folgen, den Kuhfuß tragen, auf dem Kerbholz haben, heimgeigen, durch die Bank, auf die lange Bank schieben, Bankerott (aus la banca rotta, der zerbrochne Tisch zahlungsunfähiger Geschäftsleute), ein Mäntelchen umhängen. Zum Schluß wird die Bedeutung der Wendungen Matthäi am letzten, auf dem letzten Loche pfeifen und ins Gras beißen zu erklären versucht.

Max Erbe.

Paul Riedinger, Der Allg. Deutsche Sprachverein. — Akademische Turnbundblätter, Berlin. 17. Jahrg. (1904) Nr. 4 S. 122—25.

Der Verfasser weist darauf hin, daß der Akad. Turnbundtag in München den Antrag angenommen habe, die Bestrebungen des Sprachvereins zu unterstützen, und daß schon früher in dem Blatte des Bundes hierzu angeregt worden sei. Da greifbare Erfolge aber innerhalb des Bundes kaum zu bemerken seien, so macht er nochmals auf den Sprachverein aufmerksam, entwirft ein durch vielerlei Beispiele erläutertes, klares und fesselndes Bild von seiner Tätigkeit und fordert seine Bundesbrüder auf, ihm beizutreten oder wenigstens ein wenig mehr auf die Art, wie sie sprechen und schreiben, zu achten. — Nachträglich sei erwähnt, daß die Turnbundblätter jetzt eine Sprachecke eingerichtet haben, für die sie die »Mitteilungen« unsers Ausschusses verwenden. Nr. 5 (Februar 1904) enthält einen kleinen Aufsatz, der den Zweck der Sprachecke darlegt, und dann Bemerkungen über die Engländerei in der deutschen Sprache. F. W.

Undeutsches in der Kirche. Von C. Schumann (Lübeck). — Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Nr. 3. März 1904. S. 97 f. Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen.

In der letzten preußischen Generalsynode ist es zur Sprache gekommen, daß manche fremdsprachliche Bezeichnungen von Kirchenämtern und -einrichtungen dem Volksempfinden nicht angemessen sind (vgl. diese Zeitschrift 1903, Sp. 335). Der Aufsatz von Schumann steht damit nicht in äußerem Zusammenhange, aber er nimmt aus demselben inneren Grunde Anstoß an dem Gebrauche von Wörtern wie Kommunion, Konfirmation, Konfession, Liturgie, Doxologie, Antiphonie, Kollekte u. a., für die gut deutsche dem Gebildeten und Ungebildeten gleichzugängliche Namen vorhanden sind. Die mit Recht sehr behutsamen und maßvollen

Wünsche finden, was sehr erfreulich ist, nicht nur die Zustimmung des Pastors Joh. Evers in Lübeck, der ihnen einige Begleitworte mitgegeben hat, sondern auch der eine Herausgeber der Monatschrift, Prof. Friedrich Spitta in Straßburg, derselbe, der 1901 dort den Sprachverein namens der Universität begrüßte, ist einverstanden und lädt zunächst zu weiteren Äußerungen ein. Str.

Raseur. — Sonne. Frankfurt a. M. vom 4. März 1904.

Es wird die Sucht der Deutschen gegeißelt, mit Fremdwörtern um sich zu werfen, auch wenn die entlehnten Ausdrücke, wie raseur, in der Sprache, der sie entnommen sind, etwas ganz anderes bedeuten, als man bezeichnen will. Denn unter einem raseur versteht man im Französischen einen langweiligen Schwätzer und Aufschneider. Erbe.

— Über Wesen und Ziel der deutschen Sprachbewegung. Von Heinrich Gloël. — Wetzlarer Anzeiger Nr. 50 vom 10. März 1904.

Unter dieser Überschrift setzt sich der Vorsitzende unseres Wetzlarer Zweigvereins mit einem Gegner auseinander, der vor ihm in demselben Blatte das Wort ergriffen, dem Vereine gegenüber mit den bekannten Gründen für die Fremdwörter oder doch für »etliche der deutschen Sprache einverleibte« eingetreten war und diesen Begriff, wie es scheint, in recht geräumigem Sinne gefaßt hatte. Die Entgegnung Gloëls, die sich natürlich ebenfalls auf bekannte Tatsachen stützen muß, ist durch ihre Klarheit und Ruhe ein Muster in ihrer Art. Str.

Die Schriftleitung (Berlin NW 52, Paulstr. 10) stellt die obigen und früher hier genannten Aufsätze — nicht die besprochenen Bücher — gern leihweise zur Verfügung.

Aus den Zweigvereinen.

(Aus Mangel an Raum müssen leider mehrere Vereinsnachrichten für die Mainummer zurückbleiben.)

Bautzen. Die Hauptversammlung unsres Zweigvereins fand am 4. März statt. Aus dem Jahresbericht, den der Vorsitzende erstattete, sei nur hervorgehoben, daß die Mitgliederzahl von 65 auf 71 gewachsen ist, und daß die hiesigen »Nachrichten« eine »Sprachecke« eingerichtet haben. Die Vorstandswahl fiel auf die bisherigen Inhaber der Ämter (Vorsitzender Gymnasialoberlehrer Dr. Needon, Schriftführer Realschuloberlehrer Wunderlich, Schatzmeister Oberpostsekretär Helm). Die Aussprache über den Vorschlag eines Reichsamts für deutsche Sprache ergab allgemeine Billigung der darauf gerichteten Bestrebungen. Beschlossen wurde u. a. die von Kluge herausgegebene Zeitschrift für deutsche Wortforschung aus Vereinsmitteln zu halten. Ein gehaltvoller Vortrag des Schriftführers über Herders Verhältnis zum deutschen Volkstum und zur deutschen Sprache schloß die Sitzung.

Breslau. Am 15. Februar hielt Oberlehrer Jelinek vom Magdalenengymnasium einen reichhaltigen und anziehenden Vortrag über Deutschland im Urteile des Auslandes. Nach einem geschichtlichen Überblick über das einst stark entwickelte, dann infolge der traurigen staatlichen Entwicklung Deutschlands mehr und mehr geschwächte und erst sehr allmählich wieder gehobene Selbstgefühl des deutschen Volkes ging der Redner über auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen während einer längeren Reise durch Frankreich und England. Ganz überwiegend war ihm dort unbefangen freundliche oder auch besorgte Anerkennung deutscher Überlegenheit auf verschiedenen Gebieten (so im Heerwesen, in der Schule, in den Wissenschaften, in der Musik, im Gewerbfleiße) entgegengetreten, und zwar öfters in so rückhaltloser und selbst überschwenglicher Weise, daß die Versuchung nahe lag, sich selbst und seine Landsleute für Wesen höherer Gattung zu halten. Selbst der für einen Franzosen nicht leicht faßbare Gedanke begegnete ihm in Frankreich, daß das Elsaß nach Abstammung seiner Bewohner und nach seiner ganzen Geschichte doch eigentlich zu Deutschland gehöre, und daß daher auf seine Wiedergewinnung nicht gut zu rechnen sei. Den Eindruck, daß das so vielfach gespendete Lob dem Zwecke diene, Deutschland in selbstgefällige Trägheit zu wiegen, hatte der Redner bei seinen persönlichen Begegnungen im Auslande nicht, wenn auch das geflissentliche Hervorheben deutscher Tüchtigkeit und deutscher Erfolge in anerkannt deutschfeindlichen englischen Zeitungen solchen Verdacht nur zu nahe legt. Die Erfahrungen des Redners waren also recht sehr geeignet, das deutsche Selbstgefühl zu heben. Aber aus dem gewaltigen Umschwunge des Urteils, der sich in Frankreich und England wie natürlich auch sonst im Auslande zu unsern Gunsten vollzogen hat, war zugleich die Mahnung zu schöpfen, nun nicht auf wirklichen oder gar vermeintlichen Lorbeeren auszuruhen, damit nicht später ein neuer und verhängnisvoller Umschwung zur Geringschätzung deutscher Leistungen und deutschen Wesens überhaupt erfolge.

Chemnitz. Am 18. Februar hielt der Zweigverein seine Hauptversammlung ab. Nach Verlesung des Kassenberichts wurde zur Wahl des Vorstandes geschritten, der sich für das neue Vereinsjahr aus folgenden Herren zusammensetzt: Vorsitzender Lehrer Hähle, Stellvertreter Professor Richter; Schatzmeister Kaufmann Arnold; Schriftführer Oberlehrer Lauckner, Stellvertreter Lehrer Mönch. Die Mitgliederzahl beträgt zur Zeit 101.

Essen. Im Januar wurde ein Vereinsabend mit Damen veranstaltet, an dem Superintendent Klingemann einen Vortrag über das nordfriesische Volkstum und seine Sprache hielt. Anknüpfend an einen früheren Mundartenabend führte er aus, daß das Friesische mehr sei als eine Mundart: ein alter, dem Angelsächsischen und damit dem Englischen nahestehender Zweig der germanischen Sprache. An vielen Beispielen erläuterte er die Eigenartigkeit und Schönheit dieser Sprache und ihrer Dichtung. — Im selben Monat wurde zusammen mit dem Gewerbeverein und dem Kaufmännischen Verein eine Versammlung abgehalten, in der der Schriftführer des Dürerbundes, Schriftsteller Karl Meißner, einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag über gutes und schlechtes Bauen hielt. Wenn auch auf den ersten Blick dieser Gegenstand mit den Aufgaben des Sprachvereins nichts gemein zu haben scheint, so liegt doch die innere Zusammengehörigkeit darin, daß der Dürerbund für Ehrlichkeit und Schlichtheit, gegen unnützen Flitter und falschen Schein auf allen Gebieten des Lebens kämpft; dasselbe tun ja auch wir, wenn wir stolz und vornehm aussehende Fremdwörter ersetzen wollen durch schlichte, ehrliche deutsche Ausdrücke. — Nach weiteren Bemühungen ist es gelungen, außer dem Generalanzeiger noch zwei andere hiesige Zeitungen für die Einrichtung einer Sprachecke zu gewinnen, die Essener Volkszeitung und die Essener Neuesten Nachrichten. Die Leitung dieser Sprachecken werden zwei nicht dem Vorstand angehörende Mitglieder unseres Zweigvereins übernehmen, Oberlehrer Brill und Oberlehrer Dr. Klasen. — Im Februar hielt Prof. Dr. Imme im Kaufmännischen Verein einen Vortrag über: Die Pflege der Muttersprache im Sinne des A. D. Sprachvereins und das Verkehrsdeutsch. Ferner veröffentlichte er in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung einen längeren Aufsatz über: Ein Reichsamt für deutsche Sprache.

Gelsenkirchen. Am 8. Febr. sprach der Oberlehrer W. Schmidt aus Essen in sehr anregender Weise über Fremdwörter in hiesigen Zeitungen und in anderen Tagesblättern. Der anwesende Schriftleiter einer Zeitung gab auch zu, daß viele Ausdrücke dem größeren Teile der Leser unverständlich bleiben müßten und leicht durch andere hätten ersetzt werden können. Der Vortrag hat den Erfolg gehabt, daß die hiesige Presse sich redlich bemühen will, möglichst im Sinne des Sprachvereins zu wirken. Die Einrichtung einer »Sprachecke« wurde freudig zugestanden. — Am 12. März hielt in dem Zweigvereine, nach der Eröffnung der Monatsversammlung durch den Ersten Bürgermeister Machens, der Schriftführer, Gymnasiallehrer Hiltenkamp, einen Vortrag: Der Neid in Wagners Nibelungenring. Er zeigte, daß dieses Wort in drei Bedeutungen gebraucht ist: Mißgunst, Haß, Kampf. Auch die Ableitungen und Zusammensetzungen — neidisch, neidvoll, neidlich, neiden, Neiding, Neidtat, Neidspiel, Neidhöhle — fanden, unter Anführung der betreffenden Stellen, ihre Erklärung. — Drei hiesige Zeitungen haben in zuvorkommender Weise »Sprachecken« eingerichtet, die »Emscher Zeitung«, die »Gelsenkirchener Allgemeine Zeitung« und die »Gelsenkirchener Zeitung«.

Iserlohn. Am 23. Februar hielt der am 30. September 1903 gegründete Zweigverein seine erste öffentliche Versammlung im großen Saale der Gesellschaft »Harmonie« ab. Obwohl gleich-

zeitige anderweitige Veranstaltungen, die nicht vorauszusehen gewesen waren, manchen vom Besuche abgehalten haben mochten, hatten sich doch 70—80 Besucher, darunter auch Damen und Nichtmitglieder, eingefunden. Nachdem der Vorsitzende die Versammelten begrüßt und, um Mißverständnissen zu begegnen, die Ziele des Vereins auf dem Gebiete der Sprachreinigung besprochen hatte, trug Fräulein Klara Österlen aus Stuttgart eine Anzahl deutscher Dichtungen in nachstehender Reihenfolge vor: »Sappho« von Grillparzer, Aufzug III; »Das Gastmahl des Alten« von Paul Heyse; »Die Brücke am Tay« von Fontane; »Die kleine Versetzerin« von Proschko; »'s Loiterle« von Diehl und kleinere Sachen in schwäbischer Mundart. Wie überall fand sie auch hier reichen Beifall; am lebhaftesten, als die Schwäbin in ihrer heimatlichen Mundart lustige Schwabenstreiche zum besten gab. Der Zweigverein hat jetzt in der Stadt selbst 32, im Kreise 37, also im ganzen 69 Mitglieder. Die Mitteilungen der Sprachecke erscheinen in zwei hiesigen Zeitungen. Der Vorstand besteht aus Oberlehrer Dr. Hardt als Vorsitzendem, Dr. med. Heimes als Schriftführer und Fabrikbesitzer Ludwig Reinhard in Hemer als Schatzmeister.

London. Draußen wolkenumdüsterter Himmel, prasselnder Regen, heulender Sturm; drinnen, in der »Großen Halle« des Holborn Viadukt Hotel, eine dichtgedrängte, frohbewegte festliche Menge; so stellte sich das Bild des Stiftungsfestes dar, das am 30. Januar einen glänzenden Verlauf nahm. Der Feier voraus ging der geschäftliche Teil. Zunächst überwies der Vorsitzer, Prof. Dr. Alois Weiß, den Vertretern der deutschen Schulen Londons die für diese Anstalten durch den Verein gesammelten Bücherspenden. Nicht weniger als 73 £ hatte der Bücherausschuß, Dr. G. Krause und A. Schönheyde, für diesen löblichen Zweck zusammengebracht. Pfarrer G. Maetzold von der St. Georgskirche dankte namens der deutschen Schulen für diese hochherzige Spende, die einen langgehegten Wunsch endlich erfülle und zur Erhaltung und Stärkung des Deutschtums wesentlich beitragen werde. — Die Genehmigung des Jahres- und des Kassenberichts sowie die Neuwahl des Vorstandes wurden glatt und schnell erledigt. Nach Begrüßung der Gäste und einer eindrucksvollen Ansprache des Vorsitzers hielt Herr B. Petzold seinen anregenden Vortrag: Deutsches Zeitungswesen in Vergangenheit und Gegenwart, und dann begann das den Glanzpunkt des Abends bildende Konzert.

Magdeburg. Der Verein hielt am 25. Januar die dritte Versammlung dieses Winters ab. Professor Dr. Knoche begrüßte die Anwesenden zum neuen Jahre, wies auf das Wachstum des Gesamtvereins hin und sprach auch im Sinne des Sprachvereins seine Freude aus, daß der Kaiser, der so tatkräftig für die Reinheit unserer Muttersprache eintritt, seinen Geburtstag wieder in voller Gesundheit begehen könne. Sodann erfreute Fräulein Klara Österlen aus Stuttgart die Versammlung durch den Vortrag zuerst des letzten Auftrittes von Geibels »Brunhild«, dann einiger erzählender Dichtungen ernsten Inhalts, zuletzt mehrerer scherzhafter Gedichte in schwäbischer Mundart. Wie schon in vielen anderen Zweigvereinen erntete sie Dank und Beifall aller Hörer. Im zweiten Teile der Tagesordnung wurde Bericht erstattet über den Erfolg einer Werbung unter der hiesigen Kaufmannschaft und am Schluß der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Marburg a. d. Drau. Am 9. März hielt der Schriftsteller Heinrich Bastian aus Graz in der sehr gut besuchten Monatsversammlung einen Vortrag über Crassus, einen vergessenen steirischen Dichter. Siegismund Kraßberger, geb. 1822 in Graz und dort 1882 gestorben, war unter dem Namen Crassus durch Jahrzehnte einer der bedeutendsten Mitarbeiter der Münchener »Fliegenden Blätter«, brachte es aber im bürgerlichen Leben nur zu einem niederen Beamten. Seine Gedichte, die ein eigenartiger Humor, oft auch eine Selbstverspottung durchweht, wurden gesammelt und unter dem Titel: »Stärkende Tropfen für solche, denen die Welt im Magen liegt« herausgegeben. Auch als mundartlicher Dichter schrieb Crassus Beachtenswertes. Der Redner würzte seinen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag durch das Vorlesen einer Reihe von Gedichten Kraßbergers. — Der Vorsitzende, Dr. Mally, besprach die Einrichtung von Sprachecken in den Zeitungen, worauf Fräulein Rößler mehrere Aufsätze aus den Mitteilungen für Sprachecken vorlas. — Fräulein Marie Fannschitz entzückte die Zuhörer durch den Vortrag von Liedern und erntete rauschenden Beifall. Musiklehrer Köhler, der den Gesang auf dem Flügel begleitete, spielte schließlich noch einige launige Klavierstücke.

Markirch (Elsaß). Am 27. Februar fand die Jahresversammlung unsres Zweigvereins statt. Bei den Neuwahlen wurden Realschuldirektor Dr. Lienhart und Amtsgerichtssekretär Schulz als Vorsitzender und Schatzmeister wiedergewählt. Für den einem Rufe nach Elberfeld folgenden Oberlehrer Dr. Recht trat als Schriftführer Oberlehrer Dr. Imle ein. Aus den Mitteilungen des Vorsitzenden ist hervorzuheben, daß die Mitgliederzahl seit dem vorigen Jahre (13) um 7 gestiegen ist. Daran schloß sich eine Gedächtnisfeier für Herder, zu der sich erfreulicherweise zahlreiche Gäste aus der hiesigen Einwohnerschaft eingefunden hatten. Der Vorsitzende bezeichnete in seiner Begrüßungsansprache Herder als Vorläufer unsrer Bestrebungen. Erhöht wurde die Feier durch Mitwirkung des Gesangvereins »Société Chorale«, der unter Leitung seines Dirigenten, Gesanglehrers Unsinger, Herdersche Volkslieder vortrug, sowie durch die musikalischen und gesanglichen Leistungen der Fräulein H. und E. Unsinger. Dr. Imle gab ein Bild von Herders Leben und Wirken. Das Gebotene fand allgemein Anklang und dürfte auf die Entwicklung des Vereins nicht ohne Wirkung bleiben.

Nürnberg. In der Hauptversammlung am 11. Februar erstattete der Lehrer Franz Dittmar den Jahresbericht, aus dem wir folgendes hervorheben. Dem Magistrat wurde für seine Bemühungen zugunsten der Vereinsbestrebungen Dank gesagt, der Leitung der Vereinszeitschrift Anerkennung ausgesprochen. Über die Herstellung von sprachrichtigen Schildern und Aufschriften wurde mit den Vorständen der Malervereine verhandelt; zur Verbesserung falsch geschriebener Tafeln wurden persönlich teils mit, teils ohne Erfolg Vorschläge gemacht. Zur Förderung der Vereinssache wendete sich der Vorstand an den 1. Direktor des Germanischen Museums, ebenso für die Landesausstellung an den Direktor des Bayerischen Gewerbemuseums. Gelegentlich des Deutschen Turnfestes sprach der Vorstand im Preßausschuß für Reinheit der Sprache; für den bevorstehenden »Kongreß für Schul-Hygiene« wirkte er an geeigneter Stelle dafür. Bei Errichtung der volkstümlichen Hochschulkurse wurde besonders auf reines Deutsch in den Drucksachen Bedacht genommen. Das Oberpostamt wurde in einer Eingabe um Förderung der Bestrebungen gebeten. Neue Mitglieder wurden gewonnen, so daß die Zahl wiederum gestiegen und damit die höchste Mitgliederzahl seit Bestehen des Vereins erreicht ist. Die Wahl ergab: Lehrer Franz Dittmar, Vorstand; k. Postdirektor Aug. Schmidt, Schatzmeister; Ausschußmitglieder: Gymnasialprofessor Eidam, Kommerzienrat Jakob Gallinger, Lehrer und Gemeindebevollmächtigter Ph. Rudolph, Kommerzienrat K. Sachs, Professor und Schulrat Dr. Glauning, Gymnasialdirektor Dr. Vogt, Brigade-Kommandeur Freiherr von Rothenhan.

Prag. Unser Zweigverein veranstaltete am 6. Februar 1904 einen volkstümlichen Vortragsabend. Dr. Weyde besprach fesselnd und humorvoll die Eigentümlichkeiten, die Härten, Fehler in Aussprache, Betonung, Wortfolge, Wortbildung des Prager Deutsch. Er wies darauf hin, daß nur der Einfluß des Tschechischen schuld an dieser Sprachverderbnis ist, und fordert jeden Deutschen in Prag auf, gegen diesen verderblichen Einfluß auf die teuere Muttersprache zu kämpfen. Vor allem aber ist es die wichtigste Aufgabe des Zweigvereins Prag, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für die Reinhaltung der deutschen Sprache in unserer Heimat zu sorgen. Den Mitgliedern rät der Vortragende, sich recht innig an den großen Verein anzuschließen, der das ganze deutsche Sprachgebiet mit seinen Zweigvereinen umspanne, und der überall, wo deutsche Laute erklingen, mit liebevoller Sorgfalt darauf bedacht sei, daß das deutsche Wort in echter Prägung bleibe. In einem zweiten Vortrage sprach Dr. Weyde nicht minder anregend über Wörter in tschechischem Gewande. Sodann las Dr. Kastil den 1. Akt von Hauptmanns »Schluck und Jau« trefflich vor. Beide Herren ernteten reichlichen Beifall der zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste.

Ratibor. Am 10. Januar fand sich eine Anzahl Mitglieder des hiesigen Zweigvereins zu einem Familienabend zusammen. Dabei wurden neuere Dichtungen, besonders von Baumbach, durch Oberlehrer Dr. Machule vorgetragen. — Der für den 17. Januar angesetzte Vereinsabend war dem Gedächtnis Herders gewidmet. Oberlehrer Reinitz hatte den Vortrag über-

nommen. In der Einleitung gedachte er der gleichfalls 1803 verstorbenen Dichter Gleim und Klopstock. Sodann machte er mit Herders Lebensgang bekannt, zeichnete die Persönlichkeit Herders, bewertete ihn als Schriftsteller und las einige seiner Dichtungen vor. — Im Anschluß hieran gedachte der Vortragende noch des am 12. Februar 1804 verstorbenen Philosophen Kant. — In der am 29. Dezember 1903 abgehaltenen Hauptversammlung wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Rudolstadt. Unser Zweigverein hielt am 23. Januar eine Versammlung ab, in der zunächst Kassenabrechnung vorgenommen und der alte Vorstand durch Zuruf wiedergewählt wurde. Danach sprach Oberlehrer Dr. Haym über die Errichtung eines Reichsamts für deutsche Sprache. Die hiesigen Zeitungen brachten zum Teil eingehende Berichte über den Vortrag.

Straßburg (Elsaß). Das Winterhalbjahr wurde am 16. Oktober durch eine Versammlung eröffnet, in welcher der neue Vorsitzende, Oberstleutnant a. D. Frhr. von Putlitz, einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über Markt und Küche in den verschiedenen deutschen Mundarten hielt, worauf der frühere Schriftführer, Direktor Dr. Horst, jetzt in Bischweiler, in fesselnder und angeregter Weise über die so schön verlaufene Breslauer Hauptversammlung berichtete. — Am 18. Dezember wurde unter starker Teilnahme der Mitglieder und der Bevölkerung eine Herderfeier abgehalten. Am Mittag wurde an dem malerisch am Illufer gelegenen Hause Thomasstaden 7, dem ehemaligen Gasthof zum Geist, in welchem, wie in »Dichtung und Wahrheit« so eingehend beschrieben, im September 1770 die für das deutsche Schrifttum überaus bedeutungsvoll gewordene erste Begegnung Goethes mit Herder stattfand, eine Gedenktafel aus schwedischem Granit enthüllt und von dem Hauseigentümer, einem altelsässischen Arzte Dr. Levy, mit einer Ansprache entgegengenommen, die volles Verständnis für die seinem Hause gewordene Ehre bekundete. Hieran schloß sich am Abend in den festlich geschmückten Räumen des Zivilkasinos eine sehr stark, u. a. auch von dem Kaiserlichen Statthalter besuchte Feier. Es wurden Herdersche Balladen von dem stets gern gehörten Sänger- und Geschwisterpaar Krükl und einige der Romanzen vom Cid von unserem Theaterdirektor Wilhelmi meisterhaft vorgetragen. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Martin, der Germanist an unserer Hochschule. Er schilderte die Beziehungen Goethes und Herders von ihrer herzlichen, von gegenseitiger Anerkennung getragenen Freundschaft bis zu der namentlich seit Schillers Annäherung an Goethe eintretenden Abkühlung und Entfremdung und würdigte die bleibenden Verdienste, die sich Herder auf den verschiedensten Gebieten unseres Schrifttums erworben hat. Er ist sein Verjünger geworden, wie von ihm auch eine neue Belebung des Christentums ausging. Er verband damit eine rückhaltlose Anerkennung der freien Forschung. Er hat die biblischen Schriften geschichtlich aufgefaßt und damit auch ihre hohe dichterische Kraft zur Geltung gebracht. In die Geschichtswissenschaft brachte er die grundlegende Ansicht von einer beständigen Entwicklung zur vollendeten Humanität. Die Volksdichtung hat er zuerst in ihrem Wesen und Wert erkannt und durch seine ausgezeichnete Wiedergabe von Volksliedern aus allen Zeiten und Völkern die deutsche Litteratur befruchtet. Seine Anregung hat unsere Dichtung auf ihren Gipfel geführt, durch Goethes Dichtung wurde Herders Lehre zum Allgemeingut. Auch die Sprachforschung hat ihn als ihren Vorläufer anzusehen.

Stuttgart. Außerordentlich stark war wieder unsere Februarversammlung besucht, Saal und Nebenzimmer waren vollständig besetzt. Nachdem der Vorsitzende darauf hingewiesen hatte, daß die vor zwei Jahren in unserem Zweigverein aufgestellten Grundsätze einer Vereinfachung der Formen des bürgerlichen Briefes und des Amtsbriefes (namentlich Weglassung von Redensarten wie »hochwohlgeboren, wohlgeboren, hochachtungsvollst, achtungsvoll« usw.) von gutem Erfolge gewesen seien, bot Dr. Theodor Klaiber, bekannt durch seine Mitherausgabe der »Meister des deutschen Briefes«, in einem fast zweistündigen Vortrag ein anziehendes, von großer Sachkunde und warmer Begeisterung getragenes Bild der Entwicklung des deutschen Briefes, wobei er besonders ausführlich das 19. Jahrhundert behandelte und die Briefe Bismarcks neben denen Luthers als die bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete hinstellte. — Bei der darauffolgenden Hauptversammlung gab der Vorsitzende, Dr. Oskar Hauser, einen Überblick über die Tätigkeit unseres Zweigvereins in den letzten drei Jahren und teilte mit, daß sich seitdem unsere Mitgliederzahl um mehr als die Hälfte vergrößert habe. Nach dem Kassenberichte des Schatzmeisters und den Wahlen, die eine Bestätigung bezw. Ergänzung des bisherigen Ausschusses ergaben, wurde noch dem Vorsitzenden der Dank des Vereins ausgesprochen.

Tolkemit. Am 22. Februar hielt der Verein seine Jahresversammlung ab. Nachdem der Vorsitzende, Hauptlehrer Wiederhold, einen Bericht über die Entwicklung des Vereins erstattet hatte, sprach Kaplan Miller aus Neuteich, ein Mitglied des Zweigvereins, über das Nibelungenlied, die Bedeutung seiner Sagen, seine sprachliche und dichterische Schönheit. In anderthalbstündigem Vortrage, der nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnet war, verstand es der Redner, die Zuhörer bis zu Ende zu fesseln. Der Kassenbericht durch den Schatzmeister, Lehrer Schröter, und die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes bildeten den Schluß der Sitzung.

Viersen. Der Verein hatte seine Mitglieder am 15. Januar zu einer Sitzung eingeladen, die sehr gut besucht war. Der Vorsitzende, Gymnasialdirektor Dr. Löhrer, begrüßte die Versammlung und zeigte dann in einer längeren Ausführung, wie die deutsche Sprache, Jahrhunderte hindurch in eine nieder- und oberdeutsche Sprache geschieden, erst durch Luthers deutsche Bibelübersetzung zur Einheit gelangt sei, wenn es auch noch lange gedauert habe, bis der Kampf gegen das Lutherische Deutsch eingestellt worden. Nach einem Blick auf das Verhältnis des Sprachvereins zu früheren unter ganz anderen Voraussetzungen entstandenen Versuchen, die Reinheit der Sprache wieder herzustellen, wurde der Plan eines Reichsamts für deutsche Sprache besprochen. Sodann wies der Vorsitzende auf Herders 100jährigen Todestag (18. Dezember 1903) hin, hob die Bedeutung des Dichters für die Gegenwart hervor und knüpft daran die Erinnerung an den 300jährigen Geburtstag Jakob Baldes (4. Januar 1904), des deutschen Horaz, des Mannes, den Herder der Vergessenheit entrissen habe. Auch Schillers gedachte er, dessen Wilhelm Tell vor genau 100 Jahren vollendet wurde. Oberlehrer Dr. Ahrend hielt nunmehr seinen angekündigten Vortrag über Sudermanns »Frau Sorge« und Frenssens »Jörn Uhl«. Nach Bemerkungen über das Wesen des Romans gibt er kurz den Inhalt von Frau Sorge und kennzeichnet die Hauptpersonen. In derselben Weise verfährt er bei Jörn Uhl und vergleicht dann beide Arbeiten mit einander.

Wetzlar. Am 20. Januar hielt der Leiter des Kgl. Seminars, Oberlehrer Vorbrodt, vor Mitgliedern und Nichtmitgliedern einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag zur Erinnerung an Johann Gottfried Herder. Er entwarf ein anschauliches Lebens- und Charakterbild des Gefeierten, wies auf den großen Einfluß hin, den er auf seine Zeitgenossen, namentlich auf Goethe, und mittelbar auch auf die Folgezeit bis auf die Gegenwart ausübte, und würdigte ihn als feinfühligen, scharfsinnigen, bahnbrechenden Denker, Forscher und Kritiker, als Prediger, Theologen und Pädagogen, besonders aber als verständnisvollen Freund der deutschen Sprache und des deutschen Volkstums überhaupt. Dabei wurden zahlreiche Stellen aus Herders Werken mitgeteilt. — Anfang März vereinigte sich unser Zweigverein mit einigen anderen hiesigen Vereinen zu einem Vortrage des »Hofrezitators« Neander über die deutschen Kolonien. — In der Hauptversammlung war man im allgemeinen für die Errichtung eines »Reichsamts« für deutsche Sprache, obwohl der Name als irreführend angesehen wurde, da er Vorstellungen wie Reichspostamt, Reichsamt des Innern auslöst und den Gedanken an den Polizeistaat mit seinen amtlichen Verordnungen und mit seinen Beamtenscharen weckt. [Statt »Reichsamt« könnte sehr wohl eine andere Bezeichnung gewählt werden. Tatsächlich erstrebt der A. D. Sprachverein einen Arbeitsausschuß für deutsche Sprache, wie Behaghel in seinem Vortrage eingehend dargelegt hat. Schriftltg.]

Wiesbaden. Nicht bloß einer Aufforderung der Komeniusgesellschaft zu Berlin, sondern dem eignen Triebe folgend, hat der Zweigverein am 18. Dezember eine Feier des 100jährigen Todestages Herders veranstaltet. Feierliche Klänge, welche die kunstreiche Hand eines unserer Mitglieder (Oberl. Schlitt) der prächtigen Orgel entlockte, leiteten die Feier ein. Danach führte der Vorsitzende, Prof. Dr. Brunswick, in kurzen Worten aus, warum der A. D. Sprachverein ganz besonderen Anlaß habe, des großen Toten zu gedenken. Dann wurde das stimmungsvolle Gedicht

»Am Meere bei Neapel« von einer vortragsgewandten Schülerin des hiesigen Lehrerinnenseminars (Frl. Hartmann) höchst wirkungsvoll vorgetragen. Die eigentliche Festrede hatte Oberl. Schneider übernommen, der in knapper und doch alles Wesentliche trefflich ausführender Weise den Entwicklungsgang Herders und seine Bedeutung auf künstlerischem, wissenschaftlichem und praktischem Gebiete nachwies. — Der 5. Vortragsabend des Arbeitsjahres (1. April 1903 bis 31. März 1904) war der Kunst allein gewidmet. Der dem Verein bereits bekannte Oberspielleiter Julius Türk vom Stadttheater zu Bonn (vgl. Ztsch. Jg. 1903 Nr. 4 Wetzlar) trug neben der Fabel von den drei Ringen aus Lessings »Nathan« eine Blütenlese neuerer Dichtungen ernsten und heiteren Inhalts vor und errang ungeteilten Beifall. Es war ein Genuß, sich das Ohr von dieser biegsamen, an Zartheit und Fülle gleich ergiebigen Stimme umschmeicheln zu lassen, es war eine Freude, zu bezeugen, wie geschickt und gründlich, wie natürlich und unaufdringlich der Künstler den Gedankeninhalt seiner Vortragsstücke auszuschöpfen wußte. Ein treffliches Mienen- und Bewegungsspiel, das nie zur gespreizten schauspielerischen Mache herabsank, unterstützte wesentlich den Eindruck der »edlen deutschen Klanggebilde aus Schönheit und aus Ernst gezeugt«. Wir können den Künstler unseren Vereinen aufs wärmste empfehlen.

Briefkasten.

Herrn **Th. Fr....**, Wurzen. Nach Ihrer gütigen Mitteilung ist das auf Sp. 176 ff. d. vor. Jahrg. behandelte Wort **»glauch(e)«** in der Gegend von Wurzen — Eilenburg — Schildau, namentlich unter der Landbevölkerung, allgemein verbreitet, und zwar, wie Sie beobachtet haben, fast nur in der Anwendung auf Getreide, Mehl u. dgl. und nur in dem Sinne: »feucht, halbnaß«, z. B. »das Getreide wurde glauch(e) eingefahren, die Körner sind noch glauch(e)« u. ä. Dagegen bemerken Sie, daß Ihnen das Wort in der Glauchauer und in der Schneeberger Gegend nie begegnet sei. — Das in der Glauchauer Gegend verbreitete Wort **»Surgolle«** = sumpfige Stelle im Acker und auf der Wiese ist, wie Sie ganz recht vermuten, nichts anderes als »Sauergalle«. **»Galle«** ist ein weitverbreitetes Wort zur Bezeichnung einer unfruchtbaren Stelle im Acker- oder Wiesenboden, besonders auch einer nassen Stelle (wenn die Nässe hinderlich ist). Für diesen Fall sagt man verdeutlichend: Naßgalle (bayerisch nach Schmeller, nordthüringisch nach Hertel), Wassergalle (Oberlausitz), endlich »Sorgalle, Surgalle« (beides oberlausitzisch nach Grimm) oder »Sauergalle« (so bei Sanders). Bekannt ist die landwirtschaftliche Anwendung des Wortes »sauer« für feuchten Boden oder auf solchem gewachsenes Futter oder Gras. Es scheint indes so, als ob sich hier ein anderes Wort mit »sauer« gemischt habe; darauf deuten wenigstens mundartliche Formen wie »Sur« = Sumpfboden, »sürig« (vom Boden) = kalt und naß (beides bei Schmeller), »das Gesürich« = Quellen im Boden (schlesisch). Eine Übertragung des Wortes »Galle« auf Himmelserscheinungen liegt vor in Wasser-, Regen-, Wettergalle = Stück Regenbogen (»Wasser-, Windgalle« auch = helle Stelle in Wolken). »Wassergalle« in diesem Sinne, das Sie für Glauchau (in der Form »Wassergolle«) angeben, ist z. B. auch im Altenburgischen, (nach Hertel) im thüringischen Harze und in Schlesien üblich. Ob das hier besprochene »Galle«, das ursprünglich eine geschwulstartige Stelle (Krankheit der Pferde, Auswuchs an Pflanzen: Gallapfel, auch Blase im Metall u. ä.) bezeichnet, eins ist mit dem gleichlautenden »Galle« (= Inhalt der Gallenblase), oder ob sich hier zwei verschiedene Wörter gemischt haben (vgl. altlateinisch galla = Gallapfel), ist noch nicht sicher ausgemacht. — Wenn in der Gegend von Glauchau und Chemnitz Kühe, die keine Milch mehr geben, **»gille«** heißen, so wird dies nur eine mundartliche Form des gleichbedeutenden »gelt«, bayerisch »galt« sein. Die Form »gölle« bietet (nach Sanders) Reicharts Land- und Gartenschatz (Erfurt 1768 ff.). Kluge (Et. Wtb.) vermutet für »gelt« wegen der althochdeutschen Form gi-alt Zusammenhang mit »alt«. — Die Bauern in der Gegend von [illegible]au und Penig, die für **»Maulwurf«**: Mulpr(i)ch, Mulfr(i)ch, [illegible]irch u. ä. sagen, ohne dabei an das dem Worte ursprüng[illegible] fremde »Maul« zu denken, sind in ihrem Rechte. Aber in der Schriftsprache statt »Maulwurf« wieder »Mulwurf« (mhd. multwerf, moltwerfe von molte = Erde, also Erdaufwerfer) einzuführen, wäre unmöglich. — Das Zeitwort **»luttern«**, mit dem der Klang bezeichnet wird, den Töpfe geben, wenn sie einem Riß haben, stellt sich offenbar zu dem schallnachahmenden »kuttern« (auch »küttern« und »kittern«), das nach dem Grimmschen Wörterbuche von mancherlei Tönen gebraucht wird, so besonders vom kichernden Lachen und von gewissen Vogelstimmen, z. B. dem Girren der Tauben. Die von Ihnen angegebene Bedeutung haben wir indes nirgends gefunden.

Herrn **L....**, Greifswald. Sie nehmen Anstoß an der Fügung: **»Ein Hofhund (wird) zu kaufen gesucht«**, und gewiß liegt hier eine kleine Unregelmäßigkeit vor. Aber wir glauben doch, sie durch folgende Erwägung begründen zu können. In der aktivischen Fügung: »ich suche einen Hund zu kaufen« ist die Ergänzung zu »suchen« natürlich die Nennform »zu kaufen« und dazu wieder der Wenfall »einen Hund«. »Ich suche« — was? »zu kaufen« — was? »einen Hund«. Da aber das von »kaufen« abhängige Objekt (»Hund«) derart ist, daß es auch von »suchen« sinngemäß abhängen könnte (»ich suche einen Hund«), so vollzieht sich, begünstigt durch die gewöhnliche Folge der Satzteile, für das Sprachbewußtsein eine leise Verschiebung in der Weise, daß sich die Begriffe »ich suche« und »einen Hund« enger zusammenschließen und die Nennform »zu kaufen« in loserer Anfügung als erläuternder Zusatz dazutritt (ähnlich: »ich habe einen Hund zu verkaufen«). Was nun in der aktivischen Fügung als ein bloßer Ansatz erscheint, kommt bei der Umwandlung in die Leideform zum Durchbruche: die Ergänzung von »kaufen«, die man als eine solche von »suchen« empfindet, wird zum Subjekte: »ein Hund wird — zu kaufen — gesucht«. Man kann auch noch auf einem anderen Wege dahin gelangen, indem man annimmt, daß die beiden Verbalbegriffe »suchen« und »kaufen« zu einer Einheit verschmelzen und das Objekt dieser Einheit in der Leideform als Subjekt erscheint, so z. B. Sp. 116 in dem Satze: »wird die Bedeutung ... zu erklären versucht«. Wir glauben also, daß sich der Sprachgebrauch in Ihrem Satze, wenn auch nicht streng logisch, so doch psychologisch richtig entschieden hat. Damit soll aber der Verallgemeinerung dieses Gebrauches nicht das Wort geredet sein. »Er wurde zu gewinnen gesucht« u. ä. halten wir nicht für empfehlenswert; hier ist die aktivische Fügung: »man suchte ihn zu gewinnen« vorzuziehen.

Herrn **O. W....**, Plauen. Man kann **»zur Post, nach der Post«** und **»in die Post«** gehen. »Zu« und »nach« bezeichnen die Richtung nach einem Ziele hin, und zwar ist das ältere »zur« im allgemeinen gewählter, das jüngere »nach« der zwanglosen Umgangssprache genehmer. »In« bezeichnet die Bewegung in das Innere eines Raumes und ist also nur dann angemessen, wenn man wirklich hineingeht, nicht etwa nur einen Brief in den außen befindlichen Briefkasten steckt. **»Auf die Post«** (wie »aufs Rathaus« usw. gehen) erklärt sich ursprünglich aus der Vorstellung des räumlich Höherliegenden, aber gerade bei »Post« gehört es wohl der guten Schriftsprache nicht an. **»An die Post«** endlich ist nur landschaftlich und wohl hervorgerufen durch das vorschwebende »an den Schalter«. Dasselbe gilt von »Amtsgericht«. — Ob Sie bei der Vorstellung sagen: **»Mein Name ist W.«** oder **»W. ist mein Name«**, ist im ganzen gleichgültig. Ersteres ist die naturgemäße Wortfolge; letzteres ist da angebracht, wo man auf den Namen ein besonderes Gewicht legen will, also z. B., wenn der andere, wie es ja so häufig der Fall ist, den Namen nicht verstanden hat und noch einmal danach fragt. — Im Zusammenhange der Rede muß es heißen: **»Buchhandlung von J. Weber«** oder **»Webersche Buchhandlung«**. Als Firmenbezeichnung aber kann **»J. Weber, Buchhandlung«** ebensowohl geduldet werden wie etwa »Goethe, der Erlkönig« in dem Inhaltsverzeichnisse eines Lesebuches. — »Der Stoff ist **mit der Zeit** grau geworden« oder **»in der Länge der Zeit«**; beides ist gleich gut. Früher sagte man auch einfach »in der Länge« (so Goethe Klavigo im Anfange: »in der Länge, Karlos, man wird der Weiber gar bald satt«), wie man noch sagt: »auf die Länge«. — Für Ihre Zwecke empfehlen wir Ihnen das auf Sp. 342 d. vor. Jahrg. angezeigte Buch von Engels, sowie Heintzes Deutschen Sprachhort.

Herrn **v. R....**, Tondern. Wir danken Ihnen bestens für den Hinweis darauf, daß bereits 1811 in Schleswig-Holstein eine Zeitschrift »Die Veranda« erschien. Das Alter dieses Wortes

wird dadurch beträchtlich hinaufgerückt gegenüber der auf Sp. 27 d. J. geäußerten Vermutung.

Herrn N. B...., Calbe (Saale). Das Wort »Dispacheur«, das in dem Verdeutschungsbuche »die Amtssprache« durch »Schadenschätzer« ersetzt wird, halten auch wir für ein entbehrliches Fremdwort, gleichwie sein Grundwort »Dispache« = (See)schadenrechnung. Aber mit dem auf Sp. 27 d. J. besprochenen »Leckage« ist es doch nicht auf eine Stufe zu stellen; es ist immerhin ein ehrliches Fremdwort von unbescholtener französischer Herkunft und nicht ein welsch-deutscher Bastard wie »Leckage«. — Über die falsche Mehrheitsform »Motore« haben wir Ihnen bereits 1898, Sp. 205 unsere Ansicht mitgeteilt. — Neben »der Packen« ist die kürzere Form »der (das) Pack« seit alters gebräuchlich, ja sie ist als die eigentliche Hauptform des Wortes anzusehen. Heute ist ja »Packen« recht üblich, vielleicht üblicher geworden, aber »Pack« muß daneben als durchaus richtig angesehen werden. Beispielsweise wird diese Wortform nicht nur von Schiller, Hauff und anderen älteren Schriftstellern gebraucht, sondern auch noch von Keller; vgl. auch »mit Sack und Pack«. Die Mehrzahl »Päcke« findet sich z. B. bei Goethe; daneben sagte man früher auch »die Packe«. Heute ist die Mehrheitsform »Packen« gewiß weit üblicher; aber auch »Päcke« müssen wir noch gelten lassen.

N. N...., Gleiwitz, O.-S. Die Fassung »nicht in Wagen spucken«, wie sie auf Inschriften in Straßenbahnwagen zu finden ist, entspricht dem heutigen guten Sprachgebrauche nicht. Die lässige Umgangssprache zieht ja freilich »in den« zu »in'n, in« zusammen, und früher scheute man sich auch nicht, dies in der Schrift festzulegen, nicht nur, wo volkstümliche Rede wiedergegeben werden sollte (Goethe Götz 1, 3: »sonst ging er mit in Stall«), sondern auch in edlerer Sprache (Goethe Erlkönig: »er hält in Armen das ächzende Kind«). Aber heute vermeidet die Schriftsprache diese Art der Zusammenziehung, und mit Recht, weil das Geschlechtswort darin spurlos verschwindet (bei »im, am« usw. ist es zu erkennen). Darum muß es heißen »in den Wagen«.

Herrn N. B...., Gorcum. Viëtor schreibt für das in- und auslautende g in erster Linie die Aussprache als Reibelaut vor als die im weitaus größten Teile des Sprachgebietes herrschende, also: gegen, legen mit j, Bogen mit dem entsprechenden Hintergaumenlaute; fliegt mit ich-Laut, fragt mich ach-Laut. Daneben läßt er aber auch die Aussprache als Verschlußlaut zu: inlautend g, auslautend k. Nur für die Bildungssilbe -ig soll allein der Reibelaut gelten, weil er hier auch in den Gegenden vorherrscht, die sonst auslautenden Verschlußlaut haben; also nur: günstich, nicht: günstik. — »Säckingen« ist auf der ersten Silbe zu betonen. — Als Muster guter Umgangssprache kann noch immer Freytags Lustspiel »die Journalisten« empfohlen werden.

Herrn N. D...., Aachen. »Schultheiß« (von »Schuld« und »heißen« = befehlen) bezeichnet ursprünglich einen Beamten, der Verpflichtungen (gegen den König) gebietet oder auferlegt. Das schon seit dem 8. Jahrhundert nachweisbare Wort gilt durchweg für eine Ortsobrigkeit mit vorwiegend richterlicher und vollstreckender Gewalt, zunächst für die Unterbeamten des Zent- oder Gaugrafen, dann auch für entsprechende Gemeindebeamte. Es gab Dorf- und Stadtschultheißen; die ersteren leben noch in weiten Kreisen des Sprachgebietes als »Dorfschulzen«, die letzteren nur noch in Württemberg, wo sie hoffentlich auch in Zukunft ihres Amtes walten werden (vgl. Sp. 45 f.). Bekanntlich war auch Goethes Großvater Stadtschultheiß (d. h. Oberbürgermeister) der freien Reichsstadt Frankfurt. — Das Wort »Vorsitzender«, das vermutlich dem lateinischen Präsidenten nachgebildet ist, aber auch sehr wohl ohne dies Vorbild entstanden sein kann, ist ebensogut deutsch wie »der Reisende, der Höchstkommandierende, die Lebenden, die Leidtragenden« u. a. Diese Beispiele zeigen zugleich (wenigstens teilweise), daß ein »Vorsitzender« nicht nur der zu sein braucht, der zur Zeit den Vorsitz führt, sondern auch der sein kann, der zur Führung des Vorsitzes berufen ist. Umgekehrt würde das letztere durch »Vorsitzer« nicht notwendig ausgedrückt werden, wie ja auch »Sieger, Eroberer« u. a. nicht etwas Berufsmäßiges bezeichnen. In solchen Dingen ist, worauf diese Blätter schon oft hingewiesen haben, der Sprachgebrauch alles. Übrigens mögen Sie getrost »Vorsitzer« sagen, das sich ja mehr und mehr einzubürgern scheint. Aber unseren »Vorsitzenden« lassen wir uns auch nicht nehmen; denn er erfüllt seinen Zweck vollkommen.

Herrn W. F...., Braunfels (Lahn). Auf Denkfaulheit und Nachlässigkeit beruht es wohl nicht, wenn »Pfarrwahl« für »Pfarrerwahl« gesagt wird, sondern auf einer Neigung der deutschen Sprache, ein kurzes e zwischen gleichen Mitlauten zu unterdrücken. Wie man »hält« statt »hältet« sagt, »ißt« statt »issest«, »Beamter« statt »Beamteter«, so sagte man früher auch schriftsprachlich ohne Bedenken „Pfarr« statt »Pfarrer« (z. B. Lessing, Herder, Goethe, Rückert), eine Form, die noch heute volkstümlich ist. Da aber die heutige Schriftsprache hier, wie in vielen anderen Fällen, zu der ursprünglichen vollen Form zurückgekehrt ist, so empfiehlt es sich, auch in Zusammensetzungen »Pfarrer-« zu sagen, wenn es sich eben um den »Pfarrer«, nicht um die »Pfarre" handelt, z. B. bei »Pfarrerwahl, Pfarrerverein«. Wo aber die Beziehung auf die »Pfarre« möglich oder gar richtiger ist, da sage man »Pfarr«, also: »Pfarramt, Pfarrhaus, Pfarrwohnung« u. a. — Von der adjektivischen Verwendung der Umstandswörter auf »-weise« ist in diesen Blättern schon wiederholt die Rede gewesen, zuletzt 1904, Sp. 21. Wir sehen darin einen durchaus gesunden Zug der Sprachentwicklung, der auch in zahlreichen anderen Fällen aus Umstandswörtern Eigenschaftswörter hat entstehen lassen. Der Sprachgebrauch hat hier bereits entschieden und ist anzuerkennen. Noch weniger aber sind Eigenschaftswörter auf »-gemäß« zu bekämpfen; denn »gemäß«, althochdeutsch gimâzi, ist von jeher ein Adjektiv gewesen.

Herrn H...., Klotzsche bei Dresden. Wir halten die Wendung »geben sich die Ehre . . . einzuladen«, die jetzt auf Einladungskarten häufig gebraucht wird, nicht für anstößig. Wenn man in der verbindlichen Sprache der Höflichkeit die Einladung eines anderen als eine Ehre ansieht, die dem Einladenden selber zuteil wird, so geht doch tatsächlich die Ehrung eben von ihm aus, er gibt sich selber diese Ehre. Nichts anderes bedeutet auch die ältere Form, an der Sie selber keinen Anstoß nehmen: »beehren sich«; denn »beehren« heißt »Ehre antun, Ehre geben«. Endlich die dritte, ebenfalls von Ihnen nicht beanstandete Form: »haben die Ehre« führt zu demselben Ziele, wenn man die Frage aufwirft, woher man denn diese Ehre habe; man gibt sie sich in Wahrheit selber. Ganz ähnlich und gewiß unanfechtbar sind Wendungen wie: »sich erlauben, sich gestatten«; auch hier wird man doch nicht sagen wollen, daß es nicht angängig sei, sich selbst eine Erlaubnis zu erteilen. — Dagegen geben wir Ihnen völlig recht, wenn Sie eine Einladung »für Sonnabend« für minder gut erklären als »zu oder auf Sonnabend«. K. S.

Herrn H. N...., Bielefeld. Gäste zu einem »Mittagessen 6 Uhr nachmittags« einzuladen, ist sprachlich gewagt, ähnlich wie die vor Jahren in dieser Zeitschrift (1889 Sp. 114/5) angeführte Wendung aus Hofberichten: »Am gestrigen Nachmittage fand bei Ihren Majestäten eine größere Frühstückstafel statt«. Viele wollen sich durch ein »spätes Mittagessen« über die Schwierigkeit hinweghelfen, aber die Unstimmigkeit bleibt bestehen, sobald als Zeitbestimmung abends oder nachmittags hinzugesetzt wird. Damit die Unersetzlichkeit der fremden Ausdrücke dîner und déjeuner beweisen zu wollen, wäre verfehlt. Wir haben in der eignen Sprache dafür reichlichen Vorrat. Man lade zu einem Mahle, einem einfachen Mahle oder Festmahle ein, je nachdem, wie es auch vielfach üblich ist.

Herrn B. K...., Dresden. Hat der Abgeordnete Bebel in der 51. Sitzung des Reichstags am 7. März zur rechten Seite des Hauses wirklich gesagt, wie die Blätter melden: »Sie sind ja doch nur die Rudimente einer absterbenden Gesellschaftsklasse«, so hat er sich allerdings einen unfreiwilligen Scherz geleistet. Denn natürlich waren Trümmer, Schutthaufen, Überbleibsel, also »Rudera« gemeint, aber Rudimente sind eher das Gegenteil davon, nämlich Anfangsgründe, erste Versuche, Grundlagen. Wer lateinisch kann, weiß, daß dies Wort mit rudis »unbearbeitet, ungebildet, roh« und erudire »bilden, unterrichten« zusammengehört. Es wäre aber doch sehr sonderbar, wenn niemand in der großen Versammlung die Sinnlosigkeit dieses Satzes gemerkt und aufgestochen hätte; jedenfalls bestätigt er die Richtigkeit der Warnung: Hütet euch vor unnützen Fremdwörtern!

Herrn G. St...., München. Die Verlagsbuchhandlung Alois Hynek in Prag bietet Ihnen unter den verlockendsten Bedingungen eine neue Prachtausgabe des »Grafen v. Monte-Christo« an. Begeistert fragt sie in der Ankündigung: ».... wer könnte (!) nicht diesen Roman, welcher genügen würde um den Namen seines Verfassers unsterblich zu machen«. Und von diesem, dem Ver-

fasser, sagt sie: »Alexander Dumas, der Geist ohne Gleichen, welchem zur Repräsentierung eines ganzen Jahrhunderts nur ein wenig an Tiefe fehlte«. Alles das natürlich buchstabengetreu. Dazu erfreut sich das Werk bereits »vielen Ausgaben«, und Sie könnten auch noch »ein Prospekt« erhalten. Und dies stil- und verheißungsvolle Angebot verschmähen Sie? Unbegreiflich.

Herrn P. L. . . ., Halberstadt. Die **Consumtibilien**, deren Lieferung der Magistrat zu Spandau am 9. Februar d. J. im Deutschen Submissionsanzeiger Nr. 39 vom 16. Febr. 1904 ausschreibt, sind nicht neu, man liest dafür auch ebenso schön »Konsumtionsartikel«, aber zeitgemäß ist diese Ausdrucksweise nicht.

Herrn K. H. . . ., Güstrow. Gegen »kleine Preise« ist auch sprachlich gar nichts einzuwenden, wie in vor. Nr. Sp. 91 auseinandergesetzt wurde. Aber die **selbstkostenden Preise** des Herrn Karl Stach in Mainz verdienen ebenso wie seine »hochpreisigeren Flaschenweine« unter den Auswüchsen der deutschen Handelssprache eine Auszeichnung.

Heiteres. Im Sprechsaal der Frauen-Rundschau (1904 Heft 4 S. 135ff.) führt im Namen der »rationellen Frauen-Reform« Myna (so!) Geers das große Wort »zur Steuer gegen das Titularunwesen«. Das ist eine wahre Blütenlese von Stilmustern: (S. 135) »Die Praxis durch Reformen zu wirken, ist ja das Feld der Frauen; soll sie aber ‚durch eigene Kraft' nach allen Seiten hin gründlich durchgeführt werden, so müssen gewisse Damen auch ihre innersten Kreise zu beackern suchen. Um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, gehört eine Portion selbstloser Eigenschaften.« (S. 137) »Die einfachste Art nun, um Rang und Stand des Mannes durch die obligate Frau zu erfahren, bleibt die Form: ‚Die Frau resp. Gemahlin des Professors, Regierungsrats usw.' — Die diverse Titulatur der Subalternbeamten zugerechnet, denn gerade in diesen Kreisen halten die Damen gern streng auf ihren unberechtigten Titel. Mit derartigem Gattungs-Prädikat kann und muß Allewelt (!) sich zufrieden stellen«. Reizend in seiner zierlichen Kürze ist auch das Sätzchen (S. 137): »Nimmt man dieses Beispiel aus der Praxis im umgekehrten Falle heraus, so entsteht dadurch eine andere Ansicht«. Genug, aber so ist der ganze Aufsatz, den noch zur Erhöhung des Genusses eine lange Liste: »Interessante Bücher für denkende Frauen« einrahmt, hoffentlich nicht für viele »denkende Frauen« der einzige Gegenstand ihres Denkens. — Minna, Minna, bevor Du Dich weiter bemühst, die gute Frau Ober-Steuerkassiererin über ihre kleine Schwäche zu belehren, geh Du erst selber noch einmal in die Schule und lerne was!

Geschäftlicher Teil.

Im ersten Vierteljahr 1904 gingen ein

a) **als Geschenk:**

5 ℳ. von Herrn Regierungsrat Bosch in Reutlingen;

b) an **erhöhten Jahresbeiträgen von 5 ℳ. und mehr:**

je 20 ℳ. von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen, von Herrn Ernst Paul Lehmann in Brandenburg (Havel), sowie von der Handelskammer in Lübeck (für 2 Abzüge) und dem Verband deutscher Post- und Telegraphen-Assistenten in Berlin;

10,20 ℳ. von Herrn Hugo Bartels in Sevenoaks Weald (Kent);

10,05 ℳ. von Fräulein Anna von Öttingen in Berlin;

je 10 ℳ. vom Deutschen Ostmarkenverein in Berlin und von Herrn Ch. Diederrich in Odessa;

8 ℳ. von Herrn E. F. Garraux in Basel;

je 6,45 ℳ. von den Herren: Pastor Th. Rathke in Rateck (Rußland) und Wirkl. Staatsrat Richard von Voigt in Njeschin (Gouv. Tschernigow);

6,05 ℳ. von Herrn Freiherrn von Biel in Kalkhorst;

je 6 ℳ. von den Herren: Landgerichtspräsidenten Boecking in Straßburg (Elsaß) und Gottlieb Kleiner in Zürich;

5,19 ℳ. von Herrn Buchhalter Hans Peikert in Kotterbach (Oberungarn);

je 5,12 ℳ. von den Herren: Bezirksrichter Joh. Baumeister in Scheibs (Nd.-Östr.), Ad. Heim in Pardubitz (Böhmen), Em. Leberecht in Szent Abraham (Preßburger Komitat), Gymnasial-Professor a. D. Ignaz Peters in Leitmeritz (Böhmen) und Ingenieur F. Sperl in Villach (Kärnten);

5,05 ℳ. von Herrn Kaufmannsgehilfen R. Kliefoth in Hamburg;

je 5 ℳ. von Fräulein Henny Schelle in Bremen sowie von den Herren: M. Blum in Meiningen, Erwin T. Bußmann in Newark (N.-J.), Hugo Buttmann in Marseille, Landgerichtsrat a. D. Albrecht Conradi in Stendal, Dr. Oskar Dressel in Elberfeld, Ingenieur J. Franc. Fischer in Santiago (Chile), Pastor Heinrich Fliedner in Kaiserswerth, Wilhelm Giesen in Antwerpen, Rud. C. Gittermann in Odessa, Baron Viktor von Graffenried in Bern, Ernst Heitheder in St. Petersburg, Th. Heyse in St. Petersburg, H. G. Hilken in Baltimore, Proviantamtsdirektor a. D. Hollmann in Hannover, Postpraktikanten Hunke in Tanga (D.-O.-Afrika), Beamten Georg Köster in St. Petersburg, Dekan Kübel in Bayreuth, Bankherrn Aug. Leipert in Kempten, Gerichtsaktuar R. Lienig in Rüdesheim, Dr. Lubberger in Mülhausen (Elsaß), Fritz Lubberger in Chicago (Jll.), Konsul Mangels in Assuncion, Dr. Heinrich Meyer in Florenz, Eugen Mühleisen in Bietigheim, Julius Müller in St. Petersburg, E. Neumann in Odessa, Kaufmann Nils Paulson in Stockholm, Vizekonsul Joh. Folk. von Scherling in Rotterdam, Rechnungsrat C. Thien in Berlin, Hans Wahnung in Leipzig, H. Warneke in Heiligenfelde (Bez. Bremen) und dem Altonaer Techniker-Verein in Altona (Elbe).

F. Berggold, Schatzmeister.

Briefe und Zusendungen für die **Vereinsleitung** sind zu richten an den Vorsitzenden,
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und **Beitrittserklärungen** (jährlicher Beitrag 3 Mark wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die **Zeitschrift** an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW52, Paulstraße 10,
für die **Wissenschaftlichen Beihefte** an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W30, Motzstraße 12,
für das **Verdeutschungsamt** an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 5 — Mai 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 3 ℳ. jährlich bezogen werden.

Die Sprachpflege auf den großen Fachversammlungen.

Eine dankbare Aufgabe für unsre Zweigvereine.

Der Zweigverein Reichenberg des Deutschen Sprachvereins hat seinerzeit bei der Vereinsleitung den dankenswerten Vorschlag gemacht, die großen Jahres-Fachversammlungen (der Lehrer, Ärzte, Juristen usw.) um möglichst rein deutsche Abfassung ihrer Drucksachen und Berichte zu ersuchen. Der Vorstand gedenkt dieser Anregung zu folgen und ein Rundschreiben mit einer solchen Bitte an die Vorsitzenden der zahlreichen Verbände und Vereine zu erlassen.

Daß dieses Ersuchen viel Erfolg haben wird, ist nach den Erfahrungen, die man mit derartigen allgemein gehaltenen Anregungen zu machen pflegt, zu bezweifeln. Günstigstenfalls wird man es wohlwollend aufnehmen, vielleicht auch in demselben Sinne beantworten. Meistens jedoch wird es »zu den Akten« genommen werden, wenn es nicht in den Papierkorb wandert. Die wenigen Leiter der Versammlungen, die eine solche Bitte zu erfüllen geneigt sein mögen, sehen sich bei der Durchführung vor eine Aufgabe gestellt, deren Lösung viel Arbeit und Sachkunde erfordert und außerdem die Bereitwilligkeit, manchem Widerstand zu begegnen. Dazu muß man mit dem steten Personenwechsel in Vorsitz und Leitung solcher Verbände rechnen. Der gegenwärtige Vorsitzende mag die besten Absichten haben, auf eine gute und reine Sprache der Vereinsberichte hinzuwirken — dem Nachfolger dagegen liegen diese Bestrebungen mehr oder weniger fern, und es bleibt alles beim alten.

Anders ist es, wenn bei der Abhaltung großer Versammlungen rechtzeitig auf die Veranstalter unmittelbar eingewirkt werden kann. Durchweg finden solche Versammlungen ja in größeren Städten statt, in denen meist auch ein Zweigverein des Deutschen Sprachvereins seinen Sitz hat. Nimmt dieser dann die Sache in die Hand, setzt er sich frühzeitig mit den leitenden Persönlichkeiten in Verbindung, bietet diesen die sachkundige Hilfe der Vereinsmitglieder an, so wird ein Erfolg in der Regel nicht ausbleiben.

So hat der Zweigverein Kassel gearbeitet, als im vorigen Jahr die 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Aussicht stand, und es wird nützlich sein, an diesem Beispiel in Kürze zu zeigen, auf welche Weise auch andere Zweigvereine bei den großen Fachversammlungen erfolgreich wirken können.

Infolge der Größe und der Tätigkeit des hiesigen Zweigvereins spielt der Deutsche Sprachverein hierorts in der öffentlichen Meinung eine gewisse Rolle. Das öffentliche Gewissen für sprachliche Dinge ist durch ihn im Laufe der Jahre so geschärft worden, daß man sich — wie wir mehrfach beobachtet haben — von vornherein bei derartigen Anlässen einige Mühe im Sinne unsrer Bestrebungen gibt. Sobald die ersten Vorbereitungen zu der Naturforscher- und Ärzte-Versammlung getroffen wurden, wandte sich der Vorstand des Zweigvereins in amtlicher Form an die örtliche Geschäftsführung mit der Bitte, schon bei den Einladungen und sodann bei den weiteren Bekanntmachungen und Veröffentlichungen auf die Pflege einer guten und möglichst rein deutschen Sprache bedacht zu sein. Da überdies zu dem 1. Geschäftsführer des hiesigen Ortsausschusses, Herrn Professor Dr. Hornstein, persönliche Beziehungen bestanden und dieser selbst grundsätzlich auf dem Boden des Sprachvereins stand, so hatte dieses Vorgehen besten Erfolg.

Was sich von den früheren Naturforscher-Versammlungen her vorfand, war nicht übel, und es muß ausdrücklich anerkannt werden, daß auch schon die Veröffentlichungen der 74. Karlsbader Versammlung ein erfreuliches Streben besonders nach Sprachreinheit beweisen. Unsre Sache bricht sich eben unaufhaltsam Bahn. Beispielsweise fanden sich bereits, um nur von diesem augenfälligsten Kennzeichen zu reden, folgende gut deutsche Ausdrücke statt zopfiger fremder, zum großen Teil wohl schon von noch früher her: Versammlung statt Kongreß, Fachgenossen — Kollegen, Ausschuß — Komitee, Gruppe, Abteilung — Sektion, Schriftführer — Protokollführer, allgemeine Versammlung — Generalversammlung, Festvorstellung — Galavorstellung, Anmeldefrist — Anmeldetermin, Beleuchtung — Illumination, Ausflug — Partie, Schatzmeister — Kassierer, unentgeltlich — gratis, Wohnung — Quartier, veröffentlichen — publizieren, Satzungen — Statuten, örtlich — lokal, Vorsitzender — Präsident, Bildung — Konstituierung, Stock — Etage.

Es ist in der Hauptsache das persönliche Verdienst des Prof. Hornstein, daß in Kassel nicht nur diese Verdeutschungen erhalten blieben, sondern so ziemlich reiner Tisch gemacht worden ist. Wie ein Vergleich der amtlichen Veröffentlichungen der 75. Naturforscherversammlung zu Kassel (Einladungen, Tageblatt, Anweisungen für Einführende, Schriftführer usw.) mit den vorangehenden Karlsbader Berichten zeigt, sind hier noch folgende

unnütze Fremdwörter ausgemerzt worden: Thema (Gegenstand), Referent (Berichterstatter), Referat (Bericht), Festreunion (Gartenfest), Bureau (Geschäftsstelle), Legitimation (Ausweis), direkt (unmittelbar), adressieren (richten), Sitzungslokal (Sitzungsraum), Gasthofslokal (Verpflegungsstätte), Programm (Plan), Präsenzliste (Anwesenheitsliste), Dekoration (Ausschmückung), Organisation (Zusammensetzung oder Leitung und Arbeitsverteilung), Adresse (Wohnung), Demonstration (Vorführung), Diskussion (Besprechung), Instruktion (Anweisung), Redaktion (Schriftleitung), Expedition (Geschäftsstelle), Plakat (Anschlag), Garantie (Gewähr), Exkursion (Tagesausflug), Restauration (Wirtschaft).

Was noch übrig bleibt, sind teils Ausdrücke, die wörtlich aus den Satzungen der Gesellschaft übernommen werden mußten, wie Publikationsordnung, Manuskript u. dergl., teils sind es die wissenschaftlichen Fachausdrücke, für die es zum großen Teil keine eingebürgerten Verdeutschungen gibt. Immerhin könnte Meteorologie durch Wetterkunde, Geographie durch Erdkunde, Kartographie durch Kartenkunde, Medizin durch Heilkunde, Balneologie durch Bäderkunde, Hydrotherapie durch Wasserbehandlung, Gynäkologie durch Frauenkrankheiten, Hygiene durch Gesundheitslehre, Astronomie durch Sternkunde unbedenklich schon jetzt ersetzt werden.

Die Aufgabe der Zweigvereine, bei denen die nächsten Versammlungen stattfinden, also 1904 zunächst Breslau, wird es sein, das Errungene festzuhalten und weitere Fortschritte zu erzielen. Den Druck der wissenschaftlichen Verhandlungen der Versammluug besorgt die Leitung des Hauptvereins, nicht die örtliche Geschäftsführung, so daß sich dieser Teil der Veröffentlichungen der örtlichen Beeinflussung entzieht.

Ich komme zum Schluß: Anschreiben in amtlicher Form und mit dem Anerbieten sachkundiger Hilfe sind als Unterlage für das Vorgehen gut und nötig, aber sie nützen nichts, wenn nicht die Hauptbedingungen erfüllt sind: 1. Der betr. Zweigverein muß sich durch unermüdliche Tätigkeit ein moralisches Gewicht in der öffentlichen Meinung seines Ortes sichern, so daß man ihn nicht unbeachtet lassen kann, ohne Anstoß zu erregen; 2. es muß persönliche Fühlung zu den einflußreichen Persönlichkeiten gewonnen werden, namentlich zu denen, die bei den Versammlungen die Arbeit verrichten.

Kassel. Albert Harnisch.

Deutschtum und Franzosentum in der Schweiz.

In Nr. 10 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre hat Dr. Eduard Prigge im Anschluß an Morf und Zimmerli über den Kampf des Deutschtums mit dem Franzosentum in der Schweiz Mitteilungen gemacht, die, obschon im allgemeinen richtig, mich doch zu einigen Bemerkungen veranlassen. Dabei muß sogleich gesagt werden, daß meine Bemerkungen eigentlich Morfs zuerst in der »Neuen Züricher Zeitung« veröffentlichte und dann in Buchform erschienene Ausführungen über »Deutsche und Romanen in der Schweiz« treffen, die ich nicht wie Prigge sine ira et studio finden kann, denn Morf braucht scharfe Worte gegen die nach seiner Ansicht zu eifrigen Vertreter des Deutschtums an der Sprachgrenze.

Morf und Prigge wollen uns über die drohende Verwelschung des Oberwallis mit der Eroberung des rätoromanischen Graubündens trösten. Wer die Sache aus der Ferne betrachtet, mag auf dergleichen Gedanken kommen. Wir an der Sprachgrenze müssen darin anders fühlen. Wir wünschen eben nicht verwelscht zu werden, gleichviel ob drüben in Graubünden die Rätoromanen anfangen ihre uralte Sprache aufzugeben und deutsch zu reden. Falls das linke Rheinufer und die Stadt Frankfurt am Main von Frankreich erobert würden, die in der genannten Stadt wohnenden Herren Prigge und Morf würden es sicher für einen schlechten Trost ansehen, wenn wir ihnen sagen wollten, dafür habe Preußen Krakau besetzt! Ferner muß gesagt werden, daß die Verwelschung des Oberwallis durchaus keine sogenannte »naturnotwendige« Sache ist. Verschiebungen der Sprachgrenze sind in den meisten Fällen die Folge von Wanderungen, und da das Oberwallis bisher kein Auswanderungsgebiet unsrer französischen Landsleute gewesen ist, so sehe ich gar nicht ein, weshalb wir es schon im voraus als deutsches Sprachgebiet aufgeben, und noch weniger, weshalb wir die Anstellung welscher Bahn- und Postbeamten in diesem rein deutschen Gebiet als selbstverständlich ansehn sollten statt als einen Mißgriff der eidgenössischen Verwaltungen. Wenn die Graubündner zum Deutschen übergehn wollen, so ist das etwas ganz andres, als wenn man den deutschen Oberwalliser nötigt, sich im Umgang mit den Behörden des ihm oft nicht bekannten Französisch zu bedienen.

Der Vergleich mit dem Tessin ist insofern ganz unzutreffend, als dieser Kanton niemals durch die Gotthardbahn verdeutscht werden wird, während die Eisenbahn im Wallis wirklich, wie Morf und Prigge zugeben, verwelschend wirkt. Im Birstal freilich, zwischen Basel und Biel, hat die Bahn verdeutschend gewirkt; ob endgültig, wird man erst sagen können, wenn es mit dem Schulwesen im Jura anders geworden sein wird. Aber auch die Gewinnung des Birstals für das Deutschtum ist für uns im Wallis kein Grund, den Verlust des Oberwallis ohne Widerrede und ohne Widerstand als »naturnotwendig« hinzunehmen.

Prigge spricht auch von dem verwelschenden Einfluß des Staates. Hier muß indessen genau unterschieden werden zwischen Bund und Kanton (der reichsdeutsche Leser denke an Reich und Einzelstaaten). Es ist meines Wissens im Wallis nie über verwelschende Neigungen der Kantonsbehörden geklagt worden. Wohl ist der Einfluß des Französischen auch hier überwiegend, aber die Walliser Kantonsbehörden verkehren auf dem deutschen Sprachgebiet mit den Gemeinden und den Einwohnern durchweg deutsch. Geklagt und mit Recht geklagt wird aber darüber, daß die Bundesbeamten, d. h. die Angestellten der eidgenössischen Verwaltungen (Post, Telegraph, Zoll) und die Eisenbahnangestellten (erst seit 1903 Staatsangestellte), sich erlauben auf deutschem Boden mit der Bevölkerung französisch zu verkehren und das gesamte, von Siders an rein deutsche Oberwallis als französisches Sprachgebiet zu behandeln. Diese Mißgriffe kommen einfach daher, daß das Wallis seiner geographischen Lage wegen bei eidgenössischen Kreiseinteilungen meist dem Kreis Lausanne zugeteilt wird. Wir haben jedoch genug Vertrauen zu unsern obersten Landesbehörden, um auf baldige Abhilfe fest zu hoffen.[1])

Sitten im Wallis. Eduard Blocher.

---

1) Über die Sprachverhältnisse im Wallis werden in nächster Zeit die »Alemannia« (Freiburg i. B.) unter dem Titel »Aus dem Sprachleben des Wallis« und die »Deutsche Erde« (Gotha bei Perthes) genaue Mitteilungen aus der Feder des Verfassers veröffentlichen. Er wird den meisten unserer Leser schon durch einen ausgezeichneten und s. Z. viel beachteten Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern über den »Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz« bekannt sein, von dem Zeitschrift 1900 Spalte 139 f. berichtet worden ist. Vgl. zu den Ausführungen oben auch die Kl. Mitteilungen dieser Nummer Spalte 139 f. Str.

Interesse — interessant.

W. Rust (Die Oberrealschule als humanistische Bildungsanstalt) in der Monatsschrift für höhere Schulen, 1903, S. 622:

Unser Verhältnis zum Französischen kennzeichnet am deutlichsten die Verschiedenartigkeit des allgemeinen Gefühls gegenüber der französischen Welt einerseits und dem klassischen Altertum andererseits: für dieses hat man immer Liebe und Begeisterung empfunden, jene erweckt nur Interesse.

Karl Storck in einem Bericht über die Kunstausstellung bei Schulte in Berlin (Deutsche Zeitung 1904, Nr. 8, 4. Januar):

Sehenswert ist ja leider durchaus nicht gleichbedeutend mit wertvoll. Es hat seine guten Gründe, wenn das Wort »interessant« in unserer Kritik eine so große Rolle spielt. Dabei dürfte man das Fremdwort ja nicht mit der zunächst liegenden deutschen Übersetzung vertauschen. »Teilnahme« ist so viel mehr oder doch so etwas ganz anderes als Interesse. Der Begriff Anteilnahme ist mit eingeschlossen, und der besagt wieder, daß wir innerlich gepackt sind. Ich möchte ruhig sagen, daß das deutsche Wort hier für die eigentlich deutsche Art steht. Unser Verhältnis zur Kunst ist eine innerliche Angelegenheit und entspricht durchaus unserem Gefühl für Persönlichkeit. Es ist gewiß ein Zeichen einer künstlerischen Kultur, wenn man so »interessiert« der Kunst gegenübersteht. Es hat so etwas von Kennerschaft an sich, die ja in der Regel zunächst alles Technische sieht und über dieser Betrachtung der Einzelheiten den naiven Blick für das Ganze leicht verliert. Deutscher Art hat es immer mehr entsprochen, aus dem Kunstwerk die schöpferische Persönlichkeit herauszufühlen und diese freundschaftlich oder in leidenschaftlicher Liebe ins Herz zu schließen. Die Liebe hat überall das schöne Vorrecht, gegenüber Schwächen des Geliebten blind zu sein. — In unserer Kritik ist in den letzten Jahren, in denen man so gern über die alte ästhetische Schule spöttelte, die doch auch wieder einseitige Kritik vom Standpunkt des »Interessanten« aus zu einer Macht geworden. Richard Muther und seine Anhänger sind ihre Vertreter. Für mein Gefühl birgt diese Art der Kritik eine große Gefahr. Auch kranke und vertrackte Erscheinungen sind interessant. Sicherlich sind auch sie für den Kulturforscher wichtig, für ihn oft viel bedeutsamer, als tüchtige, aber in den vertrauten Bahnen wandelnde Künstler. Auch den Ärzten ist ein Kranker interessanter, als zehn Gesunde. Aber der Kunstkritiker hat eine höhere Pflicht als über seine persönlichen Empfindungen Tagebuch zu führen. Er sollte Kunsterzieher sein. Nun wird der wirkliche kluge Pädagoge nimmermehr versuchen, seine Schüler dadurch vor dem Bösen zu bewahren, daß er dieses möglichst ausführlich und eindringlich schildert. Als z. B. unlängst der Norweger Eduard Munch eine Ausstellung von Gemälden veranstaltete, die sicher jedermann für ungesund oder gesucht oder unreif erklärt, da wurden darüber Spalten geschrieben. Es ist so interessant. Ludwig Richter ist nicht interessant, infolgedessen »hat er für uns keine Bedeutung«. Ähnliches war in verschiedenen Berliner Blättern zu lesen. Daß das Publikum schließlich das für wichtig hält, von dem viel geschrieben wird, ist leicht erklärlich. Daß weniger selbständige Künstlernaturen zu der Überzeugung kommen, daß sie sich nur »interessant« aufzuführen brauchen, um gehörig von sich reden zu machen, dafür ließen sich genug Beispiele beibringen.

In diesen beiden Äußerungen wird das eine Mal nur tatsächlich, das andere Mal mit ausdrücklichen Worten Interesse, interessant im Sinne einer nur verstandesmäßigen seelischen Beteiligung genommen. Das ist zweifellos richtig, wird aber meist nicht erkannt. In unserer eigenen Sprache haben wir wenig sinnverwandte Wörter, die so wie Interesse, interessant aller Gemütswärme bar sind; dem Deutschen verbindet sich nun einmal Gemütliches gern mit jeder Beteiligung an einer Sache. Darin liegt auch zum Teil der Grund, weshalb wir für Interesse, interessant, wenn sie uns in die Feder oder auf die Lippen kommen wollen, so schwer einen geeigneten deutschen Ersatz finden: die sinnverwandten deutschen Worte scheinen uns dann mehr zu sagen, tiefer zu fassen und voller zu klingen als das, was wir mit Interesse, interessant eigentlich ausdrücken wollten.[1]) Und daß wir eben nicht mehr zum Ausdruck bringen wollten als eine rein verstandesmäßige Teilnahme, das hat offenbar wieder darin seinen Grund, daß Interesse, interessant sich nun schon lange Jahre in unserm Wortschatz so breit machen, so üppig wuchern und die deutschen Genossen so überwuchern durften. Wir haben hier einen der auch sonst nicht seltenen Fälle, daß Fremdwörter nicht bloß fremde Laute und Formen in unsere Sprache, sondern auch etwas Fremdes, Undeutsches in unsere Auffassungs- und Denkweise einführen. Die wahllose Anwendung von Interesse, interessant und interessieren macht uns gemüts- und gefühlsärmer als wir nun einmal tatsächlich sind, und diese Erwägung sollte wohl geeignet sein, der fremden Wortsippe etwas den Weg zu verlegen und nachdenklichere Deutsche wenigstens zu veranlassen, Interesse usw. nur da zu gebrauchen, wo lediglich verstandeskühle Auffassung und Betrachtung angebracht ist. Für solche Fälle, aber auch nur für solche sollte man die Berechtigung des »Interesses« und des »Interessanten« ausdrücklich zugestehen, wie das auch Karl Storck oben tut.

Zu K. Storcks Ausführung möchte ich noch folgendes ergänzend bemerken. Daß in den Urteilen über die Kunst heute Begriff und Wort »interessant« als etwas entscheidend Wichtiges vielfach in den Vordergrund tritt, hängt offenbar zusammen damit, daß in unserer gegenwärtigen Kunstpflege die Kunstkritik einen zu breiten und der schlichte Kunstgenuß einen zu schmalen Raum einnimmt. Hanslick hat einmal geäußert, der Unterschied zwischen Publikum und Kunstkritikern bestehe darin, daß jenes bei dem Kunstwerk etwas fühle, diese aber nichts. Sie denken eben, statt zu fühlen, und sind geneigt, das »Interessante« auf den Schild zu erheben, d. i. das verstandesmäßig Begreifbare, das Merkwürdige und Auffällige statt des gemütlich Anziehenden, Anteilnahme Erweckenden, Auge oder Ohr Anmutenden, Ansprechenden und Befriedigenden. Wissenschaftliche Ästhetik und Kunstkritik müssen natürlich da sein, aber für die Allgemeinheit des Volkes sind sie zumeist nicht Kaviar, sondern Gift; statt dem einzelnen den Zugang zu den Kunstwerken zu ebnen, versperren sie ihn nur allzu häufig. Die auf Kunsterziehung des Volkes gerichteten Bestrebungen der deutschen Gegenwart werden ihr Ziel nur erreichen, wenn davon das Interessante fern gehalten wird, dem Begriffe nach vor allem, aber auch das Wort sollten die meiden, denen es Ernst damit ist, dem Gemüt unseres Volkes im Kunstgenuß einen Jungbrunnen zu schaffen, an dem sich alt und jung, hoch und niedrig erquicken kann.

Um schließlich auch aus dem Gebiete der Dichtung einen »interessanten« Fall anzuführen, sei auf Ibsen hingewiesen. Seine Dichtung ist nicht poetische Offenbarung, sondern Gesellschaftskritik in dramatischer Form. Das ist schon öfter ausgesprochen worden und darin liegt der Schlüssel sowohl für die Hoch-

---

1) Das ist recht deutlich ersichtlich aus der vollständigsten Zusammenstellung, die es gibt, aus der »Übersichtstafel der Verdeutschungen von Interesse und seiner Sippe« (von M. Müller), Beil. zu dieser Ztschr. 1901, Nr. 3. Am nächsten stehen an verstandesmäßiger Kühle dem Adj. interessant wohl die Zusammensetzungen mit -wert: bemerkens-, sehens-, hörens-, schon nicht mehr beachtenswert, denn in beachten liegt meist schon etwas von freundlicher Anteilnahme. Von den Zusammensetzungen mit -würdig ist merkwürdig dem interessant nahe, weil es durch die häufige Verwendung von dem in würdig liegenden Gefühlswert viel eingebüßt hat. Außerdem etwa noch: auffallend, auffällig und unterrichtend. Schlimmer noch steht's um Interesse selbst. Von Beachtung gilt das von beachtenswert Bemerkte; Rücksicht, Aufmerksamkeit, Verständnis sind, obwohl sie's scheinen könnten, doch selten ohne einen aus dem Gefühle stammenden Nebenwert.

schätzung, die Ibsen von der Kritik in Deutschland zuteil geworden, als auch dafür, daß das deutsche Volk kein seelisches Verhältnis zu ihm gefunden hat.[1]) Ibsens Dramen sind interessant, sie sind »Kulturdokumente«, wie ein anderes modernes Schlagwort für das lautet, was Anspruch erhebt, Kunst zu sein, aber der verklärenden Wärme des Gemüts ermangelt, ohne die der Deutsche wahre Kunst sich nicht vorzustellen vermag, für das, was mit andern Worten nicht von deutschem Herzen kommt und so auch nicht zu deutschen Herzen sprechen kann.

Paul Pietsch.

Über die deutsche Rechtschreibung und das deutsche Fremdwörterunwesen

sprach im preußischen Abgeordnetenhause in der Sitzung vom 13. April d. J. bei der Beratung des Unterrichtsetats der Abg Prof. Dr. Berndt (Gymnasialoberlehrer in Hamm in Westf.) in einer bemerkenswerten Rede, aus der einige Stellen hier Platz finden mögen.

Es sei dankbar anzuerkennen, so begann der Redner, daß der Unterrichtsminister im abgelaufenen Rechnungsjahre die zu einem vorläufigen Abschluß gebrachte einheitliche deutsche Rechtschreibung mit Nachdruck in den höheren Lehranstalten eingeführt und Sorge dafür getragen habe, daß sie in den Veröffentlichungen seiner Verwaltung und ebenso bei den übrigen Behörden angewandt werde.

»Diese Entschließung ist dadurch noch bedeutsamer geworden, daß die deutschen Bundesregierungen und außer Deutschland Österreich, die Schweiz und die Deutschen in Nordamerika den Anregungen des Herrn Ministers gefolgt sind und die neue Rechtschreibung angenommen haben. Das deutsche Wort erscheint jetzt, soweit die deutsche Zunge klingt, in demselben Gewande. Dieses nach mehr als 30jähriger Arbeit zum Abschluß gebrachte Werk wird ein unverwelkliches Blatt im Ruhmeskranze der preußischen Unterrichtsverwaltung und des jetzigen Ministeriums bleiben. Es begann mit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls, und dieses hinwiederum wird eine dauernde Stärkung darin finden. Die daran im Ernst und im Scherz geübte Kritik hat doch nicht die Richtigkeit der Grundsätze erschüttern können, auf welchen dieses Werk beruht; denn sie sind die einzig möglichen. Es galt einerseits das deutsche Wort zu reinigen von den Schnörkeln, welche sich im Laufe von drei Jahrhunderten wie eine Art Rokoko angesetzt hatten. Anderseits galt es, das Wortbild zu schonen, welches sich durch die Literatur, durch den Unterricht und durch die Presse eingeprägt hatte. Daraus mußten sich Widersprüche ergeben. Die Lösung konnte nur im Wege des Kompromisses erfolgen. Aber sie ist eine glückliche gewesen. Doch ergibt sich hieraus zugleich, daß der Abschluß nur ein vorläufiger sein kann, daß das Werk über sich hinausweist.«

Der Redner zog zum Beweise und als Beispiel hierfür das Dehnungs h heran, das alle »Räte« hätten lassen müssen, aber in unserm Kohl und Kohlen würden wir noch lange ein eingeschwärztes h finden, obwohl uns doch das Zeitwort holen und die Pole am Himmel wie die Polen auf Erden gelehrt hätten, daß wir ein langes oder langgewordenes o auch ohne h sprechen könnten. Hätte man solche Grundsätze aber durchführen wollen, so hätte die ganze Verbesserung der Rechtschreibung unterbleiben müssen.

Weiterhin sprach der Redner über das Fremdwortunwesen: »Der Gebrauch der Fremdwörter im mündlichen und schriftlichen Ausdruck wird auf den höheren Lehranstalten in verständiger Weise eingeschränkt. Auch hierzu hat der Herr Minister in Form und Inhalt seiner Erlasse eine bedeutsame Anregung gegeben. Alle übrigen Verwaltungen sind nach dem Vorgange der Militär- und Eisenbahnverwaltung bemüht, dem Fremdwörterunwesen zu steuern. Hierzu sind ganz besonders die Zöglinge der höheren Lehranstalten berufen. Den Deutschen wohnt nun einmal im Unterschiede von allen anderen Nationen eine unverwüstliche Neigung zum Fremdwort bei. Für jedes Fremdwort, welches die Verwaltung herausschafft, bringen Handel und Industrie sieben neue herein. Sie sind nicht alle so hübsch wie Dalliseife. Das ist doch wenigstens auf heimischem Boden gewachsen und kann nach zwei Seiten Sympathien erwecken. Aber wir machen uns ja alle mitschuldig, indem wir unserer Neigung zu den Fremdwörtern nicht immer gehörig entgegentreten.«

Kleine Mitteilungen.

Auf das vom Deutschen Sprachverein im vorigen Jahre erlassene 11. Preisausschreiben: »Wie ist die Sprachverderbnis im deutschen Handelsstande zu bekämpfen?« (vgl. den vorigen Jahrgang der Zeitschrift, Sp. 201) sind bis zu der festgestellten Endfrist (1. April d. J.) im ganzen 33 Arbeiten eingegangen, und zwar nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, sondern auch aus dem Auslande und selbst aus dem »fernen Osten«. Da die Beurteilung der zahlreichen und zum Teil ziemlich umfangreichen Arbeiten durch fünf Preisrichter viel Zeit erfordert, so wird die Entscheidung kaum vor Ende dieses Jahres zu erwarten sein.

— Wenn hochstehende Persönlichkeiten den Bestrebungen des Sprachvereins nicht nur geneigt, sondern fördernd entgegenkommen, so kann das nicht dankbar genug anerkannt werden. Auf persönliche Veranlassung Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Baden sind nämlich die 20 Vorträge »Zur Ästhetik des deutschen Prosastils« zurückzuführen, die der Freiburger Professor R. Woerner in diesem Winter in Karlsruhe gehalten hat. Als die Frau Großherzogin erfahren hatte, daß er an der Universität Freiburg, wie früher schon in München, Stilistik wieder als Lehrgegenstand eingeführt habe, ergriff sie sogleich den Gedanken, in die Reihe von Vorträgen, die sie alljährlich für gebildete Damen aller Stände veranstaltet, auch diesen wichtigen Gegenstand einzubeziehen. Die Vorträge fanden dann von Oktober bis Mitte März im Saale des Viktoriapensionates zu Karlsruhe statt unter sehr erfreulicher Beteiligung. Der Vortragende ist, wie er selbst in einer Ankündigung (Badische Presse Nr. 246 vom 21. Oktober 1903) bekannte, von der Überzeugung durchdrungen, »daß nicht nur aus Nützlichkeitsgründen, sondern um viel höherer Güter willen, die Muttersprache und alles, was mit ihrer Pflege zusammenhängt, dem wahrhaft nach Bildung Strebenden so angelegen sein muß wie irgend ein Zweig der schönen Wissenschaften und Künste.« Nachdem er an dieser Stelle ferner als die besondere Aufgabe seiner Vorträge bestimmt hat, der Schablone und der »Schönheitelei« entgegenzuwirken — wie Goethe einmal alles Gezierte, Überladene, Übertriebene im Stil bezeichnet — spricht er sich noch über die Art der Unterweisung aus und schließt mit einer Rechtfertigung seiner Absicht, solche Vorträge über die Muttersprache an Frauen zu richten. — Von der höheren Töchterschule bringen unsere Frauen häufig genug eine große, ja zu große Hochschätzung für die Fähigkeit, fremde Sprachen äußerlich zu beherrschen, mit ins Leben, aber wenig Verständnis für den Wert und die Pflege der eignen Sprache. Darum wünschten wir recht sehr, daß diese Worte allen deutschen Frauen zu Herzen gingen: »Gerade den Frauen liegt es ob, das nationale Gut, das sie von Geschlecht zu Geschlecht weiterzugeben berufen sind, mit eignem

[1]) Darüber hat sich Fritz Lienhard in der Zeitschrift »Hochland« (1903, November) geäußert (»Bedenken gegen Ibsen«).

Bemühen sich rein und schön zu bewahren, auf daß die Sprache und Ausdrucksweise der Mutter auch den heranwachsenden Kindern noch Vorbild sei, auf daß die Frau als Pflegerin edler und feiner Sitte überall in ihrem Kreise auch der Sprachsitte hegend und haltend sich annehmen könne.«

— **Zum Machtbereich der deutschen Sprache.** Der bekannte deutsche Geschichtsforscher, Dietrich Schäfer, schließt seinen Abriß der »Kolonialgeschichte« (Sammlung Göschen 1903) mit folgender Ausführung:

... »Niemand vermag zu sagen, wie die Zukunft sich gestalten wird, aber daß die germanischen Völker mit günstigeren Aussichten in das 20. Jahrhundert eintreten, als die romanischen, ist unleugbar.

In erster Linie gilt das ja vom angelsächsischen Zweig des großen teutonischen Stammes. Aber auch für die Deutschen besteht durchaus die Möglichkeit, sich im Wettbewerb zu behaupten. Noch sind sie mit den nahezu 75 Millionen, die ihre Sprache Muttersprache nennen, wenn man Briten und Amerikaner auseinander hält, das zahlreichste weiße Volk der Welt, und bringt man auch nur diejenigen von ihnen in Anschlag, die auf dem Boden des deutschen Reiches wohnen, so sind sie Briten und Franzosen an Zahl überlegen, stehen nur Russen und Amerikanern nach. Ihre Sprache und Art auf außereuropäischem Boden zu größerer Geltung zu bringen, wie es Engländer und Franzosen, Russen und Amerikaner getan haben und fortgesetzt tun, dazu ist es noch nicht zu spät, wenn auch Zeit nicht mehr zu verlieren ist und Gelegenheiten nicht mehr versäumt werden dürfen. In solchem Streben liegt kein krankhaftes, ruhmsüchtiges Chauvinistentum, wie beschränkte oder böswillige Hetzer es zu brandmarken bemüht sind, sondern die gesunde, natürliche Betätigung vorhandener Trieb- und Lebenskraft. Ein Volk, das darauf verzichtet, den eigenen Geist und die eigene Art zur Geltung zu bringen in dem vielfarbigen Bilde menschlicher Kultur, versäumt seine Pflicht nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Menschheit und verdient nichts anderes, als daß die Geschichte hinwegschreitet über seinen Bestand. Diese Aufgabe aber kann eine große Nation nicht lösen, ohne mitzuarbeiten an der Unterwerfung der Erde unter Hand und Geist des Menschen, ohne teilzunehmen an den Arbeiten der Kolonisation.«

Dieses Urteil des um die deutsche Wirtschaftsgeschichte, besonders um die Geschichte der Hansa verdienten Gelehrten steht in wohltuendem Gegensatz zu den öfter gehörten kleinmütigen Urteilen über den zukünftigen Machtbereich der deutschen Sprache. Freilich auch Schäfer meint, es sei die höchste Zeit und Gelegenheiten dürfen nicht mehr versäumt werden — ob wir heute berechtigt sind, die Hoffnung, daß das nicht geschehe, kräftig zu hegen, darüber werden wohl die Meinungen auseinander gehen. Aber fahren lassen wollen wir sie durchaus nicht. Sehr erfreulich ist dann das kräftige Wort gegen die Verdächtigung der Betätigung nationaler Lebenskräfte. In Gelehrtenkreisen z. B. ist noch allzu oft der Aberglaube vorhanden, die Wissenschaft müsse hoch erhaben stehen über dem Denken an des eignen Volkes Wohl und Wehe, und sie würde leiden, wenn ihre Vertreter eine entschieden nationale Gesinnung bekennen und betätigen. Da redet man dann gern von Chauvinismus (oder auch von »Barbarei«), hängt sich an jeden Fall, wo wirklich einmal der eine oder andre über die Schnur gehauen hat, und verwirft um der »Sünder« willen die »Gerechten«. Bismarck dachte umgekehrt. In einer Rede, die er am 28. Januar 1886 im preußischen Abgeordnetenhause hielt, führte er aus, daß wir zu deutsch-nationaler Gesinnung nur sehr selten gelangt seien; »ich würde mich freuen, wenn ich nach dieser Seite hin ein gewisses Rumoren und Radschlagen in Deutschland bemerkte, das ist mir aber bis jetzt noch nicht vorgekommen«. Die Ausdrücke rumoren und besonders radschlagen weisen deutlich darauf hin, daß er sich auch eine Übertreibung um des guten Kernes willen gern gefallen lassen wollte.

P. Pietsch.

— **Ein vorbildliches Beispiel amtlicher Bemühung um Sprachreinheit** gibt das königl. bayerische Bezirksamt für die Amtsgerichte Ochsenfurt und Aub in einer Verfügung an die Gemeinde-, Kirchen- und Stiftungsverwaltungen, Lokalschulinspektoren, Armenpflegschaftsräte und Gendarmeriestationen des Amtsbezirkes. Diese Verfügung, am 29. Februar unterzeichnet und an der Spitze der Nr. 30 des Bezirksamtsblattes v. 10. März d. J. abgedruckt, erinnert zunächst an die neue Rechtschreibung und besonders an die in dem Regelbuch S. 7 enthaltene Mahnung, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden. Sie begnügt sich aber nicht damit, sondern der Bezirksamtmann Otto hat in dem ausführlichen Schriftstück seinen Beamten zugleich eine ganze Zahl solcher Fremdausdrücke, namentlich lateinische, nebst den entsprechenden Verdeutschungen bezeichnet und sie im übrigen an die Verdeutschungsbücher des Sprachvereins verwiesen. Das ist ein sehr zweckmäßiges Verfahren; denn häufig genug ist gegenüber allgemeinen Aufforderungen höherer Behörden bei den unterstellten Beamten guter Wille vorhanden, aber es fehlt für die Ausführung an gutem Rat. Der bezeichnete Teil dieser nachahmenswerten »Bekanntmachung« lautet:

Insbesondere möchte ich empfehlen, in Zukunft folgende sehr häufig vorkommende Fremdwörter durch gleichwertige deutsche Ausdrücke zu ersetzen: pro = für; etc. = usw. uff. u. dergl.; inklusive (inkl.) = einschließlich (einschl.); vicario nomine (v. n.) = In Vertretung (J. V.); actum ut supra (a. u. s.) = geschehen wie oben (g. w. o.), oder besser: vorgelesen, genehmigt, unterschrieben (v., g., u.); ex mandato (e. m.) = Im Auftrage (J. A.); Etat = Voranschlag; rubrizierten Betreffs = nebenbezeichneten Betreffs (bez. Betr.); Notifikation = Mitteilung; notifizieren = bekannt zu geben oder zu eröffnen; legalisieren = beglaubigen, bestätigen; legalisiert = beglaubigt (begl.); eodem = desselben Tags (dess. T.); 8^{10} h. (hora) = 8^{10} vormittags (vorm.); 6^{10} h. (hora) = 6^{10} nachmittags (nachm.); publizieren = veröffentlichen; vertatur oder verte (v.) = wende (w.); verso (vo.) = rückseits, umseitig (ums.); vacat = fehlt, frei, fällt aus uff.; vacant = unbesetzt, erledigt; in duplo = doppelt, zweifach, in doppelter Ausfertigung; in triplo = dreimal, in dreifacher Abschrift; ad = zu; sub = unter; junior (jun.) = der Jüngere (d. Jüng.), jung (j.); senior (sen.) = der Ältere (d. Ält.) alt; scilicet (sc.) = das heißt (d. h.); reponieren (rep.) = weglegen, zurücklegen; Rapport = Bericht, Anzeige, Meldung; pagina (pag.) = Seite (S.); mundiert (mund.) = abgeschrieben (abgeschr.), gefertigt (gef.); pro anno = jährlich; anni currentis (a. c.) = dieses Jahres (d. J.); loco citato (l. c.) = am angeführten Orte (a. a. O.), daselbst (das.); in fidem (i. f.) = beglaubigt (begl.); factum (fact.) = erledigt (erl.); geschehen (gesch.); expediatur (exp.) = abzusenden (abs.); circa (ca.) = etwa, ungefähr; dito = desgleichen (desgl.), dergleichen (dergl.), wie vor (w. v.); confer (cf.) = vergleiche (vgl.) Der Ausdruck brevi manu (br. m. = urschriftlich, kurzweg) wird am besten in Randschreiben überhaupt weggelassen, dafür setzt man — wenn Rückleitung des Schreibens erwünscht — die Abkürzung: g. R. (= gegen Rückgabe) oder g. g. R. = gegen gefällige Rückleitung.

Für die Beachtung der obengenannten ministeriellen Anordnung, wonach entbehrliche Fremdwörter vermieden werden sollen, ist als geeignetes Hilfsmittel das vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein herausgegebene Verdeutschungsbuch »die Amtssprache« (7. Auflage 32.—36. Tausend) sehr zu empfehlen. Falls gemeinschaftlicher Bezug dieses Büchleins zum Preise von 80 Pfennig gewünscht wird, sind etwaige Bestellungen hieramts bis spätestens 1. Mai d. J. einzureichen.

Da in letzter Zeit auch seitens der Versicherungsanstalten, Berufsgenossenschaften, Militärbehörden usw. die tunlichste Vermeidung von Fremdwörtern in ärztlichen Zeugnissen usw. gewünscht wird, so wollen die Herren Bürgermeister von Aub, Bütthard, Gaukönigshofen, Giebelstadt, Gnodstadt, Ochsenfurt, Röttingen und Sommerhausen auch die dortigen Herren Ärzte und Apotheker von Vorstehendem in Kenntnis setzen mit dem Beifügen, daß vom Allgemeinen Deutschen Sprachvereine in vierter Auflage auch ein sehr empfehlenswertes Verdeutschungsbuch »die Heilkunde« erschienen ist, welches um den Preis von 60 Pfennig von der Geschäftsstelle des vorgenannten Vereins (in Berlin W 30 Motzstraße 78) zu beziehen ist.

— Sehr belehrend über die **Stellung der Schweizerdeutschen zur Muttersprache** ist ein Meinungsaustausch zwischen den Basler Nachrichten und einem ihrer Leser. Oben in dem Aufsatze unseres Schweizer Mitarbeiters über »Deutschtum und Franzosentum in der Schweiz« (Sp. 131 f. dieser Nr.) sehen wir den Standpunkt treuer verständiger Anhänglichkeit an die deutsche Sprache ohne eine Spur von Gehässigkeit gegen die Landsleute anderer Zunge vertreten. Wer das für natürlich und selbstverständlich hält — und das tun wir ja alle —, der wird mit Verwunderung wahrnehmen, welche Empfindungen und Gedanken die Basler Nachrichten in der Seele ihres Lesers dadurch erregt haben, daß sie den auch unseren Lesern bekannten Aufruf der »Deutschen Erde« zur Ermittlung noch gebräuchlicher deutscher Namenformen für Orte in fremden Sprachgebieten (vgl. Sp. 46 unserer Februarnummer) arglos weitergegeben hatten. Der Basler Deutsche schreibt nämlich darüber (Basler Nachrichten Nr. 27 Beilage. 28. Jan. d. J.):

..... »Solche Nachforschungen mögen in der Tat für Deutschland (Er meint das Deutsche Reich. Str.) von Wert sein, und es ist z. B. begreiflicherweise für die Reichsregierung wichtig, in Elsaß-Lothringen jeden Ort und Hof bei seinem alten deutschen Namen nennen zu können, um jeden französisch klingenden Laut aus dem deutschen Reichsgebiet zu verbannen; auch der bereitgehaltene Name Nanzig ist ganz hübsch und kann praktischen Wert bekommen bei Einverleibung des Restes von Lothringen ins Deutsche Reich.«

Nach dieser niedlichen, liebenswürdigen Einführung kommt er auf die Sache selbst:

In der Schweiz, wo drei bis vier Sprachen einträchtig beieinander wohnen sollen, liegt aber die Sache ganz anders und wir können unser Mißfallen an solcher Ausgrabung schlummernder deutscher Namen für Ortschaften auf welschem Gebiet nicht verhehlen. Wir Deutschschweizer, die wir in der Majorität sind, sollten uns besonders hüten, unsere an Zahl schwächeren und darum zur Empfindlichkeit mehr berechtigten Eidgenossen französischer und italienischer Zunge zu indisponieren, indem wir ihren Ortschaften oft ohne alle Not deutsche Namen finden .....

..... Der »Deutschen Erde« kann in aller Stille und in erschöpfender Weise gedient werden, indem sie sich .... eine Kopie des amtlichen bernischen Ortsregisters schicken läßt. Nimmt man sich dabei die Mühe, um hundert Jahre zurückzugreifen, so ist noch der ganze Kanton Waadt deutsch dabei!

Wir übrigen Deutschschweizer wollen uns aber lieber sagen, daß es nicht unsere Sache ist, die deutsche Sprache zu fördern. Überlassen wir diese Aufgabe ruhig den Deutschen, und lernen wir vielmehr, den welches ein wenig mehr französisch und den fratelli ein wenig mehr italienisch zu werden (1. Kor. 9, 20). Freuen wir uns, wenn Namen wie Aelen, Tscherlitz, Milden, Neuß, Peterlingen, Isserten, Pumpfel und Cläven ganz in Vergessenheit geraten, lernen wir dagegen, nicht Schiasso für Chiasso sagen und in Airolo die zweite Silbe betonen. Wer weiß, ob nicht das Veltlin mitsamt Chiavenna heute schweizerisch wäre, wenn die Bündner z. B. dem Selbstbewußtsein und der Sprache der Bewohner des schönen Tales mehr Rechnung getragen hätten.

Was sagen nun die Basler Nachrichten selbst zu diesen Äußerungen ihres »verehrlichen Korrespondenten«? Zuerst erklären sie sich mit ihm einig in dem Bestreben, »unsere französisch und italienisch redenden Schweizer Mitbürger nicht unnötig zu reizen«, sie lassen es vorsichtig unentschieden, ob sich bei einzelnen reichsdeutschen Professoren, den Unterzeichnern jenes Aufrufs, dem »wissenschaftlichen Eifer chauvinistische Beweggründe beimischen«, sie weisen es von sich, »der Deutschtümelei, der Karikatur berechtigter ...lichkeit an die angeborne Sprache, weitere Verbreitung ...affen«. Dann aber erklären sie doch, in den Untersuchungen ... Gelehrten über die Sprachgrenze und der Sammlung ... nötigen Unterlagen keineswegs eine solche Reizung zu erkennen, sie lassen auch keinen Zweifel an ihrer Überzeugung, daß das Unternehmen zunächst rein wissenschaftliche Zwecke verfolge, und bekennen sich schließlich zu folgender grundsätzlichen Auffassung:

»Wenn aber unser Korrespondent bemerkt, es sei nicht die Sache der Deutschschweizer, die deutsche Sprache zu fördern, so können wir ihm in keiner Weise beistimmen. Unser Deutsch ist uns so lieb und teuer wie andere hohe Güter, die wir ererbt von unsern Vätern haben, und wir freuen uns, daß im ganzen deutschen Sprachgebiet die Zeiten entschwunden sind, da man die Muttersprache zu verachten pflegte .....«

..... Wenn die »Gazette de Lausanne« Bâle für Basel und Soleure für Solothurn sagt, so ist jeder vernünftige Mensch damit einverstanden. Warum sollen wir es mit den deutschen Namen französischer Ortschaften nicht gleich halten?«

Auf die Vorbehalte und Einschränkungen des Schweizer Blattes ließe sich viel einwenden. Aber man bedenke, daß die Basler Nachrichten wohl wissen werden, warum sie überhaupt den Wunderlichkeiten jenes echt deutschen Michels Raum gegeben haben und zwar samt der oben gekennzeichneten Einleitung, die doch für Geschmack und Einsicht ihres Leserkreises gleichwenig schmeichelhaft ist. Seien wir daher vorläufig damit zufrieden, ja freuen wir uns darüber recht sehr, daß die Leitung dieser angesehenen Zeitung doch den Mut hat, weitverbreiteten Vorurteilen und Schwächen ihrer Landsleute in bezug auf ihr Volkstum mit dem unzweideutigen Bekenntnis treuer Anhänglichkeit an die Muttersprache aufklärend entgegenzutreten. Das kann dem Deutschtum innerhalb und außerhalb des Reichs gleich nützlich werden.

— **In Neuyork** hielt am 17. Februar d. J. in der »Vereinigung Alter Deutscher Studenten in Amerika« Herr Dr. Rudolf Tombo einen Vortrag »Über den Allgemeinen Deutschen Sprachverein«. Nach einer ausführlichen geschichtlichen Einleitung verbreitete sich der Vortragende in eingehender und fesselnder Weise über das Wesen und Wirken des Deutschen Sprachvereins und schloß mit der Aufforderung zur Bildung eines **Zweigvereins Neuyork** des A. D. Sprachvereins. An den Vortrag, der nach den Berichten Neuyorker Blätter mit großem Beifall aufgenommen wurde — die Neuyorker Staatszeitung nennt die Sitzung »eine der interessantesten in der Geschichte des Vereins« —, schloß sich eine lebhafte Erörterung, an der sich u. a. die Herren Dr. Hoffmann, Dr. Ripperger, Dr. Kern und Dr. Alpers beteiligten. Den Hauptteil des ausgezeichneten Tomboschen Vortrages veröffentlicht die Neuyorker Staatszeitung vom 13. März in einer vier Spalten füllenden Wiedergabe im Wortlaut. Wir dürfen hoffen, daß das Saatkorn, das Dr. Tombo mit seiner Anregung ausgestreut hat, auf fruchtbaren Boden gefallen ist, und daß wir in nicht zu langer Zeit auch in der größten Stadt der Vereinigten Staaten einen neuen Zweigverein begrüßen dürfen, nachdem Boston im vorigen Jahre den Anfang gemacht hat. — Die vorjährige Mainummer unsrer Zeitschrift Sp. 131 f. hat eine ausführliche Mitteilung über diese »Vereinigung Alter Deutscher Studenten in Amerika« gebracht, deren Gedeihen auch für die Pflege der deutschen Sprache drüben von Wichtigkeit zu werden verspricht. Ihr Präsident, der bekannte Neuyorker Chirurg Karl Beck, berichtet mit begründeter Befriedigung, daß der Großherzog von Baden, dessen Gast auf Schloß Mainau er im vorigen Sommer gewesen ist, die Ehrenmitgliedschaft des Vereins angenommen hat. Auch sind die Universitäten von Neuyork — Harward, Cornell, Johns Hopkins — und die Universität von Chikago in dem Vorstande vertreten. Man beabsichtigt jetzt in Neuyork eine Auskunftsstelle einzurichten für Amerikaner, die in Deutschland studieren wollen, ein Unternehmen, das jede Förderung verdient.

— **Über die Lautform und Aussprache der altdeutschen Götter- und Heldennamen** herrschen noch oft Unklarheit und Irrtum. Daß der Name des obersten Gottes bei den Niederdeutschen Wôdan, bei den Hochdeutschen Wuotan gelautet habe, daß wir ihn heute also auch in einer dieser beiden Weisen (je nachdem) nennen müssen, nicht aber Wotan, das wird immer noch außer Augen gelassen. Statt Wuotan kann allenfalls Wûtan eintreten, da altes uo in der neuhochdeutschen Schriftsprache durch û vertreten ist (guot = gut, ruote = rute usw.). Eine Form Wotan kann es zwar vielleicht gegeben haben, aber nur als mundartliche Form eines nicht großen Gebietes. Noch weniger als Wotan ist der Gebrauch der Namensform Odhinn da angängig, wo von deutscher Erde, deutschen Leuten und deutschem Leben erzählt oder überhaupt auf sie Bezug genommen wird. Denn Odhinn sagte man nur bei den Nordgermanen, und wenn deutschvölkische Vereine diese Form gebrauchen, so tun sie nichts wesentlich anderes, als wenn sie ein deutsches Wort in seiner französischen oder sonstigen fremden Umformung ihrem Wortschatz einverleiben wollten. Und womöglich wird dann statt Ódhinn noch gar Odhinn betont. In der Blütenlese »Moderne deutsche Lyrik« von Hans Benzmann (Leipzig, Reclam 1904), S. 396, findet sich ein Gedicht von Klara Müller »Ostâra« [so], und darin der Vers: Die Wogen des Ostâraglücks. Dachte die Verfasserin denn gar nicht an unser Ostern? Óstara muß natürlich betont werden. P.

— **Sensorium.** Als vor einiger Zeit über eine fürstliche Persönlichkeit täglich ärztliche Berichte ausgegeben wurden, da durften wir uns darüber freuen, daß diese fast durchweg in verständlichem Deutsch abgefaßt waren. Und wie sollte das auch anders sein bei Nachrichten, die eben für die breiteste Öffentlichkeit bestimmt sind und von jedermann, vor allem auch von jeder Frau gelesen und verstanden werden sollen? Aber einmal hieß es doch: »Am Morgen war die Körperwärme wieder höher, das Sensorium weniger frei.« Wie vielen, namentlich wie vielen Frauen wird sich da mal wieder das Wort entrungen haben: »Wenn unsre Ärzte doch Deutsch sprechen wollten!« »Bewußtsein« hätte genau dasselbe gesagt, und wenn man in gewissen Fällen den Ärzten die Fremdwörterei gestatten mag, wo Gründe äußerer oder innerer Art sie erheischen, hier lag wahrlich kein solcher Grund vor; im Gegenteil: der Bericht, der für alle verständlich sein sollte, wurde durch das »Sensorium« für gar viele unverständlich und dunkel. J. E. W.

— **Ein Herd der Sprachmengerei.** In der »Goldstadt« Pforzheim beherrscht die Herstellung von Goldwaren so ziemlich das ganze Leben und Treiben der Bevölkerung, und hier vollzog sich hauptsächlich die Entwicklung der in der deutschen Goldwarenindustrie gebräuchlichen Fachausdrücke, welche teils der deutschen, teils der französischen Sprache entstammen. Im Jahre 1767 gründeten Genfer Uhrmacher die erste Goldwarenfabrik in Pforzheim, benutzten für Waren, Werkzeuge, Buchführung und Schriftwechsel ausschließlich ihre Muttersprache, und die französischen Bezeichnungen erhielten sich mit großer Zähigkeit bis heute. Durch den regen Verkehr Pforzheims mit dem Auslande fanden die französischen Worte immer wieder neue Nahrung, und erst seit einigen Jahrzehnten bemerkt man mit der Kräftigung des deutschen Marktes ein langsames Zurückweichen der Fremdwörter. Viele Ausdrücke werden in beiden Sprachen nebeneinander angewandt, wie: Bijoutier = Goldschmied, Estamperie = Presserei, Broches = Broschen, Pampilles = (Boutonsspitzen) Haberkörner, Belières = Biegringchen, Commissionär = Ausläufer, Pincenez = Zwicker, Crayon = Bleistift, Boutons = Ohrringe, Pendeloques = Ohrgehänge, Joaillerie = gefaßte Goldwaren, Bracelet = Armband, (der Volksmund in Pforzheim nennt bogenförmige Brücke Braceletsteg) und viele andere. In dem Durcheinander der zwei Sprachen heben sich zwei Gruppen von Fremdwörtern ab. Die eine umfaßt reine Fremdwörter und solche, die in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sind. Hierzu sind zu rechnen: Juwelier, Polisseuse, Estamperie, Guillocheur, Nielleur, Brüniren, Finiren, Bijoutier, Joaillerie, Fourrnituren, Chatons, Cuvettes, Cliquet, Charnier, Composition, Doublé, Planche, Belière, Pincenez, couranter Exportgenre, Brisuren, Collier, Bracelet, Chatelaine, Crayon, Medaillon, Creolen, Boutons, Pampilles, Bonbonnière, Pendeloques, Breloque, Brochette, Similibijouterie usw. Der zweiten Gruppe gehören die aus beiden Sprachen gemischten Worte und Redewendungen an wie: Courante Artikel, Similiwaren, Silberdoublé, Goldcharnier, mit Rosen incrustirt, Etalagefabrikation, Elfenbeinimitation, Kettenpolisseuse, Medaillonsmacher, Juwelenimitation, goldene Chatelaines, Guillochierarbeiten, Dessinblech, Dessinwalze, Doubleblech, façonnirter Draht, Baroqueperle, Silberbijouterie, Brünirungsanstalt, Kinderbracelet, Kettenbracelet, Silberbracelet, Pincenezkottchen, Chemisettknöpfe Charnierketten, Muffchaines, Doubléknöpfe, Crayons in Gold, Sammetetuis, Patentbrisuren, Wiener Brisur, Portefeuille mit Goldbeschlag, Herrenmedaillon, Herzmedaillon, Perlcollier, Collierschlößchen, Brequetschlüssel usf.

Diese Liste wäre leicht noch zu erweitern, aber kaum läßt sich behaupten, daß der Sprachmischmasch besonders schön sei. Es sollte mich freuen, wenn von anderer Seite die Entwicklung der Goldwarensprache und ihrer Fremdlinge noch näher beleuchtet und auch ermittelt würde, welcher Fachausdrücke sich die alten deutschen Meister der Goldschmiedekunst bedienten.

Pforzheim. August Gerstner.

— **Deutsche Ausländerei.** Hanns Heinz Ewers hat sich das wirkliche Verdienst erworben, eine Art Urkundensammlung deutscher Ausländerei, die sich bisher auf einem fernen lieblichen Eilande verborgen hielt, ans Licht der Öffentlichkeit befördert zu haben. Sein im Berliner Tageblatt Nr. 185 erschienenes Aufsätzchen »Das Fremdenbuch auf Capri« hat nur einen Fehler, nämlich die Warnungstafel: »Nachdruck verboten«; denn es könnte eigentlich gar nicht genug nachgedruckt werden. Wer's noch nicht weiß, wie begierig der Durchschnittsdeutsche darauf ist, im Auslande sein Deutschtum hinter sich zu lassen, der kann sich in dieser Sammlung wenigstens in bezug auf den einen bezeichnenden Punkt davon sicher überzeugen: im Fremdenbuche des Kaffeehauses »Zum Kater Hiddigeigei« — so heißt es, und der italienische Inselbewohner bringt der deutschen Sprache noch manche Huldigung der Art dar — reden die guten deutschen Gäste von Herrn Müller aus Dresden bis hinauf zu einer deutschen Großherzogin, und alles was dazwischen ist, Maler, Doktor, Professor, Richter und der Herr Hauptmann italienisch, französisch oder in noch anderen fremden Zungen; nur in deutscher lieben sie es nicht, Namen und Stand, Heimatstadt und Land zu nennen. Wie pflegen doch unsere Klugen zu sagen, wenn Deutschgesinnte über die Mittel und Wege nationaler Erziehung nachdenken? »Nationales Denken, Fühlen und Wollen soll sich immer und überall von selbst verstehen und tut es in gesunder Luft und Sitte auch«. Jawohl, man sieht es hier.

Zweierlei ist an diesem »Fremdenbuch auf Capri« recht erfreulich für uns. Erstens nämlich schon der Umstand, daß gerade eine Zeitung wie das »Berliner Tageblatt« dieser Beschwerde Raum gegeben hat, zweitens aber ganz besonders die Schluß-

bemerkung des Verfassers über die deutschen Landsleute, denen der welsche Flitterkram den geringsten Spaß zu machen scheine, die sogar auf die hohe Ehre verzichteten, sich Signor zu nennen. Das sind nämlich — die Rheinländer und Westfalen. Wir aber wissen, daß gerade das Rheinland mehr als den 7. Teil unserer insgesamt 254 Zweigvereine enthält, die als letztes und gemeinsames Ziel aller ihrer Tätigkeit die Kräftigung des deutschen Volksbewußtseins im Auge halten.

— **O diese Fremdwörter!** Der Vossischen Zeitung (Nr. 154 vom 31. März) teilt ein Freund des Blattes einige heitere Mißverständnisse aus seinen Erinnerungen mit. Ein Mime, der an einem der bekanntesten Theater Mitteleuropas wirkte, wurde einst von einem Kritiker ziemlich unsanft behandelt; es wurde ihm vorgeworfen, er habe ausgesehen, als ob er von einem Symposion gekommen wäre. Daraufhin sandte er dem Kritiker einen Brief, worin er entrüstet erklärte: »Sie können meine Leistungen beurteilen, wie es Ihnen beliebt, aber ein Symposion dürfen Sie mich nicht nennen!« — In einer sächsischen Großstadt wurde in der Stadtverordnetenversammlung über eine Finanzvorlage verhandelt. Es fragte sich, in welchem Zeitraume eine gewisse Summe zurückbezahlt werden solle. Einer der Stadtväter hatte beantragt, die Schuld innerhalb eines Lustrums abzutragen. Darauf erhob sich ein anderer, um die Ansicht zu verfechten, daß ein Lustrum doch eine zu lange Zeit wäre. In dem Streite, der sich darüber entspann, bemerkte der Antragsteller, fünf Jahre könnten unmöglich als eine ungebührlich lange Frist betrachtet werden, was seinen Gegner zu dem Einwurf veranlaßte: »Ja, wenn Sie ein Lustrum mit bloß fünf Jahren zu bemessen belieben!« — In Wien wurden einst Vorbereitungen zu einer Gewerbeausstellung getroffen. Auch die Genossenschaft der Schneidermeister hielt eine Beratung darüber ab. Der stellvertretende Vorsitzende, der Feuer und Flamme für eine rege Beteiligung an dem Unternehmen war, hielt eine schwungvolle Rede, die mit den Worten schloß: »Und nun, meine Herren, zeigen wir, was wir leisten können, beweisen wir der Welt, daß Wien noch immer berechtigt ist, Anspruch zu machen auf seinen alten Ehrentitel eines Kapua der Geister!« — Ebenfalls in Wien schrieb ein Berichterstatter in der Schilderung einer festlichen Ausschmückung der Stadt: »Vom Dache des Parlaments wehte ein schwarz-gelbes Trikolorum.«

— **Schulterkleid.** Nun soll es auch dem »Reform-Kostüm« an den Kragen! Auf ein Preisausschreiben, das die »Deutsche Moden-Zeitung« auf Wunsch eines Leipziger Hauses veröffentlicht hatte, sind, wie der »Graudenzer Gesellige« berichtet, mehr als 1000 verschiedene Verdeutschungen für den Ausdruck »Reform-Kostüm« eingelaufen. Die Art, wie man »das (!) Cakes« aus der deutschen Sprache zu verdrängen suchte — leider ist es ja vorläufig bei dem »Versuche« geblieben, weil das »Knusperchen« (auch leider!) gar zu viel angefeindet wurde —, diese Art, gute Verdeutschungen durch Preisausschreiben zu erzielen, scheint also Schule zu machen. Zwar haben sich diesmal nur 2508 Bewerber gefunden, während dem »Cakes« nicht weniger als 15349 (mit mehr als 5000 Verdeutschungen) zu Leibe rückten, aber auch diesmal bieten die Vorschläge des Heiteren und des Ernsten genug und zeigen den regen Eifer für die gute Sache. Da sind Leute, die mit bitterem Hohne von einer Stoffpelle sprechen, oder von einer Kleiderkutte, oder von einem Glockenkittel; da sind andere, die dem Wallenden und Fallenden der Tracht Ausdruck geben wollen durch Wörter wie Langfaller und Faltenwaller, und wieder andere schlagen z. B. Frei-Gewand vor. Einer meint mit der Form »Weitling« das Richtige getroffen zu haben, womit man bisher aber nur eine Art von Schüsseln bezeichnet hat. Unter den Zusammensetzungen mit »-kleid«, die ja wohl am nächsten lagen, seien erwähnt Glattkleid, Schmiegekleid und Kosekleid — »Kosekleid« ist gut! — Wie aber 102 Leute unabhängig voneinander auf »Knusperchen« verfallen sind, so jetzt 51 auf »Schulterkleid«; dieses »Schulterkleid« hat den Preis bekommen. Und warum auch nicht? Zwar ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß Berufene und Unberufene mit tausend und eins Gründen dem Neugeborenen ebenso wie dem armen Knusperchen den Garaus zu machen trachten werden, aber es wäre wirklich zu hoffen, daß es alle etwaigen Angriffe überlebt. Das Wort ist tadellos gebildet, wenngleich es keine Vorbilder zu haben scheint außer dem Beinkleid; dieses wird man nun gerade vielleicht zum Angriff benutzen und sagen: das Beinkleid ist eben nur für die Beine, das Schulterkleid aber nicht nur für die Schultern, sondern für den ganzen Leib. Das ist wohl wahr, aber wenn wir solche Haarspaltereien treiben wollten, dann müßten wir ein gut Teil unsres deutschen Wortschatzes in Acht und Bann tun, weil eine beträchtliche Anzahl von Wörtern »eigentlich« etwas ganz anderes bezeichnen. »Schulterkleid« ist gutes Deutsch, es ist kurz, zum mindesten kürzer als »Reform-Kostüm«, und es gibt schlagend den Kernpunkt des Begriffes wieder, viel schlagender noch als das Fremdwort; denn spricht dieses nur von »Reform« als solcher, so bezeichnet das »Schulterkleid« eben klipp und klar, wo die »Reform« eingesetzt hat. Dr. Wülfing.

— Zur **Ehrung des** deutschen, auch unsrer Sache zugetanen **Dichters Detlev von Liliencron** an seinem 60. Geburtstage, dem 3. Juni, hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung beschlossen, 500 Stück seiner »Kriegsnovellen« anzukaufen und diese 500 Bände, mit einer Einleitung über den Dichter und seinem Bilde versehen, an Volksbüchereien in Deutschland, Österreich und der Schweiz, sowie im Auslande, so weit Deutsche wohnen, zu verteilen. Detlev von Liliencron hat seiner lebhaften Freude über diese Ehrung Ausdruck gegeben. — In ähnlicher Weise hat die Stiftung schon früher Schriften von Rosegger, M. von Ebner-Eschenbach, Heinrich Seidel und anderen angekauft und verteilt. — Die zahlreichen Verehrer Liliencrons können sich an der Ehrung des Dichters beteiligen, indem sie der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel Beiträge mit dem Vermerk »Zur Liliencron-Ehrung« übersenden; sie werden in jeder Höhe entgegengenommen.

Sprechsaal.

Gleis oder Geleise?

Vor einiger Zeit behauptete die Straßb. Post, das Wort komme von »gleiten« her und bezeichne die Vorrichtung, auf der das Fahrzeug hingleite; daher müsse es »Gleis« und nicht »Geleise« heißen. Diese sprachgeschichtlich unmögliche Erklärung übersieht, daß das Wort uralt ist und ursprünglich keineswegs eine Vorrichtung nach Art der Eisenbahnschienen bedeutet. Schon im Althochdeutschen findet sich das Hauptwort leisa, im Mittelhochdeutschen leise = Fährte, Spur eines sich fortbewegenden Körpers, ahd. waganleisa = Wagenspur. Aus dem mhd. leise ist nun unser neuhochdeutsches Wort mit Hilfe der Vorsilbe ge- entstanden und lautet also ursprünglich und vollständig »Geleise«. Trotzdem aber hat auch die Form der neuen Rechtschreibung »Gleis« volle Berechtigung; denn wenn es in der Straßb. Post ferner heißt, die Weglassung des e in der Vorsilbe sei mundartlich und schriftwidrig, so muß demgegenüber gesagt werden, daß auch in der Schriftsprache das e, namentlich vor folgendem l, gern wegfällt. Beispiele: Glied (ahd. lid), gleich (plattdeutsch und englisch like), glauben (urspr. gelauben, plattdeutsch

jäuben), Glück (mhd. gelücke, engl. luck). Was diesen und anderen Wörtern recht, ist dem Gleis billig.

Für welche der beiden Formen soll man sich nun entscheiden? Hier muß, wenn eine Entscheidung nötig ist, der Wohlklang das letzte Wort sprechen. Es gibt ja viele Deutsche, welche meinen, man müsse die Überreste der alten Sprachformen festhalten; sie verlangen mit Wustmann (Allerhand Sprachdummheiten S. 6) krampfhaft das Dativ-e, z. B. dem Könige statt dem König — aus übel angebrachter Pietät. Weil es im Hildebrandsliede volltönend ih wallota heißt, sollten wir danach wenigstens ich wallete sagen. Sie vergessen, daß die deutsche Sprache so wie so eine Unzahl unentbehrlicher dumpfer e-Laute enthält, die keineswegs den Wohlklang der Sprache erhöhen. Wer wird die dürren Blätter des Winters festhalten wollen, weil sie uns im Frühlinge durch ihr frisches Grün erfreuten? So lasse man die abgestorbenen Laute der Sprache getrost fallen, ja man befördere ihren Abfall; das Deutsche wird dadurch nur an Wohllaut, an Kürze, Kraft und Bestimmtheit gewinnen. Deshalb verdient auch Gleis vor Geleise den Vorzug.

Herford. F. Böckelmann.

Bücherschau.

August Müllers Allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände und eine notwendige Ergänzung aller Fremdwörterbücher. In 7. Auflage bearbeitet von Oberlehrer Dr. G. A. Saalfeld. Ergänzt und bis zur Gegenwart fortgeführt von Rektor H. Michaelis. Leipzig (E. Haberland) 1903. XVIII, 502, IV und 70 S. Lex.-8. 4,50 ℳ, geb. 5,50 ℳ

Das alte, weit verbreitete Buch, nach dem wir immer wieder greifen, sobald eine wichtige Begebenheit, eine neue Eroberung, Entdeckung oder Erfindung unsere Aufmerksamkeit auf fremde Länder, Orte, Völker oder Personen lenkt, ist abermals verbessert und vermehrt ausgegeben worden. Die vorliegende Auflage bringt zwei Vermehrungen; die eine besteht in mehreren Tausenden von Namen, die Saalfeld vor einigen Jahren dem alten Buch einverleibt hat, die andere beträgt mehr als fünftausend Wörter und ist, von Michaelis ausgearbeitet, als Ergänzungsheft mit neuer Seitenzählung angehängt. Dieses Heft gebraucht die Lautzeichen des Maître phonétique (Paul Passy), während der Hauptteil des Buches noch die von Booch-Arkossy in die 4. Aufl. (1868) eingeführte Schreibung nach Toussaint-Langenscheidt beibehalten hat.

Die dringendste Verbesserung in der nächsten Ausgabe wird darin bestehen müssen, daß die Zweiteiligkeit des Wörterbuches und die nach unseren heutigen Begriffen unbeholfene Lautschrift Toussaint-Langenscheidts beseitigt wird. Einige Unvollkommenheiten (die hier nicht besprochen werden können) haften auch der Allgemeinen Aussprachlehre (für 12 Sprachen) am Anfang des Buches und der Alphabetischen Liste der Lautzeichen am Ende des Ergänzungsheftes an. Ferner sehe ich nicht ein, warum die Kalenderheiligen (S. 500—502) in unserer demokratischen Zeit nicht unter den anderen Menschenkindern stehen können. Ein sonderbarer Einfall Boochs war es (1868), »mehrfach geäußerten Wünschen gern entsprechend« die Personen- und Ortsnamen in Shakespeares Dramen zusammenzustellen (7. Aufl., S. 492—499). Die Ortsnamen sind nämlich ohnedies im Wörterbuch an ihrer Stelle zu finden, auch Lear, Macbeth und andere Namen, die wir im Deutschen teils immer, teils manchmal englisch aussprechen; und was geht uns die englische Aussprache der lat., griech., ital., span. Namen an, wie Antonius, Antonio, Kleopatra, Philo, Cäsar, Cato, Lodovico, Lorenzo, Jago usw.? Das überlasse man künftighin den englischen Sprachbüchern, sonst wird vielleicht mancher Deutsche dazu verleitet, solche Namen auch in unserem, dem verdeutschten Shakespeare englisch auszusprechen.

Für die richtige Angabe der Aussprache aller (ungefähr 38000) Namen zu bürgen, ist kein einzelner Mann imstande; wir müssen uns damit beruhigen, daß die Verfasser verläßliche Werke und kundige Männer befragt haben. Besonders wertvoll war die Mitarbeit vorzüglicher Kräfte für weiter abliegende Sprachgebiete, wie für die skandinavischen und die asiatischen Sprachen.

Ein solches Werk kann keine letzte Auflage erleben: es kann vielleicht einmal keiner Verbesserung bedürfen, aber niemals keiner Vermehrung. Möge die nächste Auflage denselben fleißigen und bewährten Händen anvertraut werden wie die vorliegende!

Innsbruck. Th. Gartner.

Th. Franke, Richtig Deutsch! Ein Führer durch die Schwierigkeiten unserer Muttersprache sowie ein Ratgeber für alle Fälle schwankender Sprech- und Schreibweise unter besonderer Berücksichtigung kaufmännischer Sprachsünden nebst einem mit vielen wortgeschichtlichen Erklärungen versehenen Verdeutschungsbuche und einem Verzeichnis der fremden Abkürzungen und (!) Neuerungen der Reichsschreibung. Als Hilfs- und Nachschlagebuch für Kaufleute und kaufmännische Schriftführer bearbeitet und mit Aufgaben versehen. Dr. jur. Ludwig Huberti, Leipzig, o. J. 156 S. Geb. 2,75 ℳ.

Was das Buch bietet und für wen es geschrieben ist, sagt der einem Inhaltsverzeichnisse gleichende Titel, und ohne Zweifel wird es in den ins Auge gefaßten Kreisen manchen Nutzen stiften. Gleichwohl kann weder der Sprachverein noch der Berichterstatter daran die Freude haben, die sie wohl möchten. Sind es doch die Vereinsziele der Sprachreinheit und -richtigkeit, denen der für die Muttersprache begeisterte Verfasser einen Stand gewinnen möchte, und dabei geht er in Fragen der Sprachrichtigkeit im wesentlichen die Bahnen, die in den Schriften des Berichterstatters vorgezeichnet sind. Aber wenn Frankes kürzlich (1903 Sp. 310) angezeigtes kleineres »Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht . . . an Fortbildungs- und Fachschulen« im ganzen seiner Aufgabe gerecht wurde, haben zu der größeren Aufgabe, ein vollständiges Gebäude der Rechtschreibungs-, Wort- und Satzlehre aufzustellen, denn doch manchmal die Kräfte versagt.

Die Erklärungen und Bestimmungen sind zuweilen unklar, zuweilen willkürlich und engherzig. Das Chor wird bestimmt als »erhöhte Sitzplätze in der Kirche« (S. 15); als Kennzeichen der starken Hauptwortbiegung wird das n im Wemfall der Mehrzahl angeführt (S. 20); »Voß' Werke« soll papieren sein und dafür »die Werke des Voß oder von Voß« gesagt werden (S. 26); nur die unechten Zusammensetzungen werden aus einem sprachlichen Verhältnis erklärt, das schon vorher zwischen ihren Teilen bestanden habe (S. 31); Äpfelwein wird als echte Zusammensetzung verpönt, aber daß es als unechte möglich ist, so gut wie Hühnerei neben Vogelei, nicht gesagt (S. 31), um von anderen Ungenauigkeiten der Bestimmungen über die Wortzusammensetzung zu schweigen. Unpassend ist die Wahl der Beispiele »tüchtiger Kaufmann, große Stadt, schönes Schaufenster« für die artikellose starke Biegung und das schlimmste dabei die dreimalige Ansetzung des Wemfalles mit: tüchtigen Kaufmann, großen Stadt, schönen Schaufenster (S. 35), ebenso wie die Regel willkürlich ist, daß nach bestimmten Geschlechts-, Für- und Zahlwörtern die schwache, von unbestimmter Anzahl die starke Form des Eigenschaftswortes stehen solle (S. 37). Ein Beispiel wie »dem Französisch (!) kommt das abgeschliffene Englisch (!) an Formenreichtum nicht gleich« (S. 38) ist irreführend, und für die Freistellung der Steigerung »leichtverdaulichere Speisen« beruft sich der Verfasser zu Unrecht auf »den herrschenden Gebrauch«; denn er ist das nicht. Die Gegenwart heißt S. 49 die Zeit (statt Zeitform!) bloß schlechthin der andauernden Tätigkeit, und wenige Zeilen später muß natürlich auch dem Perfekt und Futur die Bedeutung der Dauer beigelegt werden! — S. 77 wird im Grunde immer noch die irrtümliche Kongruenz »seines erfolgreichen Wirkens als langjährigen Leiters« gefordert. Willkürlich und ungenau ist S. 84 die Regel über die abhängige Rede, und Engherzigkeit bedeutet es, wenn die allbekannten Wendungen: »Ich wünsche wohl zu ruhen, — zu speisen« S. 81 für fehlerhaft erklärt werden. Wie soll man denn da die Nennformfügung S. 97 beurteilen: »so sehr wir auch betonen, sich nicht zu scheuen« [statt: daß wir uns nicht scheuen]? Eine Zweideutigkeit soll in der Wendung liegen: »Ein wenig kaufmännisches Geschick genügt« (S. 93), aber nicht mehr, wenn davor steht: »Schon ein wenig kaufmännisches Geschick genügt«.

Am meisten drängen sich die irrtümlichen Aufstellungen in den Seiten 1—12 über die Rechtschreibung, wohl weil eine eigentlich (laut-)geschichtliche Auffassung fehlt. S. 1 wird für

Schaf, Strom, Gram und andere Wörter die Nichtbezeichnung der Länge daraus erklärt, daß nach zwei oder drei Mitlauten vor einem Selbstlaut die anderweite Dehnbezeichnung unterbleibe; es wird also ein ehemals waltender Schönheitsgrund als heut noch wirkendes Lautgesetz gefaßt. S. 2 wird für die Endsilben -he, -hen, -hel, -her Aussprache des h gefordert, also in Wörtern wie Ehe, Zehe, leihen, ja sogar Flöhe neben Floh (flô). S. 3 wird als Ausnahme das Verhältniswort wider, als Beispiele aber nur eine Reihe Zusammensetzungen damit angeführt; S. 4 wird noch die Schreibung Kameel gestattet; S. 6 wird auch für den Anlaut Ve-, Vi-, z. B. für Visite, Vegetation, Vegetabilien, Vikar, Violine, Vizedirektor, schlechthin die Aussprache We-, Wi- behauptet. In den Rechtschreibungsvorschriften sind auch die zahlreichen Druckfehler besonders störend.

Soviel von dem, was gegen die Zuverlässigkeit der Sprachlehre des Buches zu sagen ist. Auch gegen das »Verdeutschungsbuch« (S. 97 — 152) sind gewichtige Bedenken zu erheben, obgleich der Verfasser die Bestrebungen unseres Vereins zu fördern beflissen ist, oder vielmehr gerade deshalb. Er »bildet« nämlich sehr zahlreiche Verdeutschungen selber, z. B. nummern (statt nummerieren), franken und Frankung; renten, rentend, rentsam, rentbar; verkanälen; Enttadlung (Indemnität), Entwildner (Zivilisator), entrangen (degradieren), Eingeldung (Einkassierung), und wenn er auch erklärt, sie niemand aufdrängen, sondern nur zu gelegentlicher Nachahmung, zu früherer oder späterer Ausgrabung bereitgestellt zu haben, so ist doch ein Lehrbuch nicht der Ort, solchem Sport nachzugehen. Zumal es aber in einem Buche geschieht, das den verehrlichen Kaufmannsstand für die Bestrebungen des Sprachvereins erwärmen will, muß in dessen Zeitschrift ganz entschieden der Annahme vorgebeugt werden, daß solcher Übereifer im Geiste des Vereins werbe und wirke. Auch bei seinen Vorschlägen zu einheimischen Benennungen einheimischer Erfindungen verkennt Franke den Geschäftsernst, mit dem solche Namen gegeben werden, wenn er z. B. Schmeckegut, Werderund, Radleweich, Nimmerwund vorschlägt; und wenn er gar für Schutzmarken die germanischen oder gar nordischen Gottheiten von Odin, Wodan, Wuotan (vgl. Sp. 141) bis zu Scofna und Urd empfiehlt, weiß man nicht, wen man mehr bedauern soll, die Götter oder — die Erfinder.

Es tut dem Berichterstatter wirklich leid, daß er über ein die Vereinsbestrebungen zu fördern bestimmtes Werk jetzt so urteilen muß. Er verspricht aber, es dereinst gewiß gern empfehlen zu wollen, wenn einmal aus dem »Verdeutschungswörterbuche« die Übertreibungen, wie aus der »Sprachlehre« alle Ungenauigkeiten getilgt sein werden.

Theodor Matthias.

Neues Orts- und Bevölkerungs-Lexikon der Schweiz. Nach offiziellen Quellen zusammengestellt von Georg Lambelet, Adjunkt des eidgenössischen statistischen Bureaus. Zürich. Druck und Verlag von Schultheß u. Co. 1904. Preis 1 Fr.

Die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins dürfen dieser Veröffentlichung eine stetige Aufmerksamkeit angedeihen lassen, denn sie bringt erfreulicherweise eine stattliche Reihe deutscher Benennungen für Orte in fremdem Sprachgebiet. Der Herausgeber bemerkt S. 9 oben ausdrücklich: »Sämtliche in dieser Publikation vorkommenden Gemeindenamen entsprechen der vom Bundesrate im Jahre 1902 als obligatorisch erklärten Schreibweise«. Vollständig ist auch diese Sammlung schweizerischer Ortsnamen nicht, schon deshalb nicht, weil nur die Gemeinden, nicht die einzelnen Orte und Ortchen, aus denen sich oftmals die Gemeinden zusammensetzen, aufgezählt werden; doch auch so würde mit der strengen Anwendung der deutschen Bezeichnungen für ganz oder meistens nur überwiegend fremdsprachliche Orte schon viel gewonnen werden. Mögen es sich die im Sommer unser Land bereisenden Mitglieder des Vereins nur merken, daß Eisenbahn, Post und Telegraph die deutschen Ortsnamen, wie sie das Büchlein von Lambelet bringt, kennen müssen, sonst hätte sich der Bundesrat wohl auch nicht um ihre Schreibweise gesorgt. — S. 9 bringt den Ort »La Houtte« (Bez. Courtelary, Kt. Bern). Auf der Siegfriedkarte steht noch »La Hutte«, und ich bin der Meinung, daß diese bis vor kurzem gebräuchliche Schreibweise die richtigere ist. In der dortigen Gegend selbst hält man »La Hutte« einfach für eine Verstümmelung von »Hütte«, wie die einzelstehenden Wohnungen auf den zahlreichen Sennbergen schlechthin genannt werden. Ähnliche Verstümmelungen weist der Jura noch mehrere auf, so »Choindez« für »Schwändi«; »le Bechlet« für »in der Bächlen«. Im großen Geograph. Lexikon der Schweiz, das gegenwärtig bei Attinger in Neuenburg erscheint, wird allerdings für »La Heutte« gesprochen, weil sich diese Schreibart auf etwas Keltisches zurückführen lassen soll, was ja den französischen Bearbeitern des Werkes viel annehmbarer sein muß. — S. 9. Mont Tramelan (ebendort); hier fehlt die von der deutschsprechenden Bevölkerung stets angewandte Benennung »Berg-Tramlingen«, wie für das bald darauf folgende Dörfchen Romont (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen freiburgischen Städtchen) das viel gebrauchte deutsche »Rothmund«.

Im Bezirk Delsberg (S. 22. 23) befinden sich gerade einige jener Weiler, die erst mit einem Nachbardorf zusammen eine Gemeinde bilden und deshalb hier fehlen, so Courcelon = Sollendorf (Gemeinde Lütholdsdorf) und Recolaine = Ricklingen (Gemeinde Wix). Die Siegfriedkarte kennt diese deutschen Namen. Sehr angenehm berührt die Beibehaltung der alten deutschen Namen für die Dörfer der Freiberge (S. 24. 25). — S. 29. Laufen, daneben für das Französische ganz richtig »Laufon«; der Poststempel dieses Städtchens zeigt denn auch oben »Laufen«, unten »Laufon«, womit wohl die Rücksicht auf eine beinahe verschwindende Minderheit französischsprechender Einwohner angedeutet werden soll. Dies wäre ja ganz nett gedacht, wenn nur im umgekehrten Falle gleich verfahren würde; aber da haben wir im bernischen Jura Ortschaften mit nahezu 50 v. H. deutschsprechender Bevölkerung und mit uralten deutschen Namen, die heute noch gang und gäbe sind, aber der eidgenössische Poststempel kennt sie nicht, trotzdem der Bundesrat 1902 die deutsche Schreibart dafür festgestellt hat. Die Bundesbahn allein hat sich wenigstens soweit aufgerafft, daß sie auf den Fahrkarten neben Moutier = Münster, Delemont = Delsberg u. a. drucken läßt, was ihr hoch angerechnet sei. — S. 30. Bezirk Münster. Châtillon und Perrefitte heißen auf der Siegfriedkarte in Klammer »Kastel« und »Beffert«, wovon besonders letzteres unter der deutschen Bevölkerung dort (30 v. H.) im Gebrauch ist. Der zu Rennendorf gehörende Weiler »Schwändi« mit deutscher Schule wird hartnäckig amtlich als »Choindez« weitergeführt, obgleich kein Mensch unter der deutschen Bevölkerung anders sagt als »i der Schwändi« (= Lichtung, vom ahd. swentan). — S. 31. La Scheulte (Schelten). Merkwürdig! Das Scheltentälchen hat ausschließlich deutsche Bevölkerung, aber Schelten muß in die Klammer, nicht etwa »La Scheulte«. Richtig steht dagegen Seehof (Elay), aber trotzdem die Poststelle genau und eidgenössisch mit »Seehof« bezeichnet ist, bringen amtliche Kartenwerke nur »Elay«, wie auf diesen auch der oben erwähnte zu dieser zerstreuten Gemeinde gehörende Hof »In der Bächlen« nur mit »le Bechlet« angemerkt wird. — S. 32. Neuveville (Neuenstadt), sehr schön; aber wann kommt dieses allgemein gebrauchte und hier amtlich festgestellte Neuenstadt auch in den Bahn- und Postdienst?

S. 34. 35. Pruntrut, der ehemalige Elsgau, mit begrüßenswerter vollständiger Beibehaltung der alten deutschen Namen an zweiter Stelle. So ist es recht und gerecht! — Roche d'Or (S. 35) heißt bei den Deutschen jurassiern »Goldenfels« von alters her, was wohl nur übersehen worden ist. — Der ganze Kanton Freiburg ist ausgiebig mit seinen deutschen Ortsbenennungen bedacht worden. Wenn für »Ecublens« (S. 57, Nr. 11) noch »Scubilingen« gilt, dann hätte wohl auch für »Cottens« (S. 61, Nr. 16) »Kottingen« beibehalten werden sollen. Selbst der Kanton Waadt muß sich noch ziemlich viele seiner deutschen Ortsbenennungen amtlich gefallen lassen. Warum im Wallis das bekannte »Martinach« für Martigny nicht beigesetzt wurde, ist nicht recht verständlich. Ebenso gibt es allem Anschein nach im amtlichen Deutsch nur noch die Bezirke »Sierre« und »Sion«, wo doch für den deutschen Text »Siders« und »Sitten« so durchaus berechtigt wären.

Abgesehen von diesen verschiedenen kleinen Auslassungen sehen wir in dem Büchlein doch eine hübsche Reihe deutscher Namen festgehalten. Diese der Französierungssucht zu entreißen, sie dem deutschen Sprachschatz zu erhalten, das ist jetzt unsere Sache. Durch eine unnachsichtlich durchgeführte Anwendung der deutschen Ortsnamen unseres romanischen Sprachgebiets gegenüber Deutschsprechenden ließe sich schon etwas erreichen, aber o weh! Da sind gerade die Herren Reichsdeutschen die ersten, welche auch Deutschsprechenden gegenüber die französischen Ortsnamen vorziehen.

Ich fahre sehr oft in den Jura und gewöhnlich mit dem Morgenschnellzug Basel-Neuenburg-Genf, der im Sommer viele Reisende aus Deutschland bringt. Da werde ich denn öfters über dieses und jenes befragt, aber wenn ich von Delsberg, Biel, Neuenburg usw. anfange, dann zeigen sich die Leutchen sehr unbefriedigt, weil es ihnen viel feiner vorkommt, über Délémont, Biénne, Neuchâtél (so falsch als möglich betont) fahren zu dürfen.

Ich will mich nicht näher darüber auslassen, warum sogar bei uns die ehrlichen alten deutschen Benennungen für westschweizerische Orte scheinbar geflissentlich nur noch wenig gebraucht werden; ich selbst habe bei ihrer Anwendung schon manche Bosheit und manchen Spott eingesteckt; aber wenn ich dann das Zunächstliegende, nämlich den umgekehrten Fall, vorbringe und um Aufklärung bitte, warum denn »Bâle, Berthoud, St. Gall, Schaffhouse, Soleure, Zofingue, Zoug« usw. als ganz selbstverständlich hingenommen werden, dann heißt es allgemein: »ja wissen Sie, das ist ganz was anderes!«

Basel. E. F. Garraux-Dötschmann.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Modern Language Notes. XIX. Nr. 2. Baltimore (Februar 1904).

Der erste Aufsatz dieser Nummer, von Charles Harris, handelt über Gerhart Hauptmann; der Verfasser gibt einen kurzen Überblick über Hauptmanns Werke; er tadelt es, daß Hauptmann so viel Gebrauch von der Mundart mache, weil er nicht wie der große Schotte Burns aus innerer Notwendigkeit selbst in der Mundart denke, sondern nur annehme, daß seine Personen sie sprechen müßten. — In zwei anderen Aufsätzen wird die Fremdwortfrage behandelt: A. Schinz bespricht die im vorigen Jahre von vier Mitgliedern des »Conseil de l'Instruction publique« in Frankreich gemachten Vorschläge für Vereinfachung der französischen Rechtschreibung, darunter den einen, daß man die Fremdwörter, qui sont définitivement entrés dans la langue et répondent à un besoin réel, »französieren« solle — »einfranzösischen« darf ich trotz »eindeutschen« kaum sagen. Er weist dabei nach, wie schwierig es sein würde, diesen Wunsch zu erfüllen; »high-life« z. B. werde auf vier ganz verschiedene Weisen ausgesprochen; nach welcher von ihnen solle man nun die französische Rechtschreibung dieses Wortes einrichten? Entbehrlich aber, heißt es weiter, seien eine ganze Reihe von Fremdwörtern, deren Französierung jene Männer wünschten: roastbeef sei nichts anderes als boeuf rôti, beefsteak sei boeuf grillé, steamer bateau à vapeur, meeting réunion usw. usw. — Die Fremdwortfrage wird ferner berührt in Starr W. Cuttings Besprechung der Schrift von Klara Hechtenberg »Der Briefstil im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage« (1903). Während sich bei Grimmelshausen, dessen Fremdwörter die Verfasserin bereits früher untersucht hat, unter 10000 Wörtern nur 131, und zwar 60 verschiedene, Fremdwörter finden, enthalten die jetzt untersuchten Briefe, Akten, Dialoge, Zeitungsberichte usw. 390, darunter 329 verschiedene; von diesen ist nur die Hälfte heute noch gebräuchlich, von jenen aber 75—81 v. H. (vgl. 1903 Sp. 114). J. E. W.

Deutsches Französisch. Deutsche Zeitung Nr. 40 vom 17. Februar 1904.

Der Aufsatz gibt eine kleine Anzahl französisch klingender Wörter, die leider im Deutschen noch immer gebraucht werden, ohne in der heutigen Sprache Frankreichs vorzukommen oder dort zu bedeuten, was wir darunter verstehen. Der Verfasser stellt sich einigermaßen auf den Standpunkt unseres Vereins. Er besitzt augenscheinlich auf diesem Gebiete gute Kenntnisse. Im großen und ganzen wird man seinen Ausführungen zustimmen, in einzelnen Fällen etwas abweichender Meinung sein können. Das Erfreuliche ist der wiederholte Hinweis darauf, daß uns die Benutzung französisch klingender Brocken, die nicht echtes Französisch sind, sprachlich keineswegs fördert, im Umgange mit den westlichen Nachbarn sogar nur lächerlich machen kann. »Réuissite«, Spalte 2, Zeile 7 von unten, ist wohl nur Druckfehler für »réussite«. F. W. Eitzen (Hamburg).

Schriftsprache und Mundart. Von Richard Weitbrecht. — Deutsche Welt Nr. 27 vom 3. April 1904, S. 417 bis 420.

Er betrachtet das Aufkommen der Schriftsprache gegen die Mundarten seit Luther, die aus der Reichseinheit neu erwachsene Liebe zur Mundart, die auch im Wiedererwachen der mundartlichen Dichtung zutage tritt, und die Wichtigkeit, Unentbehrlichkeit der Mundart für die lebendige Gestaltung der Schriftsprache.

Str.

Fremdwörter, Grammatik und Rechtschreibung. Von Generalmajor a. D. von Lettow-Vorbeck. — Der Tag Nr. 55 vom 1. April 1904.

In diesem jüngst durch einen Sturz mit dem Rade verunglückten hochgeachteten Militärschriftsteller hat auch der Sprachverein einen Anwalt seiner Sache zu betrauern. Zum Beweis für die Fortschritte der nun dreißigjährigen Bewegung gegen überflüssige Fremdwörter beruft er sich auf den starken Wandel in der Geltung der deutschen Speisekarte, die nach Gildemeister noch 1886 nur als Spaß behandelt wurde, während heute eine französische schon gegen den guten Ton verstößt. Durch eigene Erfahrung und Überlegung ist er in die Bahnen des Vereins geführt worden. In einem Aufsatze der Preußischen Jahrbücher fand er das Wort »Symbiose«, das ihm und andern Befragten unbekannt war. Erst ein Philologe konnte ihm das Rätsel lösen, versagte jedoch bei einem anderen Worte »Physiokrat«, das nun einer der über Symbiose vergebens Befragten, ein Verwaltungsbeamter, auslegen mußte. Solche Hindernisse des Verständnisses durch unverständliche d. h. dem Laien, Nichtfachgenossen unverständliche Fremdwörter sind, so stellt er fest, in Aufsätzen und Werken, die sich keineswegs an Fachgenossen wenden, auffällig häufig; also hinweg mit ihnen!

Str.

Aus den Zweigvereinen.

(Aus Mangel an Raum müssen einige Vereinsnachrichten für die Juninummer zurückbleiben).

Breslau. Am 18. April sprach Professor Gombert über das Leben Franz Zieglers. Ziegler gehört heute zu den verschollenen Größen, und da er in weiteren Kreisen eigentlich nur durch sein Auftreten im Parteileben und sein dadurch herbeigeführtes Mißgeschick bekannt geworden ist (Teilnahme an dem Steuerverweigerungsbeschluß im Jahre 1848, Absetzung aus dem Oberbürgermeisteramt im Jahre 1849 und Festungshaft in Magdeburg): so erforderte die Behandlung des Gegenstandes in dem parteilosen Sprachverein eine gewisse Zurückhaltung. Aber auch mit dieser gelang es, ein anschauliches Bild Zieglers zu entwerfen, in dem neben Ziegler dem Preußen besonders Ziegler der »gentleman« hervortrat. Ziegler ließ sich ja gern so nennen und bezeichnete den gentleman als »den Mann, der sich achtet in seiner Person, seiner Familie, seiner Gemeinde«. Ein weiterer Vortrag über Ziegler als Vertreter der Heimatskunst, d. h. als Ehrenretter für märkische Landschaft und märkisches Volkstum, wurde in Aussicht gestellt.

Celle. Der Zweigverein veranstaltete kürzlich einen Unterhaltungsabend. Der Vorsitzende des Vereins, Rektor Gärtner, hielt einen Vortrag über den Gegenstand: Die deutsche Frau und die Muttersprache. Er legte dar, welchen Anteil im Laufe der Jahrhunderte die deutsche Frau an der Bildung, besonders an den sprachlichen Erzeugnissen genommen habe. Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Gemahlin eines Bruders Ludwigs XIV., die gelehrte Anna Marie Schürmann, die als Dichterin gekrönte Frau von Ziegler und Gottscheds Frau Adelgunde wurden wegen ihres deutschen Wesens und ihrer Gelehrsamkeit eingehender gekennzeichnet. Im zweiten Teile führte der Vortragende aus, wie gerade die deutsche Frau der Gegenwart berufen sei, in Spiel und Tanz, in der Gesellschaft, im Benehmen, in der Namengebung, Kleidung und Bewirtung der deutschen Sprache gegen die Ausländerei zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Redner beabsichtigte ohne Zweifel durch diesen Vortrag die Frau zur Mitarbeit an den Bestrebungen des Sprachvereins anzuregen und zu gewinnen, und aus dem Umstande, daß der hiesige

Zweigverein eine Anzahl Damen als Mitglieder aufweist und dieser Vortrag auch von vielen Damen besucht war, geht hervor, daß seine bisherigen Bemühungen dieser Art bereits Erfolg gezeitigt haben. Der gemütliche Teil des Abends wurde durch Vorträge von Einzel- und Chorliedern, Geigen- und Cellostücken ausgefüllt. Zum Schlusse ergötzte ein Mitglied die Anwesenden durch die anschauliche Wiedergabe mehrerer Gedichte von August Hermann in niedersächsischer Mundart.

Danzig. Am 19. März hielt Oberlehrer Karehnke einen Vortrag über das Thema: Aus der deutschen Seemannssprache, indem er unter Hinweis auf Goedels Etym. Wörterbuch und Schraders bekannten Aufsatz etwa folgendes darlegte: Auf keinem Gebiete ist der Deutsche weniger vom Auslande abhängig als auf dem seiner Seemannssprache, so fremdartig sie auch in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung dem Ohre des Binnenländers klingt. Die Beziehungen unseres Volkes zum Meere sind eben uralt, und ein kleiner Rest von Erbwörtern, wie das Wort »Meer« selbst, erinnert an die indogermanische Vorzeit. In der urgermanischen Zeit lernten die Deutschen an den Küsten der Nord- und Ostsee die Anfangsgründe der Schiffahrt und bereicherten unsern Wortschatz durch viele noch heute gebräuchliche Wörter wie »See, Haff, Flut, Klippe, Woge, Werder, Möwe, Schwan, Angel, Netz, Schiff, Bord, Seil, Steuer, Mast, Segel« u. a. Die aus dem Römischen entlehnten Ausdrücke beschränken sich auf zwei: »Anker und Riemen«. Als die Ostsee dem Deutschtum durch das Vordringen der Slawen entrissen wird und das mittelländische Meer bedeutungsvoll in den Gesichtskreis tritt, wächst das entlehnte Sprachgut an Umfang. Doch ist dieser Einfluß der Fremde nur vorübergehender Art. Während nämlich viele deutsche Stämme dem Meere fremd geworden sind, waren niederdeutsche Stämme an den Gestaden der Nordsee zu einem Volke erfahrener Handelsleute herangewachsen, die im 13. Jahrhundert in der Hansa ihre machtvolle Vertretung fanden. Im Bereiche der deutschen Hansa entwickelten sich für alles, was auf Seefahrt und Handel Bezug hatte, gemeinsame Bezeichnungen, die noch heute auf den Schiffen der Handels- und Kriegsflotte, sowie in den Stadtgebieten der alten Hansa haften. Die Germanen übernahmen im Verkehr mit den romanischen Völkern manches fremde Wort, der Hauptbestand aber läßt sich auf germanische Wurzeln zurückführen. Der Einfluß des Englischen ist sehr gering. Das einzige Verdienst, das die Engländer in dieser Beziehung haben, besteht darin, daß sie uns in unserer traurigen kriegsschifflosen Zeit viele seemännische Wörter sorgsam aufbewahrten und in besseren Tagen mit einigen Zinsen wiedergaben. Unsere Seemannssprache ist also im wesentlichen niederdeutsches Gewebe mit geringem romanischem Einschlage. Einige Wörter sind dann durch Volksumdeutung noch aus dem Hochdeutschen eingedrungen, wie »Kielschwein, löschen, labsalen, Maifeld« u. a. Durch den Mund der Handels- und Schiffahrtsleute bürgert sich diese Sprache allmählich auch in mittel- und oberdeutschen Gegenden ein. Bei der wachsenden Bedeutung unserer Kriegsflotte und der Vermehrung der Druckwerke, die sich mit seemännischem Tun und Treiben befassen, läßt sich noch eine größere Vertrautheit der Gesamtheit unseres Volkes mit der Seemannssprache erwarten. — Der Zweigverein hielt am 29. März seine Hauptversammlung ab. Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt und zwar zum Vorsitzenden Landgerichtspräsident Geh. Ober-Justizrat Schroetter, zum Schatzmeister Syndikus Dr. Fehrmann, zum Schriftführer Professor Dr. Debbert. Der Verein zählt zur Zeit 58 Mitglieder. Für die deutschen Ansiedler in Südwest-Afrika wurde die Zahlung von 30 ℳ an die hiesige Sammelstelle der Abteilung Danzig der Deutschen Kolonialgesellschaft beschlossen.

Dresden. In der Januarsitzung vollzog sich die Neuwahl des Vorstandes; die bisherigen Mitglieder wurden wiedergewählt; an die Stelle des wegen Wegzugs nach Plauen i. V. ausscheidenden stellvertretenden Schatzmeisters Bankbeamten Fiedler wurde Rechtsanwalt Dr. jur. Krug gewählt. An diesen wird der bisherige Schatzmeister Eisenbahndirektor a. D. Reichardt sein an 10 Jahre treu geführtes Amt zum 1. Mai übergeben. — Dr. Wagner sprach über O. Weises Ästhetik der deutschen Sprache. — In der Februarsitzung berichtete Dr. Becher in einem Vortrage: Vom deutschen Wesen im Auslande über seine Erfahrungen auf einer Studienreise in Italien und Griechenland. Sodann sprach Staatsrat Prof. Grübler über die Bedeutung des Wortes Gewicht, das bald im Sinne von Stoffmenge, bald in dem von Schwerkraft gebraucht werde. Gegen diesen falschen Gebrauch müsse der Sprachverein vorgehen. Ein von ihm in diesem Sinne gestellter Antrag wurde an den Vorstand verwiesen. — Wie in der Märzsitzung mitgeteilt wurde, hat dieser ein Eingehen auf den Antrag abgelehnt, weil es nicht Sache des Sprachvereins, sondern der wissenschaftlichen Kreise sei, bei Abweichungen des wissenschaftlichen vom allgemeinen Sprachgebrauche auf strenge Einhaltung des wissenschaftlichen Gebrauches in den Kreisen der Wissenschaft und Schule zu dringen. In der Märzsitzung wurde noch aus Sommers Bildern und Klängen aus Rudolstadt vorgelesen; ferner wurden zahlreiche kleine sprachliche Mitteilungen gemacht und Fragen erörtert; zum Schluß sprach Konrektor Dunger über die Redensart »Butter an den Galgen schmieren« (vgl. Sp. 156) und über den Gebrauch von »geschweige«. Die nächste Vereinssitzung soll im September sein.

Duisburg. Im Laufe dieses Winters hat unser Zweigverein regelmäßige Monatsversammlungen veranstaltet, in denen Mitglieder Vorträge hielten. So besprach Lehrer Meyer-Markau den neuesten Roman Wettes »Krauskopf«. Derselbe Redner sprach an einem anderen Abend über Duisburger Straßennamen. Oberlehrer Dr. Schmeding berichtete über ein Reichsamt für die deutsche Sprache. Der erste Vorsitzende Prof. Mehlkopf schilderte seine Erlebnisse auf der Breslauer Hauptversammlung; ein anderes Mal besprach er das Buch »Der deutschen Sprache Ehrenkranz« und verlas Proben daraus. Auf der Hauptversammlung im März hielt Dr. Lenzmann einen formvollendeten Vortrag über Heinrich Seidel, in dem er scharfsinnig und feinfühlig diesen liebenswürdigen humorvollen Dichter mit dem größeren Fritz Reuter verglich. Im Laufe des Jahres ist die Mitgliederzahl unseres Vereins von 207 auf 235 gestiegen. Der alte Vorstand, der aus 12 Mitgliedern bestand, wurde wiedergewählt und zwar Prof. Mehlkopf als erster Vorsitzender, Lehrer Meyer-Markau als zweiter Vorsitzender, Staatsanwalt Schrödter als Schriftführer und Kaufmann Gottlieb Koch als Schatzmeister. Wir legen besonderen Wert darauf, durch ausführliche Zeitungsberichte über unsere Versammlungen weitere Kreise mit den Bestrebungen unseres Vereins bekannt zu machen.

Essen. In der Februarsitzung trat der Zweigverein zunächst dem Dürerbund als körperschaftliches Mitglied bei. Dann hielt der Schriftführer, Oberlehrer W. Schmidt, einen Vortrag über den Einfluß der Umgangssprache auf die Schriftsprache. Den Abschluß der Winterveranstaltungen bildete im März ein auf zwei Abende verteilter Vortrag des Vorsitzenden, Professor Dr. Imme, über die Ortsnamen des Kreises Essen. Beide Sitzungen wurden in Gemeinschaft mit dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen abgehalten. Der für hiesige Verhältnisse sehr zahlreiche Besuch beider Abende bewies, welcher Teilnahme ein derartiger Gegenstand in weiteren Kreisen begegnet. Der inhaltreiche Vortrag soll im Druck erscheinen und wird dann allen Mitgliedern zugestellt werden. Der Zweigverein Essen sieht jetzt auf ein fünfzehnjähriges Leben zurück. Trotz ungünstiger Verhältnisse hat er sich in dieser Zeit unter der ununterbrochenen Leitung Prof. Immes gedeihlich weiterentwickelt.

Halle a. d. S. Bei der Zusammenkunft am 22. März wurde vom Schrift- und Kassenführer der Kassenabschluß für 1903 vorgetragen und der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt. Es wurde besprochen, daß seit mehreren Wochen in der Saale-Zeitung in zweckmäßiger Zeitfolge und Auswahl die Mitteilungen für Sprachecken mit der Überschrift: »Sprachecke des Allg. Deutsch. Sprachvereins. — Zweigverein Halle« abgedruckt werden. Die anderen hiesigen Zeitungen zum Abdruck anzuregen, davon will der Zweigverein vorläufig absehen. Wegen Einrichtung der Sprachecke in einem in dem nahen Merseburg erscheinenden Blatte soll ein dort wohnendes Mitglied um seine Bemühung gebeten werden. Es folgte ein Vortrag des Vorsitzenden über: Einiges aus den Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (Oktober 1903). Er gab eine kurze Besprechung der Vorträge 1. des Prof. Matthias (Burg): Zur Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs (abgedruckt in dem Grenzboten Nr. 49 vom 3. Dezember 1903), 2. des Prof. Wunderlich (Berlin): Die deutsche Gemeinsprache in der Bauernbewegung des 16. Jahrhunderts, 3. des Prof. Barth (Leipzig): Die Bedeutung von W. Wundts Sprachpsychologie für den Sprachunterricht. Dem Vortrage des Vorsitzenden folgte ein kurzer Bericht des Schriftführers

über die 13. Hauptversammlung. Im Anschluß daran wurde erörtert, ob die Errichtung eines Reichsamts für deutsche Sprache wünschenswert sei.

Gablonz. Der Verein hielt am 5. März d. J. seine Hauptversammlung ab, die vom Obmann Friedrich Mücke geleitet wurde. Der Jahresbericht des Schriftführers gedachte der fünf abgehaltenen Sprachabende und der zwei Volksabende, der geplanten Stadtbücherei, sowie der Zusammenstellung eines Kunstwartes. Vom Schillerdenkmal-Ausschusse berichtete er, daß der Grundstock von 28 K nicht weiter vermehrt wurde, weil im Vorstande selbst die Meinungen über Grundgedanken und Ausführbarkeit des Planes noch geteilt sind. Ferner bedauert er die auffallende Zurückhaltung jener Kreise, welche naturgemäß den größten Anteil an den Bestrebungen des Vereins nehmen müßten, und glaubt diese so deuten zu sollen, daß diese Kreise die Mitglieder des hiesigen Zweiges nur — um ein Gleichnis zu gebrauchen — als Meistersänger ansehen, während sie sich selbst als Pfleger edelsten Minnesangs erkennen. Zahlmeister Geyer bezifferte das Vermögen mit 181 K (— 12 K). Die Neuwahl ergab: Obmann Friedrich Mücke, Stellvertreter K. R. Fischer, Schriftführer Adolf Lilie, Stellvertreter Jenkner, Zahlmeister Karl Geyer, Bücherwart Gürtler. Die Tätigkeit des Ausschusses für Sprachreinheit wird fortan vom Vorstande mit besorgt werden. K. R. Fischer lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das Bergtheater in Vales und wird in dem Sprechabende am 16. April d. J. darüber nähere Mitteilungen machen. Dr. Rakus brachte die Einführung deutscher Monatsnamen zur Sprache und befürwortete die Erzielung einer Einigung der österreichischen Zweigvereine darüber, welche Namen denn eigentlich zu gebrauchen seien, da zur Zeit für die meisten Monate mehrere Bezeichnungen in Verwendung sind. Beschlossen wurde, sich dieserhalb mit dem Zweige Reichenberg in Verbindung zu setzen. Die Zahl der Mitglieder beträgt dermalen 60.

Köln. Prof. Dr. Biese, Direktor des Gymnasiums zu Neuwied, sprach in der Märzversammlung über Gustav Frenssens Jörn Uhl, eine Zeiterscheinung und ein Lebensbild. Der Vortragende, der die Vorzüge eines guten Redners in seltenem Maße in sich vereinigte, wies auf die ganz außergewöhnliche Verbreitung des Werkes hin und beleuchtete dann die Gründe dieses Erfolges, die nur in dem vielseitigen innern Werte des Romans zu suchen seien. Im Gegensatz zu den Durchschnittsromanen unserer nervös überreizten Gegenwart offenbare Jörn Uhl eine von sittlich religiösem Idealismus getragene Weltanschauung, wurzelnd in echtem, gesundem Volkstum der Heimat, von starker Wirkung durch eine edle, reine Sprache, bei ungezwungener Verwendung mundartlicher Ausdrücke der Heimat, durch Tiefe und Reichtum der Gedanken, durch Mannigfaltigkeit der Gestalten, nicht ins Leben hinein geträumter Menschen, sondern markiger Charaktere tiefsinniger, herber, knorriger und doch weicher Gestalten des Geestlandes und der Marschen mit ihrer nüchternen Tatkraft. Jörn Uhl sei eine Verherrlichung des Segens der Sorge und der Arbeit und des freien Menschentums, wie es unsere besten Dichter dargestellt hätten, und auf das das Goethesche Wort hinziele: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. In andächtiger Stille lauschten die außergewöhnlich zahlreichen Zuhörer dem Vortrage, und der reiche Beifall zeigte, wie sehr man die feinsinnigen Ausführungen zu schätzen wußte.

Magdeburg. In der letzten Winterversammlung am 14. März erfreute Oberlehrer a. D. Saalfeld, Ehrenmitglied des hiesigen Zweigvereins, die Anwesenden durch einen Vortrag über Deutsche Kinderlieder. Die reiche Fülle von Beispielen, die er in wirkungsvoller Weise vortrug, entnahm er zum Teil dem Kindermunde selbst, der in ihnen, oft unbewußt, den Glauben unserer Vorfahren und die Geschicke unseres Volkes bewahrt hat; teils waren es bewußte Schöpfungen älterer und neuerer Dichter, die sich in liebevoller Weise in die Kinderseele zu versetzen wußten. Der Vortrag zeigte, wie reich dieser Dichtungszweig bei uns entwickelt ist. Dem immer gern gehörten Gaste wurde lebhafter Beifall zuteil. Ein Herr aus der Versammlung trat lebhaft für die nicht genug gewürdigten alemannischen Gedichte Hebels ein. Im geschäftlichen Teile wurde dem Kassenwarte nach dem Ergebnisse der Rechnungsprüfung Entlastung erteilt. Dann teilte der Vorsitzende mit, daß die Sprachecke im »Zentral-Anzeiger« Anklang gefunden habe; er gab einen Überblick über die Vorträge dieses Winters und begründete zum Schluß, um eine in einer früheren Sitzung erörterte Frage zu erledigen, warum er der Zusammensetzung Knochenkohlefabrik vor der andern: Knochenkohlenfabrik den Vorzug gebe.

Marburg a. d. Drau. In der April-Versammlung sprach Lehrer Karl Gassanek über den Wortschatz und die Redeweise des Steirers. Angeregt zu seinem Vortrage ward er durch das von Prof. Dr. Ferdinand Khull in Graz herausgegebene große Wörterbuch »Der steirische Wortschatz«. Schon Erzherzog Johann begann in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Wörter der steirischen Mundart zu sammeln. Der Bibliothekar Unger setzte dieses Bestreben emsig fort, und nach dessen Tode nahm Khull die Arbeit wieder auf und brachte sie zu Ende. Der Redner besprach die Reichhaltigkeit des Wortschatzes der steirischen Mundarten, die verschiedene Bedeutung, die viele mundartliche Ausdrücke und Bezeichnungen in den einzelnen Tälern des Landes haben, namentlich in Beziehung auf Volksgebräuche und Volkssagen, und kam endlich auf die Redeweise des Steirers zu sprechen. Im Anschluß an den Vortrag las Herr Sellyey mehrere mundartliche Dichtungen vor. Herr Alois Waidacher sang, von Herrn Köhler auf dem Flügel begleitet, einige Balladen und Lieder.

München. Montag den 1. Februar sprach Universitätsprofessor Dr. Paul über ein altisländisches Dichterleben. Auf Grund einer Saga entwarf er ein Lebensbild des Recken und Dichters Egil, das einen tiefen Einblick in das nordische Kulturleben des 9. und 10. Jahrhunderts gewährte. Den Schluß der Wintervorträge bildete am 14. März der auf den gründlichsten Studien beruhende Vortrag des Privatdozenten Dr. von der Leyen über Meister Eckhart. — Welch erfreulicher Zuwachs an Mitgliedern uns durch den Beitritt mehrerer Minister erstand, hat die Vereinszeitschrift schon gemeldet.

Reichenberg. Der Zweigverein ist in der angenehmen Lage, die vollste Unterstützung durch die Verwaltungsbehörden der Stadtgemeinde (Stadtrat, Magistrat und Stadtverordnetenkollegium) zu genießen. In allen Zweigen der städtischen und politischen Verwaltung der Stadt wurde das Fremdwörterunwesen beseitigt, und bei Anschaffung jeder neuen Drucksorte wird planmäßig verdeutscht, die Fremdwörter des alten Kanzleistiles sind fast zur Gänze ausgemerzt. Mit Beginn dieses Jahres wurde eine Neuordnung der Schriftenbehandlung und -aufbewahrung durchgeführt und hierbei durchwegs der Grundsatz des Sprachvereins befolgt. Die Stadtverwaltung kennt keine Akten mehr, sondern nur Schriften, kein Einreichungsprotokoll und keine Elenche, sondern nur Schriftenverzeichnisse mit Buchstabenfolgen, keine Registratursbezeichnungen, sondern Schriftenzeichen, keine Nummern, Subnummern und Exhibitennummern[1]), sondern nur Reihen- und Ordnungszahlen usw. Wo ihr ein Einfluß zusteht, sucht sie auch außerhalb des Amtes für Sprachreinheit zu wirken. So hat der Stadtrat im vorigen Monate an sämtliche in Reichenberg ansässige Schriftenmaler folgendes Schreiben ergehen lassen: »In letzter Zeit wurde die Wahrnehmung gemacht, daß bei der Anfertigung von Aufschriften auf Firma- und Ankündigungstafeln vielfach gegen den deutschen Sprachgebrauch und gegen die Reinheit der deutschen Sprache gesündigt wird. In dem Bestreben, den deutschen Charakter der Stadt auch äußerlich zu kennzeichnen und zu wahren, werden daher die Herren Schriftenmaler gebeten, bei ihren Auftraggebern ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß die erwähnten Aufschriften stets in einem guten und reinen Deutsch, mit Vermeidung aller entbehrlichen Fremdwörter verfaßt werden.« — Am 26. Februar l. J. hielt der Verein einen Vortragsabend ab, in welchem Prof. Robert Müller über Das Wesen des Humors sprach; er erntete stürmischen Beifall. Der Saal des »Reichenberger Hofes« war dicht gefüllt.

Tetschen, Bodenbach und Umgebung. Der Verein hielt am 18. März seine Hauptversammlung ab. Im abgelaufenen Vereinsjahre wurden vier Vortragsabende veranstaltet, die durchwegs sehr zahlreich besucht waren und durch die Gediegenheit des Gebotenen den Mitgliedern in bester Erinnerung geblieben sind. Die Vortragenden waren die Herren: Mauermann über Detlev von Liliencron, Prof. Kreibich über Klopstock und über den Aufbau des Dramas, Dr. Wenzel über Gott und Welt. Prof. Dr. Müller hat an zwei Abenden durch Vor-

1) »Sub- und Exhibitennummern« verstoßen freilich gegen den Grundsatz des Sprachvereins, aber »Nummern« und ebenso »Akten« sind eingebürgerte Lehnwörter. Die Schriftleitung.

lesung von Dichtungsproben mit seiner meisterhaften Vortragsweise die Vereinsmitglieder erfreut. — Dankbar sei auch derer gedacht, die den Verein in seiner Bekämpfung der Fremdwörterei unterstützt haben. So hat der k. k. Bezirksschulrat in seinem Amtsblatte die Vermeidung überflüssiger Fremdwörter empfohlen, der hiesige Spielballverein hat deutsche Spielbezeichnungen eingeführt, unsere Zeitungen haben sogen. Sprachecken eingeführt, endlich einige Wirte sich zur Verdeutschung der Speisezettel bestimmen lassen. Die Zahl der Mitglieder des Vereins beträgt etwa 150, ist also in erfreulicher Zunahme begriffen; allerdings fehlen noch viele, die eigentlich verpflichtet wären, in den Reihen der Vereinsmitglieder zu stehen. Gerade in unserer Zeit, wo Kulturvölker zweiten Ranges, vergessend, was sie selbst der deutschen Sprache schuldig sind, gegen den stolzen Bau deutscher Arbeit und deutschen Geistes drohend anstürmen, gerade in solcher Zeit ist es notwendig, daß der Deutsche sich bewußt werde, welch edles und herrliches Gut unsere Sprache ist, und alle Volksgenossen sollten es für ihre Aufgabe ansehen, die Sprache zu der Reinheit und Schönheit emporzuheben, der sie fähig ist. — Bei den Wahlen wurde der frühere Ausschuß wieder an die Spitze des Zweigvereins gestellt.

Zittau. Die Dezembersitzung gestaltete sich zu einer schlichten Herder-Gedenkfeier, bei der Dr. Alfred Neumann das Leben und Wirken Herders unter besonderer Berücksichtigung seiner Verdienste um die deutsche Sprache und das deutsche Volkstum schilderte und zum Schluß in Beantwortung der Frage, wie Herder sich wohl, wenn er noch lebte, zu den Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins stellen würde, ihn als einen ebenso maßvollen als entschiedenen Vorkämpfer unserer Sache kennzeichnete. — Im Januar sprach Pfarrer Broske über Slawische Lehnwörter in deutschen Volksmundarten, im Februar Schulrat Dr. Hanns über das Grimmsche Wörterbuch und seine Fünfzigjahrfeier. In der Märzversammlung beschäftigte die Mitglieder des Vereins die neuerdings durch Friedrich Kluge und Otto Behaghel wieder lebhafter angeregte Frage einer deutschen Akademie. In die Aufgabe des Abends hatten sich geteilt Rektor Prof. Dr. Schütze, der ein Bild von der französischen Akademie nach ihrer Entstehung und Geschichte, ihrer Einrichtung und Bedeutung entwarf, und Oberlehrer Dr. Alfred Neumann, der den Behaghelschen Plan eines Reichsamts für deutsche Sprache entwickelte. Über die in diesen beiden Vorträgen behandelte wichtige Frage brachte das Zittauer Amtsblatt »Zittauer Nachrichten und Anzeiger« unter der Überschrift: »Brauchen wir eine Akademie der deutschen Sprache?« einen ausführlichen Bericht. Dasselbe Blatt hat sich auch für die Einrichtung einer »Sprachecke« zur Verfügung gestellt. Seit Ende Februar erscheinen darin regelmäßig alle Wochen kleine Aufsätze sprachlicher [illegible], die auch über den Kreis des Sprachvereins hinaus Anklang gefunden haben. Der Zweigverein ist gegen das Vorjahr um [illegible] Mitglieder gewachsen. Seine Mitgliederzahl beträgt mit [illegible] Ehrenmitgliedes gegenwärtig [illegible].

Zwickau i. S. Der hiesige Zweigverein, der inzwischen von 42 auf 115 Mitglieder angewachsen ist, hat im ersten Viertel von 1904 zwei Versammlungen abgehalten. In der ersten, am 18. Februar, hielt [illegible] Dr. Frodwalt Küchler einen Vortrag über Thomas Carlyle im Zeichen des deutschen Geistes. An einem Überblick über Carlyles zahlreiche Schriften und Aufsätze über unsere Literatur suchte der Vortragende das nach Umfang und Tiefe wohl einzig dastehende Studium zu schildern, das der Schotte Carlyle unserer Literatur gewidmet hat. Er ging dabei besonders auf die Schriften über Goethe und Schiller ein, die ein zu jener Zeit von keinem Fremden erreichtes tiefes und feines Verständnis für die Größe und Eigenart beider Dichter bekunden. Weiter wurde der Einfluß gewürdigt, den das Studium unserer klassischen Literatur und Philosophie auf Carlyle ausgeübt hat, und der sich äußerlich in seinem Stil, innerlich in vielen seiner philosophischen Überzeugungen, sowie auch in seiner eigenen Lebensgestaltung zu erkennen gibt. Der Redner schloß mit dem Hinweis auf das für jeden Deutschen erhebende Bewußtsein, daß Carlyle der große, freie und tiefe [illegible], als der er in seinen Werken und seinem Wirken vor uns [illegible] erst durch die Berührung mit deutschem Geiste geworden ist. [illegible] 17. März bot Realgymnasialoberlehrer Prof. Dr. R. Hof[illegible] Heimatklänge von der sächsisch-bayerisch-böhmischen Grenze. Von den gemütvollen Schilderungen ausgehend, die Julius Mosen von der Natur des sächsischen Vogtlandes entwirft, fügte er diesem weiteren Rahmen in feinsinniger Kleinmalerei ein Bild seiner Heimat Ebmath i. V. und ihrer Umgebung ein und ließ wiederaufleben, was er in seiner Jugend dort an dem Verkehre zwischen den drei Grenzländern, am Treiben der schlichten Dörfler und in ihren Spinnstuben beobachtet hatte; er erzählte die Besiedlung der Gemarkung durch Deutsche, zuerst wohl mehr Ostfranken, selbst Pfälzer, erst später auch Bayern; und als dann diese verschiedenen Schichten in ihrer ureigenen Sprechweise am Geiste der Hörer vorüberzogen, war diesen nur eins leid: daß die lebendige Schilderung ausklingen mußte in die Klage, daß so viel schlicht wahrhaftige Sprech- und Lebensweise fast auch schon hat verstummen und entweichen müssen vor den — Segnungen einer hastigeren Zeit gewinnsüchtigerer Gewerbstätigkeit. — Eine neue Erklärung der Redensart »im Stich lassen«, die im Anschluß daran vorgetragen wurde, soll nächstens an anderer Stelle der Zeitschrift mitgeteilt werden.

Briefkasten.

Herren H. R...., Tübingen und R. S...., Niederlößnitz. Bei dem Satze Nr. 226 zur Schärfung des Sprachgefühls (S. 48) nehmen Sie daran Anstoß, daß junge Eichen als Bindweiden verwendet werden; das sei eine botanische Unmöglichkeit, ein Gegenstück zu den berühmten Wachszündhölzern; eine Eiche könne doch nie zu einer Weide werden. In der betreffenden Verordnung handelt es sich um das Zusammenbinden von Reisig (Reisholz) zu Gebunden (Wellen, Büscheln) durch Ruten oder gedrehte Bänder. Hierzu verwendet man nach einer gefälligen Mitteilung des Herrn Oberförsters Lösch in Stromberg gewöhnlich sogenannte Weichhölzer wie Hasel, Weide, Birke, Hartriegel u. a., aber nicht edle Holzarten wie Eiche, Buche, Esche, Ahorn usw. Am Rhein sagt man dafür Bindweide. In anderen Gegenden, namentlich in Oberdeutschland, nennt man ein solches aus jungen Schößlingen oder Zweigen gedrehtes Band eine Wiede oder Widde, und das ist wohl der eigentliche Ausdruck für diesen Begriff, altdeutsch diu wide oder wit = Flechtreis, Strang aus gedrehten Reisern (unterschieden von diu wîde Weide und der wite, wit Holz). Die Weide wurde auch als Strick bei dem Hängen von Übeltätern gebraucht; daher die alte Redensart: gebieten bi der wide, bei der Strafe des Hängens. In der Wetterau sagt man noch jetzt »er muß an die Wid«, »er kommt an die Wid« = er wird zur Strafe, zur Rechenschaft gezogen (Weigand). Aus der Festigkeit eines solchen gedrehten Stranges erklärt sich die Redensart niet-, wied- und nagelfest oder erd-, wied- und nagelfest. Auch die zum Binden der Garben verwandten Strohseile werden zuweilen Wieden genannt, z. B. im Hessischen. Unter einer Wiede versteht man auch zuweilen das mit einer Wiede Zusammengebundene: ein Widlein Rueben, ein Widlein Frische, ein Widlein Vögel (Schmeller, Bayr. Wörterbuch). Daher die schweizerische Redensart: alle in eine Wid nehmen = alle über einen Kamm scheren (Jerem. Gotthelf). — Im Deutschen Wörterbuch ist unter Bindweide verwiesen auf Bandweide, und dieses Wort wird erklärt als Salix viminalis, Weide, die zu Reifen und Flechtwerk dient. — Unter Schlagunternehmer versteht man am Rhein einen Holzhauermeister, der die Aufarbeitung des Holzes in einem Waldbezirk besorgt und für die in seinem Dienste stehenden Arbeiter die Verantwortung übernimmt.

H. D.

Herrn K...., Bitburg. Sie fragen nach der Erklärung der Redensart: Das ist (gleichsam) Butter an den Galgen geschmiert. Es ist eine Redewendung, die jetzt nur noch selten vorzukommen scheint. Im Deutschen Wörterbuch ist sie in der Fassung angeführt, die Simrock in seinen Deutschen Sprichwörtern bietet: »Das ist Butter an den Galgen«. Eine andere Wendung findet sich in Wanders Sprichwörterlexikon 522: »Man hängt keine Tonne Butter an den Galgen«. Grimm verweist auf die niederländische Redensart: het is boter an de galg gesmeerd und erklärt diese als »vergebliche Arbeit«. Richtiger wäre wohl: unnötige Arbeit. Denn offenbar ist die Redensart so zu erklären: Der Galgen erfüllt seine Aufgabe, die Übeltäter vom Leben zum Tode zu bringen, ohne daß man nötig hat, ihn erst einzuschmieren, wie Räder oder Maschinenteile. Wenn diese gut

laufen sollen, so müssen sie mit Öl oder Fett sorgfältig behandelt werden. Dann »geht es wie geschmiert«; sagt doch ein altes Sprichwort: »wer gut schmert, der gut fährt«. Wenn man die Kosten nicht zu scheuen braucht, kann man auch das edelste Fett dazu verwenden, die Butter. Denn »wer viel Butter hat, kann fett schmieren«, dann geht es natürlich erst recht »wie mit Butter geschmiert«. Der Galgen dagegen braucht nicht erst geschmiert zu werden. Er verrichtet sein Amt ohne irgendwelche Nachhilfe sicher und unfehlbar. Die für den Galgen Bestimmten entrinnen nicht ihrem Schicksal. Denn »für den Galgen hilft weder Panzer noch Koller«, und »wer für den Galgen bestimmt ist, der ertrinkt nicht« — so lauten zwei alte, viel gebrauchte Sprichwörter. Wer also Butter an den Galgen schmieren oder gar in toller Übertreibung gleich eine Tonne Butter an den Galgen verschwenden wollte, der täte etwas recht Unnötiges und Verkehrtes. H. D.

Herrn L. . . ., Halle a. d. S. Nach unserem Dafürhalten besteht zwischen »dem, der **sich** ein Tier **hält**,« und »dem, der ein Tier **hält**,« ein Unterschied insofern, als das erste nur von dem Besitzer, das zweite auch von dem Pfleger des Tieres gesagt wird. Man sagt von dem Besitzer: »er hält Wagen und Pferde« und (deutlicher): »er hält sich Wagen und Pferde«; aber ein Hirt z. B. »hält (nicht: sich) die Rosse«. Dieser letztere Sprachgebrauch ist aber nicht allgemein; er beschränkt sich vorzugsweise auf das bayerische Gebiet, wo »halten« geradezu = »hüten«, »Halter« = »Hüter, Hirt« ist. Wenn nun der § 833 des Bürgerlichen Gesetzbuches von »demjenigen« spricht, »welcher das Tier hält«, so ist hier wohl nicht der Eigentümer, sondern der verantwortliche Hüter, Pfleger oder dergl. des Tieres zu verstehen; unzweideutig aber ist die Ausdrucksweise unseres Erachtens nicht. Eine juristische Erörterung dieses Falles wäre erwünscht.

Herrn O. W. . . ., Plauen. Mit Recht belustigen Sie sich über den Satz eines Kaufmannes: »**einliegend haben wir das Vergnügen**, Ihnen unsere Faktura . . . zu überhändigen«; richtig und in mehrfacher Beziehung besser heißt es: »hiermit übersenden wir Ihnen unsere Rechnung . . .« oder ähnlich. — »**Ersuchen**« ist nach heutigem vorherrschendem Sprachgebrauche ein milderer Ausdruck für »fordern«, also als höfliche Form nur da angebracht, wo man das Recht hätte zu befehlen, z. B. einem Untergebenen gegenüber (vgl 1903 Sp. 197 f.). Im Verkehre Gleichstehender ist es nicht am Platze, hier muß »bitten« dafür eintreten. — »Ich bitte um Zusendung Ihres Kataloges« (besser: Verzeichnisses), »ich bitte Sie mir Ihren Katalog zu senden«, »bitte, senden Sie mir Ihren Katalog« sind alles richtige Ausdrucksformen. — Zwischen »**hierdurch**« und »**hiermit**« ist kein Unterschied in Fällen wie: »hierdurch (hiermit) benachrichtige ich Sie«. »Hiermit teile ich Ihnen mit« wird man aber aus Wohllautsgründen vermeiden. — Außer Engeliens Grammatik empfehlen wir Ihnen: Heintze, Gut Deutsch; Heintze, Deutscher Sprachhort (umfänglicher); Engels Geschäftsdeutsch (s. Sp. 342 d. vor. J.).

Herrn K. . . ., Charlottenburg. Die Endung **-in** zur Bildung weiblicher Personennamen (»Millerin« usw.) ist unseres Wissens schriftsprachlich bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts üblich gewesen. Wann sie im einzelnen in den verschiedenen Landschaften und Literaturgattungen (Urkunden usw.) abgekommen ist, bedürfte einer eingehenderen Untersuchung. In Mundart und Umgangssprache aber besteht jene Endung noch heute, im Süden in der vollen Form -in, z. B. »die Heidepeterin« (Rosegger), »die Moserin« (Anzengruber), im Norden abgeschwächt zu -en, -n: »die Schulzen, die Meiern« usw.

Herren J. L. . . ., Charlottenburg, und W. Sch. . . ., Essen (Ruhr). Zu »**vorankommen**« usw. (Sp. 60) teilen Sie gütigst mit, daß in Westdeutschland (Nassau, Köln) das Wort »voran« in der Bedeutung »vorwärts« den Ton auf dem »vor« hat, so daß deutlich geschieden werden: »vórangehen« = vorwärtsgehen, und »vorángehen« = an der Spitze gehen. Das ist gewiß innerhalb der landschaftlichen Sprechweise eine zweckmäßige Unterscheidung, zugleich ein lehrreiches Beispiel für den Trieb der Sprache, begriffliche Unterschiede mit Formverschiedenheiten zu verknüpfen. Aber jenes »vóran« gehört, wie Sie auch selbst bemerken, nur der Mundart oder der durch sie beeinflußten Umgangssprache an.

Herrn W. E. . . ., Hannover. Daß man in Hamburg und anderswo »**hannöversch**« sagt, in Hannover selbst aber »**hannoversch**«, beruht auf der Fähigkeit der Endsilbe -isch, Umlaut hervorzurufen, ohne daß er überall da, wo er möglich wäre, auch tatsächlich einträte. Der Sprachgebrauch hat sich bald so, bald so entschieden. Es heißt »anhaltisch, badisch, mecklenburgisch«; aber »rheinländisch, sächsisch, westfälisch« usw. In manchen Fällen besteht noch ein Schwanken, so »elsassisch« neben dem häufigeren »elsässisch«. Und wie hier, so wird man auch bei »hannoversch, hannöversch« einstweilen beide Formen als richtig anerkennen müssen. — »**Sonnabend**« ist norddeutsch, »**Samstag**« west- und süddeutsch. Beides ist gleich richtig.

Herrn O. K. . . ., Köln. Daß das geschriebene **lange lateinische** ſ, das die Form eines deutschen h hat, irrtümlich für ein wirkliches h gehalten wird, ist eine Erfahrung, die wohl überall vereinzelt gemacht werden kann. In Köln scheint aber diese Verwechslung geradezu volksüblich zu sein. Denn nach Ihren freundlichen Mitteilungen kann man dort an Geschäftsschildern usw. lesen: grohs, weihs, Strahse, Rohsschlächterei, ferner Eigennamen wie Nohs, Thönnehsen u. a., also überall hs statt ſs. Kann man sich aber darüber wundern angesichts der verworrenen und verwirrenden Zustände unserer Schrift, besonders der s-Formen?

Herren E. L. . . ., Leitmeritz, W. L. . . ., Erlangen, B. N. . . ., Rostock, P. . . ., Potsdam, und W. N. . . ., Dortmund. Besten Dank für Ihre gütigen Beiträge zu den Bemerkungen über »**Toonbank**« (Sp. 120 und 195 d. vor. Jg.). Danach ist das Wort auch in Ostpreußen und Mecklenburg durchaus üblich, sowie in der Form »Dombank« in Kassel. In Mecklenburg beschränkt sich der Begriff des Wortes auf den Schenktisch des Wirtshauses, und so wird es auch von Frenssen verwandt (Jörn Uhl S. 110). Westfälisch ist die »Töne«, das in Dortmund in hochdeutscher Rede jetzt durch »Theke« verdrängt worden ist. In der Gegend von Osnabrück ist der »Tresen« allgemein gebräuchlich.

Herrn K. W. . . ., Talsen (Kurland). Sie nehmen Anstand an der Fügung: »die vorher auf den Montblanc **gestiegenen** Engländer« (Sp. 45), weil das zweite Mittelwort zielloser Zeitwörter, die mit »sein« zusammengesetzt werden, nur dann gut sei, wenn es einen Zustand, nicht aber, wenn es eine Tätigkeit ausdrücke. Diese Scheidung ist gewiß im allgemeinen richtig, aber im einzelnen von persönlicher Auffassung abhängig. Der verehrte Verfasser jenes Satzes hat gewiß — und unseres Erachtens mit Recht — nicht die Handlung des Aufstieges, sondern dessen Ergebnis, das Obensein, den Aufenthalt auf der Höhe, für das Wesentlichere gehalten; denn es handelt sich an jener Stelle um die Eintragung im Gipfelbuche.

Herrn P. B. . . ., Magdeburg. Da man richtig sagt: »Herr Geheimer Regierungsrat X.«, so muß es auch heißen: »**Herrn Geheimem Regierungsrat X.**«. An dem von der Sprachlehre geforderten »-mem« braucht man umsoweniger Anstoß zu nehmen, als die gewöhnliche, ungezwungene Aussprache auch die Form »geheimen« mit Schluß-m spricht (»geheimm«, worin das zweite m silbebildend). Vgl. auch Sp. 365 des vor. Jahrg. Mit vorangehendem Artikel muß es aber heißen: »dem Herrn Geheimen Regierungsrat«, wie »der Herr Geheime Regierungsrat«.

Herrn J. L. . . ., Flerzheim. Es muß heißen: »Kinder **über 10 Jahre (Jahr)**«, nicht »Jahren«. Denn man verbindet »über« mit dem vierten Falle, wenn es bei Maß-, Zahl- und Zeitbestimmungen das Überschreiten einer bestimmten Grenze bezeichnet: »über einen Fuß lang, über einen Taler, über ein Jahr alt«, also auch »über 10 Jahr(e) alte Kinder« oder kürzer: »Kinder über 10 Jahr(e)«. Bei »unter« steht dagegen im entsprechenden Sinne der dritte Fall: »Kinder unter 10 Jahren«. Das scheint eine unbegründete Folgewidrigkeit zu sein, beruht aber ursprünglich auf einem feinen Gefühle der Sprechenden, denen das Bild einer von null an bis zu einer gewissen Grenze und darüber hinaus aufsteigenden Stufenfolge vorschwebte. Das größere Maß wurde als ein Überschreiten der Grenze, eine Bewegung über das Maß hinaus aufgefaßt, das geringere Maß aber als ein Zurückbleiben, ein Verharren unter der Grenzlinie. Vgl. auch: »es gelang ihm über alles Erwarten, der Erfolg blieb unter der Erwartung« u. ä. Wenn man nicht selten lesen kann: »Kinder über 10 Jahren«, so hat hier die Fügung von »unter« in unberechtigter Weise übergegriffen.

Herrn E. L. . . ., Gleiwitz. Jedes »**Verbot**« läßt sich auch als ein »**Gebot**« auffassen. Wenn man verbietet, so gebietet

man damit, das Verbotene **nicht** zu tun. In dem von Ihnen angeführten Falle wird sogar ausdrücklich beides nebeneinander ausgesprochen; um so mehr ist es hier statthaft, beide Ausdrücke zu verwenden, also: »weil die Kessel entgegen dem Verbot (oder: Gebot) unseres Monteurs nicht gehoben, sondern geworfen wurden«. Der Monteur hatte geboten, die Kessel zu **heben**, und verboten, sie zu **werfen**, und man hat seinem Verbote (oder: Gebote) zuwidergehandelt. »Verbot« ist also in jenem Satze durchaus richtig.
K. S.

Herrn R...., **Berlin**. Im »Schöneberger Tageblatt« vom 20. Februar 1904 empfiehlt Singers Buchhandlung, Berlin W., Potsdamerstraße 79a, ihre Leihbibliothek in dieser Weise: »Jeden Tag erhalten Sie **eventl. Falles** ein neues Werk, das heißt täglich darf getauscht werden und Sie haben nur ℳ. 1,50 für den ganzen Monat zu zahlen.« — Wie gemütlich ist dieses persönliche Anreden der Kunden; wie gelehrt-vornehm das prächtige »eventl. Falles«, und wie gemütlich wieder das Herabsteigen von dieser Höhe zum Verständnis der kleinen Leute durch »das heißt«. Und nun wird die Meinung des Verfassers der Zeilen wirklich gemeinverständlich deutsch ausgedrückt. »Eventl. Falles« meint wohl »eventuellen Falles« (ich wenigstens weiß die Abkürzung anders nicht aufzulösen) d. i. desfallsigen Falles. Also ins Herbarium der Fremdwortscherze zur Klasse »zu à ℳ. 1« gehörig!
P.

Herrn H. K...., **Ronneburg**. **Gefangen**[en] -aufseher, -hüter, -meister, -wärter, -arbeit, -buch, -haus, -kost, -liste, -transport, -turm, -zimmer, -zug usw. gehören zu den uneigentlichen Zusammensetzungen, deren Wesen durch Gegenüberstellung von Gefangen-schaft, -nahme, -haltung, -setzung u. a. deutlich wird: hier **ein** Begriff, dort bei der uneigentlichen, lockeren **zwei** Begriffe, nicht zu einem verschmolzen, nur äußerlich zusammengerückt. Ein Aufseher usw. der Gefangenen ist gemeint, und nichts anderes als diesen Wesfall der Mehrzahl bedeutet auch ursprünglich die Form Gefangen-, in der sich eine im Mittelhochdeutschen gültige Verkürzung die gevangen, der gevangen, den gevangen volkstümlich erhalten hat bis auf diesen Tag. Wenngleich nun die verschluckte Endung in der Fallbiegung schon längst wieder (seit Luthers Bibel) an ihre Stelle getreten ist, so liegt doch kein Grund vor, sie hinterher auch in der (uneigentlichen) Zusammensetzung wiederherzustellen. Hier ruft sie mehr oder weniger den Schein der Kleinmeisterei und Schulmeisterei hervor, der die Richtigkeit über alles geht; man spreche und höre nur Gefangen**en**wärter, Gefangen**en**meister, Gefangen**en**kost! Gleichwohl sind diese Bildungen in langsamem Vordringen begriffen, begünstigt durch die zahllosen Beispiele ähnlicher Zusammensetzungen, bei denen die Genitivform deutlich erkennbar ist, und für schlechtweg falsch dürfen sie nicht erklärt werden. Aber noch wird die volkstümliche Form **Gefangen-** allgemein auch in der Schriftsprache bevorzugt, wie sie denn in Dudens, Erbes, Sarrazins bekannten Wörterbüchern der neuen Rechtschreibung allein aufgeführt sind, und auf jeden Fall bleibt es nach dem eben Gesagten verkehrt, mit dem angehängten »en« den Begriff der Mehrheit einführen zu wollen.

Herren H. M.... u. H...., **Baden-Baden**, O. B...., **Karlsruhe**. Schreibt Arthur Achleitner sonst und überhaupt so **mangelhaftes Deutsch**, wie in dem Roman »Hotel Alpenrose«, der eben (seit dem April) in der Badischen Landeszeitung erscheint? Oder dient in diesem Falle die Fremdwörterei einem Zwecke, nämlich den Leser mit der Luft zu umgeben, in der sich der »agile Hotelier«, dieser Joseph Tschurtschberger, bewegt und beispielsweise den Satz nicht schreibt, sondern sogar spricht: »Das geht nun nicht anders, und **hängt** zur Hochsaison jeder Hotelier an der Kette«?

Herrn J. E. W...., **Bonn**. Maison de Modes! Wenige deutsche Frauen werden sich bei einem Huteinkaufe der Verlockung eines solchen Schildes entziehen. Das wissen Frau Bertha Legrand-Leclerc und ihre Schwester und wahrscheinlich Teilhaberin Frau Urbach-Leclerc in Köln ganz richtig: je mehr französisch, je besser.

Musterleistung. Ein junger Mann in Charlottenburg wünscht Einzelunterricht, um sich im Deutschen fortzubilden, er veröffentlicht eine entsprechende Anzeige und erhält darauf folgendes Angebot: »Instruiere deutsch, solistisch wie erwünscht. Origineller, individueller Unterricht. Honorar pränumerando, wie in Berlin usus. N. N., Dr. phil., wissenschaftlicher Lehrer«. Daß dieser Herr Doktor ganz individuellen und besonders originellen Unterricht im Deutschen erteilen mag, glaubt man gern; denn er wird wohl selbst ein ganz originelles und individuelles **Haus** sein. Aber pränumerando? Da würde ich doch etwas Vorsicht empfehlen.

Herrn K. L...., **Godesberg**. **Lahmes Deutsch** nennen Sie die edle Sprache, in der Karl Lahm »Paris wie es tanzt. Lose Bilder mit rotem Faden« (!) für die Zeitschrift Welt und Haus (1903 Heft 14 S. 459 ff.) schreibt. »O, es soll hier beileibe nichts chronologisiert oder katalogisiert werden. Das ... logisieren überlassen wir fein den Koryphäen vom Metier, die über dem großen Kapitel ‚Pariser Tanzkunst' anderswo ihre literarischen Beine theoretisch für Fachkreise brechen mögen«. — »Der Fiedelbogen der Tanzmusik des Lebens kratzt eine grelle Dissonanz.« Zwischen einem solchen letzten und ersten Satze hat man ein Recht, Gleichwertiges zu erwarten, und man täuscht sich nicht. Da finden sich »Chapeaus«, die »zu Omelettenform zusammengeclaquet werden«, ein »republikanischer Abklatsch von jugendlichen Ceremonienmeistern«, ankommende Ballgäste »werden in den Vorsalons eingefädelt«, und noch gar manche duftige Stilblüten erfreuen den unverdrossenen Leser. So könnte man die ganze Stümperei mit ungetrübter Heiterkeit lesen, wenn einem nicht der Spaß verginge bei der breiten Schilderung des unanständigen Tanzens der »hyperfairen Pariserin«, die »Welt u. Haus« ihren Leserinnen gegenüber verantworten mag. »Der Grazie haftet ein Hauch von Voluptuösem« an, sagt Herr Lahm in seinem gewählten Deutsch.

Geschäftlicher Teil.

Herr Gymnasialoberlehrer a. D. Dr. Saalfeld hat auf einer mit Vorträgen verbundenen Werbereise **neue Zweigvereine** ins Leben gerufen in **Hagen** i. Westfalen (mit vorläufig 39 Mitgliedern), **Konitz** i. Westpr. (49), **Lingen** i. Hann. (16), **Lyck** i. Ostpr. (26), **Rastenburg** i. Ostpr. (14), **Pr. Stargard** (19), **Speyer** (25), **Velbert** i. Rheinl. (34).

Der Zweigverein **Elmshorn** ist erloschen.

O. Sarrazin, Vorsitzender.

Ausschuß für Sprachecken.

Die fünfte Nummer der »**Mitteilungen für Sprachecken**« erscheint im Mai und wird jedem, der für die Einrichtung von Sprachecken in Zeitungen wirken will, unentgeltlich und postfrei gesandt. Von den früheren Nummern sind 2 und 3 vergriffen. Abzüge von Nr. 1 und 4 stehen zur Verfügung. Zuschriften sind zu richten an den Schriftführer Oberlehrer **Friedrich Wappenhans** in Plön (Holstein).

Die Schriftleitung und das Werbeamt bitten sehr, alle Zuschriften, die die Zustellung der Zeitschrift oder der Beihefte betreffen, unmittelbar an die Geschäftsstelle des A. D. Sprachvereins, Berlin W 30, Motzstr. 78, zu richten.

Briefe und Sendungen für die Vereinsleitung sind zu richten an den Vorsitzenden, Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und Beitrittserklärungen (jährlicher Beitrag 3 Mark wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Sendungen für die Zeitschrift an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 52, Paulstraße 10,
für die Wissenschaftlichen Beihefte an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das Werbeamt an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 6

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Juni 1904

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 8 ℳ. jährlich bezogen werden.

Die Notwendigkeit des Sprachvereins für eine gesunde Entwicklung deutscher Sprache und deutschen Volkstums.

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat es heute nicht mehr nötig, seine Daseinsberechtigung noch besonders nachzuweisen, wenn auch einzelne Gegner, meist ohne ihn recht zu kennen, weil er ihnen ihre eigenen Kreise stört und hie und da unbequem wird, sich noch immer nicht zufrieden geben können und ungerechte Angriffe gegen ihn richten. Volle Klarheit darüber, daß unser Verein für Leben und Gedeihen unserer Sprache und unseres Volkstums notwendig ist, herrscht aber doch noch bei wenigen. Man versteht wohl, wie er als gesunde Frucht an dem Baume unserer nationalen Entwicklung ganz natürlich erwuchs, wie der Aufschwung unseres nationalen Geistes ganz von selbst zu dem Bestreben führen mußte, auch unsere Sprache von den fremden Ketten frei zu machen und sozusagen in den Sattel zu heben; sind doch Sprache und Volkstum aufs engste miteinander verbunden. Mit Recht weist man auch vielfach auf die wirtschaftliche Bedeutung der Muttersprache hin, mit Bezug auf Millionen von ihr abgefallener Volksgenossen, deren Nachkommen uns nun auf dem Weltmarkt am heftigsten bekämpfen. Ein anderer oftmals hervorgehobener Gesichtspunkt ist der künstlerische. Alles Sprechen und Schreiben, sagt Rudolf Hildebrand irgendwo, ist, soweit es sich in eigenen Bahnen bewegt, ein Gestalten aus dem Geiste heraus, und wie innig alle Sprachtätigkeit mit der Kunsttätigkeit verwandt ist, zeigt schon der Umstand, daß man das Wort Stil, ein Lehnwort aus dem Lateinischen (der metallene Schreibstift, mit dem die Römer wie schon die Griechen in ihre Wachstäfelchen die Buchstaben einritzten), von den Sprachübungen auf die Baukunst und andere Künste übertragen hat. Und unsere Sprache ist nebst Haltung und Kleidung das nächste, woran jeder Kunstgefühl und Kunstsinn üben kann, und zugleich wegen ihrer innigen Beziehung zu dem Geistes- und Gemütsleben, wie sie kein anderer Stoff hat, der wichtigste und fruchtbarste Kunststoff, den es geben kann. Das bekannte Wort »le stile c'est l'homme« sagt ja auch deutlich: Nicht der Kopf allein, nein, der ganze Mensch offenbart sich in der Sprache, und namentlich hat jene schöpferisch bildende Kraft, die wir Phantasie nennen, an allen freieren Gestaltungen menschlicher Rede einen weit hervorragenderen Anteil als der nüchterne Verstand.[1]) Man kann demnach auch von der Sprache ebenso wie von der Kunst fordern, daß ihre Gebilde sinnvolle Ganze darstellen, und daß auch hierauf das unablässige Bemühen unseres Vereins gerichtet ist, kann nur leugnen, wer seine Bestrebungen nicht kennt. Mit echtem Schönheitssinn hängt nun aber, wie auch Ferd. Avenarius im Kunstwart unermüdlich predigt, Klarheit und Wahrhaftigkeit des Denkens aufs innigste zusammen, und wie namentlich der Fremdwörtermißbrauch die Verschwommenheit der Begriffe befördert, ist schon wer weiß wie oft in unserer Zeitschrift beleuchtet worden, so noch kürzlich wieder in recht anschaulicher Weise von Karl Gomolinsky. Das leitet uns nun schon zu dem ersten der beiden Punkte hinüber, die ich hier ganz besonders hervorzuheben wünschte, um die Notwendigkeit unsers Vereins ins Licht zu stellen, weil gerade sie im allgemeinen noch nicht hinreichend gewürdigt werden.

Wenn auch, wie aus dem Gesagten zu erkennen, die Sprache mehr als ein bloßes Verständigungsmittel bedeutet, so ist immerhin heutzutage ihr Hauptzweck doch der der Mitteilung und der Verständigung der Volksgenossen untereinander (vgl. Behaghel, Die deutsche Sprache, 2. Aufl. S. 80). Deshalb war ja eben die Schöpfung einer neuhochdeutschen Schriftsprache, der vor allem Luther zum Durchbruch verhalf, die bedeutsamste Tat für unser nationales Leben und unsere nationale Entwicklung, die unerläßliche Vorbedingung für unsere Einigung auf staatlichem Gebiet. Nun läuft aber diese unsere gemeinsame Sprache ohne eine sorgsame Überwachung fortwährend Gefahr, ihre einigende Kraft für die Volksgenossen allmählich zu verlieren. Es besteht ja bei uns leider seit den Tagen der Humanisten, die, anstatt den heimischen, noch unentwickelten Geist mit dem fremden, höher entwickelten zu befruchten, sich vornehm von dem eigenen Volkstum abwandten, eine von den Besten unseres Volkes tief beklagte, aber noch immer unausgefüllte Kluft zwischen gelehrter und volksmäßiger Bildung, die auch in der Sprache zum Ausdruck kommt. Dazu treiben nun die Verhältnisse der Gegenwart immer neue Keile in unser

1) Vgl. hierüber auch den Aufsatz von Ferd. Avenarius »Gutes Deutsch« im Kunstwart, 2. Juliheft 1902, über den Wilhelm Schmidt in unserer Zeitschrift, Oktoberheft 1902, berichtet hat. Schon deshalb kann uns ein Sprachmischmasch von Weltsprachen wie das Volapük nie und nimmermehr die Muttersprache — dies Wort allein ist hierfür schon ein sprechender Beweis — ersetzen.

volkstümliches Sprachgebäude hinein, die seine Widerstandskraft bedrohen. Zunächst wird ja weit mehr geschrieben und gedruckt denn je zuvor, und hieraus zieht jener papierene Stil, auch Tintendeutsch genannt, seine Nahrung, der, in den Kanzleien und Gelehrtenstuben ausgebildet, der natürlichen Rede des Volkes fremd ist,[1]) wenn dem auch zum Glück der heute mehr als früher geübte Gebrauch der öffentlichen freien Rede entgegenwirkt. Dazu kommt nun aber, alle früheren Zeiten hinter sich lassend, der gegenwärtige, an sich so erfreuliche Aufschwung auf allen Gebieten der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Denn die fast ins Unendliche verzweigte Arbeitsteilung und die daraus wieder folgende Verschiedenartigkeit der einzelnen, oft weit auseinandergehenden Richtungen menschlichen Denkens muß notwendig auch allerlei Besonderheiten des Sprachgebrauchs ausbilden.[2]) Was insbesondere die Wissenschaft anbelangt, so verfolgt sie Ziele, die über die engeren Grenzen eines bestimmten Volkstums hinausgehen, und dieser weltbürgerliche Zug prägt sich dann auch oft in ihrer Sprache aus. Darin liegt aber zugleich eine große Gefahr. Die Wissenschaft darf sich schon um ihrer selbst willen, wozu sie doch von Natur hinneigt, nicht allzusehr in sich abschließen; sie muß vor allem auch die rechte Fühlung mit der Volksseele behalten. Der Mann der Wissenschaft sollte als ein lebendiges Glied seines Volkes auch so von ihr zu reden verstehen, daß möglichst viele seiner Volksgenossen ihn verstehen können. Wie sehr aber erschwert heute noch immer der überflüssige Gebrauch gelehrter Ausdrücke auch in solchen Schriften, die sich an weitere Kreise wenden, das Verständnis! Dasselbe gilt von den öffentlichen Vorträgen der gleichen Art.[3]) Wie ich selbst wiederholt beobachtet habe, scheitert hier bei dem ungelehrten Laien das Bemühen dem Vortrage zu folgen nicht selten auch an Ausdrücken, bei denen der Redner selbst gar nicht ahnt, daß er nicht verstanden worden sei; ihm sind eben alle diese Ausdrücke eine vertraute Welt, während der außerhalb Stehende sich oft nichts Rechtes dabei zu denken vermag. Wie viele unverstandene Wortware aus den verschiedensten Kreisen menschlichen Wissens namentlich durch die Tagesblätter noch bei uns herumgeschleppt wird, zeigen gewisse statistische Erhebungen, wie sie seinerzeit in dieser Zeitschrift von Dunger aus einigen Fortbildungsschulen mitgeteilt wurden; daß aber Leute aus dem Volk viele der von Gebildeten tagtäglich gebrauchten Fremdwörter gar nicht oder kaum verstehen, kann uns um so weniger wundernehmen, wenn selbst Hochgebildete sie zuweilen verwechseln, was u. a. Rud. Hildebrand hinsichtlich der beiden Wortpaare Pendant-Penchant und drastisch-plastisch persönlich erlebte (Vom deutschen Sprachunterricht S. 139 f.). Daß dieser sprachliche Zustand und die damit verbundene Verwirrung in den Köpfen so vieler unserer Volksgenossen die Schwierigkeiten der jetzt oft drohend auftauchenden sozialen Frage verstärken muß, ist schon oft bemerkt worden. Allen den trennenden, auseinandertreibenden sprachlichen Einflüssen[4]) gegenüber muß es eine Vereinigung unserer Volksgenossen geben, die immer von neuem auf das Gemeinsame, Gesetzmäßige, Gemeinverständliche in unserer Sprache hinweist und sich nach Kräften bemüht, ihm allen widerstrebenden Gewalten zum Trotz Geltung zu verschaffen; diese Aufgabe erfüllt aber eben unser Sprachverein.

Freilich herrscht nun vielfach noch die irrige Ansicht und wird als höhere Weisheit unserer Vereinsarbeit entgegengehalten, man könne zu der Sprache das Vertrauen hegen, daß sie von selber die ihr fremden Bestandteile ausscheiden, das übrige aber als bereichernden Gewinn festhalten werde. Diese Auffassung hängt mit dem Grundirrtum der älteren Sprachwissenschaft zusammen, welche die Sprache ohne Rücksicht auf den sprechenden Menschen lediglich auf dem Papier betrachtete, und verkennt völlig ihr Wesen, über das erst die neueste Sprachwissenschaft das rechte Licht verbreitet hat.[5] Hiermit aber kommen wir auf den zweiten der von mir zu erörternden Punkte, daß die eigentümliche Natur der Sprache selber einen Kampf möglichst vieler Sprachgenossen gegen sprachliche Mißstände notwendig macht, wie ihn unser Verein in die Hand genommen hat. Alle sprachlichen Veränderungen vollziehen sich nämlich zunächst in der Seele und an den Sprachwerkzeugen der sprechenden Menschen, ehe sie als bleibender Besitz in die Sprache übergehen können. Wenn nun in der großen Masse der Sprechenden und Schreibenden ein ungesunder, verbildeter Geschmack die Herrschaft gewinnt, so geht damit allerlei Häßliches und Verkehrtes in den Besitzstand der Sprache über, und diese stößt es nicht eher wieder aus, als bis die Sprechenden und Schreibenden selbst seiner überdrüssig es von sich weisen und aus ihrem Gebrauche verbannen. Wenn man aber, da dies nun einmal unbestreitbar feststeht, weiter meint, es bedürfe dazu doch keines besonderen Vereins, und wenige dazu besonders berufene Männer, führende Schriftsteller oder Sprachgelehrte, wären besser geeignet, dieses Amt der Abwehr zu übernehmen und der Sprache die rechten Wege zu weisen, so verkennt man auch hier wieder völlig das Wesen der Sprache. Diese hat, wie zuerst Wilhelm von Humboldt klar erkannte, ihr eigentliches Leben nur in der Gemeinschaft aller Sprachgenossen; wir atmen mit ihr sozusagen

1) Vgl. Schröder, Vom papierenen Stil; Rud. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, 3. Aufl. S. 34; Behaghel, Die deutsche Sprache, 2. Aufl. S. 107.

2) Vgl. Behaghel a. a. O. S. 74 ff.

3) Vgl. Sp. 188 (Stilverirrung).

4) Dazu könnte noch manches andere gerechnet werden, wie namentlich die alle Schranken sprachlicher Sitte rücksichtslos durchbrechende Eigenart manches modernen Schriftstellers und die durch unser gesamtes Verkehrswesen, das Zeitungs- und Depeschendeutsch nicht wenig beförderte schädliche Einwirkung fremder Sprachen. Nicht aber gehören hierher unsere zahlreichen Mundarten, die, auf dem natürlichen Boden unserer Sprache erwachsen, vielmehr, soweit sie überhaupt noch ein eigenes Leben führen, wie nichts anderes geeignet sind, die von diesem ihrem Mutterboden sich oft nur allzusehr loslösende Schriftsprache zu verjüngen und ihr frisches Blut zuzuführen. Ein gleiches gilt natürlich auch von denjenigen Standessprachen, die, wie die Bergmanns- oder Weidmannssprache, echt deutschen Geist atmen; aus ihnen zieht die Schriftsprache immer nur reichen Gewinn. Ja, auch mit der Studentensprache steht es im wesentlichen nicht anders; denn wenn ihr Sprachschatz auch allerlei fremde Bestandteile, namentlich aus dem Griechischen und Lateinischen, in sich aufnahm, so hat sie diese doch, abgesehen von den dazwischen überall ausgestreuten echt deutschen Geistesblüten, vielfach voll kecker Laune so mit deutschen Sprachformen durchsetzt — man denke an Bildungen wie Luftikus, burschikos u. a. —, daß sie dadurch gewissermaßen unschädlich geworden sind. Denn das Fremde verliert da seine Gefährlichkeit, wo man es mit heiterem Humor oder überlegenem Spotte behandelt. — Eine lebensvolle Mannigfaltigkeit, wie sie sich in der Pflege aller solcher Zweiggebiete offenbart, gehört aber überhaupt zu dem Wesen der Sprache; für sie wäre eine starre, sich als unfehlbar hinstellende Einheit nicht minder verderblich als eine die gegenseitigen Beziehungen mehr und mehr lockernde und zuletzt aufhebende Zersplitterung. Dem Sprachverein aber erwuchs damit neben jener oben behandelten Aufgabe der Abwehr alles Schlechten und Ungesunden seine andere, mindestens ebenso wichtige und dabei erfreulichere Aufgabe, der er sich mit einem von Jahr zu Jahr wachsenden Eifer zugewendet hat, die Volksgenossen mit der unerschöpflichen Fülle der verschiedenartigen Gestaltungen und Geistesoffenbarungen der Muttersprache bekannt zu machen, den vielfach erstorbenen Sinn dafür zu wecken und selbst auf dem hier gegebenen festen Untergrunde weiter bauend und Neues schaffend manche glückliche und gesunde Sprachschöpfung ins Leben zu rufen.

täglich die durch die Gesamtheit geschaffene geistige Lebensluft ein, und alle sind hier aufeinander angewiesen. Der einzelne, und wäre er der mächtigste Fürst, der kenntnisreichste Gelehrte oder der begabteste Schriftsteller, vermöchte nichts über die Sprache, wenn er sie etwa aus eigener Machtvollkommenheit im Widerspruch mit der großen Menge der Sprechenden gewaltsam in seinen Dienst zwingen wollte. Will man also eingerissene sprachliche Mißbräuche beseitigen, so kann man das gar nicht anders, als indem man möglichst weite Kreise des Volkes dafür zu gewinnen sucht und so der Aufnahme des Neuen einen sicheren Boden bereitet. Auf uns alle wirkt, was von sprachlichen Gebilden täglich an unser Ohr schlägt oder auch nur aus irgend welchen Schriftstücken durch Vermittlung des Auges an uns gelangt, in einem gewissen Grade ansteckend. Wir können das am besten gerade an dem Gebrauch der Fremdwörter beobachten. Von manchen, die schon zu sehr in den allgemeinen Gebrauch übergegangen sind, wie z. B. Hotel, Portemonnaie u. a., können wir uns kaum noch befreien. Und bringt uns der Zufall etwa auf einer Eisenbahnfahrt in eine Gesellschaft von Mitreisenden, die alle fortwährend Wörter wie Person, Waggon, Coupé, coupieren, Billet u. a. im Munde führen, so stimmen wir ganz von selbst darin ein und brauchen, abgesehen von den Rücksichten der Höflichkeit, unwillkürlich diese sonst vielleicht von uns gemiedenen Wörter; ja es kostet oft eine ordentliche Überwindung, dieser Versuchung zu widerstehen. Es geht uns dabei ähnlich wie Leuten, die unter einer begeisterten Menge unwillkürlich in deren Ruf einstimmen, obgleich sie mit dem, was da gerufen wird, im Grunde ihres Herzens nicht einverstanden sind. Von einem Falle dieser Art berichtet ein Sprachgelehrter, der, in den Fußstapfen W. v. Humboldts weiterschreitend, sich wohl das Hauptverdienst darum erworben hat, daß heute Ursprung und Wesen der Sprache für die Wissenschaft keine ungelösten Rätsel mehr sind, H. Steinthal. Ein junger Franzose erzählte ihm, er sei von Gesinnung Republikaner und hasse den Kaiser Napoleon III. Als er sich aber im Jahre 1852 unter einer großen Volksmenge befand, die voller Begeisterung Vive l'empereur schrie, da habe er auch mitgerufen, ganz gegen seinen Willen.

Ohne eine Bewegung, wie sie der Sprachverein ins Leben rief, die, so hoffen wir, immer weitere Wellen schlagend, schließlich auch die gleichgültigen oder widerwilligen Schichten des Volkes ergreifen wird, war an eine Besserung der vorhandenen Zustände nicht zu denken. Ohne eine solche würden wir vielmehr in dem Wust des Fremden und Unverstandenen geradezu verkommen, und wenn auf großen Gebieten unseres Lebens leider noch immer so manches unschöne und undeutsche Wort unsere Sprache verunziert, wie etwa das Table d'hôte und Diner à part oder à la carte der Gastwirte oder das en gros und en détail der Kaufleute, so wird es auch hiermit erst dann besser werden, wenn nicht bloß in einigen wenigen Vertretern dieser Kreise, sondern in ihrer großen Masse das Gefühl des Unmuts über Verkehrtheiten dieser Art eine solche Macht gewinnt, daß sie dergleichen nicht mehr dulden. Der einzelne ist hier, wie gesagt, leider machtlos; erschwerend wirkt dabei außerdem der Umstand, daß die Gewohnheit den Menschen allem Schlechten und Häßlichen gegenüber abstumpft, und daß bei den meisten das Gefühl dafür, wie geschmacklos und zugleich wie entwürdigend für uns als Deutsche dergleichen ist, leicht völlig verloren geht. Um so mehr aber tut ein Verein wie der unsere not, der immer aufs neue das Gewissen der Allgemeinheit wachruft. Und wir brauchen in diesem freilich oft mühsamen Kampfe nicht zu verzweifeln; denn zum Glück bricht sich in der Sprache nicht nur das Schlechte, sondern, wenn auch häufig langsamer als jenes, doch auch das Gute Bahn; denken wir beispielsweise an die mühsame und doch allmählich ihre Früchte zeitigende Tätigkeit in der Schule. Wenn wir in unserem redlichen Bemühen auch fernerhin nicht ermüden, können wir hoffen, daß unsere Arbeit, die ja auch bisher schon so manchen schönen Erfolg errungen hat, deutscher Sprache und deutschem Volkstum immer größeren Segen bringen werde.

Essen (Ruhr). Theodor Imme.

Offener Brief an Herrn Ludwig Fulda.

Sehr geehrter Herr!

Es wird Sie vielleicht befremden, von einem Unbekannten plötzlich auf zwei Seiten zugleich[1]) angegriffen zu werden. Da Ihnen aber hinreichende Mittel zur Verteidigung verfügbar sind und ich den Angriff nur aus ehrlicher Überzeugung der Notwendigkeit wage, so brauche ich mich wohl nicht zu entschuldigen.

Es gilt Ihrer Bemerkung über die Sprachreinigung in Ihrem Aufsatze »Die Kunst des Übersetzers« (Neue Freie Presse 14161, Wien, 28. Januar 1904).

»Und die zahlreichen Fremdwörter, mit denen jede Sprache sich behelfen muß, was bedeuten sie anders, als ebensoviele Zugeständnisse, daß ein treffender Ersatz mangelt? Würde der oft so leidenschaftlich auftretende Purismus mit ihrer Bekämpfung so geringen Erfolg haben, wenn er imstande wäre, jedesmal ein auch nur halbwegs entsprechendes heimisches Wort dafür zu liefern?«

Man darf ohne Zweifel annehmen, daß sich ein Dichter und Übersetzer, der keinen geringen Ruf im Vaterlande genießt, der Verantwortlichkeit für seine Ausführungen vollkommen bewußt ist, und daher setze ich ferner voraus, daß Sie Sich mit der Fremwörterfrage irgendwie beschäftigt haben, so daß Ihre vorstehende Äußerung wirklich als Ihre Ansicht über die Sache aufgefaßt werden darf. Sie halten also die zahlreichen Fremdwörter für ebensoviele Zugeständnisse, daß ein treffender Ersatz mangelt. Das hieße scharf genommen: alle Fremdwörter füllen eine Lücke aus. Aber ist es wirklich Ihre Ansicht, daß z. B. die in dem erwähnten Aufsatze von Ihnen gebrauchten Fremdwörter: Idee, Suprematie, Kostüm, Revision, Instanz, Niveau, Original, Interpret, Kollektion, Konsum, Ägide, Autor, Produktion, Ressort, Komposition, produktiv und reproduktiv, Inkongruenz, adäquat, im gleichen Moment, rekonstruieren, Proportion, Imponderabilien, Symptom, präpariert, offizielle Publikation, Äquivalent, Domäne ebensoviele Lücken in der deutschen Sprache andeuten? Gewiß nicht. Sie gebrauchen eben Fremdwörter wie die meisten anderen, nicht mehr und nicht minder, nicht mit mehr, auch nicht mit weniger Geschmack. Ferne sei es darum von mir, Sie wegen des Gebrauchs der Fremdwörter schulmeistern zu wollen, und erst recht werde ich mich hüten, einem Dichter Vorschläge zur Verdeutschung der genannten Fremdwörter zu machen, weil ich der Überzeugung bin, daß die Umsetzung in deutsche Wörter bei Ihnen in guten Händen wäre, wenn Sie die Sache nur nicht für unmöglich hielten. Ich behaupte natürlich nicht, daß alle, die unserer Sache gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, dies aus Geschmacklosigkeit oder Unwissenheit oder veraltetem Vorurteil tun, ich weiß auch sehr wohl, daß selbst sehr eifrigen Verfechtern unserer Sache oft genug Fremdwörter in die Feder fließen und über die Lippen schlüpfen, die man vermeiden könnte; ich will Sie mit diesen Zeilen auch nicht etwa für den Sprachverein werben, ich möchte Sie nur freundlichst, aber dringend bitten, Ihr Urteil über die Natur der Fremdwörter und die

1) Vgl. Litterarisches Echo vom 15. Mai Sp. 1154 ff.

luterung gefälligst gründlich nachzuprüfen. Dann werden n, daß die meisten Fremdwörter nicht einem tiefgefühlten is entsprechen, sondern der Ausfluß sind von Gedanken-, Mißverständnissen, Umständlichkeit, Unkenntnis der deutschen e und ihres Reichtums und nicht zum wenigsten »Renom- ie, zu deutsch »Dichtuerei«. Viele dieser Schmarotzer sind entbehrlich gewesen; andere haben eine Zeitlang ihr Recht Periode der Existenzberechtigung) gehabt, können aber keine rüche mehr machen, nachdem die rechtmäßigen (legitimen) n großjährig (majorenn) geworden sind und die Verwalter überflüssig; eine weitere Gruppe (Serie) kann nplaçanten) tatkräftiges (energisches) Einschreiten täglich mehr und mehr gemerzt (eliminiert) werden; nur eine nicht allein verhältnis- zig (relativ), sondern auch tatsächlich (absolut) geringe Anzahl ß vorläufig noch zum eisernen Bestand (Fonds) unserer Sprache pien.

Ein »leidenschaftlich auftretender Purismus« würde allerdings ur einen geringen Erfolg haben, wie die Geschichte der Sprach- einheitsbestrebungen an manchem Beispiel lehrt; aber nicht darum, weil er nicht »imstande wäre, jedesmal ein auch nur halbwegs entsprechendes heimisches Wort zu liefern«, sondern weil er sich eben durch die Leidenschaftlichkeit alles verdirbt, weit übers Ziel hinausschießt und nicht die rechte Zeit abwartet. Daß aber die Sprachreinigung an sich erfolglos sei, ist durch das Wirken des Sprachvereins glänzend widerlegt worden. Seinen Bestrebungen haftet nichts Leidenschaftliches an, seine Arbeit bleibt in den Grenzen des Geschmacks und der Vernunft, und er ist zur rechten Zeit gekommen. Alle Ausländerei und Fremdwörtersucht ist Zeichen völkischen Tiefstandes und nationaler Schlappheit, das deutsche Leben der Gegenwart aber ist im großen und ganzen nationaler und völkischer Aufschwung. Mehr durch Zufall als aus freier Wahl ins Ausland verschlagen, blicke ich oft mit Sehnsucht über die Grenzpfähle und empfinde mit Stolz: es ist wieder eine Lust, als Deutscher zu leben. In solcher Zeit wäre selbst ein leidenschaftliches Austreiben der fremden Schandflecke nicht zu verwundern. Aber der Sprachverein hat sich gerade durch seine Mäßigung so großen Anhang erworben, daß es überflüssig ist, über seine Erfolge zu sprechen. Ich bitte Sie nur, vergleichen Sie die Heeres- und Kanzleisprache vor 20 Jahren und jetzt, die Rechtssprache von ehedem und die des B. G. B., die Werke von Ompteda und Spielhagen, die meisten Zeitungen und Zeitschriften von früher und jetzt. Nicht alles ist dem Sprachverein allein zu verdanken, aber von ihm gehen immer wieder neue Anregungen aus, und er bildet einen Sammelpunkt und eine Stütze für alle, die der Sprachreinheit hold sind. Es lohnt sich wirklich, sich einer solchen Bewegung anzuschließen, wenigstens sie gründlich zu kennen, und kein deutscher Dichter brauchte sich dessen zu schämen.

Darf ich Ihnen, sehr geehrter Herr, um Ihren Glauben an die Unübersetzbarkeit der Fremdwörter zu erschüttern, noch eine Frage vorlegen: Würden Sie in Ihren Versdichtungen die Fremdwörter gebrauchen, die Sie in Ihrem Aufsatze gebraucht haben? Bieten sich Ihnen nicht deutsche Wörter von selbst dar, he Sie unwillkürlich fühlen, daß derartige fremde Silbenhaufen n deutschen Versen nicht nur unmöglich, sondern abscheulich wären, so häßlich und so störend, wie Pestbeulen in einem schönen Menschenantlitz? Die schneidet man beizeiten aus, damit sie nicht weiter wuchern, und wenn das eigene Fleisch nicht nachwächst, dann lieber eine Narbe, eine Lücke, als die fressende Zerstörung. So tun wir, wenn nicht ganz aus eigenem Antrieb, dann doch auf die Mahnung des Arztes. Die Ärzte unserer Sprache sind nicht wir Schulmeister (wir sind sozusagen die Krankenwärter), sondern die deutschen Dichter. Wenn die Ärzte uns aber — nicht zufällig, sondern — geflissentlich unter dem Vorgeben, damit Lücken an unserem Leibe auszufüllen, die Entfernung der häßlichen Auswüchse sogar hemmen, dann hole sie dieser und jener!

Hochachtungsvoll

Goes, Niederland. Traugott Friedemann.

Bezugspreis.

Der »Abonnementspreis« hat lange Zeit für unersetzlich gegolten. Sind aber Zeitschriften und Zeitungen, die in ihrem Rahmenwerke statt der Fremdwörter Redaktion, Redakteur die deutschen Ausdrücke Schriftleitung, Schriftleiter anwenden, schon nicht mehr gerade selten, sind es solche, die statt Expedition gut deutsch Geschäftsstelle oder Geschäftstelle sagen, noch weniger, so ist das deutsche Wort Bezugspreis sogar schon häufig zu finden. Freilich wenden die meisten deutschen Blätter dafür leider noch immer den Ausdruck Abonnementspreis an.

Von einzelnen Blättern wird dieses Mischwort, dessen erster Bestandteil französisch und dessen zweiter Bestandteil deutsch ist, auf andere Weise ersetzt. So sagen z. B. die Zeitschriften »Daheim« (Leipzig), »Reform« (Norden), »Über Land und Meer« (Stuttgart) einfach Preis; so sagt die »Karlsruher Zeitung« Vorausbezahlung; so sagt die »Osnabrücker Zeitung« Bestellgebühr; so sagen die »Gronauer Nachrichten« (Gronau, Westfalen) Bestellungsgebühr; so bedienen sich die »Dortmunder Zeitung«, die »Dresdner Nachrichten«, die »Ulmer Schnellpost« (Ulm an der Donau) des Ausdruckes Bezugsgebühr.

Nunmehr seien von Blättern, die statt des Mischwortes Abonnementspreis das deutsche Wort Bezugspreis gebrauchen, die uns bekannt gewordenen namhaft gemacht: Alldeutsche Blätter (Berlin); Allgemeiner Anzeiger für den Kreis Tecklenburg und Umgegend (Lengerich, Westfalen); Allgemeine Zeitung für Chemnitz und das Erzgebige; Ärztliche Rundschau (München); Barmer Zeitung; Bauernführer (Pram, Oberösterreich); Berliner Abendpost; Berliner Börsen-Zeitung; Berliner Neueste Nachrichten; Borkumer Bade-Zeitung und Fremden-Liste; Braunschweigische Landes-Zeitung; Breslauer General-Anzeiger; Breslauer Zeitung; Bukowiner Bote (Tschernowitz); Casseler Allgemeine Zeitung; Casseler Tageblatt und Anzeiger; Coblenzer Tägliche Nachrichten; Coblenzer Zeitung; Danziger Neueste Nachrichten; Der deutsche Arbeitsmarkt (Essen); Der Deutsche Volksbote (Prag); Der Rückblick (Weimar); Der Tag (Berlin); Der Tier- und Menschenfreund (Dresden); Deutsche Bergwerks-Zeitung (Essen); Deutsche Kolonialzeitung (Berlin); Deutscher General-Anzeiger (Berlin); Deutscher Michel (Berlin); Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preußischer Staats-Anzeiger (Berlin); Deutsches Blatt (Hamburg); Deutsches Volksblatt (München); Deutsche Tageszeitung (Berlin); Deutsche Treue (Berlin); Deutsche Verkehrs-Blätter und Allgemeine Deutsche Eisenbahn-Zeitung (Leipzig); Deutsche Wacht (Dresden); Deutsche Zeitung (Berlin); Deutsche Zeitung (Wien); Deutsch-Soziale Blätter (Leipzig); Die Gartenwelt (Berlin); Die öffentliche Meinung (Berlin); Die Post (Berlin); Dresdner Anzeiger; Dresdner Journal; Düsseldorfer Neueste Nachrichten; Düsseldorfer Zeitung; Echo der Gegenwart (Aachen); Eisleber Zeitung; Emscher Zeitung (Gelsenkirchen); Frankfurter Journal (Frankfurt am Main); Frei-Deutschland (Berlin); Gastwirts-Zeitung (Berlin); General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen;

General-Anzeiger für Nürnberg-Fürth (Nürnberg); General-Anzeiger für Wesel; Grazer Tagblatt; Hagener Zeitung (Hagen, Westfalen); Hallesche Zeitung (Halle an der Saale); Halterner Anzeiger; Hamburger Nachrichten; Handels-Akademie (Leipzig); Hannoversche Tages-Nachrichten; Heidelberger Fremdenblatt; Hessische Morgenzeitung (Kassel); Hildesheimer Allgemeine Zeitung; Hofer Tageblatt; Illustrierte Reise- und Bäder-Zeitung (Dresden-Blasewitz); Innsbrucker Nachrichten; Kempener Zeitung (Kempen am Rhein); Kladderadatsch (Berlin); Kölnische Volkszeitung; Kölnische Zeitung; Kur- und Fremdenblatt Aachen-Burtscheid; Kuren-Zeitung (Berlin); Leipziger Tageblatt; Leipziger Zeitung; Lengericher Zeitung (Lengerich, Westfalen); Lippe-Zeitung (Haltern an der Lippe); Lippstädter Kreisblatt; Lothringer Zeitung (Metz); Minden-Lübbecker Kreis-Blatt (Minden); Mitteilungen des Bundes der Deutschen Nordmährens (Olmütz); Monatsblätter für deutsche Literatur (Leipzig); Münsterischer Anzeiger und Münsterische Volkszeitung (Münster, Westfalen); Neckar-Zeitung (Heilbronn); Neue Bonner Zeitung; Neue Oberhausener Zeitung; Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung (Berlin); Neueste Nachrichten (Braunschweig); Neueste Nachrichten (Chemnitz); Neue Vogtländische Zeitung (Plauen, Vogtland); Neu-Isenburger Zeitung; Niedersachsen (Bremen); Ostdeutsche Rundschau (Bromberg); Ostfriesische Nachrichten (Aurich); Ostfriesischer Courier (Norden); Parole (Berlin); Pharmaceutische Centralhalle (Dresden); Posener Tageblatt; Potsdamer Zeitung; Rheinischer Kurier (Wiesbaden); Rheinisch-Westfälische Zeitung (Essen und Dortmund); Rhein- und Ruhrzeitung (Duisburg und Mülheim an der Ruhr); Saale-Zeitung (Halle an der Saale); Schlesische Volkszeitung (Breslau); Schlesische Zeitung (Breslau); Schwäbischer Merkur (Stuttgart); Stettiner Zeitung; Straßburger Post; Tägliche Rundschau (Berlin); Tägliche Rundschau für Stadt und Land (Breslau und Schweidnitz); Telgter Zeitung; Theologische Revue (Münster, Westfalen); Tiroler und Vorarlberger Gewerbe-Zeitung (Innsbruck); Vogtländischer Anzeiger und Tageblatt (Plauen, Vogtland); Volkswirtschaftliches Börsenblatt (Berlin); Volks-Zeitung (Innsbruck); Von Haus zu Haus (Leipzig); Wassersport (Berlin); Wermelskirchener Zeitung; Westdeutsche Lehrer-Zeitung (Köln); Westfälischer Merkur (Münster, Westfalen); Westfälische Rundschau (Warendorf); Wiesbadener General-Anzeiger; Wiesbadener Tagblatt; Zentralblatt der Bauverwaltung (Berlin); Zweibrücker Zeitung.

Es ist erfreulich, daß das gute deutsche Wort **Bezugspreis** schon so häufig statt des häßlichen Ausdruckes **Abonnementspreis** angewandt wird. Möge dieses Mischwort bald überhaupt nicht mehr gebraucht werden!

Münster i. W. Mattias Linhoff.

Kleine Mitteilungen.

Vom Machtbereich der deutschen Sprache. Eine Urkunde für die Herrschaft der deutschen Sprache in unserer **Nordmark** hat die Schleswigsche Grenzpost (Nr. 109 vom 10. Mai) hervorgezogen. Das Aktenstück, ein »Scheerbrief«, der die Weidegerechtigkeit zwischen den Bewohnern der Ortschaft Mölby und der Gutsherrschaft in Spandetgaard regelt, stammt aus dem Jahre 1780 und ist in deutscher Sprache verfaßt und in deutschen Schriftzeichen geschrieben. Zwanzig Jahre später haben dann die Mölbyer die Verteilung ihrer in Gemeinschaft liegenden Dorffelder beim Hadersleber Amtshaus beantragt, und auch dieses Schreiben, sowie die amtliche Genehmigung und in der Folge alle darauf bezüglichen Verhandlungen und Verzeichnisse bis zum Schlußvermerk des Hadersleber Amtmanns, der am 5. Juni 1802 der Feldverteilung die Gültigkeit verleiht, sind deutsch in Schrift und Sprache. Und jetzt unter deutscher Herrschaft verlangt der dänische Sprachverein Einführung der dänischen Sprache in den Verkehr der Behörden mit der eingesessenen nordschleswigschen Bevölkerung!

— Eine lehrreiche Erinnerung aus der Zeit vor 40 Jahren frischen die »Schleswiger Nachrichten« in folgendem auf: Am 21. April 1864, also heute vor 40 Jahren, ereignete sich auf dem Schleswigschen Bahnhof zu Rendsburg, den an jenem Tage **König Wilhelm** auf der Reise nach dem Schlachtfeld von Düppel berührte, folgender bezeichnender Vorfall: Auf dem Bahnhof war nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Personen, darunter einige Offiziere und der Betriebsdirektor der in englischer Verwaltung stehenden schleswigschen Bahn, Louth (ein Engländer), anwesend. Nachdem der König einige Worte an die Offiziere gerichtet, einen Brief gesiegelt und an die preußische Post auf dem Bahnhof abgegeben hatte, wurde ihm vom diensttuenden Offizier mitgeteilt, daß Direktor Louth dem König vorgestellt zu werden wünsche. Auf das sofort erfolgende zustimmende Zeichen trat Louth vor und sprach den König in englischer Sprache an. Der König fiel ihm in die Rede mit der Frage: »Sprechen Sie kein Deutsch?« Mr. Louth erwiderte: »Nicht deutsch, nur englisch.« Der König erwiderte mit scharfer Betonung: »**Ich spreche nicht englisch, nur deutsch!**« und kehrte dem verblüfften Direktor den Rücken.

— **Deutsche Versammlungssprache.** Daß alle Gegengründe für das alleinige Recht der deutschen Sprache an dem Vereinsgesetz zerschellen, ist nach der letzten Entscheidung des Oberverwaltungsgerichtes (vgl. Zeitschr. 1903 Sp. 230) nicht mehr zweifelhaft. Jetzt hat sich über die ganze Rechtsfrage nochmals ein Jurist, Professor Dr. **Geffcken** von der Handelshochschule in Köln, auf dem Gautage des Alldeutschen Verbandes am 26. April eingehend ausgesprochen und ist nach der Darstellung des Kölner Tageblattes zu folgendem Ergebnisse gelangt: »Wir sind ein Staat mit einer Hauptnation. Wir brauchen deshalb ein Gesetz, das den Alleingebrauch der deutschen Sprache für Versammlungen in Preußen vorschreibt, sonst geraten wir, statt uns vom Staat mit einer Hauptnation zum einheitlichen Staat weiterzuentwickeln, auf den Weg zum Nationalitätenstaat. Der Entschluß der preußischen Regierung, eine Gesetzesvorlage einzubringen, welche die deutsche Sprache zur Versammlungssprache macht, ist deshalb freudig zu begrüßen.«

— **Die Schulsprache im Reichslande.** Wiederholt ist von reichsländischen Gemeinden auch des reindeutschen Sprachgebietes die Einführung des französischen Unterrichts in die Volksschule gefordert und von der Regierung mit erfreulicher Beharrlichkeit abgelehnt worden. Jetzt meldet die Neue Badische Landeszeitung (Nr. 201 v. 30. Apr.) aus Straßburg, daß durch ein Gesuch des Gemeinderates von Mülhausen die Sache im Landesausschusse abermals zur Sprache gekommen ist. Die Forderung ging nach diesem Zeitungsberichte dahin, den französischen Unterricht vom 10. Lebensjahre der Schüler an in den Lehrplan der Volksschule aufzunehmen oder doch wahlfrei zuzulassen. Unter Berufung auf frühere Schulzustände im Lande wurde der Unterricht in zwei Sprachen als sehr wohl ausführbar bezeichnet, sein Nutzen aber durch den Hinweis auf die internationale Stellung des Landes und das zukünftige Fortkommen der Schüler in französisch redenden Ländern wie im Handel und Wandel des eigenen Landes zu begründen versucht.

Der Vertreter der Regierung widerlegte zunächst schlagend den Hinweis auf frühere Zustände. Der Lehrplan der Volksschule

sei gegen früher so erweitert worden, daß man den Betrieb einer fremden Sprache nicht einführen könne, ohne das Gesamtergebnis des Unterrichts zu beeinträchtigen. Wo die Verhältnisse einer sprachlich gemischten Bevölkerung den Betrieb der französischen neben der deutschen Sprache in der Volksschule erheischten, werde dem lebendigen Bedürfnis jetzt schon genügt: allein die Erfahrung, die man in diesen Schulen mache, zeige gerade, wie viel weiter die Schüler geführt werden könnten, wenn sie nur in einer Sprache gefördert werden. Danach aber hob er mit rühmlicher Deutschkeit hervor, daß die Schule ihre Schüler zum nationalen, nicht zum internationalen Leben vorzubereiten habe. Derselbe Grundsatz herrsche in Frankreich, wo man nicht daran denke, in den Volksschulunterricht der Grenzdepartements deutschen Unterricht einzuführen. Alle, die Französisch lernen wollten, fänden dazu in den Mittelschulen und Fortbildungsschulen ausgiebige Gelegenheit.

— Von dem Plan eines **schleswig-holsteinischen Wörterbuchs** ist den Lesern unserer Zeitschrift vorm Jahre (Sp. 48) Nachricht gegeben worden. Inzwischen ist die Arbeit bereits in Angriff genommen worden; etwa 500 Mitarbeiter haben sich dazu gemeldet, 150 unter ihnen haben zusammen etwa 40000 Zettel eingesandt. Aber es gilt noch mehr Freunde für die Sache zu werben. Wörtern, Gebräuchen, Volkssitten, Sagen, Spielen, Kinderreimen usw., kurzum allen Äußerungen des Volkslebens soll nachgespürt werden. Oberlehrer Dr. O. Mensing in Kiel (Exerzierplatz 17), der die Sammelstelle hat und alle erwünschte Auskunft erteilt, berichtet in einem Vortrage am 6. Plattdeutschen Verbandstage in Kiel u. a., daß er von einem alten Dorfschmiede die plattdeutschen Namen von über 40 Geräteilen erfahren habe, die zum größten Teil aus der Volkssprache bereits verdrängt sind. Wie dieses Beispiel für sich merkwürdig und lehrreich ist, so verdient auch die allgemeine Beobachtung Mensings mitgeteilt zu werden, daß noch nicht das Plattdeutsche überhaupt nach Laut und Form, sondern nur seine selbständige Eigenart in Sprachschatz und Satzbau dem Hochdeutschen unterliege. Plattdeutsche Laute und Formen bei hochdeutschem Inhalt werde das Ergebnis der unaufhaltsamen Entwicklung dieser Volkssprache sein.

— Vor zwei Jahren hat die Stadt **Ofen-Pest** den **deutschen Sprachunterricht** aus ihren Volksschulen verbannt, wie s. Z. auch in dieser Zeitschrift (1902, Sp. 287) mitgeteilt worden ist. Jetzt erzählt die Grazer Tagespost, daß vor Jahresfrist auch die Lehrer der madjarischen höheren Mädchenschulen gegen die deutsche Sprache Stellung genommen haben. Daher hat sich nun der ständige Ausschuß des ungarischen Landesunterrichtsrates mit der Frage befassen müssen und sich nach eingehender Verhandlung mit Stimmenmehrheit grundsätzlich für den verbindlichen Unterricht der deutschen Sprache in den madjarischen Mädchen-Bürgerschulen erklärt. Wenn nicht die madjarischen Herrschaften Ofen-Pests, so werden doch — nach unserem obenerwähnten Bericht zu schließen — die einsichtreicheren Dienstmänner über diese Rettung der deutschen Sprache erfreut sein.

— Wie aus München mitgeteilt wird, heißt der dortige Zentralbahnhof vom 1. Mai d. J. an amtlich **Hauptbahnhof**.

— Der **Kurhessische Reiterverein** zu Kassel hat seine »Statuten« in Satzungen umgewandelt und bei der Gelegenheit einer erklecklichen Menge mitgeschleppter Fremdwörter und Kanzleiblüten den Abschied gegeben. Ein paar zudringliche zwar haben sich im Hin und Her der Verhandlung in den ursprünglich ganz tadellosen Entwurf wieder eingeschlichen — treten doch auch große Werke nicht in der Vollkommenheit zutage, in der sie zuerst vor dem Geiste ihres Schöpfers erstehen — aber die neue Fassung bedeutet doch in bezug auf Sorgfalt und Sauberkeit der Sprache einen ganz wesentlichen und erfreulichen Fortschritt. Er ist wie gewöhnlich in solchen Fällen dem warmen anregenden Eifer eines Sprachvereinlers auf der einen Seite und dem verständnisvollen und bereitwilligen Entgegenkommen auf der anderen zu verdanken. Beide dürfen sich durch das Bewußtsein belohnt fühlen, für eine so gut deutsche Sache, wie die edle Reiterei ist, auch das allein angemessene gut deutsche Wort gefördert zu haben.

— Eine **deutsche Schweizerin** schreibt uns: Alljährlich im Frühling und Herbst erhalte ich folgende Anzeige:

> Mme Brunhoff-Legrand, Zurich I, vous informe, que les dernières Nouveautés de la haute Mode de Paris pour . . . et vous prie de lui faire l'honneur de visiter ses Salons de Mode usw.

Nun gebe ich gerne zu, daß Frau Brunhoff im Verkehr eine recht liebenswürdige Dame ist und, wie es mir schon vorgekommen, auch ein allerliebstes Französisch redet, also ihrer Muttersprache alle Ehre macht. Aber ich möchte sie hier doch darauf aufmerksam machen, daß es heutzutage auch in der Schweiz mindestens als wenig geschmackvoll, um nicht zu sagen taktlos empfunden wird, wenn der Kaufmann in einer deutschsprachigen Stadt die einheimischen Kunden in einer fremden Sprache anredet und bedienen will. Das verschnupft, besonders wenn jener die Ortssprache versteht und redet. Und bei Frau Brunhoff ist das der Fall; sie setzt rechts oben in die Ecke ihrer Karte unter die für uns Deutschschweizerinnen so außerordentlich rücksichtsvolle Anmerkung: English spoken, auch noch: Man spricht deutsch! — Für diese Ehre danke ich.

— **Johann Ballhorn.** Ich möchte den Lesern eine kleine Geschichte mitteilen, die mir jüngst selber widerfahren ist, nicht weil ich persönlich sie für besonders wichtig halte, aber weil sie geradezu verblüffend lehrreich ist für den heutigen Stand der deutschen Sprachbildung in den Kreisen, die sich berufsmäßig ganz selbstverständlich zu den allergebildetsten zählen.

Vor einigen Wochen wurde ich von einer der größten deutschen Bilderzeitungen gebeten, einen Aufsatz über ein neues Shakespeare-Bildnis zu schreiben. Der Gegenstand hatte längst meine Aufmerksamkeit erregt, und ich willfahrte der Bitte mit Vergnügen. Ich schrieb über die Frage der Echtheit der verschiedenen uns überkommenen Bildnisse Shakespeares; der Aufsatz wurde von der Zeitung gern angenommen und in Satz gegeben. Vor einigen Tagen erhielt ich einen Abzug zur Durchsicht, und was mußte ich erleben! Der Leiter der Zeitschrift hatte mir in mein reinliches Deutsch neun grobe Böcke hineinverbessert und überreichte mir seine Verballhornung in aller Gemütlichkeit. Eine wahre Blumenlese täppischer Torheiten hatte er über meinen kurzen Aufsatz hingestreut. Bild und Bildnis waren ihm offenbar nicht »gebildet« genug erschienen, er hatte Porträt und in der Mehrzahl Porträte daraus gemacht. Natürlich konnte er auch das Fürwort der dritten Person er, sie, es nicht durchgehen lassen, sondern mußte es durch derselbe, dieselbe, dasselbe ersetzen. Daß ich in einer Aufzählung von Bildern das letzte Bild das letzte nenne und nicht das letztere, hat mich sicher in seinen Augen als einen Anfänger im Fach erscheinen lassen, und er hat mich zu belehren geruht, daß man gebildetermaßen das letztere und nicht das letzte zu schreiben hat. Und so mit holder Abwechselung noch allerlei Blüten neuhochdeutscher Sprachbildung. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich mit allem Nachdruck die Ausmerzung jener Verballhornungen gefordert und durchgesetzt habe.

Und solches geschieht nach jetzt bald einem Menschenalter eifriger Bemühungen der besten Männer um die Reinigung unserer deut-

schen Schriftsprache von den ärgsten Verunzierungen! Und solches geschieht von den Herausgebern großer, über die ganze gebildete Welt verbreiteter deutscher Zeitschriften! Freilich, es geht den Menschen wie den Leuten, sagt der Volksmund. Auch ein gewisser Gotthold Ephraim Lessing war seiner Zeit schon ein bewußter Vorkämpfer der deutschen Sprache, und besonders legte er nach den Kräften und Maßen seiner Zeit großen Wert auf ein reines Deutsch. So hat er im Laokoon bekanntlich sehr viel vom Gesetz des »fruchtbarsten Augenblicks« für die Bildkunst gesprochen, und nun im Schulbericht eines Berlinischen Gymnasiums vom Jahre 1904 wird ihm das von einem Lehrer des Deutschen doch wirklich noch in den »fruchtbarsten Moment« verballhornt.

Berlin. Eduard Engel.

— Im Sprechsaal des Berliner Tageblattes Nr. 192 vom 16. April ließ sich die Stimme offenbar eines Fachmanns für **Schokolade, nicht »Chocolade«** vernehmen. Er wirft zunächst einen Blick auf die amtliche Statistik der Kakaoeinfuhr seit 1880, die das Bild eines glänzenden Aufschwungs ergibt, die deutsche Fabrikation ist über die französische längst hinausgewachsen. Dann fährt er fort:

»... wenn heute noch hin und wieder eine französische Marke in Deutschland geführt wird, so beruht das mehr in der leider noch immer nicht ganz überwundenen Schwäche der Deutschen, alles Fremdländische besser zu finden. Aber auch in dieser Beziehung sind die Zeiten im geeinten deutschen Vaterlande andere geworden. Mit dem Ansehen und Erfolg des deutschen Gewerbefleißes hat auch das Vertrauen zu dem deutschen Erzeugnis zugenommen. Seit im Jahre 1876 auf der Ausstellung in Philadelphia Professor Reuleaux sein berühmtes Mahn- und Weckwort aussprach, das die Erzeugnisse der deutschen Industrie als »billig und schlecht« brandmarkte, hat sich diese Industrie so mächtig aufgerafft, ist so kraftvoll emporgeblüht, daß sie heute zur führenden geworden ist und auf einem Höhepunkte steht, den ihr das Ausland nicht mehr streitig machen kann. Heute ist das »made in Germany« ein Ehrenzeichen, das die Ware, die es trägt, zur gesuchten und bevorzugten macht.

Mit besonderer Freude und Genugtuung sollten daher die deutschen Schokoladenfabrikanten die neue, amtlich vorgeschriebene Schreibart begrüßen, die ihr kraftspendendes, aromatisches Nährmittel einheitlich deutsch so schreibt, wie es ausgesprochen wird, nämlich: Schokolade. Nicht einer von ihnen sollte zögern, sich diese neue Schreibweise anzueignen, will er nicht später für altmodisch und rückständig gelten. Ein neues Geschlecht wächst heran, das in den Schulen die neue Schreibweise lernt, und dem die Schreibart »Chocolade« einst ebenso unzeitgemäß und veraltet vorkommen wird, wie uns etwa schon heute die kaum überwundene Häufung der Dehnungszeichen — der h's und ie's oder gar des urgroßväterlichen y im ei.«

Diesen einleuchtenden Ausführungen antwortet — »um unrichtigen Folgerungen entgegenzutreten« — der Verband deutscher Schokoladefabrikanten (Berl. Tagebl. Nr. 240 am 12. Mai), daß er auf seiner letzten Generalversammlung mit allen gegen drei Stimmen beschlossen habe, für alle Veröffentlichungen des Verbandes die alte Schreibweise »Chocolade« beizubehalten. Von dieser Schreibung behauptet er, — und unsere Leser erkennen in dem Folgenden die ihnen aus dem Aufsatze unserer Januarnummer »Von deutscher Schokolade und deutschem Kakao« erinnerlichen Gedankengänge wieder — daß sie

»durchaus nichts mit der französischen Schreibweise zu tun hat, sondern den deutschen Ausdruck für die damit bezeichnete Ware darstellt im Gegensatz zu dem französischen »chocolat«. Die deutsche Chocoladenindustrie ist, obwohl sie auch ein bedeutendes materielles Interesse an der Frage hatte, bei der Änderung der Schreibweise überhaupt nicht gefragt worden; sonst hätte sie darauf hingewiesen, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Chocoladefabrikanten seit Jahrzehnten die alte Schreibweise eingebürgert ist, welche sich auch mit der Aussprache des Wortes deckt.«

Wie können sich, so fragt man verwundert, Männer des tätigen Lebens eigensinnig auf einen so aussichtslosen Widerstand einlassen? Und mit diesen Gründen!

— **Der Erfinder der deutschen Sprache.** In dem bekannten lesenswerten Büchlein von Fr. Polle »Wie denkt das Volk über seine Sprache?« ([2] 1898) ist nirgends eine volksmäßige Ansicht über die Entstehung der deutschen oder einer anderen Sprache mitgeteilt. Etwas von einer solchen tritt uns in einem Geschichtchen entgegen, das der »Straßburger Post« kurz nach der Enthüllung des Denkmals des jungen Goethe in Straßburg (Mai 1904) von einem Studenten mitgeteilt wurde. Dieser wurde, als er das Denkmal betrachtete, von einem alten Weiblein mit dem Marktkorb am Arme gefragt, was das für ein neues Denkmal sei. Er sagte ihr, es sei Goethe, und erklärte weiter, es sei der Mann, der so viele Gedichte gemacht habe. Darauf das Weiblein: »Ach gelle Sie des isch seller, wo die ditsch Sproch erfunde hett«. So ganz geht ja diese naive Auffassung nicht an der Wahrheit vorbei: »die gebildete Sprache« wenigstens, »die für uns dichtet und denkt«, sie ist doch das Werk der Dichter und Denker, und unter ihnen ist Goethe der ragende Gipfel. P.

Sprechsaal.

Im Stich lassen.

Die Redensart »im Stiche lassen« wird meist noch als Erinnerung an das alte Turnierwesen erklärt und soll danach ursprünglich bedeutet haben: jemand beim Stechen um einen Preis, beim Kampfe, in einer Gefahr ohne Hilfe lassen. Gegen diese Erklärung hat Paul Pietsch in Kluges »Zeitschrift für deutsche Wortforschung«, Band 1, Heft 1 (vgl. Zeitschrift des Sprachvereins 1900, Sp. 199) Einwendungen erhoben und die Redensart vielmehr im Anschluß an eine Lutherstelle zu erklären gesucht. Danach würde die Wendung zunächst von der Biene gebraucht worden sein und bezeichnet haben: beim Stechen oder in der durch den Stich entstandenen Wunde lassen. Ein Mitglied des Zwickauer Zweigvereins, das sprachliche Fragen und werktätiges Leben mit gleich erschlossenem Sinn betrachtet, war weder von dieser gelehrten noch von der älteren Erklärung der Redensart befriedigt und bemerkte in einer unserer Sitzungen: Der Ausdruck »Im Stich lassen« ist möglicherweise auf einen Vorgang im Fuhrmannsleben zurückzuführen. Im Frankenwalde versteht man unter Stich eine besonders steile Wegstelle, die der Fuhrmann in der Regel nur mit Vorspann überwinden kann. Dort geht das Fuhrwerk nicht immer glatt von statten. Es kann vielmehr leicht vorkommen, daß eine Kette zerreißt, daß ein Zugtier stürzt, daß ein Rad vom Wagen abgeht, daß der Wagen umgeworfen wird oder daß eine sonstige Störung eintritt, die den Fuhrmann zu einem mehr oder weniger langen Aufenthalte zwingt. Jetzt kommt der Augenblick, an den die Wendung »im Stich lassen« anknüpft. Wenn nämlich das eingetretene Hindernis nicht sogleich, sondern erst im Verlaufe von mehreren Stunden wieder beseitigt werden kann, so pflegt der den Vorspann leistende zweite Fuhrmann einfach wieder auszuspannen und seiner Wege zu gehen, weil der Vorspann augenblicklich doch nicht gebraucht wird und weil er sich mit seinen Zugtieren daheim nützlicher machen kann. Er läßt also das von dem Zwischenfall heimgesuchte Fuhrwerk und dessen Leiter an der beschwerlichen Wegstelle, d. h. »im Stiche« stehen oder liegen und tritt mit den zum Vorspann bestimmten Zugtieren höchstens erst dann wieder an, wenn das Hindernis beseitigt ist und die Fahrt fortgesetzt werden kann. Jedenfalls war dieser Dienst aber ehedem noch viel wichtiger und häufiger, als es noch keine Eisenbahnen gab und die Leistung des Vorspanns für manche Wirtshäuser und Mühlen eine ergiebige Einnahmequelle bildete; anderseits nahm darum jeder Fuhrmann den Vorspann natürlich immer nur genau auf die Zeit in Anspruch, auf die er sie unbedingt brauchte.

Die Frage ist, wie das Wort Stich zu der Bedeutung einer kurzen, aber jäh ansteigenden Wegestrecke gekommen ist. Der

Befürworter der neuen Deutung meint, Stich bezeichne den für den Fuhrmann besonders wichtigen Abschnitt oder Abstich des Weges. Oder man habe etwa daran zu denken, daß die allgemeine Form eines bestimmten Berges gerade bei den sog. Stichen eine abweichende und hervorstechende Gestaltung annehme. Jedenfalls, meint er, könne man es bei dem Ausdruck dem Fuhrmanne noch nachfühlen, wie ihm so mancher Stich einer Landstraße wie ein Stich ins Herz gewirkt haben mag, wenn schlimme alte Erinnerungen auftauchten und wenn er sich angesichts einer solchen Steigung die ihm und seinem Vieh bevorstehenden neuen Beschwerlichkeiten vergegenwärtigte.' Denn zu der Zeit, wo die Wendung »im Stich lassen« die heute noch übliche Bedeutung erlangt hat, wiesen die Straßen noch sehr viele unnötige und auffallend starke Steigungen auf. — Der kühl urteilende Sprachforscher, der sich so schönem humorvollem Spiel, wie es die letzten Erklärungen zeigen, nicht überlassen darf, wird wohl eher zu dem Schlusse gelangen, daß hier das zu stechen gehörige Hauptwort Stich nur scheinbar vorliegt und sich tatsächlich vielmehr eine mundartliche Form Stieg (gesprochen: Sti[e]ch) darunter verbirgt. Jedenfalls herrscht auch in der für die Erklärung angezogenen Gegend die Aussprache des g als ch, und überdies ist in Sanders' »Ergänzungswörterbuch« (1885), S. 523 unter Stich vermerkt: »27:) mundartlich für Stieg«; und während im 3. Bande dafür einfach auf Schmeller verwiesen ist, sind hier auch zwei neuere Belege angeführt: aus Auerbach: »wenn es einen kleinen Stich hinabging« (Novellen-Schatz, 7, 216) und von K. Braun-Wiesbaden: »nachdem man den Aufstich der Vorspannpferde, die scala dei cavalli, hinter sich hat« (National-Zeitung 32, 381).

Jedenfalls wird also diese aus der lebendigen Anschauung gebotene Erklärung in Erwägung gezogen werden müssen; empfiehlt sie sich doch schon dadurch, daß sie die Verbindung der Redensart »im Stich lassen« mit Person oder Sache »einen — etwas im Stich lassen« gleich ungezwungen erklärt.

Zwickau. Th. Matthias.

Streiten — schreiten?

(zu Jahrgang 1902, Sp. 176f.).

Die in Scheffels Ekkehard in mehreren Ausgaben stehende Form »gestritten« beruht tatsächlich auf einem Druckfehler. Wie die Verlagsbuchhandlung Adolf Bonz und Komp. in Stuttgart freundlichst mitteilt, steht das richtige »geschritten« nicht nur in den im genannten Verlage erschienenen Auflagen der Oktav-Ausgabe, die teilweise noch vom Verfasser durchgesehen worden sind, sondern auch in der zweibändigen Großoktav-Ausgabe, die Scheffel ebenfalls durchgesehen hat, dann aber auch in der ersten Auflage, die 1855 bei Meidinger Sohn und Komp. in Frankfurt a. M., in der Deutschen Bibliothek, Sammlung auserlesener Original-Romane, erschienen ist. Der Druckfehler findet sich nur in einigen aufeinanderfolgenden späteren Auflagen.

Damit fällt das Scheffelsche Zeugnis für »streiten« im Sinne von »schreiten« weg; und es scheint überhaupt zweifelhaft, ob sich das mittelhochdeutsche strîten in diesem Sinne in oberdeutscher Volkssprache erhalten hat. Dagegen lebt das mittelniederdeutsche strîden = »weit ausschreiten« noch heute in einem großen Teile Niederdeutschlands fort. Wir stellen hier das zusammen, was sich aus einigen gütigen Zuschriften[1]) sowie aus mundartlichen Wörterbüchern u. a. ergibt. Danach findet sich das Wort im Ostfriesischen (strieden), im südlichen Oldenburg (strîen, in einigen Orten strîden), in Westfalen (Münster, Preußisch-Oldendorf, Paderborn); im Göttingisch-Grubenhagenschen kommt wenigstens das zugehörige Hauptwort strid, stred (Mehrzahl: strîe, strêe) vor. Begreiflicherweise hat es auch in die hochdeutsche Rede jener Gegenden Eingang gefunden, in der Form »streiten«. Auch in Zusammensetzungen erscheint es, z. B. »abstreiten« (ein Feld, d. h. es abschreiten), bestrîden = beschreiten; oldenburgisch ist die eigentümliche Wendung: bestrêen up'n staule sitten = rittlings (eigentlich »beschritten«, also ähnlich wie »beritten«) auf dem Stuhle sitzen. Wossidlo (Jahresbericht des Gymnasiums zu Waren 1890) führt als mecklenburgisch an die imperativische Bildung striedewiet von einem, der große Schritte macht. Westfälisch ist die adverbiale Ableitung strîlings (für strîdlings) = schrittlings. Weit verbreitet ist die Bezeichnung stridschau, stridschô, stridschô und, ganz oder teilweise verhochdeutscht, Stritschuh, Strietschuh = Schrittschuh (woraus mit Umdeutung Schlittschuh). Endlich gehört sicher auch das für das Göttingisch-Grubenhagensche bezeugte strîdbôgel = Steigbügel hierher; vgl. oben bestrêen = rittlings und das angelsächsische hors bestrîdan = ein Pferd besteigen. Denn auch im Angelsächsischen und Englischen findet sich das Wort strîdan, to stride (vgl. auch to straddle = weitbeinig gehen, rittlings sitzen), und endlich auch im Nordischen: schwedisch strida.

Gemeinsam ist der ganzen Wortsippe der Begriff des Weitausschreitens, des Spreizens der Beine, sei es vorwärts oder seitwärts, sei es zum Weitergehen, zum Stillstehen oder zum Reitsitze. Derselbe Begriff liegt im wesentlichen, obwohl zum Teil verblaßt, auch dem gemeinsprachlichen »schreiten« zugrunde, und besonders beachtenswert ist, daß auch dies Wort für das Besteigen des Pferdes verwandt wird, so mittelhochdeutsch schrîten, beschrîten, und letzteres noch im älteren Neuhochdeutschen, ja vereinzelt noch bei Schiller: »daß ... das Roß ich beschritte fürderhin« (Graf von Habsburg). So entsprechen sich beide Wörter in ihrer Bedeutungsentfaltung genau, und es liegt nahe, sie als ursprünglich eins anzusehen. Dies erscheint lautlich als möglich; denn der Übergang von skr (schr) zu str (urgerm. skrîdan : strîdan) ist nicht unerhört, vgl. schweizerisch strûbe für Schraube, bayerisch struppel für Skrupel. Doch das sei nur als Vermutung ausgesprochen. Jedenfalls aber ist das andere Zeitwort »streiten« (= kämpfen) ganz fernzuhalten.

Braunschweig. K. S.

1) für die wir den Herren Jos. Benseler in Münster, Rektor H. Buschmeyer in Elberfeld, Konrektor Palleske in Stralsund und Professor Rob. Sprenger in Northeim bestens danken.

Die Katze im Sack kaufen.

In der Nummer 11 dieser Zeitschrift v. vor. J., Sp. 336, war versucht worden, die Redensart »die Katze im Sack kaufen« mit dem 55. Schwank des Till Eulenspiegel zu erklären. Aber Simrock, der, wie dort vermerkt war, die Redensart unter seinen Sprichwörtern anführt, gibt auch in der Deutschen Mythologie S. 460 selbst eine Erklärung dafür, indem er Kuhns Norddeutschen Sagen folgende Erzählung entnimmt: »Wer einen Hecketaler haben will, muß in der längsten Nacht einen schwarzen Kater in den Sack stecken und diesen fest, und zwar mit 99 Knoten, zubinden; darauf geht man zur Kirche und dreimal um dieselbe, jedesmal, wenn man zur Türe kommt, den Küster durchs Schlüsselloch rufend. Beim dritten Mal kommt er selbst (und das ist der Teufel); darauf fragt man ihn, ob er einen Hasen kaufen wolle, und erhält für den Kater im Sack den Taler. Dann muß man aber eilen, unter Dach und Fach zu kommen, denn wenn er den Knoten löst und den Verkäufer einholt, so ist dieser verloren. Der so erhaltene Taler ist der Hecketaler, und man kann ihn nur los werden, wenn man ihn in Salz steckt, was auf dessen Heiligkeit deutet. Man sieht den Ursprung der Redensart ‚die Katze im Sack kaufen'.« — Ganz ähnlich verfährt man am unteren Niederrhein, um, wie man es da nennt, einen »Wesseldahler« zu bekommen, der immer andere Taler bei sich hat: Man steckt eine Katze in einen Sack, schnürt diesen fest zu und stellt sich damit in der Neujahrsnacht (oder Christfestnacht, darüber war mein Gewährsmann im Zweifel) an einem Kreuzweg auf. Glockenschlag 12 Uhr erscheint der Teufel und fragt, was man im Sacke habe, worauf man antwortet: »Einen Balghasen«. Auf die Frage, welchen Preis man dafür verlange, erwidert man: »Einen Wesseldahler«. Der Teufel gibt dann den Taler heraus und nimmt den Sack mit der Katze in Empfang. Sobald man aber den Taler hat, muß man sich schleunigst aus dem Staube machen; denn wenn der Teufel den Betrug merkt, dann setzt er dem Fliehenden nach, und falls er ihn einholt, »dreht er ihm den Hals um«. Es ist doch sehr wahrscheinlich, daß hier der Ursprung der Redensart wirklich liegt, und daß der gemeinsame Zug dieses Aberglaubens und des Eulenspiegels, die kecke Prellerei, von der volkstümlichen Überlieferung als das Meisterstück eines pfiffigen Schelmenstreiches verstanden wurde. — Übrigens wird in der zweiten Erzählung der Ausdruck »Balghase« vielleicht absichtlich wegen des Gleichklangs mit »Dachhase« gebraucht, damit der erwischte Betrüger die Ausrede habe, er habe »Dachhase« gesagt, was indessen voraussetzte, daß die Bezeichnung »Dachhase« auch schon alt sei.

Berlin. F. Körholz.

Bücherschau.

Klara Hechtenberg, Dr. phil., Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts. Berlin, Behrs Verlag, 1904. 147 S. Preis 5 Mk.

Die bereits durch zwei sehr fleißige Arbeiten (»Das Fremdwort bei Grimmelshausen« und »Der Briefstil im 17. Jahrhunderte«) bekannte Dozentin der germanischen Philologie in Oxford, Fräulein Dr. K. Hechtenberg, legt in dem »Fremdwörterbuche des 17. Jahrhunderts« die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über das Vorkommen von Fremdworten bei den deutschen Prosaisten des 17. Jahrhunderts vor. Allerdings beschränken sich diese Untersuchungen vorläufig auf eine bestimmte Anzahl Quellen, so daß das vorliegende noch keineswegs als ein abschließendes Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts erscheinen kann; aber es ist die Frage, ob überhaupt die Kraft eines einzelnen ausreicht, das gesamte Schrifttum des 17. Jahrhunderts auf die darin vorkommenden Fremdworte hin durchzuarbeiten. Unbedingt aber wollen und können wir hoffen, daß Fräulein Hechtenberg uns noch mit weiteren Ergebnissen ihrer mühevollen und gründlichen Studien beschenken wird. Im vorliegenden Buche sind 3380 fremde Worte zusammengestellt, von denen sich etwa die Hälfte bis auf unsere Zeit im Gebrauche erhalten hat und somit eine Art Bürgerrecht in unserer Literatursprache besitzt. Wie sich unzweifelhaft ergibt, verwendet die Prosa des 17. Jahrhundertes weit weniger Fremdworte als die Sprache der Briefe und des täglichen Umganges jener Zeit. Und von den Fremdworten dieser Prosa entstammen zwei Drittel dem Lateinischen, etwa ein Viertel dem Französischen, die übrigen dem Italienischen, Spanischen und Englischen. An diesen beiden wichtigsten Ergebnissen der Hechtenbergischen Untersuchungen wird vielleicht eine völlige Durchforschung der gesamten Prosa des 17. Jahrhunderts nicht viel ändern; zweifellos aber werden sich landschaftliche Verschiedenheiten auch in der Anwendung und dem häufigeren Gebrauche von Fremdworten bei volkstümlich schreibenden Verfassern und Rednern ergeben. — Der Verfasserin sind alle sehr zu Danke verpflichtet, die sich mit der Fremdwortfrage befassen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

Heinrich Zschalig, Bilder und Klänge aus der Rochlitzer Pflege. Dresden und Leipzig, 1903. C. A. Kochs Verlag. 119 S. 1,80 Mk.

Die »Bilder und Klänge« sind in zwei Abteilungen und eine Beigabe geordnet. Diese Beigabe, Lieder zum Rochlitzer Heimatfest, und die erste der beiden Abteilungen, mundartliche eigene Gedichte oder Übertragungen des Verfassers, bestimmen das Buch natürlich zunächst für den engeren Heimatskreis. Aber weiter greifen schon die in der zweiten Abteilung zusammengestellten Volksüberlieferungen, darunter Kinderlieder, Tanzverse, Besprechungen, Wettersprüche, und vollends die »Zur Einführung« überschriebene, bei aller Wissenschaftlichkeit ganz volkstümlich und allgemein verständliche Darlegung über »Eigenartiges und Altertümliches in der Dorfsprache der Rochlitzer Pflege« ist für alle Freunde mundartlicher Beobachtungen auch in anderen Landschaften geeignet, die einer »Einführung« bedürfen. Sie finden hier auf 40 Druckseiten aus Laut- und Formbildung, vor allem aber aus dem Wortschatze soviel Eigenheiten aufgedeckt, daß sie nicht nur belehrt, sondern auch zu Entdeckungen in der eigenen Mundart angeregt werden. In diesem ausführlichsten Teile der Einführung ist außer anderen in unserer Zeitschrift gelegentlich behandelten Wörtern (z. B. auf S. 23 gebäsche vgl. Zeitschr. 1903, Sp. 245 und glauch Sp. 176, S. 23 meech = meine ich 1903 Sp. 245) auch das in der Zeitschrift 1900, Sp. 115 unerklärt gelaßne »Heisde« (Heiste) d. i. »der erhöhte Plattenweg der am Hause hinführt« erwähnt und so vielleicht richtig abgeleitet worden.

Str.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Der Neid in Wagners Nibelungenring. Von Gymnasialoberlehrer Hiltenkamp. — Gelsenkirchener Zeitung vom 15. bis 18. März 1904.

Der Aufsatz ist die wörtliche Wiedergabe eines im Allgemeinen Deutschen Sprachvereine, Zweigverein Gelsenkirchen, gehaltenen Vortrags des Herrn Oberlehrer Hiltenkamp. Davon ausgehend, daß es volle Berechtigung hat, wenn Wagner für seine Dichtungen, die uns die alte deutsche Sagenzeit vorzaubern sollen, am Borne der alten deutschen Sprache schöpft, legt Redner dar, daß das Wort Neid mit seinen Ableitungen und Zusammensetzungen im »Ring der Nibelungen« dreifache Bedeutung hat. Gewöhnlich ist Neid das Streben nach dem Besitze eines anderen. Dazu kommt die Bedeutung des Hasses. Endlich heißt neidlich auch begehrenswert, kostbar. Dies wird nach einer kurzen, aber anschaulichen Inhaltsangabe des Riesenwerkes an einer mit großem Fleiß zusammengetragenen Sammlung von Beispielen unter Zurückgehen auf alt- und mittelhochdeutsche Quellen dargetan.

Eisenberg S.-A. Max Erbe.

Spitznamen als Familiennamen. Von Gustav Pflugk. — Hamburger Nachrichten vom 2. April 1904.

Um den eigentlichen Kern unserer Familiennamen, die deutschen Heldennamen, schließen sich mehrere Gruppen, die eine andere Entstehungsart haben. Zu ihnen gehören alle die Beinamen, die aus Bezeichnungen nach Stand, Gewerbe und Beschäftigung jeder Art, nach leiblichen und geistigen Eigenschaften, nach Tracht, Gewohnheiten u. dgl. hervorgegangen sind und bei deren Bildung Witz und Humor eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben. Am glänzendsten offenbart sich der Volkswitz in den sogenannten Satznamen, die oft drollig genug klingen; so gibt es Familien, die Standbiderbleschen, Schmecksbrätlein, Erzlaufdiestraß heißen. Aber auch für die anderen Arten von Spitznamen wird eine große Menge von Beispielen zusammengestellt. Von ihnen sind manche im Laufe der Zeiten wieder geschwunden, da es bis zum 16. Jahrhundert noch möglich war, die Namen zu verändern.

Max Erbe.

Verwandtschaftliche Beziehungen der deutschen zur englischen Sprache. Vortrag von Prof. Dr. Almstedt. — Mississippiblatt (St. Louis) vom 13. März 1904.

Der Vortragende bespricht in einer für eine größere Zuhörerschaft faßlichen Form die arische Sprachfamilie und das Verhältnis der zu ihr gehörigen Sprachen, betrachtet dann das Germanische nach seinen Verzweigungen und legt schließlich den zwischen dem Englischen und dem Deutschen bestehenden Zusammenhang dar — ein erfreulicher Beweis, daß auch jenseits des Meeres das Verständnis für sprachliche Erscheinungen in weiteren Kreisen unserer Landsleute lebendig ist.

Max Erbe.

Die Tyrannei der Mode. Von Annette Klokke. — Mississippiblätter, St. Louis, Nr. 115 v. 24. April 1904.

Die Verfasserin ist uns schon von früher aus den Mississippiblättern als eine warmherzige Verfechterin der deutschen Sprache wohlbekannt. Diesmal geht sie von der Tyrannei der Mode im Lesen und Sprechen aus. Da werden ihrer Parteinahme für Berthold Auerbachs Barfüßele gegen den »Jörn Uhl« als ein bloßes Modebuch nicht viele beistimmen. Um so uneingeschränkter aber muß die verständnisvolle und sachkundige Würdigung des Wesens und der Tätigkeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins anerkannt werden.

Str.

Leipziger Deutsch und Hochdeutsch. Von Professor Dr. Johannes Pöschel. — Leipziger Kalender. Verlag von Joh. v. Schalscha-Ehrenfeld. Leipzig 1904. S. 121—136.

Als launigen Streiter für Recht und Richtigkeit des Leipziger Deutsch ist J. Pöschel unsern Lesern bekannt; seine köstliche »Verwahrung eines Sachsen gegen den falschen Gebrauch seiner Mundart« hat ihren Platz in »Deutscher Sprache Ehrenkranz« (S. 271) erhalten. Auch in dem ernsthaften Aufsatze des Leipziger Jahrbuches bewährt er sich als Beschützer der Mundart, diesmal nicht nur gegen Entstellungen ihrer sprachlichen Eigentümlichkeit, deren Hauptzüge er kurz vorzeigt, sondern außerdem gegen den nach seiner Ansicht besonders häufigen Mißbrauch der sächsischen Mundart zu unwürdigen und irreführenden Darstellungen der sächsischen Volksart. Diese Abwehr schließt sich an einen sehr anziehenden Rückblick auf den einstigen Glanz und Ruhm des Leipziger Deutsch zu Goethes und Gottscheds Zeiten bis in die der Reformation.

Str.

1. Bericht über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung. Von H. Schuchardt. — Sonderabdruck aus dem Almanach 1904.

2. Zuschriften darüber von B. L. Wities und H. Schuchardt. — Münchener Allgem. Zeitung vom 26. und 29. Jan. 1904.

3. Eine neutrale Kommando- und Dienstsprache für die österr.-ungarische Armee. Von Alfred H. Fried. — Die Wage. Wien vom 25. Januar 1904.

4. Die Weltsprache. Von X. Y. Z. — Hannoverscher Kurier vom 24. Januar 1904.

5. Die Weltsprache. Von Dr. E. — Der Elsässer vom 23. Januar 1904.

6. Zur Geschichte des Weltsprachegedankens. — Deutsche Warte vom 14. März 1904.

7. Was die Weltsprache ist und was sie nicht ist. Von H. Wulkow. — Propyläen vom 23. März 1904.

Seitdem hier zuletzt darüber berichtet worden ist (Sp. 54), sind die Zeitungsaufsätze über den Gegenstand wie Pilze aus der Erde geschossen. Die gebotene Sammlung, die sich leicht noch hätte vermehren lassen, zeigt aber schon genug, daß Prof. Schuchardt wirklich die Zeit für gekommen halten durfte, der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien den Bericht zu erstatten. Wie bekannt (vgl. Zeitschr. 1903 Sp. 53 f.), ist er ein Verfechter einer künstlichen Hilfs- oder, wie er sagt, Gemeinsprache; er hält sie für durchführbar — beschränkt sich freilich dafür auf den Hinweis, daß die Willkür mit dem Wesen der Sprache nicht überhaupt unvereinbar ist — und er hält sie für ein immer dringlicheres Bedürfnis; er erwartet die Förderung und schließliche Verwirklichung der Aufgabe von der in Paris 1900 zu diesem Zwecke gegründeten Gesellschaft mit Hilfe der »internationalen Assoziation« der Akademien. Sehr zu bedauern ist, daß sich dieser Bericht und der früher (1904 Sp. 54) angezeigte Aufsatz von B. L. Wities gekreuzt haben; man möchte vor allem erfahren, was Schuchardt gegen die allgemeinen, wie mir scheint, gewichtigen Gründe zu sagen hat, mit denen Wities die Möglichkeit jeder Gemeinsprache bestreitet. Denn darüber bringt auch die kurze Aussprache beider in der Beilage zur Münchener Allgem. nichts, doch der darin enthaltene Hinweis auf die Flugschrift von L. Couturat »Die internationale Hilfssprache« (vom Selbstverlage des Verfassers, Paris 7 Rue Nicole, unentgeltlich zu erlangen!) und die Mahnung Schuchardts, **beide** Meinungen zu prüfen, sei weitergegeben.

Von den übrigen Aufsätzen beschäftigt sich A. H. Fried, sichtlich durch das wissenschaftliche Ansehen H. Schuchardts getragen, mit dem Gedanken, durch das Esperanto den leidigen Streit um die Heeressprache des Kaiserstaates zu lösen. Die Proben zeigen beiläufig, wie sehr die Romanen bei einer solchen Lösung der Frage bevorzugt werden würden. — X. Y. Z. hat sich von Ostwalds recht oberflächlichen Ausführungen (die Frankf. Zeitung hat sie anfangs Januar veröffentlicht. Vgl. Sp. 15 dieser Zeitschr.) anregen, aber nicht überzeugen lassen. Der Elsässer weiß, über nationale Bedenken natürlich erhaben, den einfachsten Rat, die englische Sprache zur Weltsprache zuzustutzen. Der Aufsatz der Deutschen Warte macht die Leser etwas genauer mit dem auch von Schuchardt sehr gelobten Buche Histoire de la langue universelle von Couturat und Beau bekannt, zieht übrigens wie dieses, und natürlich erst recht der verschwommene Aufsatz in den Propyläen, trotz Schuchardt irrig Jakob Grimm in diese Frage.

Inzwischen ist aber nicht nur als neue Weltsprache das Handelslatein, ein noch etwas unklarer Begriff, aufgetaucht, um dem Volapük und dem Esperanto entgegengesetzt zu werden, sondern wieder von Paris aus von Paul Passy ein Aufruf erlassen worden, der nichts von einer toten Sprache und nichts von künstlich ersonnenen wissen will, weil sie unfähig sind, den wechselnden Bedürfnissen der Gegenwart zu folgen. Die Sprache eines großen Volkes darf es auch nicht sein, die Weltsprache muß vielmehr bei den »untergeordneten Völklein gesucht werden, die politisch bedeutungslos sind oder geworden sind«. Endlich ist auch ein bestimmter Vorschlag nachgefolgt, nämlich das Norwegische [illegible]sprache zu erheben.

Str.

Das verpreußelnde Frankfurt. Zeitgemäße Betrachtungen. Von Dr. Wilhelm, Porte. — Frankfurter Zeitung Nr. 80 vom 20. März 1904.

Ein Wort des Trostes über die »Verpreußelung« Süd- und Mitteldeutschlands. — Rhein. Kurier. Wiesbaden. Nr. 278 vom 21. April 1904.

In der Werthaltung der engern Heimat, in der treuen Anhänglichkeit an die Mundart und Stammesart wurzelt die Liebe zum großen Vaterlande, zur Muttersprache, zum Volkstum. Wer wird jene schelten, der diese schätzt? Im Gegenteil, auch Schwächen verzeihen wir beiden gern. Aber in gehässige Abneigung gegen andere Art darf sie nicht umschlagen, sonst wird Beschränktheit daraus. Ein abschreckendes Beispiel davon ist der Frankfurter Aufsatz, dessen Verfasser alles, was ihm im heutigen Frankfurt mißfällt, urteilslos aber ingrimmig als preußisch ansieht und alles Preußische als übel. Ernstlich alles: wenn der Frankfurter Krämer Lichte (statt Lichter) anbietet, der Schweinemetzger Wellfleisch, der Wirt Stammessen, der Zigarrenhändler Schuß (statt Ausschuß), wenn der Kirchgänger jetzt auf die Empore steigt und nicht mehr auf den Lettner, so ist das norddeutsch und preußisch, wie die »öde Klavierpaukerei«, der »sinn- und anmutlose Brauch des Mahlzeitwünschens« nach der Tafel, die »Manie« sich überall gleich vorzustellen.

Besonders diese Jagd auf (wirklich oder vermeintlich) »preußische Stilblüten«, »norddeutsche Verhunzungen« der Mundart hat Liebhaber gefunden, und die Frankfurter Zeitung hat für alle diese Jagdbeute, darunter das »scheußlich-blödsinnige« Mahlzeit, Platz in ihren Spalten gemacht; nicht weniger als sechs Nachträge haben wir gezählt. Aber das Wort des Trostes, den zweiten der oben angeführten Aufsätze, hat sie »wegen Raummangels« abgelehnt. Der Verfasser sucht die Erscheinung vor allem zu begreifen, und da erkennt er in der sprachlichen Vorherrschaft eine Folge des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Übergewichts überall und so auch bei uns. Zum Trost aber weist er auf die gerade jetzt aufkommende Gegenwirkung, das Aufsteigen der Mundarten in die Kunst, das wachsende und tatkräftige Verständnis für alle anderen Regungen und Äußerungen der Volksart, wie es in den verschiedensten volkskundlichen Unternehmungen zutage tritt. Seid stark! so ruft er den Verzagten zu, habt Kraft und Mark, und ihr werdet auch euren Ehrenplatz in der Werkstatt der Sprache haben!

Das ist sehr richtig und beherzigenswert. Die Frankf. Zeitung hat einen der erwähnten Nachträge »Wider das Jardedeutsch« überschrieben. Fühlt sie, daß ihre Preußenfeinde das geistige Gardemaß allerdings nicht haben, sondern in die Krähwinkler Landwehr gehören? Als das Nibelungenlied lebte und die Minnesänger sangen, da herrschte die Sprache Süddeutschlands vor, als durch Luthers Schriften und Bibelübersetzung unsere heutige Schriftsprache zum Durchbruch und Siege kam, fügte sich der Norden und der Süden der Mitte, und jetzt mag einmal vielleicht der Norden etwas mehr zu Worte kommen. Es ist schon dafür gesorgt, daß andere auch ihr Recht behalten. Das Leben auch in der Sprache flutet heute von Norden nach Süden wie von Süden nach Norden. Wären jene gerechten Kammacher Berliner, wie sie jetzt Frankfurter sind, so würden sie sich ebenso über die zahlreichen Einwirkungen aus Süddeutschland ärgern können: Brettl und Überbrettl, Bräu, radeln, Bubi, fesch, Kalbshaxen, Fex, Rucksack, Wadelstrumpf, kraxeln, Gigerl, Schneid und etwa die Verallgemeinerung der »Gnädigen Frau«. Die immer stärkere Ausgleichung auch im Sprachschatze ist unvermeidlich; aber je mehr Nahrung die deutsche Gemeinsprache aus den Mundarten zieht, um so natürlicher und erfreulicher wird ihre Entwicklung sein.

Str.

Aus den Zweigvereinen.

Berlin-Charlottenburg. In der Versammlung vom 23. März sprach Oberlehrer Herbert aus Stettin über Herkunft, Sprache und Sitten der Siebenbürger Sachsen. Er, der selbst Siebenbürge ist und seine Jugend in der Heimat verlebt hat, fesselte die zahlreiche Zuhörerschaft durch seine anschaulichen Schilderungen der landschaftlichen Schönheiten und der Zustände des Landes und erntete reichen Beifall für das Bild, das er über die Lage dieses schwergeprüften deutschen Stammes gab. Besonders lehrreich waren seine Ausführungen über die Sprachverwandtschaft mit den

Mittelfranken, woraus allein auf die Herkunft der Siebenbürger Sachsen geschlossen werden kann, da sonstige Urkunden darüber nicht vorhanden sind.

Gelsenkirchen. Am 23. April hielt Prof. Dr. **Kannengießer** im hiesigen Zweigverein einen Vortrag über Sprachforschung im Dienste der Geschichte. Um an einem Beispiele darzulegen, wie durch die sprachwissenschaftlichen Forschungen geschichtliche Erkenntnisse gewonnen werden können, hatte er das Volk der Ligurer gewählt, das hauptsächlich im nördlichen Italien in der heutigen Provinz Ligurien und im südlichen Frankreich seinen Wohnsitz hatte, aber nach Zeugnissen alter Schriftsteller auch im übrigen Italien, in Spanien und anderen Ländern ausgebreitet war. Er zeigte, wie durch sprachwissenschaftliche Untersuchungen verschiedener Gelehrter, besonders des Franzosen Joubainville, erwiesen sei, daß die Ligurer in alter Zeit fast in ganz Frankreich, im Rheintal und in den westlichen Seitentälern des Rheins gewohnt haben, und suchte zu erweisen, daß die Masse des französischen Volkes mehr ligurisches als keltisches Blut in sich habe. Auch am Rhein, in Elsaß-Lothringen und an der Mosel seien die Spuren dieser früheren Bevölkerung noch in den dunklen Typen, die uns dort begegnen, sichtbar.

Hannover. Der Zweigverein vollendete am 1. April ein erfolgreiches Vereinsjahr. Die Zahl seiner Mitglieder stieg mit dem Ende 1903 auf 274, der Verein gehört also zu den stärksten. Unsere Veranstaltungen erfreuten sich des größten Zuspruchs, insbesondere die Vorträge im Kestnermuseum vom 17. November und 16. Dezember. An die Vorträge schloß sich stets ein zwangloses Beisammensein von Vereinsmitgliedern mit dem Vortragenden und lebendiger Austausch der Meinungen. Gefördert wurde das Vereinsleben auch durch die begeisterte Wiedergabe der Eindrücke, die unser Vertreter Oberleutnant a. D. R. Schmidt bei der Hauptversammlung in Breslau gewonnen hatte. In den vier Ausschußsitzungen vom 19. Mai, 26. August, 30. Oktober und 7. Dezember wurde besonders über die Fragen der Belebung der Vereinsabende, der Einrichtung der Vorträge, des Abdrucks der Mitgliederliste und der für eine Sprachecke der Tageszeitungen geeigneten Aufsätze verhandelt. In der Hauptversammlung vom 1. Februar wurde der Kassenbericht gegeben und die Neuwahlen vorgenommen. — Über den ersten Vortrag am 4. November 1903 — Dr. Günther Saalfeld über Gustav Freytag — ist in diesen Blättern bereits berichtet worden. — Zur Gedächtnisfeier Herders am 7. Dezbr. führte Oberlehrer Dr. Bojunga etwa folgendes aus: Des Dichters Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur sei so groß, daß sich der Sprachverein hieran vor allem erinnern müsse. Ein Zeitgenosse habe ihn den „Seher" genannt, und mit wahrhaftem Seherblicke habe Herder eine Richtung eingeschlagen, welche nicht dem ableitenden Verstande, sondern der vielgestaltigen Natur, dem freien Ausdruck der Empfindung zum Rechte verhalf. Ein Hemmnis für die freie Entwicklung unserer Muttersprache sei lange Zeit das Latein gewesen, es habe auch nach der Zeit des Mittelalters dem Deutschen fremde Züge aufgeprägt. Doch auch zur Vervollkommnung unserer Sprache hätten die klassischen Studien unverkennbar gedient durch Übersetzung der Werke der alten Griechen und Römer. Das Verdienst Herders sei ferner, das starre Formenwesen bekämpft und Wahrheit, Natürlichkeit und echtes Deutschtum in die Dichtung gebracht zu haben. Er habe es gewagt, den Inhalt dramatischer Stücke über die althergebrachten Regeln zu stellen, und damit kommenden Geschlechtern den Weg zu wahrer Größe vorgezeichnet. — Am 4. März erörterte Handelskammer-Syndikus Dr. Rocke in eingehender und geschickt belehrender Weise die Frage: Wie kann der deutsche Kaufmann die deutschen Sprachbestrebungen fördern? Wenn man sich das sogenannte Kaufmannsdeutsch ansehe, führte der Vortragende aus, so müsse man gestehen, daß in ihm recht viel Unerfreuliches zutage trete, aber der Kaufmann nehme, wie man anderseits zugestehen müsse, keine schlechtere Stellung in dieser Beziehung ein als andere Berufszweige. Eine Entschuldigung für den Kaufmann sei die Schnelligkeit seiner Entschließung, besonders aber die Beziehung des Handels zum Auslande und folglich die stete Beeinflussung durch fremde Sprachen. Ohne Frage sei ein großer Teil der Erfolge des deutschen Kaufmanns der Anschmiegsamkeit an das Ausland zu verdanken. Was das Schreiben an Ausländer betreffe, so lehre die Erfahrung, daß jeder in seiner Sprache schreiben solle, da jeder bekanntlich eine fremde Sprache besser lesen als schreiben könne. Der Redner gestand, kein grundsätzlicher Gegner der Fremdwörter zu sein, da manche sich das Bürgerrecht erworben hätten und manche sich im Deutschen nicht ersetzen ließen. Jedenfalls solle man sich vor wörtlicher Übersetzung hüten; erst solle der Begriff genau festgestellt werden, dann werde sich allmählich der rechte deutsche Ausdruck dafür schon finden. Aber auf eins müsse der Kaufmann Wert legen, darauf nämlich, daß er kein Fremdwort gebrauche, wo sich ein gutes, treffendes deutsches Wort finden lasse. Bei den Kaufleuten seien offenbar viel zu viel Fremdwörter in Gebrauch. Die Ausrede vieler, die deutsche Sprache sei zu weitschweifig, sei nicht zu billigen. Der Redner zeigte sodann an einer Reihe von Beispielen die Wahrheit seiner Behauptungen und gab darauf Hilfsmittel zur Verdeutschung von Fremdwörtern an. Manche Fremdwörter brauche der deutsche Kaufmann, die in der fremden Sprache einen ganz anderen Sinn haben. Die Verdrängung des Fremden reinige nicht allein die Sprache, sondern bereichere sie auch, da für jedes ausgemerzte Wort eine Neuprägung stattfinden müsse. Der Redner gibt dankenswerte Fingerzeige für neue Wortbildungen, er weist auf alte Worte hin, die eine Zeitlang verloren waren und nun wieder hervorgeholt wurden, und auf die Mundarten, die eine Fundgrube zur Bereicherung der Schriftsprache bilden. Dr. Rocke wendet sich sodann den Verkehrtheiten der kaufmännischen Satzbildung zu, die nach seiner Ansicht noch weniger milde als die Fremdwörtersucht zu beurteilen sei. Er gibt Beispiele jener Mängel der Satzbildung und zeigt deren Verbesserung. Leider gehe das Streben des kaufmännischen „Korrespondenten" dahin, sich möglichst gewunden auszudrücken, um darin seine Fachbildung zu zeigen; dies zeitige jene zu verurteilende Satzbildung. Der einsichtige Kaufmann kann viel zugunsten der deutschen Sprachreinigungsbestrebungen tun und kommt damit doch nur einer vaterländischen Pflicht nach.

London. Am 30. April — in der Walpurgisnacht — waren die Mitglieder des Zweigvereins wieder einer Einladung des Vorstandes in das Holborn Viaduct Hotel gefolgt, dessen großer Saal gegen 8 Uhr bereits dicht gefüllt war. Nach einer kurzen Ansprache des Vorsitzers, Prof. Dr. A. Weiß, worin er auf das fortgesetzte Gedeihen des Vereins hinwies und auch um Beiträge für das in Oberkassel zu errichtende Kinkeldenkmal bat, hielt der ehrwürdige Organist F. Weber, eins der ältesten und angesehensten Mitglieder der deutschen Ansiedlung, einen fesselnden, äußerst beifällig aufgenommenen Vortrag Über Ton und Melodie in der Sprache. Er erläuterte die von ihm ausgearbeitete neue Unterrichtsweise in der Tonkunst, die er auch in seinen wohlbekannten Werken veröffentlicht hat. In herzlichen Worten dankte der Vorsitzer dem Redner für die Ehre, die er dem Verein durch seinen trefflichen Vortrag erwiesen. Nun begann das Konzert, das eine Reihe hervorragender Leistungen darbot. Frl. E. Becker, Frl. L. Faulstich, Frau Opernsängerin Engel aus Berlin, Frl. G. Schulze boten Ausgezeichnetes. Sie alle sowie Herr M. Gottheiner und auch der Männergesangverein »Freundschaft«, unter Leitung des Herrn Sondermann, ernteten reichen Dank für sich und die Veranstalter des Abends, die beiden Schriftführer, Dr. L. Hirsch und A. Schönheyde. Auf die Dankesworte des Vorsitzers erwiderte Herr Bähre namens der »Freundschaft« in kerniger Rede, worin er auf die ähnlichen Ziele beider Vereine hinwies.

Neuß. Der Zweigverein veranstaltete am 6. Mai seinen ersten Vortragsabend. Der Vorsitzende, Oberlehrer Bender, hielt einen Vortrag über Goethes Beziehungen zu Köln. Er verbreitete sich zuerst kurz über die beiden Reisen Goethes nach Köln in den Jahren 1774 und 1815. Die erste ist bedeutsam durch Goethes Reisegefährten Lavater und Basedow, die zweite durch seinen Verkehr mit dem Staatsminister Stein und dem Dichter Arndt. Dann zeigte der Redner, der aus den besten Quellen schöpfte, mit wie großem Verständnis der Dichter sich in die Kölnischen Verhältnisse vertieft, mit welcher Wärme er die große Vergangenheit der Stadt, sowie die Kunstschätze beurteilt und gewürdigt hat. Goethe begrüßte es mit Freuden, daß Kunstsammlungen angelegt wurden; er vertiefte sich in das Wesen der Kölner Malerschule und besonders in das berühmte, die hl. drei Könige darstellende Dombild. Dasselbe gilt vom Dome selbst, und er wünschte nichts sehnlicher als die Vollendung dieses herrlichen Baudenkmals. Zum Schluß zeigte der Redner noch an der Hand des Briefwechsels Goethes mit dem Bonner Botaniker Nees v. Esenbeck, welche gewaltige

Anziehungskraft selbst noch auf den 77jährigen Greis der Kölner Karneval ausgeübt hat.

Ratibor. Nachdem Taubstummenlehrer Hoffmann zu Beginn des Winters im »Oberschl. Anzeiger« wiederholt auf die Zweckmäßigkeit der Veranstaltung von Schlesischen Abenden besonders auch in Oberschlesien hingewiesen hatte, entschloß sich der Vorstand des Vereins, auch in Ratibor einen solchen Abend am 14. Februar abzuhalten. Die Vorbereitungen dazu, besonders die Auswahl der einzelnen Vorträge und Lieder, sowie die Feststellung des Vortragsplanes, lag in den Händen des Herrn Hoffmann. Der Saal vermochte die Besucher (etwa 270 Vereinsmitglieder und Gäste) kaum zu fassen. Eingeleitet wurde die Veranstaltung durch den Einzelgesang: »Muttersprache, Mutterlaut« von Rudnik (Frl. Hartenberg). Dann ergriff Taubstummenlehrer Hoffmann das Wort zu einem Vortrage über die Besiedlung Schlesiens durch die Deutschen, deren Abstammung, Sprache und Literatur. Er widerlegte die Behauptung der Polen, Oberschlesien sei ursprünglich slawisches Land, schilderte den Hergang bei der Besiedlung des Landes durch die Deutschen und bewertete die beiden in Betracht kommenden Einwanderungen der Deutschen nach ihren Erfolgen. Um den Nachweis der Abstammung der Deutschen Schlesiens zu führen, untersuchte er daraufhin Mundart, Ortsnamen, Sitten und Gebräuche. Anziehend war die aufgezeigte Übereinstimmung des Charakters des Schlesiers mit dem des Franken, besonders des Ostfranken. Aus der Literaturgeschichte wurde das Vorhandensein der den Schlesier besonders auszeichnenden Sangeslust nachgewiesen und hervorgehoben, welcher bedeutende Anteil Schlesiens Söhnen seit dem 17. Jahrhundert an der Entwicklung der deutschen Literatur zugefallen ist. Schlesiens Eigenart aber kennzeichnen trefflich seine Mundartdichter, die es in neuester Zeit verstanden haben, über der Heimat Grenzen hinaus Gefallen an der schlesischen Mundart und Verständnis für sie zu erwecken. Der Vortrag fand sehr beifällige Aufnahme. Nun wechselten, nachdem noch ein Männerchor (Heemteliedel von Mittmann) erklungen war, gesangliche Darbietungen schlesischer Lieder von Mittmann (Frl. Golombek und Frau Fabrikbesitzer Fröhlich) und Vorträge aus den Werken schlesischer Mundartdichter wie Holtei, Rößler, Heinzel, Tschampel, Philo vom Walde und Klings (Oberlehrer Dr. Reimann und Vikar Ulke). Die Zuhörer gaben ihrer Befriedigung über den schönen Verlauf des Abends in dem Wunsche Ausdruck, daß im nächsten Winter wieder eine solche Veranstaltung sie vereinen möchte. — Am letzten Vortragsabende im Winterhalbjahre 1903/04, am 13. März, trat Oberlehrer Reinitz mit einem Vortrage über die nordische Saga hervor. Er ging bis auf die Zeit der Einwanderung der Norweger in Island zurück, die Zeit, in der sich dort Sitte, Glauben und Recht in voller Reinheit erhalten konnte. Bald entwickelte sich bei diesem Volke eine bedeutende und völlig eigenartige Literatur, wie die Dichtung der Edda und die Saga. Nachdem in ausführlicher und recht anregender Weise das Wesen der Saga erörtert worden war, gab der Vortragende in möglichst enger Anlehnung an den Urtext den Inhalt der Saga von Gunnlaug Schlangenzunge wieder, was ihm die Zuhörer reichlich Dank wußten. Mit der Mahnung an die Mitglieder, die Ziele des Sprachvereins auch im täglichen Verkehre nicht aus dem Auge zu verlieren, schloß der Vorsitzende die letzte Versammlung dieses Winters.

Rudolstadt. Am 30. April hielt der Zweigverein wieder eine Versammlung ab, die sehr zahlreich besucht war. Zu unserer Freude können wir daraus ersehen, daß die Arbeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins nach und nach auch in unserer Stadt gewürdigt wird und immer mehr Freunde findet. Prof. Dr. Wächter aus Keilhau hielt einen Vortrag über: Die deutschen Familiennamen mit besonderer Berücksichtigung der rudolstädtischen. In fesselnder Weise zeigte er den Zuhörern die Entstehung unserer heutigen Familiennamen im 12. und 13. Jahrhundert, als bei der Gründung zahlreicher Städte und dem dadurch erfolgten Zusammenschluß der Bevölkerung die bis dahin übliche Benennung mit nur einem Namen zu Irrtümern und Verwechslungen Anlaß gab. An der Hand zahlreicher, meist aus der hiesigen Stadt entnommener Beispiele gab er sodann eine Erklärung der Familiennamen, zunächst aus Personennamen (Vornamen), die teils rein deutschen Ursprungs, teils allerdings auch aus anderen Sprachen entlehnt worden sind. Außer den Namen der niederen Gottheiten wurden besonders die beiden Lieblingsbeschäftigungen unserer Altvorderen, Krieg und Jagd, nebst Waffen und Rüstungsstücken zur Namengebung benutzt. Ferner dienten die Eigenschaften, welche die alten Germanen besonders hochschätzten, sowie auch hervortretende Eigentümlichkeiten des ersten Trägers zur Bildung neuer Namen. Wie anderwärts, so finden sich auch bei uns viele Namen, die von Handwerken oder Ortsnamen abgeleitet worden sind. Der Redner schloß damit, daß unsere heutigen oft so unverständlichen Familiennamen uns manches Wichtige über die Kultur unseres Volkes sagen können, und daß es unsere Pflicht ist, sie als ein teures Erbe unserer Väter heilig zu halten und vor Verunglimpfungen zu schützen. Die hier erscheinende Schwarzburg-Rudolstädtische Landeszeitung brachte den gediegenen Vortrag im Wortlaute, und die Rudolstädter Zeitung gab ihren Lesern einen ausführlichen Bericht über die Versammlung. Die zuletztgenannte Zeitung hat auch in dankenswerter Weise den Anregungen unseres Vereins Folge gegeben und eine »Sprachecke« eingerichtet. Am Schlusse der Versammlung wurden zwei neue Mitglieder in den Verein aufgenommen. — Die nächste Versammlung fand am 20. Febr. statt; den Hauptgegenstand bildete ein Vortrag des Schriftleiters Klein über das deutsche Volksmärchen. Er verstand es, durch feinsinniges Eingehen auf die Vorzüge unserer Märchen und eine gewandte Darstellung allen Zuhörern deutlich zum Bewußtsein zu bringen, welchen kostbaren Schatz echter Dichtung wir in unsern deutschen Mächen besitzen. — Am 20. März d. Js. fand wieder eine Versammlung statt, in der Herr Maler und Lehrer Kreutzfeld aus Keilhau über das Deutsche in der Kunst sprach. Die Zuhörer folgten gern der sicheren Führung des erfahrenen Kenners. Er gab einen Überblick über die gesamte Entwicklung der deutschen bildenden Kunst, und kennzeichnete in geschickter Auswahl mit Heranziehung zahlreicher Abbildungen die Werke und Meister, in denen deutsche Art am meisten verkörpert ist. An Stelle des bisherigen Schriftführers, Oberlehrer Dr. Haym, der Rudolstadt verläßt, wurde durch Zuruf Bürgerschullehrer Hickethier gewählt.

Wiesbaden. Die Hauptversammlung des Zweigvereins am 22. März beschäftigte sich zunächst mit der vom Hauptverein aufgestellten Forderung eines Reichsamts für deutsche Sprache und gelangte zu einer rückhaltlosen Billigung des Verlangens. Aus dem Berichte des Schriftführers, des Majors Wilke, erhellte ein erfreuliches Wachstum der Mitgliederzahl, so daß die rege Werbetätigkeit zumal des Berichterstatters selbst belohnt erscheint. Auch auf allen anderen Gebieten der Vereinstätigkeit war eine gedeihliche Förderung zu verspüren. Freilich mußten auch die Schwierigkeiten bezeugt werden, welche gerade die Fremdenstadt den Bestrebungen des Sprachvereins in den Weg legt. Noch immer glaubt man, Schilder, Anzeigen, Fremdenführer und andere den Besuchern zu Nutz und Frommen verfaßte Drucksachen so einrichten zu müssen, daß jenen auch ja alles verständlich sei. Kurhaus und Theater geben in dieser Hinsicht nicht eben das beste Beispiel, und es ist mit Bedauern zu verzeichnen, daß die Liebedienerei gegenüber dem Auslande hier noch sehr zum Ausdruck kommt. Immerhin werden die Bestrebungen des Vereins schon fühlbar. Die drei Tageszeitungen: Wiesbadener Tagblatt, Generalanzeiger und Volksblatt unterstützen uns, sie drucken bereitwillig die ihnen von Woche zu Woche zugehenden Abschnitte der »Mitteilungen« ab und senden ihre Berichterstatter zu unseren Versammlungen. Zur Einrichtung von ständigen Sprachecken haben wir leider keine Zeitung gewinnen können. Einer Errungenschaft ist noch Erwähnung zu tun. Die Vorträge und Versammlungen fielen öfter mit den Veranstaltungen der vielen hier bestehenden Vereine zusammen, was sich durch geringen Besuch fühlbar machte. Zur Vermeidung dieser Übelstände hat sich ein Ausschuß aus den Vorständen von sechs vaterländischen Vereinen gebildet, der im nächsten Herbst die Folge der beabsichtigten Veranstaltungen regeln soll.

Briefkasten.

Herrn G. K...., Wien. Daß das Zeitwort **schwefeln** = schwatzen, gedankenlos reden, im Scherze lügen, auf »schwäbeln« = schwäbisch, unverständlich sprechen zurückzuführen sei, ist sehr unwahrscheinlich. Zwar könnte das wienerische gleichbedeutende »schwabeln« dazu verleiten, und so finden wir auch in dem

Wörterverzeichnisse, das Seidls Flinserln beigegeben ist, »schwabeln« durch »schwäbeln« erklärt. Indessen »schwabeln« zeigt durch sein helles a, daß es für »schwaibeln« steht; und so schreibt auch Castelli. »Schwaibeln« aber wird von Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuche (ob mit Recht?) zu »schwaiben« = schwenken (wovon ein andermal) in Beziehung gesetzt und für die Bedeutungsentwicklung auf »Schwank« (eigentlich = das Schwingen, Schwenken) verwiesen. Im thüringischen Harze sagt man in gleichem Sinne »schwäweln« = schriftdeutsch »schwebeln« zu »schweben«; hier liegt also wohl die Bedeutung des Schwankenden, Unsicheren zugrunde. Das in Norddeutschland für gedankenloses Reden übliche »schwabbeln«, ebenso das thüringische »schwappeln« bezeichnen ursprünglich die schwankende Bewegung von Flüssigem oder Gallertartigem, dann den überfließenden Wortschwall; sie sind abgeleitet von den tonmalenden »schwappen, schwabben«. Wie sich zu diesen Bildungen nun »schwefeln«, niederdeutsch »sweeveln«, auch »schwafeln« (z. B. in Leipzig), »schwofeln« (altenburgisch), »schwufeln« (neben »schwofeln« erzgebirgisch) verhalten, ist schwer zu sagen. In »schwefeln« liegt wohl volkstümliche Anlehnung an »Schwefel« vor; vgl. blauen Dunst vormachen.

Herrn A. H. . . . , Charlottenburg. Zu Sp. 60. Wir wollen gern einräumen, daß »Hundertel« und »Tausendtel« bequemer auszusprechen sind als »Hundertstel« und »Tausendstel«, wollen auch die von Ihnen hervorgehobene Häufigkeit der erstgenannten Formen in der guten Schriftsprache als rücksichtswürdig anerkennen, endlich selber noch hinzufügen, daß schon im 18. Jahrhundert »Hunderttheil« von Lichtenberg und »Hunderttheilchen« von Bürger gebraucht worden sind. Trotzdem möchten wir die Formen »Hundertstel« und »Tausendstel« entschieden vorziehen; denn sie sind die grammatisch richtigeren, und das ist bei Schwankungen des Sprachgebrauchs zu beachten. Früher hat man auch gewagt, »der hunderte« (z. B. Wieland, Hammer, Tieck) und »der tausende« (Lessing) zu sagen; diese Formen sind aber völlig wieder aufgegeben, und so sollte man auch »Hundertel« und »Tausendtel« wieder beseitigen.

Herrn G. . . . , Bergeborbeck. wenn auf Tafeln in Bahnhöfen usw. zu lesen steht: »Zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege bittet man, das Ausspucken . . .«, so läßt sich das gewiß kürzer ausdrücken; aber unlogisch ist das Nebeneinander von »Förderung« und »Pflege« nicht. Sind auch die Begriffe nahe verwandt und häufig miteinander zu vertauschen, so besteht hier doch ein leichter Unterschied. »Öffentliche Gesundheitspflege« ist ein festgeprägter Begriff, der die Sorge für das öffentliche Gesundheitswesen und die Gesamtheit der dafür getroffenen Einrichtungen bezeichnet; und es läßt sich doch sehr wohl denken, daß diese Pflege »gefördert« wird, ebenso wie sie gehindert werden kann. — Neben »Asche« gab es früher eine Nebenform »Ascher«, die vor allem in Zusammensetzungen verwendet wurde, so »ascherfarb« = aschfarben, »Ascherbrödel« neben »Aschenbrödel« usw. In »Aschermittwoch« hat sich diese Form unangefochten bis auf den heutigen Tag erhalten, wie denn überhaupt Zusammensetzungen, zumal wenn sie zu einer festen Einheit geworden sind, nicht selten alte Sprachformen bewahren, so »Doppeladler« (neben »doppelt«), »Rauchwerk« (neben »rauh«) usw.

Herrn R. M. . . . , Danzig. Wenn der Sprachgebrauch zwischen »Gabelsbergerianer« und »Gabelsbergeraner« schwankt, so ist aus Rücksichten des Wohlklanges und der Sprechgeläufigkeit die zweite Form vorzuziehen; denn richtig gebildet sind beide, und beide haben Vorbilder: »Wagnerianer, Zillertianer — Lutheraner, Jägeraner« usw. Aber schön sind ja freilich alle diese Bildungen nicht, die an den deutschen Wortkörper eine fremde Endung fügen, und unsere Zeitschrift hat sich schon wiederholt dagegen ausgesprochen. In alten Zeiten hätte man unbedenklich von »Gabelsbergerschen« und »Stolzeschen« sprechen können, wie von »Lutherschen« u. ä., und wie noch Goethe »die Kantischen« statt »Kantianer« sagt (und die »Weimarischen« neben »Weimaraner«). Heute würde diese Bildung vermutlich auf Widerspruch stoßen. Aber es wäre doch der Mühe wert, ihr einmal näher zu treten. Einstweilen empfehlen wir »Gabelsbergeraner«; denn »Machtsprüche« sind nicht Sache des Sprachvereins.

Herrn F. O. . . . , Dresden. Der Satz des Kritikers Max Geißler in der Zeitschrift »Tag« vom 25. März d. J.: »er stand in intimen Beziehungen zu Dora, die sich ihm bald verleidete« wird Ihnen klar werden, wenn sie zwei Sätze in Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit danebenhalten: »die tapfern Mädchen erfanden in der Not ein kluges Mittel, wodurch sie sich den fremden Siegern verleideten« und: »die Welt verleidete sich ihm«. Also: »sich verleiden« = sich leid machen, leid werden. Häufig ist allerdings diese rückbezügliche Verwendung von »verleiden« nicht; sie entspricht aber ganz dem sonstigen Gebrauche des Wortes: »einem etwas verleiden, mir wird etwas verleidet«. Früher wurde das Wort auch ziellos (intransitiv) gebraucht = leid sein oder werden, z. B. »wie mir meine alten Mauern und Türme nach und nach verleideten« (Goethe), also ganz wie »sich verleiden«.

Herrn Ku. . . . , Halle a. d. S. Die Form »Ablieger« gibt es nicht; es heißt nur »Ableger«, sowohl im Gartenbau wie in der Bienenzucht, und auch im übertragenen Sinne. Ältere Belegstellen aus Lichtenberg, Jean Paul, Dahlmann, Börne, Bogumil Goltz bieten die Wörterbücher von Grimm und Sanders. Auch heute noch heißt es durchweg »Ableger«. Der Verfasser der von Ihnen eingesandten Bemerkungen über Passionsblumen (auf dem Blatte eines Abreißkalenders) ist wohl mehr Blumenzüchter als Sprachkenner. Sonst könnte er nicht schreiben: »Vermehrung durch Ablieger (fälschlich Ableger)«. Wahrscheinlich hat er gemeint, daß die von Zeitwörtern abgeleiteten Hauptwörter auf -er nur eine handelnde Person bezeichnen dürften (»Absender, Sieger, Überläufer« usw.), daß also »Ableger« nur der sein könne, der ein Reis von einer Pflanze ablegt. In Wahrheit aber gibt es zahlreiche solche Bildungen, die (abgesehen von anderen Bedeutungsentfaltungen) den Gegenstand der Handlung bezeichnen, z. B. »Senker, Absenker, Schieber, Überzieher, Vorstecker, Vorleger, Ausleger« u. a. Und wie die beiden letztgenannten Wörter Gegenstände bezeichnen, die vor- oder ausgelegt werden, so ist auch »Ableger« ein Reis, das abgelegt wird. Vgl. auch Behaghel Wiss. Beih. III. Reihe (Nr. 14/5) S. 139.

Herrn L. B. . . . , Pr. Stargard. Es muß heißen: »von Sonntag, dem 3. März, bis Montag, den 4. März« oder »bis zum Montag, dem 4. März.« Denn der Beisatz muß in demselben Falle stehen wie sein Beziehungswort. Das Verhältniswort »bis« aber wird mit dem vierten Falle verbunden: »bis diesen Tag, bis diese Stunde« (so öfter bei Goethe und Schiller), »bis spätestens den 1. März«, »bis nächste Woche«. Freilich besteht heute eine gewisse Abneigung gegen die Anfügung eines erkennbaren vierten Falles an »bis«. Aber das berechtigt noch nicht zur Verwendung des dritten. Falsch ist also nicht nur: »bis Montag, dem 4. März«, sondern auch: »bis Tungtschau, dem Flußhafen Pekings«, »bis Korfu und den ionischen Inseln« u. ä. In den beiden letzten Beispielen, wo es sich um Ortsbestimmungen handelt, muß man dem auch sonst überwiegenden Gebrauche folgen und »bis« mit noch einem Verhältnisworte verbinden: »bis nach Tungtschau, dem . . . , bis zu Korfu und den . . .«, usw. Dasselbe ist bei Zeitbestimmungen möglich (»bis zu nächster Woche, bis auf diesen Tag«), aber nicht notwendig. K. S.

Herrn F. G. . . . Sie wenden sich gegen die Ablehnung der Namensform Wotan für unsern heutigen Gebrauch (in der Aprilnummer dieser Zeitschrift Sp. 141). »Für falsch erklärt« ist die Form Wotan nicht, wohl aber ausgesprochen, daß sie nur auf beschränktem Sprachgebiete bestanden haben kann. Gedacht war dabei an hoch- und niederdeutsche Grenzgebiete, die mit dem Niederdeutschen ō bewahrt und mit dem Hochdeutschen d zu t verschoben haben. Dem wäre der Vollständigkeit wegen allerdings noch zuzufügen gewesen: und im Hochdeutschen in einer gewissen Zeit, nämlich nach Eintritt der Verschiebung des d zu t und vor dem Übergang des langen o in den diphthongischen Laut. Darauf weisen Sie mit Recht hin. Belegt aber ist die Form Wotan nicht, und so bleibt bestehen, daß wir heute nur die Formen Wodan oder Wuotan gebrauchen sollten, in denen dieser Gottesname wirklich vorkommt. Daß Wuotan durch sein unserer heutigen Sprache fremdes uo nicht recht bequem ist, heben Sie gleichfalls mit Recht hervor; aus diesem Grunde war auch schon an jener Stelle unsrer Zeitschrift Wutan als heute zulässige Form bezeichnet, denn so oder vielleicht Wuten müßte im hochdeutschen Sprachgebiete der Name heute lauten. Richard Wagner wählte Wotan vermutlich als Vermittlung zwischen Wodan und Wuotan, und dazu mochte er vom Standpunkte seines künstlerischen Bedürfnisses

ein Recht haben; aber daß wir nun deshalb diese Form, die nur eine zeitlich oder örtlich beschränkte Geltung gehabt haben kann, vor den sonst in der Überlieferung feststehenden Wodan und Wuotan bevorzugen müßten, ist nicht zuzugeben.

Paul Pietsch.

Herrn Prof. Th. G. . . . ., Armentières. Schönsten Dank für Ihre freundliche Mitteilung zu Revirement (vgl. Sp. 104/5)! Danach hätte sowohl Heyse-Lyon wie selbst Sachs-Villatte unrecht, wenn sie »revirement« u. a. als »Verwendung der Überschüsse eines Etat-Titels zu anderweitigen Ausgaben« erklären; in diesem Sinne verwenden die Franzosen nach Ihrer Angabe nur das einfache Hauptwort »virement« (z. B. virements de fonds), während die Hauptbedeutung von »revirement« »plötzliche Änderung, Glückswechsel, Umschwung« ist (z. B. revirement d'opinion).

J. E. W.

Herrn B. Fr. . . . ., Frankfurt. Eine sonderbare Quittung haben Sie von einer großen westfälischen Papierfabrik erhalten in Gestalt einer Postkarte, die mit den Worten bedruckt ist: »Im Besitze Ihrer Anschaffung von gestern, nehmen wir dieselbe dankend, gefl. Aufgabe gemäß, in Ihr Credit u. ü. V. auf, und bleiben auch ferner Ihren Diensten mit Vergnügen gewidmet«. Sie finden in dieser Mitteilung keinen Sinn, und wir möchten auf diese Stilprobe die »Papier-Zeitung« aufmerksam machen, das bekannte Fachblatt des Papierhandels, das sich schon immer um die Verbesserung der kaufmännischen Fachsprache bemüht hat. Gerade jetzt veröffentlicht es (in Nr. 34 vom 28. April) wieder einen Mahnruf gegen die »Inversionspest« (Nachstellung nach »und«) und begleitet ihn mit eigenen Zusätzen und der Mitteilung einer »neuen Blüte des berüchtigten Kaufmannsdeutsch«. Diese Blüte, auch in einer bedeutenden Papierfabrik gewachsen, wird wieder Ihnen Vergnügen machen. In einem Geschäftsbriefe wird mitgeteilt, daß »die angeeilten Couverts noch heute zum Versand kommen sollen«. Nach der Vermutung der Papier-Zeitung soll das heißen: daß die (wiederholt) dringend geforderten Briefumschläge noch heute usw., und der wackre Briefschreiber hat mit seinem Unworte eine Verdeutschung für »urgieren« gesucht.

Herrn K. M. . . . ., Leipzig. Sie nehmen Anstoß an der Verwendung des Ausdruckes Plateau im erdkundlichen Unterricht und in den bekannten Seydlitzschen Lehrbüchern (auch in den neueren Auflagen?), irren sich aber, das für eine Neuerung zu halten. Denn im Gegenteil ist der Gebrauch dieses Fremdwortes offenbar verbreiteter gewesen und dann unter Einwirkung namhafter Fachgelehrter zurückgegangen. Das ist zu erkennen aus einer Äußerung des Hallischen Geographen Alfred Kirchhoff, enthalten in einem Aufsatze der Saalezeitung Nummer 239 vom 6. Oktober 1891 über »das Dach der Welt«, das Hochland Pamir, von dem er sagt: »Dabei stellt es aber keineswegs eine eintönig verlaufende Hochfläche dar, wie man so leicht anzunehmen neigte, als man (ehe uns Richthofen das törichte Fremdwort »Plateau« abgewöhnte) mit Vorliebe von einem »Pamir-Plateau« redete. Wer statt Platte oder Plattform Plateau sagt, macht sich eigentlich gerade so lächerlich wie einer, der das gute deutsche Wort »Ergebnis« ganz aus seinem Wörterbuch streicht zugunsten des so viel »wissenschaftlicher« klingenden »Resultat«. Übereinstimmend hat auch Albert Heintze in dieser Zeitschrift 1899 Sp. 83 bemerkt, daß »Plateau« u. a. vom preußischen Generalstabe durch »Hochfläche« ersetzt sei. Gewiß aber ist der Schmarotzer noch nicht ganz verschwunden, noch weniger wohl das von Kirchhoff mit gleichem Recht beklagte »Resultat«, das noch vielorts mit anderen ebenso unverständlichen Fremdwörtern dem Sprachschatz unserer Sextaner in der Rechenstunde künstlich eingepfropft wird.

Herrn L. W. . . . ., Wiesbaden. Das ist nicht Nachlässigkeit, sondern Fremdwortsucht, wenn der Frankf. Generalanzeiger am 1. Mai meldet, die sozialdemokratischen Vertrauensleute des 4. Berliner Wahlkreises hätten ein Mißtrauensvotum gegen die Zeitungsgründung des Abgeordneten Bernstein erlassen, das vom »Vorwärts« abgedruckt und ausdrücklich benediziert werde.

Herren F. v. R. . . . ., Oldenburg, und J. M. . . . ., Berlin. Sie haben recht; da Herr Louis Baatz in der Französischen Straße wohnt, so sind das Magasin de Modes und die Ankündigung sämtlicher Nouveautés der Saison stilgemäß. Nur vertragen sich damit nicht ganz die vielen Wappen Ihrer Majestät, unserer deutschen Kaiserin und Königin von Preußen, die feingestochen die Hälfte des Briefbogens füllen. Aber was kann der französische Mann dafür, daß er nun einmal deutscher Hoflieferant ist? — Mme Wâly, ebenfalls in Berlin, Unter den Linden 56, kommt vielleicht bald auch in diese Verlegenheit, und schade dann um ihre vornehme Geschäftskarte, die jetzt außer dem Namen und der Straßenangabe nur folgendes enthält: Modes Parisiennes. Exposition de chapeaux modèles des mieux choisis. Prix modérés. Englih spoken. — Nein, beinahe hätten wir ihr unrecht getan, es steht ja auch noch da »Man spricht deutsch«, gewiß ein äußerst liebenswürdiges Entgegenkommen gegen die in der französischen Sprache unsicheren Berlinerinnen, auf deren Kundschaft und Geld Madame Wâly rechnet. Hoffentlich werden diese mit der Zeit doch etwas empfindlicher gegen die Unschicklichkeit, die in dieser Ausländerei liegt. Die auf Sp. 172 mitgeteilte Verwahrung der deutschgesinnten Zürcherin ist ein gutes Vorzeichen.

Stilverirrung. Die Frage nach der lokalisierten Verknüpfung psychischer Funktionen mit bestimmten Bezirken der Großhirnrinde war der Gegenstand eines Vortrags, über den vor längerer Zeit der Hannoversche Kourier berichtete. Laut diesem Berichte sprach der Vortragende von der Entdeckung dieser Lokalisationen, von den Exstirpationsversuchen und der Existenz einer psychomotorischen Sphäre. Versuche am Tiere »erfahren« ihre Bestätigung durch die pathologischen »Erfahrungen« am Menschen, namentlich bei der Apoplexie. Ausfallserscheinungen in den Bewegungen des Tieres werden später wieder durch andere Gehirnteile kompensiert. Der motorischen Sphäre stehen die sensorischen Sphären gegenüber. Exstirpation dieser Sphären erzeugt bestimmte Störungen. Die zwischen den motorischen und sensorischen Sphären gelegenen Oberflächenbezirke des Gehirns dienen der Assoziation der Sinneseindrücke untereinander und mit motorischen Impulsen. Mit einem bestimmten Assoziationsgebiet sind die Assoziationen des kritischen Intellekts verknüpft. Die Funktionen einiger Assoziationsgebiete müssen noch im einzelnen analysiert werden. — Der ganze Wortlaut des Zeitungsberichts ist nur um wenige Zeilen länger als diese gedrängte Übersicht seiner hervorstechenden Eigentümlichkeiten. Schwerlich fallen diese ganz oder zum größern Teile dem Berichterstatter zur Last. Wahrscheinlicher ist, daß er nur seine Ehre darein setzte, sich vor seinen Lesern auch mit dem Flitter zu behängen, den der Vortragende selbst so prachtvoll um sich herumgeworfen hatte. In dem Falle hat der Göttinger Professor Verworn selbst diese Stilverirrung zu verantworten, die um so größer ist, als — man glaubt es kaum — sein Vortrag für »Vereine zur Förderung weiblicher Bildung« bestimmt war. Was für einen Hexensabbat mögen die unverständlichen Fremdwörter in den Köpfen der anwesenden Damen angerichtet haben! Kein Wunder aber, wenn durch solche Beispiele der alte Wahn genährt wird, als sei dunkle Unverständlichkeit ein unerläßliches Erfordernis der Gelehrsamkeit. Und doch gibt es auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hervorragende Männer genug, die glänzende Beweise des Gegenteils sind.

Geschäftlicher Teil.

Übersicht der Rechnung für das Jahr 1903.

A. Einnahme.

		ℳ	₰
1. **Bestand** aus d. Jahre 1902		1 513	17
2. **Beiträge** von 229 Zweigvereinen		36 557	15
(Aachen 276 ℳ — Altenburg 276 ℳ — Altona 216,05 ℳ — Anklam 32,10 ℳ — Annaberg 24 ℳ — Attendorn 25,40 ℳ — Augsburg 100 ℳ — Barmen 260,05 ℳ — Bautzen 130 ℳ — Bedburg 30 ℳ — Bergedorf 28 ℳ — Berlin-Charlottenburg 2391,50 ℳ — Bielefeld 86 ℳ — Bingen 54 ℳ — Birkenfeld 48,10 ℳ — Bitterfeld 62 ℳ — Bocholt 40 ℳ — Bonn 684 ℳ — Boppard 74 ℳ — Braunschweig 512 ℳ — Bremen 52,05 ℳ — Breslau 594 ℳ — Brieg 20 ℳ — Bromberg 110 ℳ — Budweis 44,29 ℳ — Bukarest 28 ℳ — Burgbrohl 34 ℳ — Buxtehude 34 ℳ — Celle 106 ℳ — Chemnitz 210 ℳ — Cilli 49,57 ℳ — Crimmitschau 94 ℳ — Czernowitz 39,26 ℳ — Danzig 132 ℳ — Darmstadt 45,80 ℳ — Delitzsch 76 ℳ — Diedenhofen 80 ℳ — Dirschau 91 ℳ — Döbeln 96,05 ℳ — Dortmund 142 ℳ — Dresden 1070 ℳ — Duisburg 414 ℳ — Düren 184 ℳ — Düsseldorf 360 ℳ — Eger 76,76 ℳ — Eisleben 102 ℳ — Elberfeld 518 ℳ — Elbingerode 36 ℳ — Erfurt 104 ℳ — Eschwege 84 ℳ — Essen 596 ℳ — Flensburg 62 ℳ — Forbach 40 ℳ — Frankfurt a. M. 246 ℳ — Frankfurt a. d. O. 128 ℳ — Freiberg 114 ℳ — Freiburg 240 ℳ — Fulda 50 ℳ — Fürstenwalde 26 ℳ — Gablonz 102,48 ℳ — Gelsenkirchen 154 ℳ — Gießen 130 ℳ — Glauchau 30 ℳ — Gleiwitz 198 ℳ — Glogau 62 ℳ — Görlitz 112 ℳ — Gotha 54 ℳ — Graz 425,25 ℳ — Greifenberg 74 ℳ — Greiz 32,20 ℳ — Grimma 206 ℳ — Großröhrsdorf 24 ℳ — Guben 56 ℳ — Halberstadt 144 ℳ — Halle 458 ℳ — Hamburg 502 ℳ — Hannover 548 ℳ — Harburg 76 ℳ — Haynau 81 ℳ — Heidelberg 108 ℳ — Heilbronn 254 ℳ — Heiligenstadt 30 ℳ — Heilsberg 56,10 ℳ — Hirschberg 42 ℳ — Höchst 58 ℳ — Holzminden 92 ℳ — Hörde 76 ℳ — Horn 75,21 ℳ — Janowitz 48 ℳ — Jena 28 ℳ — Iglau 37,57 ℳ — Innsbruck 170,43 ℳ — Itzehoe 56 ℳ — Kamenz 20 ℳ — Karlsruhe 420 ℳ — Kassel 1512 ℳ — Kattowitz 244 ℳ — Kempen 190 ℳ — Kiel 168 ℳ — Klagenfurt 209,61 ℳ — Koblenz 398 ℳ — Kolmar 150,10 ℳ — Köln 790 ℳ — Königsberg 228 ℳ — Königshütte 50 ℳ — Konstanz 30 ℳ — Köslin 94 ℳ — Köthen 78 ℳ — Kottbus 122 ℳ — Krefeld 134 ℳ — Krems 281,45 ℳ — Kronstadt 24,56 ℳ — Krotoschin 52 ℳ — Kulm 56 ℳ — Laibach 63,22 ℳ — Leer 32 ℳ — Leipa 73,50 ℳ — Leipzig 436 ℳ — Leitmeritz 85,54 ℳ — Leoben 111,05 ℳ — Liegnitz 106 ℳ — London 1000 ℳ — Lübben 76,05 ℳ — Lübeck 302 ℳ — Ludwigsburg 120 ℳ — Lugano 20 ℳ — Magdeburg 416 ℳ — Mailand 300 ℳ — Mainz 80 ℳ — Marburg (Drau) 384,12 ℳ — Marienburg 40 ℳ — Marienwerder 286 ℳ — Markirch 26 ℳ — Meiningen 94 ℳ — Meißen 58 ℳ — Metz 300 ℳ — Minden 72 ℳ — Mörs 24 ℳ — Mühlhausen (Thür.) 68 ℳ — Mülheim (Rhein) 150 ℳ — Mülheim (Ruhr) 18 ℳ — München 440 ℳ — M. Gladbach 120 ℳ — Münden (Hann.) 182 ℳ — Münster 160 ℳ — Nakel 60 ℳ — Naumburg 120 ℳ — Neubrandenburg 30 ℳ — Neunkirchen 80 ℳ — Neuruppin 60 ℳ — Neustettin 80 ℳ — Norden 172 ℳ — Nürnberg 154 ℳ — Oberfrohna 68 ℳ — Oberhausen 84 ℳ — Oldenburg 114 ℳ — Oppeln 164 ℳ — Osnabrück 42 ℳ — Paderborn 42 ℳ — Pforzheim 54 ℳ — Pirna 122 ℳ — Plauen 116 ℳ — Plön 46 ℳ — Posen 228 ℳ — Potsdam 231 ℳ — Prag 129,76 ℳ — Prüm 16 ℳ — Quedlinburg 78 ℳ — Ratibor 200 ℳ — Recklinghausen 40,05 ℳ — Reichenberg 651,94 ℳ — Remscheid 52 ℳ — Rheydt 107,05 ℳ — Roßleben 58 ℳ — Rostock 12 ℳ — Rudolstadt 65 ℳ — Ruhrort 140 ℳ — Saarbrücken 104 ℳ — St. Goar-St. Goarshausen 88 ℳ — Schildberg 40 ℳ — Schlawe 60 ℳ — Schopfheim 28 ℳ — Schwerin 104 ℳ — Siegburg 40 ℳ — Siegen 190 ℳ — Slawentzitz 236 ℳ — Sobernheim 20 ℳ — Sömmerda 24 ℳ — Sonderburg 37,20 ℳ — Sonneberg 34 ℳ — Stade 48 ℳ — Stendal 112 ℳ — Stettin 364 ℳ — Stralsund 35,80 ℳ — Strasburg (Westpr.) 56 ℳ — Straßburg (Elf.) 336 ℳ — Stuttgart 268 ℳ — Suhl 86 ℳ — Tangermünde 34 ℳ — Teplitz 42,59 ℳ — Tetschen-Bodenbach 271,77 ℳ — Thorn 340 ℳ — Tilsit 184 ℳ — Tolkemit 52 ℳ — Tondern 120 ℳ — Torgau 86 ℳ — Trarbach 32 ℳ — Treptow a. d. R. 34 ℳ — Trier 200 ℳ — Triest 47,70 ℳ — Troppau 187,95 ℳ — Tübingen 40 ℳ — Viersen 74 ℳ — Wermelskirchen 98 ℳ — Wesel 127,70 ℳ — Wetzlar 120 ℳ — Wien 169,22 ℳ — Wiesbaden 190 ℳ — Windhuk 202 ℳ — Wolfenbüttel 12 ℳ — Wolkenstein 13 ℳ — Worbis 20 ℳ — Wurzen 74 ℳ — Zeitz 60 ℳ — Zerbst 84 ℳ — Zeulenroda 56 ℳ — Zittau 496 ℳ — Zschopau 54 ℳ — Zwickau 144 ℳ)			
3. **Beiträge** von 3618 unmittelbaren Mitgliedern		12 500	94
4. **Für Drucksachen:**			
a. Erlös aus dem Verkaufe	ℳ 3844,16		
b. Zahlungen für Anzeigen u. Beilagen	» 1333,60	5 177	76
5. **Sonstige Einnahmen:**			
a. Zinsen von den Banken	ℳ 1180,85		
b. » der Diederichsstiftung	» 175,—		
c. Auslagenerstattungen und besorgte Drucksachen	» 113,35	1 469	20
		57 218	22
d. Stiftung einer Preisaufgabe		1 200	—
e. Von der Deutschen Bank zurückgezogen		27 969	95
		86 388	17

B. Ausgabe.

		ℳ	₰
1. **Geschäftsführung:**			
A. **Vereinsleitung.**			
a. Ehrensold des Vorsitzenden	ℳ 2000,—		
b. Schreibwart (einschl. Miete usw. d. Geschäftsraumes)	» 1000,—		
c. Bedürfnisse und Einrichtung der Amtsräume	» 51,30		
d. Postgeld	» 187,20		
e. Rundschreiben und Berichte	» 88,70	3 227	20
B. **Schriftführer** (einschl. Leitung der Beihefte):			
a. Ehrensold	ℳ 1200,—		
b. Postgeld	» 16,20	1 216	20
C. **Geschäftsstelle.**			
a. Ehrensold des Schatzmeisters	ℳ 2000,—		
b. Buchhalterinnen (Gehalt, Altersversorg.-Beitrag usw.)	» 2054,88		
c. Betriebskosten des Verlages	» 107,45		
d. Allgemeine Geschäftsbetriebskosten	» 439,86		
e. Geschäftseinrichtung und Zimmergeräte	» 26,55		
f. Frachten und Postgeld, auch für Werbebetrieb	» 1641,85		
g. Kassenentschädigung 1901/3	» 300,—	6 569	59
2. **Bücherei**		148	97
3. **Kosten der Bewegung:**			
a. Hauptversammlung	ℳ 1160,35		
b. Gesamtvorstandssitzungen	» 2012,55		
c. Ausschußsitzungen	» 176,60	3 349	50
4. **Kosten der Werbearbeiten:**			
a. Ehrensold des Leiters des Werbeamtes	ℳ 1200,—		
b. Betriebsausgaben und Postgeld des Leiters	» 193,75		
c. Drucksachen zu Werbungen der Vereinsleitung, der Geschäftsstelle, d. Werbeamtes, d. Zweigvereine usw.	» 956,83		
d. Werbereisen, Vorträge usw.	» 1526,07		
e. Beihilfen an Zweigvereine	» 2689,95		
f. Mitteilungen für Sprachecken	» 119.60	6 886	20
5. **Kosten der Zeitschrift:**			
a. Schriftsold: 1. Schriftleiter ℳ 1650,— 2. Mitarbeiter » 2418,98	ℳ 4068,98		
b. Druckkosten und Buchbinderarbeit	» 4800,88		
c. Papier	» 7388,95		
d. Anzeigen und Beilagen	» 123,—		
e. Versendungskosten (Berlin und Halle)	» 5496,87		
f. Postgeld und Amtsbedürfnisse	» 276,62	22 104	30
6. **Kosten der Beihefte, Verdeutschungsbücher und anderer verkäuflicher Drucksachen:**			
a. Beiheft 23 u. 24	ℳ 3923,83		
b. Vier Verdeutschungsbücher (Papier z. T. aus d. Vorj.)	» 2721,26		
c. Andere verkäufliche Drucksachen	» 148,90	6 793	99
7. **Verschiedenes:**			
a. Kosten der Geschäftsstelle, Motzstraße: 1. Miete und Feuerversicherung, Ausbesserungen ℳ 558,70 2. Bewirtschaftung, Beleuchtung, Heizung, Reinigung » 254,— 3. Steuern und Stempelgebühren » 19,—	ℳ 831,70		
b. Ehrungen, Beiträge an Vereine	» 310,—		
c. Insgemein, auch Auslagen für besorgte Bücher, Drucksachen für Zweigvereine und Rückzahlungen	» 130,67		
d. Zeitschriftenversand f. d. Diederichsstiftung	» 88,65	1 361	02
		51 656	97
e. Zur Deutschen Bank gegeben behufs Verwahrung	ℳ 27 969,95		
» » » » » Anlage	» 5000,—	32 969	95
		84 626	92
Dazu Bestand		1 761	25
		86 388	17

A. Übersicht.

Einnahme	ℳ 86 388,17
Ausgabe	» 84 626,92
Kassenbestand	ℳ 1 761,25

B. Vereinsvermögen in Wertpapieren.

Auf der Reichsbank hinterlegt.

Bestand von 1903.

			Nennwert	Börsenwert 31./12. 03
3 Stück	3½ %	ostpreußische Pfandbriefe C. № 12609. 19641. 27642 je 1000 ℳ	3000 ℳ	2982,— ℳ
5 »	3½ %	Deutsche Reichsanleihe B. № 35491/95 je 2000 ℳ	10000 »	10220,— »
2 »	3½ %	preuß. konsolid. Staatsanleihe B. № 162499. 217180 je 2000 ℳ	4000 »	4084,— »
6 »	3½ %	» » » C. № 167652. 486430/2. 536691. 563996 je 1000 ℳ	6000 »	6126,— »
7 »	3½ %	» » » D. № 328349/54. 404489 je 500 ℳ	3500 »	3573,50 »
10 »	3½ %	» » » E. № 177089. 181242. 181452/3. 181458. 181461. 183442/5 je 300 ℳ	3000 »	3063,— »
1 »	3½ %	Landsch. Centr.-Pfandbriefe № 241312 zu 1000 ℳ	1000 »	1000,— »
1 »	3½ %	» » » № 274729 zu 5000 ℳ	5000 »	5000,— »
		Zusammen	35500 ℳ	36048,50 ℳ

C. Wertbestände.

		ℳ	₰
1. Vorräte:			
a. Drucksachen:			
1. Verdeutschungsbücher 1—9	ℳ 2760,—		
2. Beihefte 1—24	» 918,—		
3. Zeitschrift	» 950,—		
4. Erler, 5. Schrader, 6. Meigen, 7. Ehrenkranz, 8. Zöllner [1], 9. Dunger	» 300,—		
10. Tennistafeln, aufgezogen	» 5,—		
11. Briefbogen	» 58,—		
12. Inhaltsverzeichnis z. Zeitschrift 1886—1900	» 175,—	5166	—
Zu übertragen		5166	—
Übertrag		5166	—
b. Papiervorräte:			
1. zur Zeitschrift	ℳ 590,—		
2. zu Beiheften	» 120,—		
3. zu Verdeutschungsbüchern	» 8,—		
4. zum Aufruf	» 45,—	763	—
2. Ausstehende Forderungen auf Barwert zurückgeführt:			
a. Außenstände im Buchhandel	ℳ 220,—		
b. Allgemeines Schuldbuch	» 65,—		
c. Rückstände von Beiträgen der Zweigvereine	» 1436,—		
d. Desgl. der unmittelbaren Vereinsmitglieder	» 30,—	1751	—
3. Vereinsbücherei		590	—
4. Wirtschaftssachen im Gebrauch des Vorsitzenden, der Geschäftsstelle und des Schriftleiters		785	—
		9055	—

Gesamtvermögen des Jahres 1903.

A. Kassenbestand	ℳ 1 761,25
B. Vereinsvermögen in Wertpapieren zum Börsenwert	» 36 048,50
C. Wertbestände	» 9 055,—
Zur Anlage in Wertpapieren	» 5 000,—
	ℳ 51 864,75

Der Vorsitzende:
O. Sarrazin.

Der Schatzmeister:
F. Berggold.

Anmerkung: Aus den Mitteln der Diederichsstiftung des A. D. Sprachvereins erhalten folgende Anstalten die Zeitschrift für die Jahre 1903/04 unberechnet:

a) Die Lehrer- und Lehrerinnenseminare und Bildungsanstalten in Altdorf, Altenburg, Aschaffenburg, Auerbach, Bayreuth, Bensheim, Berent, Bückeburg, Bunzlau, Burgsteinfurt, Dessau, Detmold, Deutsch-Krone, Dillenburg, Eichstätt, Eisenach (2), Eßlingen, Ettlingen, Fraustadt, Friedeberg, Genthin, Hadersleben, Hilchenbach, Hildburghausen, Kaiserslautern, Kammin, Koburg, Königsberg, Koschmin, Kyritz, Lichtenstein-Kallnberg, Linnich, Lübtheen, Meersburg, Mettmann, Mirow, Montabaur, Nagold, Neukloster, Neuwied, Odenkirchen, Öls, Oranienburg, Oschatz, Osterburg, Ottweiler, Pfalzburg, Prenzlau, Preuß. Friedland, Pyritz, Sagan, Schleiz, Schlettstadt, Schlüchtern, Schmölln, Schwabach, Schwäb. Gmünd, Segeberg, Sondershausen, Soest, Straubing, Tuchel, Vechta, Weimar, Weißenfels, Wunstorf, Küßnacht, Zürich.

b) Die Lesezimmer der Hochschulen in Basel, Bern, Zürich.

c) Die Deutsche Realschule in Konstantinopel.

d) Das Großherzogliche Athenäum in Luxemburg.

Vorstehende Rechnungsübersicht für 1903 haben wir geprüft, mit den Geschäftsbüchern und Belegen verglichen und richtig befunden.

Breslau und Reichenberg i. B. im April 1904.

v. Leutsch,
Mitglied des Zweigvereins Breslau.

Wendelin Wildner,
z. Z. Zahlmeister des Zweigvereins Reichenberg.

Briefe und Zusendungen für die Vereinsleitung sind zu richten an den Vorsitzenden,
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und Beitrittserklärungen (jährlicher Beitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die Zeitschrift an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 52, Paulstraße 10,
für die Wissenschaftlichen Beihefte an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das Werbeamt an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 7/8 — Juli/August 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 8 ℳ. jährlich bezogen werden.

Diese Nummer gilt für die Monate Juli und August.

Jahresbericht.

Juni 1903 bis Juni 1904.

Die Entwicklung des Deutschen Sprachvereins seit der Breslauer Hauptversammlung im Juni 1903 hat sich weiter in stetig aufsteigender Linie bewegt. Die Mitgliederzahl mit Einschluß der 3558 unmittelbaren Mitglieder ist auf 23700 gewachsen, die Zahl der Zweigvereine hat sich um 19 vermehrt und beträgt gegenwärtig 261. Gegenüber den 3847 unmittelbaren Mitgliedern des Vorjahres zählt der Verein zur Zeit 289 weniger. Dieser Rückgang ist indessen nur scheinbar. Ein großer Teil davon, der sich nach Hunderten berechnet, hat sich nämlich teils neu gegründeten, teils bereits bestehenden Zweigvereinen angeschlossen und somit den vornehmsten Zweck dieser Einrichtung erfüllt, den Grundstock zur Bildung neuer Zweigvereine abzugeben.

Im vorigen Jahresberichte konnte ich mitteilen, daß im Januar 1903 der erste Zweigverein in Amerika und zwar in Boston (Massachusetts) ins Leben getreten sei. Heute kann ich daran die erfreuliche Mitteilung knüpfen, daß vor kurzem auch in der größten Stadt der Vereinigten Staaten von Amerika, in Neuyork, ein Zweigverein gegründet worden ist. Am 21. Mai d. J. vereinigte sich im dortigen Hause des Deutschen Presseklubs, der seine Räume dafür zur Verfügung gestellt hatte, eine kleine aber erlesene Schar deutschamerikanischer, für die Bestrebungen unseres Vereins begeisterter Männer der Wissenschaft und des werktätigen Lebens zur Gründung eines »Zweigvereins Neuyork« des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Über den Erfolg der alsbald eingeleiteten Werbung zur Gewinnung weiterer Mitglieder sind noch keine Nachrichten hierher gelangt, doch bürgen Ruf und Tätigkeit der rührigen Gründer für ein baldiges weiteres Wachstum. Der Deutsche Sprachverein begrüßt diesen seinen neuen Zweig jenseit des Weltmeeres mit besonderer Freude und wünscht ihm von Herzen fröhliches Gedeihen.

Während der letzte Jahresbericht den Bestand von 242 Zweigvereinen feststellen konnte, hat sich ihre Zahl mittlerweile auf 261 erhöht, und zwar sind seit Jahresfrist folgende neue Zweigvereine entstanden: Alzey, Fürth, Grevenbroich, Hagen, Hanau, Haspe, Iserlohn, Kettwig, Konitz, Lingen, Lyck, Neuß, Neuwied, Neuyork, Oberglogau, Pr.Stargard, Rastenburg, Rüthen, Speyer, Velbert (Rheinl.) und Wolkenstein, also 21, mit 820 Mitgliedern. Dagegen sind die beiden kleinen Zweigvereine Elmshorn und Prüm erloschen.

Zu den bisherigen 21 Zweigvereinen, die 200 und mehr Mitglieder zählen, sind neuerdings drei weitere hinzugetreten: Karlsruhe, Mailand und Metz. Von diesen 24 Vereinen zählt Berlin-Charlottenburg 1225 Mitglieder, Kassel 740, London 525, Dresden 515, Köln 395, Reichenberg 351, Essen 320, Bonn 302, Breslau 282, Braunschweig 278, Zittau 269, Hannover 265, Hamburg 255, München 240, Duisburg 235, Elberfeld 235, Mailand 232, Marburg (Drau) 230, Koblenz 226, Halle (Saale) 216, Metz 216, Karlsruhe 210, Graz 208, Magdeburg 200.

In der Berichtszeit brachte die Zeitschrift unter zahlreichen kleineren die folgenden größeren Aufsätze:

»Jahresbericht August 1902 bis Mai 1903« von O. Sarrazin.
»Bericht über die 13. Hauptversammlung in Breslau« von Karl Scheffler.
»Wichtige Entscheidungen zur neuen Rechtschreibung« von O. Sarrazin.
»Aus ärztlichen Kreisen« von E. Graef.
»Die Erstarkung des Deutschtums in Nordamerika« von Oskar Streicher.
»Der Kampf des Deutschtums mit dem Franzosentum in der Schweiz« von Dr. Eduard Brigge.
»Mißbrauch der Umschreibung mit ,würde'« von W. Cüppers.
»Zur Sprache des Versicherungsrechtes« von Otto Hagen.
»Die Fremdwörter im Deutschen Skatspiel« von A. Schubert.
»Fußfrei« von Hermann Dunger.
»,Mitteschritt' und Verwandtes« von Karl Scheffler.
»Johann Gottfried Herder, † 18. Dezember 1803« von Karl Müller.
»Das Glück« von Hermann Wunderlich.
»Mit gutem weißen (-em) Wein? ein berühmter preußische (-er) Held?« von Hermann Dunger.
»Eine offene Bitte an die Herren Unterrichtsminister der deutschen Bundesstaaten und Österreichs«.
»Von deutscher Schokolade und deutschem Kakao« von O. Sarrazin.
»Milieu« von Karl Gomolinsky.
»Zur Weiterentwickelung der deutschen Sprache« von A. Heintze.
»Ein neuer Widersacher« von Oskar Streicher.
»Dorpater Studentendeutsch« von Max Boehm.
»Der Allgemeine Deutsche Sprachverein in Bayern«.
»Die Sprachpflege auf den großen Fachversammlungen« von Albert Harnisch.
»Deutschtum und Franzosentum in der Schweiz« von Eduard Blocher.

»Interesse — interessant« von **Paul Pietsch**.
»Die Notwendigkeit des Sprachvereins für eine gesunde Entwicklung deutscher Sprache und deutschen Volkstums« von **Theodor Imme**.

Von den **Wissenschaftlichen Beiheften** erschien Heft 23/24, enthaltend:

»Ein Reichsamt für deutsche Sprache« von **Otto Behaghel**.
»Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm« von **Alfred Götze** (mit einer Vorbemerkung von **Paul Pietsch**).
»Die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes und ihre kulturelle Bedeutung« von **O. Schrader**.
»Wie sind die Wortbildungen Referat, Dezernat, Inserat zu erklären?« von **Hermann Dunger**.
»Die Mitarbeiter der ‚Allgemeinen Deutschen Bibliothek' als Sprachrichter und Sprachreiniger« von **Wilhelm Feldmann**.

Von unseren **Verdeutschungsbüchern** sind in diesem Jahre drei in neuer Auflage erschienen, nämlich IV. **Deutsches Namenbüchlein**, bearbeitet von Prof. Dr. **Ferdinand Khull** in Graz, in 3. Auflage, VIII. **Die Heilkunde** von Oberstabsarzt Dr. **Otto Kunow** in Mainz in 4. Auflage, und V. **Die Amtssprache**, bearbeitet von Landgerichtsrat **Karl Bruns** in Torgau, in 7. Auflage (32. bis 36. Tausend). In diesen Heften ist die neue Rechtschreibung durchgeführt worden, die bei den Verdeutschungsbüchern eine nicht unbeträchtliche Veränderung in der Anordnung nötig machte. Die »Amtssprache« ist bedeutend vermehrt worden; namentlich das Kirchenrecht hat mehr Berücksichtigung erfahren, auch haben zahlreiche ältere Rechtsausdrücke, besonders aus dem Teutschen Flavius von Hommel, Aufnahme gefunden. Die Tatsache, daß von diesen Verdeutschungsbüchern immer neue Auflagen erscheinen müssen, zeigt deutlich, daß der Deutsche Sprachverein mit diesem seinem ersten Unternehmen einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen ist. Die Vorbereitung des Verdeutschungsbuches **Sport und Spiel** ist so weit gediehen, daß der Entwurf voraussichtlich bereits im August d. J. gedruckt und dann im Herbst an die Zweigvereine geschickt werden kann.

Von der **Deutschen Tanzkarte**, die, auf gesteiftes Papier gedruckt, die Verdeutschung der Tänze und der Merkrufe für den französischen Reigen (Française) und den höfischen Reigen (Quadrille à la cour) enthält, sind bisher weit über 40000 Stück unentgeltlich verteilt worden. In diesem Jahre ist die dritte Auflage erschienen, bearbeitet von dem Herausgeber des Verdeutschungsbuches IX (Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz), Professor Dr. **A. Tenecke** in Dresden.

Nach dem Muster der Deutschen Tanzkarte soll in nächster Zeit ein Auszug aus dem Verdeutschungsheft I als **Deutsche Speisekarte** auf Steifpapier gedruckt und gleichfalls unentgeltlich verteilt werden.

Auch die ersten 200 Sätze »**Zur Schärfung des Sprachgefühls**«, worüber im letzten Jahresbericht (Zeitschr. 1903, Sp. 205) ausführlicher Mitteilung gemacht ist, werden voraussichtlich binnen kurzem, in einer Sonderausgabe gesammelt und durch andere Beispiele vermehrt, im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erscheinen.

Auf der vorjährigen Hauptversammlung in Breslau wurde beschlossen (Zeitschrift 1903, Sp. 211), einen Ausschuß mit der Abfassung oder Zusammenstellung von kleinen Aufsätzen zu betrauen, die sich als Stoff für die schon mehrfach bestehenden **Sprachecken** in Zeitungen und Zeitschriften eignen. In diesen Ausschuß traten die Herren Professor Dr. **Gombert** in Breslau, Professor Dr. **Theodor Matthias** in Zwickau, Geh. Schulrat Professor Dr. **Menge** in Oldenburg und Professor Dr. **Wollmann** in Krems a. d. Donau. Die Leitung des Ausschusses und damit die Geschäftsführung übernahm Herr Oberlehrer **Wappenhans** in Plön. Die erste Veröffentlichung erschien unter der Bezeichnung »Mitteilungen für Sprachecken« Ende September 1903. Sie wurde an sämtliche Zweigvereine und an eine kleine Zahl von Einzelmitgliedern versandt, die, durch die Zeitschrift auf das neue Unternehmen aufmerksam gemacht, es kennen zu lernen oder Sprachecken in den Zeitungen ihres Bereiches einzurichten wünschten. Es war zunächst geplant, die »Mitteilungen« jeden Monat einmal herauszugeben, doch wurde mit Rücksicht auf die nicht unbedeutenden Kosten und Mühen der Versendung beschlossen, sie nur alle zwei Monate erscheinen zu lassen, dafür aber reichhaltiger zu gestalten. Während die erste Nummer nur sechs kleine Aufsätze und ein Gedicht gebracht hatte, enthielten die folgenden Nummern Stoff für 12—16 Sprachecken. Nr. 2 erschien im November v. J., Nr. 3 im Januar d. J., Nr. 4 im März, Nr. 5 im Mai, Nr. 6 wird zu Anfang Juli ausgegeben werden. Die Anzahl der versandten Abzüge hat sich rasch gehoben; zur Zeit erhalten rund 500 Personen einschließlich der Zweigvereinsvorstände etwa 670 Abzüge regelmäßig zugestellt. Daneben melden sich aber fast täglich Mitglieder oder Freunde des Vereins, die um einzelne Nummern bitten. Mit der Menge der Empfänger hat auch die Anzahl der Zeitungen zugenommen, die von den »Mitteilungen« wohl meist in der Form der Sprachecke, aber auch mit der Überschrift »Aus dem (Vom) Allgemeinen Deutschen Sprachverein«, »Sprachliches«, »Sprachliche Plaudereien«, »Vermischtes« usw. Gebrauch machen. Solcher Zeitungen waren dem Leiter des Ausschusses bis Anfang März d. J. 140, bis Anfang Mai 220 bekannt geworden. Zur Zeit (Mitte Juni) beträgt ihre Zahl 325. Ein eingehenderer Bericht über die Entwicklung des Sprachecken-Unternehmens soll demnächst in der Zeitschrift veröffentlicht werden. Meine den Vorständen der Zweigvereine bereits in einer besonderen Zuschrift ausgesprochene Bitte, die Aufmerksamkeit ihrer Mitglieder auf dieses für die Sache unseres Vereins wichtige Unternehmen zu lenken und dahin zu wirken, daß die Zeitungen ihres Bereiches die kleinen ebenso lehrreichen wie unterhaltenden Aufsätze abdrucken, möchte ich an dieser Stelle recht eindringlich wiederholen.

Das vom Verein auf der Breslauer Hauptversammlung erlassene 11. **Preisausschreiben**: »Wie ist die Sprachverderbnis im deutschen **Handelsstande** zu bekämpfen?« hat großen Anklang gefunden. Bis zu der festgesetzten Endfrist (1. April d. J.) waren im ganzen 33 **Arbeiten** eingegangen. Hoffentlich wird es den fünf Preisrichtern, die sich der mühevollen und zeitraubenden Beurteilung der zum Teil ziemlich umfangreichen Arbeiten unterzogen haben, möglich sein, ihre Entscheidungen noch vor dem Schlusse des Jahres zu fällen.

Die **Kassenverhältnisse** des Deutschen Sprachvereins sind bestens geordnet. Zum ersten Male seit dem Bestehen des Vereins haben die Jahreseinnahmen (1903) 50000 Mark überstiegen. Dem Beschluß der Breslauer Hauptversammlung entsprechend konnte aus den Überschüssen ein Betrag von 5000 Mark fest angelegt werden; auch war es möglich, gemäß einem anderen Beschlusse derselben Hauptversammlung den Betrag der **Beihilfen für die Zweigvereine** für das vorige Jahr von 2000 auf 3000 Mark zu erhöhen. Dieser Betrag, aus dem auch Beihilfen zum Besuch der Hauptversammlung geleistet worden sind, ist im vorigen Jahre nahezu aufgebraucht worden. Für das gegenwärtige Jahr stehen für Beihilfen ebenfalls 3000 Mark zur Verfügung, von denen erst wenig über die Hälfte in Anspruch genommen worden ist.

Wie bereits kurz mitgeteilt wurde, hat das im Februar d. J. verstorbene Mitglied des Zweigvereins München, Herr Oberstleutnant

a. D. **Ferdinand Petri** dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein **letztwillig 3000 Mark vermacht.** Besondere Bedingungen hinsichtlich der Verwendung dieser Spende hat der Vermächtnisgeber nicht gestellt. Nachdem die bayerische Steuerbehörde auf meinen Antrag von der Erhebung einer Erbschaftssteuer abgesehen hatte, da der Verein ausschließlich gemeinnützige Zwecke verfolge, habe ich das Vermächtnis namens des Deutschen Sprachvereins angenommen. Hierzu, wie zu den weiteren Maßnahmen, wird die Genehmigung des Gesamtvorstandes noch einzuholen sein. Der Ständige Ausschuß hat vorläufig den Beschluß gefaßt — der inzwischen ausgeführt ist —, das Vermächtnis dem Vereinsvermögen zuzuführen und es in Wertpapieren der bayerischen, mit $3^1/_2$ vom Hundert verzinslichen Staatsanleihe anzulegen, um den Ursprung dieses Teiles des Vereinsvermögens auch für die Folge kenntlich zu erhalten. Das gesamte, in Wertpapieren fest angelegte Vermögen des Vereins ist damit auf den Betrag von 44500 Mark angewachsen. Der Deutsche Sprachverein wird dem hochherzigen Vermächtnisgeber stets ein ehrendes Andenken bewahren und die Gabe im Sinne des Stifters zum Besten der großen, vom Vereine vertretenen Sache treu verwalten und verwenden. O. Sarrazin.

Deutschtum in der Schweiz.

Wie gärender Wein seine Fesseln sprengt und über das engende Gefäß hinausschäumt, so sind auch die Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins längst nicht mehr auf die Bundesstaaten des Deutschen Reiches beschränkt, sondern dehnen sich aus, so weit die deutsche Zunge klingt. So haben sie uns stammesverwandte Deutsch-Schweizer mit in ihre Kreise gezogen, und wir freuen uns, das Unsrige beizutragen zur Pflege unserer Muttersprache.

Vier Sprachen sind in unserm lieben kleinen Ländchen zusammengedrängt, vier Sprachen, deren jede ihre geschichtliche Berechtigung hat, und sie haben durch alle Jahrhunderte hindurch friedlich nebeneinander gehaust. Und so soll es bleiben, es fällt uns nicht ein, hierin eine Änderung herbeizuwünschen; aber wie der gebildete Westschweizer ein reines Französisch, der Tessiner ein unverfälschtes Italienisch hat, und wie der echte Bündner sein Romansch hochhält, so wollen auch wir Deutsch-Schweizer unsere Sprache von fremden Anhängseln reinigen und ein richtiges Deutsch sprechen und schreiben lernen, ganz unbeschadet unserer heimeligen Mundarten. In diesem Gedanken reichen wir freudig dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein die Hand, nicht damit er uns ins Schlepptau nehme, o nein! sondern um mit ihm vereint am großen Werke zu arbeiten.

Freilich sind diese Ansichten diesseits des Rheins noch nicht allgemein verbreitet, und viele glauben noch, die Sprachpanscherei sei eine »nationale Originalität«, die wir uns nicht rauben lassen dürften. Was für Unsinn da zusammengeschrieben wird, zeigt uns die Mitteilung in Nr. 5 dieser Zeitschrift auf Sp. 139—140. Die Basler Nachrichten hatten den Aufruf der »Deutschen Erde« zur Ermittlung noch gebräuchlicher deutscher Namenformen für Orte in fremden Sprachgebieten nachgedruckt; das hat ihr von einem Leser die erboste Zuschrift eingetragen (B. N. Nr. 27; 28. 1. 04 Beilage), die in unserer Zeitschrift Sp. 139 abgedruckt ist.

Der erboste Leser scheint für die Bestrebungen der »Deutschen Erde« und des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins ebensowenig Verständnis zu haben, wie für den Korintherbrief (I, 9, 20), den er anführt. Der Apostel wollte gewiß nicht sagen, er habe seinen Mantel nach dem Winde gehängt; in Vers 22 schreibt er: »ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache«, d. h. »ich habe nicht einseitig, nur von meinem Standpunkt aus gepredigt, sondern ich habe mich in das Denken und Empfinden meiner Zuhörer hineingearbeitet, ich habe erst ihre Anschauungen und Bedürfnisse kennen gelernt, ehe ich versucht habe, sie zu meinem Glauben zu bekehren. — Ich habe, lieber Bruder aus Basel, mich immer erst genau ‚informiert', ehe ich mich über etwas ‚indignierte'.«

Selbst in der schlechtesten Predigt kann man noch ein gutes Körnlein finden; wenn wir den Satz »lernen wir, den welches mehr französisch, den fratelli etwas mehr italienisch werden« aus dem Zusammenhang herausschälen, so haben wir eine goldene Lebensregel, nicht nur für uns Schweizer, sondern für die Bürger und Staatsmänner eines jeden Staatenbundes.

Die eine Richtung in der Schweiz will unser Land als **einen** Staat aufgefaßt wissen, schreibt diesem sein Ziel vor und sucht es durchzusetzen, mit Hintansetzung aller nationalen Eigentümlichkeiten der einzelnen Glieder. Die entgegengesetzte Richtung guckt überhaupt nicht über die Grenzen des eigenen Kantons hinaus, unfähig, sich auf einen hohen Standpunkt zu stellen. Da ist es am Platz zu sagen: lernen wir den welches etwas mehr französisch werden; lernen wir unsere Miteidgenossen besser kennen, gewinnen wir Verständnis für ihre Bedürfnisse, dann werden wir auch imstande sein, ihre Forderungen richtig zu würdigen, und unsere eigenen Ansprüche dem Wohle der Gesamtheit unterzuordnen.

Aber mit den sprachlichen Verhältnissen hat das nichts zu tun. Ja, wenn man behaupten wollte, die Vielsprachigkeit schade unserer politischen Entwicklung, wenn davon die Rede wäre, eine einheitliche Sprache einzuführen; doch wir haben durch unsere Geschichte im Gegenteil bewiesen, daß die verschiedenen Sprachen ganz wohl nebeneinander bestehen können, nicht nur in den Ratssälen der eidgenössischen Behörden, auch im Heer; ich habe selber in Batterien gearbeitet, wo drei Geschütze deutsch, drei französisch waren, der Zugführer rechts auf deutsch befahl, der links auf französisch und ich in der Mitte gemischt. (Romansch wird im Heere nur ausnahmsweise gesprochen). Weder die Feuergeschwindigkeit noch das innige Zusammenarbeiten der Batterie litt darunter. Es ist natürlich im Hinblick auf die gemischten Militärschulen sehr wertvoll, Offiziere zu haben, die zwei oder drei Sprachen sprechen, aber es würde uns nie einfallen, einer welschen Einheit deutsche Kommandos aufdrängen zu wollen oder umgekehrt.

Unser Sprachreichtum bringt als schlimme Nebenerscheinung die Sprachmischung mit sich; ihre Ursache ist also eine ganz andere als in Deutschland, wo alle die französischen und englischen Brocken einfach auf Geschmacksverirrung beruhen. Bis zur zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurden unsere bernischen Urkunden in gutem Deutsch geschrieben; aber je reger der Verkehr mit den anderssprachigen Miteidgenossen wurde, desto häufiger wurden Urkunden in fremder Sprache abgefaßt, deren Doppel natürlich aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt wurden. So finde ich am Fuß einer Familienakte von 1638/39 die Bemerkung »Von dem rechten Original uß französischer In Teütsche Sprach übersetzt«; daß sich dabei gar manches Fremdwort einschlich, ist ja klar; so entstand bei uns nach und nach ein Kanzleikauderwelsch, lange bevor dies Übel in Deutschland wucherte. Doch die Kanzlisten sind nicht allein schuld. Nachdem unsere Vorfahren die Waadt erobert hatten, erwarben sehr viele Berner Patrizier dort Grundbesitz und verbrachten mit ihren Familien den Herbst an den Gestaden des Genfer Sees; zahlreiche Ehen

wurden zwischen Bernern und Waadtländern geschlossen, und mehr als in irgend einem andern deutsch-schweizerischen Staate wurde Französisch die Umgangssprache der höheren Stände. Da man aber den Winter in Bern zubrachte, durfte auch das Deutsche nicht vernachlässigt werden, und so ergab sich das berüchtigte »Berner-Französisch«, ein Gemisch aus Französisch, Schriftdeutsch und Berndeutsch (Mundart). Da wurden »oft ohne alle Not« für Ortschaften im deutschen Sprachgebiet welsche Schreibarten erfunden; so finde ich in meinen Familienpapieren: Bourguistein für Burgistein; Frontiguen für Frutigen; Gaminé für Gümmonen; Wateville für Wattenwyl u. a. m.

Und heute? In Bern ist die Umgangssprache des Volkes und der Berner unter sich das Berndeutsch; da finden wir eine große Zahl französischer Ausdrücke, teils wörtlich herübergenommen, teils mit abweichender Bedeutung; diese könnten nicht verdeutscht werden, ohne daß der altherkömmliche, volkstümliche Charakter darunter litte; sie sind berndeutsches Sprachgut geworden und sollen es bleiben. Wir wollen unsere Mundart unverfälscht und unverändert behalten, wie unsere Volkstrachten auch. — Daneben ist das Französische allgemein verbreitet; der rege Umgang mit dem diplomatischen Corps bringt es mit sich, daß in den höhern Ständen französisch gesprochen wird; die Kinder erhalten von klein auf französische Mädchen, damit sie sich an eine gute Aussprache gewöhnen; »deutsch lernen sie in der Schule noch früh genug«, heißt es. Doch mit der deutschen Sprache ist es schlimm bestellt. Hochdeutsch wird nur in ganz wenigen Häusern gesprochen, drum ist es auch nur wenigen geläufig, und die Aussprache läßt viel zu wünschen übrig. »Bärnerhochdütsch« nennen wir es scherzweise, oder auch Kanzeldeutsch, ein Schriftdeutsch mit allen harten ch und ck und ischt der Mundart. Die Zeitungsschreiber rühmen sich, zur Hebung und Bildung des Volkes beizutragen; aber gerade sie sind es, die uns mit immer neuen Sprachgreueln beschenken. Da liest man bei der Wahl des Ständeratspräsidenten, der Neugewählte habe schon lange »eine leaderrolle geführt«; niedlich ist auch ein Wort, das die makedonischen Wirren geboren: Ententemächte. Das ist mit nichten althergebracht; es zeigt das Bestreben des eingebildeten Halbgebildeten, der mit seinen Sprachkenntnissen prahlen will, oder es verrät bloß Denkfaulheit; man nimmt sich nicht die Mühe, einen Satz richtig durchzudenken, springt das deutsche Wort nicht auf die Zunge, so sagt man's eben französisch, oder englisch, oder lateinisch, der andere versteht's ja doch.

Da darf und soll die deutsche Sprachbewegung einsetzen. »Sprich berndeutsch, wenn du willst, sprich französisch, englisch, italienisch; wenn du aber hochdeutsch schreibst oder sprichst, dann schreib es richtig und lerne es richtig sprechen.« In den letzten Jahren ist es schon um vieles besser geworden. Zahlreiche Geschäfte versenden deutsche (d. h. richtig deutsche) Preislisten, tragen deutsche Aufschriften; wir Berner haben es endlich zu einer »Städtischen Straßenbahn« gebracht, und nur in den Köpfen gewisser »Journalisten« spukt noch das Tramway; auch das Telephon weicht langsam dem Fernsprecher. Vor einem Jahr haben wir in einer Offiziers-Kantine nahe der Nordgrenze das menu abgeschafft, samt potage à la reine, jambon sauce piquante, beefsteak tartare und fromage suisse, und sind darob nicht verhungert. Mit der Einführung der neuen Feldgeschütze kommen auch wieder eine schöne Zahl deutscher Fachausdrücke in Dienstsprache hinein; so heißt es nicht mehr Perkussion, Shrapnelaufschlag; statt Tempierung wird befohlen Zeit-statt Terrainwinkel Geländewinkel, usw. Daran kann künftiger Anstoß nehmen; das Deutsche ist für uns keine fremde Sprache, sondern wir sind deutschen Stammes und haben Anrecht auf die deutsche Sprache. Darum haben wir aber auch Pflichten ihr gegenüber, die Pflicht an ihrer Entwicklung mitzuarbeiten, sie zu fördern, nach bestem Können und Vermögen.

Bern. B. v. G.

Schadenersatz oder Schadensersatz?

Otto Hagen hat in der Novembernummer unserer Zeitschrift 1903 Sp. 323 auf die Zusammensetzung »Schadensersatz« im Bürgerlichen Gesetzbuch hingewiesen und dabei die Hoffnung ausgesprochen, daß diese Neubildung auf die Sprache unserer Gerichtssäle ohne Einfluß bleiben werde. Aber in dieser Hoffnung täuscht er sich. Die Professoren der Hochschulen, die natürlich nicht anders reden können als ihr Gesetzbuch, entlassen die Rechtsbeflissenen mit der neuen Wortbildung bereichert, und die Rechtsanwälte gebrauchen sie schon jetzt ziemlich regelmäßig und werden sie dem Volke einimpfen. Darum scheint es gut, noch einmal darauf zurückzukommen.

Das der Neuerung noch ungewohnte Ohr wird von dem Worte »Schadensersatz« unangenehm berührt. Statt der glatten Bildung »Schadenersatz« wird ihm der harte Mißklang der doppelten S-Endung, statt einer unzweifelhaften Einheit eine notdürftig zusammengeklebte Zweiheit geboten. Womit begründet man nun diese Änderung? Mit der scheinbar einleuchtenden Logik, daß man offenbar eine genitivische Zusammensetzung vor sich habe, der Genitiv von »der Schaden« aber »des Schadens« heiße; demnach sei das alte Wort gewissermaßen falsch. Solche Begründung streift nur die Oberfläche der Sache, ohne in ihre Tiefe einzudringen. »Der Schaden« gehört zu den starken Hauptwörtern, die sich aus einem ursprünglich schwachen erst entwickelt haben, wie Name, Same, Glaube, Gedanke. Die starke Form »der Schaden, des Schadens« ist verhältnismäßig neu; das Mittelalter kennt sie gar nicht. Die Zusammensetzung »Schadenersatz« stammt augenscheinlich aus einer Zeit, in der die schwache Form: »der Schade, des Schaden« noch vorherrschte, besteht also vollkommen zu Recht. Es fragt sich nun, ob die neue Zusammensetzung im Geiste unserer Muttersprache gebildet sei. Sie bildet ja nicht immer Schönes, wie Jakob Grimm uns bedeutet. Aber sehen wir die Zusammensetzungen mit ursprünglich schwachen Wörtern durch, so finden sich nur vier, die einigermaßen regelmäßig die starke Genitivform dabei aufweisen: Glaube, Wille, Herz und das urstarke Friede. Z. B. Glaubensgenosse, Glaubenseifer, Willensfreiheit, Willenskraft (dagegen willenlos), Herzensfreude, Herzenskind, Friedensbote, Friedensbruch. Die übrigen bewahren in den Zusammensetzungen die schwache Form. Z. B. Balkenkopf, Namengebung[1]), Samenkapsel, Brunnenrand, Drachenblut, Gartentür, Gaumenlaut Grabenrand, Hustenanfall, Karrenbein, Kastendeckel, Knochenfraß, Kragenrand, Kuchenbrett, Magenschmerzen, Schattenkegel, Spatenstich. Und zu dieser erdrückenden Mehrheit haben wir »Schadenersatz« zu rechnen, dem überdies »schadenfroh, Schadenfreude« zur Seite stehen.

Die deutsche Sprache darf wohl die herzliche Bitte an unsere Juristen richten, auch ihre Gesetze zu beachten, auch ihre Rechte zu wahren und diesen Buchstaben s zu töten, auf daß ihr Geist lebendig bleibe.

Braunschweig. Franz Hahne.

1) In »Namensverzeichnis« sollte das s, da der Genitiv der Mehrzahl vorliegt, ausgemerzt werden.

Amtliche Verdeutschungen der Heeressprache.

Daß trotz des Stabs- und Korpsveterinärs unser Kriegsministerium auf dem Wege dienstlicher Verdeutschung der Heeressprache fortschreitet, zeigt u. a. die vor einiger Zeit neu herausgegebene »Dienstordnung für die Kriegsakademie«. In ihr finden sich folgende Verdeutschungen bisher üblicher Fremdwörter.

Ökonom = Speisewirt; Honorar = Vergütung; hospitieren ist umschrieben durch: Zulassung ohne Prüfung; Bureau = Geschäftszimmer; Referent = Berichterstatter; Programm = Plan; Resultate = Ergebnisse; Hygiene = Gesundheitspflege; Bureaudiener = Kanzleidiener; Kursus = Lehrgang; Cötus = Lehrstufe; Charge = Rang; Geographie = Erdkunde; ökonomisch geordnete Verhältnisse = geordnete Geldverhältnisse; Übersetzung eines deutschen Diktats = Übersetzung aus dem Deutschen; Instruktionsfahrt = Belehrungsfahrt; unter Klausur = unter Aufsicht; Instrumente = Geräte.

Man bleibt aber bei der bloßen Fremdwörterausmerzung nicht stehen, sondern sucht auch sonst die Sprache der Dienstvorschriften zu bessern, wo es nur geht. So findet sich in der ebenfalls vor kurzem neu herausgegebenen »Friedensverpflegungsvorschrift« durchweg die Verbindung »so wie« durch »und« ersetzt. Z. B. ist gesagt statt: »Den Gehaltsempfängern **sowie** denjenigen Mannschaften, welche«: »den Gehaltsempfängern **und** den Mannschaften, welche«. Ferner findet sich: »die Beköstigungsportion **ist** entweder eine kleine oder eine große« statt: »die Beköstigungsportion **zerfällt** in die kleine und die große.« ». . . . erfolgt die Zuteilung der Remonten **aus den** Remontedepots« statt: ». . . . **seitens** der Remontedepots«. Statt des langen Satzes: »Jeder Löhnungsempfänger, gleichviel ob er dem Friedensstande angehört oder aus dem Beurlaubtenstande eingezogen ist, hat Anspruch« ist einfach gesagt: »Jeder Löhnungsempfänger des Friedens- und Beurlaubtenstandes hat Anspruch« usw.

Als gute Verdeutschungen seien schließlich hier noch angeführt: Liquidation = Forderungsnachweis und Konserven = Büchsenfleisch oder Büchsengemüse. Kr.

Allerlei Entstellungen von Fremdwörtern.

So unerfreulich auch die Fremdwörterei ist, so bietet sie doch vielfach Belustigung dar. Auch dem Gebildeten kann es geschehen, daß er Fremdausdrücke falsch anwendet oder falsch versteht und dadurch Gelächter hervorruft; der Ungebildete bleibt schon an der Form hängen und verstümmelt sie ärger als deutsche Worte, die ja auch nicht vor Mißverständnissen sicher sind. Über Hör- und Schreibfehler, denen besonders Ausdrücke aus fremden Sprachen ausgesetzt sind, spricht sich auch Goethe (über Kunst und Altertum 1820, Hempel 29, 255 folg.) aus, und höchst merkwürdig findet er »die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre«. Diesem Wunsche hat ja Andresen mit seiner »Deutschen Volksetymologie« reichlich entsprochen. Doch haben schon lange vor Goethe deutsche Schriftsteller auf diesen Gegenstand geachtet, auch Andresens Buch läßt noch Nachlesen zu, und tagtäglich entstehen neue Lesarten unserer lieben Freunde, der Fremdwörter. Auf einem besonderen Gebiete habe ich schon in dieser Zeitschrift 11, (1896) 65 folg. diese Erscheinung behandelt, heute möchte ich allerhand zusammengelesene Entstellungen von Fremdausdrücken darbieten.

Schon das älteste Fremdwörterbuch, Simon Rots Teutscher Dictionarius vom Jahre 1571, enthält am Schlusse »etlich Bawren Latein, das ist, wie der gemeine Mann die Lateinischen Wort corrumpirt«. Darunter erscheinen für Appellation papalebo, für Kanzler Katzler, für Commission Miscampon, für Edikt Enedikt und Benedikt, für jubiliren guguliren, für Instrument Bispramemt, für Inventur Figur, für Liberei Diperei, für Jurament Julament und Firmament, für Apostem Pockstern, für dialtea die alt Ehe. Die Orgel wird zur Gurgl, der Principal zum Sprinzpalg, Parcifal, Runcifal, Parifal, Belzebock, der Sekretari zu Lepetari, supplicirn zu supricirn, pupicirn, picirn, Supplicatz zu Supricatz, Plegatz, Purgatz.

Hier handelt es sich fast nur um grobe Verstümmlungen, die sich nur selten an deutsche Worte anlehnen; fehlt doch z. B. der schon bei Hans Sachs vorkommende Seckeltari (vgl. Daniel Walther, Johannes Baptista 1559: »Glück zu Herr Seckeltarie, Wolt sagen Secontarie«), wozu noch der Päckschen-Zickartär, d. i. Depeschen-Sekretär zu stellen ist (Joh. Chr. Fröbing, Sprachfehler der Niedersachsen, Bremen 1796). Ein ähnliches absichtliches Versprechen begegnet 1609 in Johann Sommers Emplastrum Cornelianum, $B_4{}^b$: Ein um Hülfe gebetener Ratsherr gibt keine Antwort, indem er »gravitetisch, hette baldt grobitetisch gesagt, außsahe.« Dem geht schon in Gilhusens Grammatica 1597 graffidölpisch voraus. In den Schriften von J. B. Schupp S. 302 begegnet der Schadvocat (in der Politischen Gaukeltasche 1673, S. 131: ungerechte Schad-Advocaten), während Schupps Allkühmisterei auf den Altkuhmist zurückführt, wie »die Bawren einen Alchymist heißen« (Scheräus, Geistl. Sprachenschul 1667, S. 226), die auch den Napril kennen (S. 210) und an Stelle von Exekution Kutzius sagen (S. 127). Bäurisch klingt auch die Entstellung Kuhdicium für iudicium (Bredelo, Poetischer Tisch 1682, A_8). »Eine grobe vexation ist's, wenn ein Musikus ein Mußkopff oder Maußkopff heissen sol.« (Scheräus S. 48.) Matthias Abele in seiner Künstlichen Unordnung 1670, 1, 90 berichtet: »Mein Vater lehret die vierte Schul zu Leyden, es heißt Schindax, oder wie man es nennt, Syntaxis (der pflegt oft zu sagen dicunt et non faciunt heisse auf teusch: ein schlimmer Prediger)«. Eucharius Eyring bietet in seinen Proverbien (1601) 1, 800 die Form Zigeinher für Zigeuner (bei Andresen S. 126 Ziehgauner), die Rüdiger, Neuester Zuwachs der Sprachkunde 1782, 1, 57, einer ernsthaften Widerlegung würdigt. —

»Es war einer Statt ein Privilegium nach dem andern entzogen: da sagt einer: sie mögen wol vor der Zeit Privilegien geheißen haben, nun aber heißen sie billiger Briefflügen oder die Brieffe liegen.« Lustiger Democritus 1650, S. 44. Schon in den Untersuchungen deutscher Sprichwörter 1746, S. 20 ist erkannt, daß in dem Sprichwort »Leide und meide, das ist die Kreide« der Reim eine Entstellung des mittelhochd. krîe Losung, Feldgeschrei (durch italien. grida hindurch) festgehalten hat. Kinderling, Von der Reinigkeit der deutschen Sprache S. 49, macht die Bemerkung: »Der gemeine Mann empfindet das Unnatürliche der Einmischung fremder Wörter und wirft sie so lange herum, bis sie wenigstens dem Deutschen ähnlich werden« und führt unter andern von Andresen berücksichtigten Volksetymologien den Fensterlader (Ventilator) und das schwere Getränk (Train) an. Ein ziemlich veraltetes Fremdwort, insinuiren, verwertet Julius von Voß in seinen »Dramatischen Spielen« 1822 S. 377 u. 383 in der Umdeutschung insinnefiren (»Hans will sich bei mir ein bischen insinfiren«), während der Schloßverwalter in P. A. Wolffs Preciosa aus dem maître du plaisir einen Peter des Pläsiers macht. Auch Holtei läßt sich für sein »Theater« solche Verdrehungen nicht entgehen; die aus par hazard entstandenen Husaren sind aber schon 1795 in der Studentensprache bezeugt (Kluge S. 96), wo Husar ein Wagestück im Kartenspiel bedeutet.

Jean Paul 22, 94 kennt Atzmann, d. i. Asthma, im Sinne von Schwindsucht, und Baselmann, ich küß die Hand (bacio la mano). Pfälzer können es für schandlos erklären, das bedrängte Vaterland im Stiche zu lassen, sie meinen damit skandalös, siehe P. Keiper, Französisches im Pfälzer Volksmund, Zweibrücken 1891. In Sachsen sprechen Maurer von ihrer Bettung, womit sie Beton meinen. Der Berliner wandert mit einem Berliner (Felleisen, pellina) oder fährt nebst seinem intiefsten Freunde schänd Lehmann lieke (gentlemanlike) in Mai-, Mehl- oder Kameelkutschen (mailcoach), geht ins Bilder-Besehum oder auch in die Durststillstation (auch Planschapotheke genannt), und beklagt sich, wenn ihm der Reißmerdichtig in die Potentaten fährt (Andresen 142), so daß er keine innere Zie (Energie) mehr hat. Die Köchin putzt mit Flecksiedern (flexibles) und entschuldigt das Zerbrechen eines Steinguttellers mit den Worten: »Et war ja man Verjang« (Fayence).

Dresden. Karl Müller.

Wurstlhubers Lebensgeschichte.

Folgende Fremdwortgeschichte hat die Hagenauer Zeitung in der »fröhlichen Tafelrunde eines süddeutschen Schwefelbades« aufgefangen und erzählt sie für Freunde eines guten Spaßes weiter, nicht unklar darüber, daß der — freilich faustdick aufgetragene — Scherz älteren Ursprungs ist. Auch in Berlin ist er einmal im Schwange gewesen, das mag zehn oder fünfzehn Jahre her sein, und ein Teil davon samt dem launigen Erzähler war uns bekannt. Aber dieser behauptete später, sich der vollständigen Schnurre nicht mehr zu entsinnen, und lehnte auch, obwohl ihm das Ding sehr ähnlich aussah, die Urheberschaft von sich bestimmt ab. So geben wir auch die Frage der Hagenauerin nach dem Verfasser an unsere Leser weiter.

»Herrn Wurschtlhubers Vater war Dämonenrat, hatte aber das ruchlose Pulver nicht erfunden. Seine Barriere verdankte er seiner Frau, von der auch sein Vermögen stammte. Das war ihm jedoch tout même sauce, denn er war ein sehr ovaler Herr, lebte sehr simplex, hatte keine noblen Pensionen. Er besaß dabei einen gesunden Homer mit oft unfreiwilliger Chronik und blieb sich in allen Lebenslagen konzipient.

Der junge Wurschtlhuber ließ sich nichts abgehen und nährte sich von kompromittierenden Gemüsen, Blechreserven, Suppen mit Liebigs Fleischkontrakt, Apfelkomplott, Pfirsichkompost und trank dazu Panschagnier und andere geistliche Getränke. Sobald er etwas zu viel getrunken hatte, bekam er Konnexionen nach dem Kopfe, trank mit allen Personen Schmollinks, ohne sich Skrophelu darüber zu machen, ob es den andern auch konvertierte, stieß immatrikulierte Laute aus und schrie: in vino farinas, konsultierte die Gäste und wollte jeden auf Tonsur fordern, tremolierte Gläser und Stühle und benahm sich immer successiver, bis er an die Luft gesetzt wurde. Auf dem Nachhausewege hielt er sich einen Monoton und sagte: ‚Wurschtlhuber, bessere dich, es gibt im Menschenleben Monumente, wo man besser schweigt, wenn man in keine Koulissen kommen will!‘ Da fiel er gerade unter dem Ballon seines Hauses über das Straßendromedar hinunter in den Souverain, wo er sich ganz bedeutende Konfusionen am Kopfe zuzog, sodaß ihm ein Kompromiß von Karambolöl auf den Schädel gelegt werden mußte. Die ärztliche Diagonale ergab eine starke Frankatur des Hinterkopfes. Da auch sein ganzes Nervenkostüm zerrüttet war und er zugleich am clavirium clemens litt, ließ er sich zweimal täglich vom Doktor massakrieren und nahm römisch-ironische Bäder. Eine der Trophäen der medicäischen Fatalität erneuerte täglich den antisemitschen Verband.

Wurschtlhuber besuchte nicht die Hochschule, sondern er war, wie er stolz sagte: ‚Automat‘. Obwohl er kein humoristisches Gymnasium apostrophiert hatte, war er doch sehr belesen in der schönen Makulatur und studierte gerne am Himmel das Monetensystem, überhaupt mit Vorliebe Gastronomie. Häufig renovierte er mit seinen Kenntnissen, sprach von Herold und Oleander, von Alexander dem Groben, welcher den korsischen Knochen mit dem Schwerte des Damoklex zerhieb, und von Romulus, dem Gründer von Troja, der auf den Trümmern von Karthago den frenetischen Lehrsatz in einem hölzernen Pferde gefunden hatte.

Nach dem Grundsatze, Extremitäten berühren sich, trieb er Politik und wurde politischer Alligator in Berlin, wo gerade der Reichstag wegen des neuen Militärbouquets einberufen war. Er war der Ansicht, daß die Politik der Katarrhier mehr Aussicht habe, wenn sie sich jeder sozialdemokritischen Demonstranzion enthalte. Wenn man ihn fragte, ob er ultramarin wählen würde oder etwa deutsch-leichtsinnig oder nationalkorporal, gab er stets zur Antwort: Ich gehöre zu keiner dieser Frakturen, ich bin Sublaternbeamter und kämpfe um meine Exzellenz. Als er aber von den neuesten Gesetzen erfuhr, befiel ihn ein japanischer Schrecken, der ihm durch Mark und Pfennig ging und seinem Hoffnungsanker den Boden ausschlug.

Als der Prätendent im Namen des Kaisers den Reichstag geschlossen hatte, eilte Wurschtlhuber bei sehr üblem Wetter nach der Bahn. Die entfesselten Alimente wüteten. Ermattet von den Reisematratzen kam er nach München in die Monopole Bayerns. Als Freund kataplastischer Künste besuchte er am nächsten Morgen die Hypothek in der Nähe der Thermopylen, dann ging er zum Basilisk für die in Rußland gefallenen Rheinbundbayern, hierauf in die alte und neue Chininapothek. —

Mit 30 Jahren heiratete er eine Dame von Desinfektion mit orientalischem Typhus, deren Vater Kaschmir bei der Defektenbank war. Nach dem Grundsatze ubi bene, ibi paprica war er mit seiner Frau meistens auf Reisen, wobei er immer den aufmerksamsten Zitrone machte und eo ypsilon in einem Coupon 1. Klasse fuhr und einen guillotinierten Lohndiener hielt. Nachdem sie das Oberammergauer Pensionsspiel angesehen hatten, besuchten sie Italien, lernten auf einem Schiffe einen marinierten Arzt kennen, der sie in Rom in die Theklabomben führte, wo sie sich die Mumien, das sind eincalcinierte Kandelaber, betrachteten, hierauf besuchten sie das römische Kapital und den päpstlichen Yatagan nebst der Peterskirche, wo gerade zu Ehren der Furie, umgeben von 200 brennenden Herzen ein riesiger Kalfakter aufgestellt war. Auf der Rückreise kamen sie durch eine kleine mitteldeutsche Stadt, welche ihres Fürsten Geburtstag feierte. 100 Sänger brachten ihm abends eine Cervelade mit buntfarbigen Champignons dar.

In die Heimat zurückgekehrt, bekam er mit seinem Hausherrn einen langwierigen Abszeß, weil dieser seinen Kontrast nicht gehalten hatte und den Fußboden nicht blamieren lassen wollte. Er gewann den Kongreß in allen Substanzen.

Wurschtlhuber wurde später Armeelieferant und erhielt den Zuvielverdienstorden. Seine Frau war inzwischen leidend geworden und hatte die berühmtesten Ärzte insultiert, welche auf ihrer Lunge kataraktische Konfektionen installiert und ihr Emser Bazillen empfohlen hatten. Wurschtlhuber selbst alterte sehr rasch, konnte bald keine assistenten Speisen mehr vertragen und belebte seinen Körper fast nur noch mit Spiritisten, bis er als frühzeitiges Opfer seiner depressiven Lebensweise starb.«

Und das war gut; denn sonst wäre seine Lebensbeschreibung womöglich noch länglicher geworden.

Kleine Mitteilungen.

August Diederichs. Am 14. Mai wurde in Bonn a. Rh. nachträglich der 85. Geburtstag des Gründers unserer Diederichs-Stiftung, des Herrn Direktors a. D. August Diederichs, durch ein Festessen gefeiert, an dem Bonner Mitglieder des Deutschen Sprachvereins, des Deutschen Schulvereins und des Alldeutschen Verbandes, sowie auch einige auswärtige Herren teilnahmen. An dem eigentlichen Geburtstage, dem 20. Januar, hatte die geplante Feier wegen einer Erkrankung des zu Feiernden nicht stattfinden können. Bei dem Mahl hielt Universitätsprofessor Dr. Trautmann eine von Liebe und Verehrung getragene Ansprache, die in den Alldeutschen Blättern abgedruckt ist. Er feiert darin »den 85jährigen frischen und rosigen Jüngling« als einen rastlos fleißigen, pflichttreuen Mann, der sich als Gründer und Leiter einer angesehenen Lehranstalt in Genf eine ehrenvolle Stellung erworben und sich durch seine Schriften über die Aussprache auch wissenschaftlich betätigt habe; er rühmt ihn als edlen, mildtätigen Menschen, bei dem Hunderte Rat und Beistand gefunden hätten, und als echt deutschen Mann, der seine Begeisterung für das Deutschtum nicht nur durch Worte, sondern auch durch die Tat, durch Zuweisung beträchtlicher Teile seines Vermögens bekundet habe. Bekanntlich hat Herr Diederichs außer unserem Vereine auch dem Deutschen Schulvereine, dem Alldeutschen Verband und anderen ansehnliche Stiftungen vermacht. Ihm gebührt auch das Verdienst, den Bonner Zweigverein des Deutschen Sprachvereins ins Leben gerufen zu haben. Den guten Wünschen, in welche der Redner seine Ansprache ausklingen ließ, schließen sich gewiß auch alle Mitglieder unseres Vereins von ganzem Herzen an.

H. D.

— Nicht nur in München ist, wie Sp. 171 mitgeteilt, der Zentralbahnhof am 1. Mai amtlich in **Hauptbahnhof** umgenannt worden, sondern ebenso gleichzeitig in Ingolstadt, Nürnberg und Schweinfurt; auch der Stationsname Ingolstadt Lokalbahnhof ist in Ingolstadt Nordbahnhof umgeändert. Es handelt sich also hier um eine grundsätzliche Maßregel der bayerischen Eisenbahnverwaltung, die wir mit Freuden begrüßen. Gerade diese Frage: Zentralbahnhof oder Hauptbahnhof? war in unserer Zeitschrift eingehend behandelt worden 1902, Sp. 7ff. und Sp. 102f.

— Angeregt durch Harnisch's Aufsatz in unserer Mainummer: »Die **Sprachpflege** auf den großen **Fachversammlungen**« hat ein Vereinsmitglied in Graz, selbst der deutschen Zeitungspresse angehörig, Schritte getan, um bei der dort bevorstehenden Versammlung seiner Berufsgenossen in diesem Sinne zu wirken, hat auch die Gelegenheit, daß der Turnverein der alten Stadt Feldkirch ein Fest vorhat, zu einer warmen Mahnung in demselben Sinne benutzt. Gerade unsere Turnvereine müßten nach Jahns Weisung sorgsame Hüter der deutschen Sprache sein. Deshalb möge auch der Feldkircher Turnverein in allen seinen schriftlichen und mündlichen Kundgebungen, sowohl jetzt bei seinem Turnhallenfeste wie auch sonst, nicht nur ein Pfleger deutscher Art, sondern auch deutscher Sprache sein. Die warmen Worte werden gewiß auf guten Boden fallen.

— Die **Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich**, von der in dieser Zeitschrift zuletzt 1902 Sp. 106 erzählt worden ist, erstattet in einem kleinen Hefte Bericht über ihre Tätigkeit während der Jahre 1902 und 1903. Ohne ungewöhnliche Ereignisse hat sie sich ruhig fortschreitend entwickelt. Ihr Mitgliederbestand schwankte in diesen Jahren zwischen 140 und 150, Versammlungen wurden 15 abgehalten und im allgemeinen gut besucht. Die Titel der Veröffentlichungen (Verlag v. Zürcher u. Furrer, Zürich, Brunnengasse 2) wie der gehaltenen Vorträge bezeugen deutlich die enge Verwandtschaft mit unserem Verein. Wir nennen von den »Mitteilungen« das 7. Heft: Dr. S. Singer, Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnwortes, von den »Abhandlungen« 8. Heft: Dr. E. Meumann, Die Sprache des Kindes. 9. Heft: Dr. phil. Esther Odermatt, Die Deminution in der Nidwaldner Mundart. 10. Heft: Dr. R. Brandstetter, Der Genetiv der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit. — Von den »Vorträgen« Dr. E. Götzinger: Was unsre Sprache von den Farben sagt; Frau Dr. A. Rittershaus-Bjarnason: Wie man in Island die Fremdwortfrage gelöst hat (Darüber hat die Neue Zürcher Zeitung berichtet und nach ihr auch unsere Zeitschrift 1902 Sp. 327 eine Mitteilung bringen können); Dr. Hermann Bodmer: Wie in Zürich die Muttersprache ein Unterrichtsgegenstand wurde; Prof. A. Baumgartner: Die neue Rechtschreibung; Dr. K. Schnorf: Die Triebkräfte des Sprachlebens; Pfarrer E. Blocher: Aus dem Sprachleben des Wallis; Dr. R. Brandstetter: Neue Probleme der mundartlichen Forschung. Die grundsätzliche Übereinstimmung mit den Zielen und der Tätigkeit des Sprachvereins ist ebenso in ihren Satzungen erkennbar, wo es unter § 1 als Zweck der Gesellschaft bezeichnet wird, »die Pflege des Deutschen und Verständnis für dessen Entwicklung in weitere Kreise zu tragen und insbesondere Sinn und Interesse für richtigen und reinen Gebrauch der neuhochdeutschen Schriftsprache in Schule und Leben zu pflanzen«. Und den Zusatz »unter Berücksichtigung der schweizerischen Verhältnisse« muß jeder Einsichtige erklärlich finden.

— Der **Wirteverein in Kassel** hat in seiner Versammlung am 7. Juni unter dem Vorsitz des Herrn Kröger den sehr anerkennenswerten, zeitgemäßen Beschluß gefaßt, durch einen Ausschuß von je drei Mitgliedern des Wirtevereins und des Sprachvereins eine **deutsche Speisekarte** zum Gebrauch für Gasthäuser mittleren Umfanges ausarbeiten zu lassen, die dann von den Mitgliedern des Wirtevereins benutzt werden soll. Die Kasseler Wirte, so bemerkt dazu die dortige Allgemeine Zeitung, haben sich dadurch an die Spitze einer Bewegung gestellt, der es bisher zu größerem Erfolge vielleicht nur an einer solchen Führung gefehlt hat. Gewiß ist die Art, wie die Sache hier tätig angefaßt wird, wichtiger und aussichtsreicher als bloß grundsätzliche, wenn auch noch so gutgemeinte Entschließungen. Wenn mit Einführung der geplanten Kasseler Speisekarte das Vorbild erst ins Leben getreten ist, und bei der bekannten Rührigkeit der Kasseler wird das nicht lange auf sich warten lassen, so muß und wird es weiter wirken.

— **Vom Machtbereich der deutschen Sprache.** Kaum hat das österreichische Kriegsministerium durch seine berüchtigte Sprachenverordnung (vgl. Zeitschr. Sp. 45 u. 76 f.) die deutsche Heeressprache in Frage gestellt, so droht dem **Deutschtum Ungarns** schon ein neuer schwerer Gewaltstreich durch den Entwurf eines Volksschulgesetzes, den der neue ungarische Kultus- und Unterrichtsminister vorgelegt hat. Nach diesem Entwurf erhält die Volksschule zwei mit einander verbundene Glieder, einen niederen sechsjährigen Lehrgang und einen höheren dreijährigen. Die Anstalten sind entweder staatlich oder nichtstaatlich, aber Winkelschulen sind verboten. In den staatlichen Volksschulen ist die Unterrichtssprache für die verbindlichen Fächer madjarisch, für die nichtstaatlichen wird sie durch die Schulerhalter bestimmt, doch mit der Einschränkung, daß bei 20 v. H. Zöglingen madjarischer Zunge auch madjarisch als Unterrichtssprache zu verwenden ist. Diese 20 v. H. wird man, wo es irgend geht, schon zusammentrommeln. Wo aber doch eine andere Unterrichtssprache ein-

tritt, muß Madjarisch in dem Maße unterrichtet werden, daß die Kinder nach dem Besuch der sechs Klassen madjarisch lesen, schreiben, sprechen und rechnen können. Und damit die Absichten dieses Entwurfs nicht bloß auf dem Papiere bleiben, sondern auch verwirklicht werden, bekommt die Aufsichtsbehörde gegen Lehrer und Schüler ausreichende Zwangsmittel in die liebevolle Hand. Jedes Kind nämlich, das nach Ablauf der gesetzmäßigen Schulzeit die Unterrichtsziele nicht erreicht (d. h. nicht genügend madjarisch gelernt hat), soll noch ein Jahr in der Schule behalten werden, und gegen jeden Lehrer kann das Dienststrafverfahren eingeleitet werden, der den madjarischen Sprachunterricht vernachlässigt, verbotene Schulbücher benutzt, eine staatsfeindliche Richtung befolgt u. a. Der Kreis, der ein Kesseltreiben gegen die deutsche Sprache bedeutet, schließt sich vollends mit den Bestimmungen über die »Präparandien«, die Lehrerbildungsschulen. In den konfessionellen wird die Unterrichtssprache von der kirchlichen Oberbehörde festgestellt, aber auch an diesen Anstalten madjarische Sprache und Literatur madjarisch unterrichtet, in den andern alles. Nur ungarische Staatsbürger dürfen als Professoren angestellt werden, und die für die Ernennung zum Lehrer entscheidende Prüfung findet in madjarischer Sprache statt.

Vor tausend Jahren ritten die madjarischen Horden in die ungarischen Ebenen ein, als Sinnbild ihrer Gesittung das zum Mahl bestimmte Fleisch unter sich auf den Rücken ihrer struppigen Gäule mürbe sitzend. Durch den Überschuß deutscher Kraft sind sie aus diesem Urzustand in die Gemeinschaft der gesitteten Völker emporgezogen worden, und nun danken sie, die trotz aller Nachhilfe noch nicht einmal die Hälfte der ungarischen Bevölkerung ausmachen, dem Deutschtum durch den ernstlichen Versuch, die deutsche Sprache in Ungarn auszulöschen. Liegt in den Deutschen Ungarns noch die alte Kraft, wenn auch noch da und dort nur schlummernd — und das kann doch gar nicht anders sein —, so muß sie nun wach werden; denn dies Schulgesetz ruft zu einem Entscheidungskampf auf.

— **Zur deutschen Einheitsschreibung.** Das Königl. württembergische Ministerium des Kirchen- und Schulwesens hat von den »Regeln für die deutsche Rechtschreibung (J. B. Metzlerscher Verlag in Stuttgart) einen Neudruck von 1904« veranlaßt, der fortan für die Schulen und den amtlichen Verkehr sämtlicher Behörden aller Ministerien gilt. Er enthält in den »Regeln« und im »Anhang über die Satzzeichen« nur ganz geringe Änderungen. Dagegen ist das »Wörterverzeichnis« mit dem »Amtlichen Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Kanzleien« (vgl. Zeitschr. 1903 Sp. 258) in Übereinstimmung gebracht und damit wenigstens der größte Teil der bisher zulässigen Doppelschreibungen weggefallen, wofür u. a. auch der Schwäbische Merkur in einem am 23. April 1903 erschienenen Aufsatze: »Das neue amtliche Regelheft und die deutsche Einheitschreibung« vom Standpunkte der Schule eingetreten war.

— **Eingepökelte »alte Orthographie«.** Die »Chocolade« (vgl. Sp. 173 vor. Nr.) erhält Verstärkung. Aus einer Universitätsstadt geht der Schriftleitung eine Klage zu, die auf die Mainummer unserer Zeitschrift zurückgreift. Da hieß es nämlich in dem Aufsatz über die deutsche Rechtschreibung (Sp. 135): »Das deutsche Wort erscheint jetzt, soweit die deutsche Zunge klingt, in demselben Gewande«. »Das stimmt durchaus nicht«, so schreibt unser Einsender und fährt fort: »Mir liegt die allbekannte und weitverbreitete Handausgabe des **Bürgerlichen Gesetzbuches** von Fischer-Henle vor, in deren Rechtschreibung ein seltsamer Zwiespalt ist. Es wirkt jedenfalls sonderbar, wenn in der neuesten Auflage (1904) dieser Ausgabe Inhaltsverzeichnis, Einleitung, Überschriften und Anmerkungen zu den Gesetzesparagraphen in der neuen Rechtschreibung, die Paragraphen selbst jedoch noch in der alten gedruckt sind. Wozu das? Ein Schreiben der Verlagsbuchhandlung belehrt mich darüber, daß diese Ausgabe, sowie die übrigen Werke des großen Verlages, ‚nicht in neuer Rechtschreibung erscheinen werden, da die Ausgaben sich genau an den offiziellen Text im Reichsgesetzblatt halten müssen, und dieser in alter Orthographie gedruckt wurde.‘ Dieser Fall steht nicht etwa allein. Die Ausgaben der bekannten ‚Guttentagschen Sammlung‘ verfolgen dieselben Grundsätze in der Anwendung beider Arten von Rechtschreibung.

So wird uns Juristen denn der Segen der neuen Rechtschreibung, über deren Zustandekommen nur eine Stimme der Freude herrscht, vorenthalten und zwar von einer Seite, die sich eigentlich von engherziger Kleinigkeitskrämerei und Hängen am toten Buchstaben am meisten frei wissen sollte. Das geht zu weit! Dagegen müssen wir entschieden Verwahrung einlegen.«

Danach scheint also hier die »alte Orthographie« mit aller Absicht eingepökelt zu werden.

— **meinerseits — seinerseits.** Nachdem wir schon seit Jahren mit dem geschmackvollen Ausdruck »diesseits« beglückt waren und nicht mehr von Behauptungen, Ansichten usw. des Klägers oder des Beklagten, sondern von »diesseitiger Ansicht« usw. gesprochen wurde, macht sich jetzt in mündlichem Vortrage, in Schriftsätzen, ja sogar in Urteilen höchster Gerichtshöfe eine andere Bereicherung des Sprachgebrauchs von recht fragwürdigem Werte oder besser fraglosem Unwerte breit. Viele haben nun einmal etwas dagegen, sich kurz auszudrücken. Ihnen genügt es deshalb nicht mehr, zu sagen: ich habe die Ansicht aufgestellt oder der Kläger hat beantragt, sondern es heißt: ich habe meinerseits die Ansicht aufgestellt oder der Kläger hat seinerseits beantragt, und so fort in endlosen Wiederholungen. Wie häßlich, wie überflüssig, wie sprachdumm! (Aus dem »Recht«, Rundschau für den deutschen Juristenstand, Jahrg. 1904, Nr. 1, S. 12.)

— **Über die österreichische Militärsprache.** Unter dieser Überschrift findet sich in einem Lehrbuch der Militärverwaltung, das im Jahre 1820 erschienen ist, ein Abschnitt, der mir wert erscheint, zum Ergötzen und Entsetzen der Leser unserer Zeitschrift wenigstens auszugsweise hier wiederholt zu werden. Ist doch eine ganze Anzahl der damals gerügten Wortungeheuer auch heute noch im dienstlichen Gebrauch. Die den Wörtern hinzugefügten Erklärungen stammen von dem ungenannten Verfasser des oben angeführten Buches.

Kaiserlich-Königlich-Östreichisches Ärarial-Fleisch-Regie-Hauptverteilungsdepot-Kommando. — Äquiparierung der Chargen (Vergleichung des Ranges). — Arbitrierungs-Rearbitrierungs- und Superarbitrierungs-Kommissionen (Beurteilung, ob Leute, Pferde usw. annehmbar sind). — Heuschrecken-Vertilgungs-Kommandierten-Douceur. — Existenz-Eruierung (Nachforschung, wenn Leute verloren gegangen). — Mortuartaxen (Sterbetaxen). — Landesmappierung (Landesaufnahme). — Einem zu Wasser marschierenden General ist ein angemessenes Schiff anzuweisen. — Limito-Preis, Limitotabak (zum Selbstkostenpreis oder doch wohlfeil verkauft). — Sartatekta (Unterhaltung der Kasernen in Ungarn vom Lande). — Schuh-Reparation Pauschquantum. — Ubikation (Wahl des Wohnorts), ubicieren (sich an einem Ort aufhalten). — Deserteur-Komplott-Entdecker-Douceur. — Equitations-Institut (Reitanstalt). — Expropriis Gemeine (die sich selbst einmontieren und einige Vorrechte genießen). — Ideal Dauerzeit der Vettersorten. — Patental-Invaliden. — Kadukverlassenschaften (Heimfällige). — Kassa-Strazza. — Entlassung im Konzertations-

wege (Befreiung gegen Stellvertreter). — Journalien im Präteritum (ein aufgehobener Rechnungsumstand). — Reisepartikularien (außerordentliche Reiseausgaben). — Natural- und Vorspannskomput. — Serviskomputsprotokolle. — Verpflegs-Systemisierungs-Hof-Kommission. Kr.

— Gar oft ist schon, auch in dieser Zeitschrift, darüber geklagt und gespottet worden, daß Behörden, die **Verordnungen und Bekanntmachungen** zu erlassen haben, zu wenig Wert auf eine einfache, leicht verständliche Ausdrucksweise legen. Ungewöhnlich aber dürfte es sein, daß eine höhere Behörde im Kampfe mit einfachen Regeln der Grammatik liegt. Und doch kommt es vor. Einen der reizendsten Punkte Thüringens, Reinhardsbrunn, ziert oder verunziert eine Tafel, die im heurigen Wonnemonat bereits ihr achtjähriges Bestehen feiern konnte, ohne daß ihr irgendwelche Unbill widerfahren wäre. Zur Erheiterung aller Freunde Thüringens sei ihre Inschrift hier im Wortlaute mitgeteilt:

Warnung!

Wer auf einen anderen Platz als auf den bestimmten Plätzen Wagen aufstellt, wird mit 10 ℳ oder 5 Tage Haft bestraft.

......., d. 10. Mai 1896.

Herzogl. S. Landratsamt ....

Jedes weitere Wort hierzu wäre überflüssig. Die Verantwortung für einen solchen Erlaß trägt auf jeden Fall die unterzeichnete Behörde, auch zeigt in diesem Falle die Art der Fehler, daß den armen Schildermaler sicher nicht alle Schuld treffen kann. Alfred Roebel (Döbeln).

— **Rendite.** »Achtung! Für ein seit $1\frac{1}{2}$ Jahren bestehendes literar. Unternehmen mit nachweisbarer Rendite und sozusagen ohne Risiko wird Herr oder Dame als Associé, event. stiller Teilhaber gesucht mit 10—12000 ℳ behufs Erhöhung des Umsatzes und weiterer Reklame. Offerten sub 309 (13) an die Expedition.« So zu lesen in der »Literarischen Praxis« vom 1. Mai 1904. Rendite! Man versteht es sogleich! man liest deshalb auch wohl darüber weg, obwohl man es früher kaum je gelesen hat. (Vgl. Jg. 1898, Sp. 78 o.) Aber gibt es denn überhaupt ein solches Wort? Nein! Die Fremdwörterbücher kennen zwar Rendement, Rente und Rentabilität, aber nicht Rendite; auch gibt es weder im Französischen noch im Englischen ein Wort »rendite«, nur das Italienische hat »rendita« — mit dem Tone auf der ersten Silbe —, und aus dem Italienischen ist denn »Rendite« vielleicht wie so manches andere Wort ins ältere Kaufmannsdeutsch eingedrungen, wenn es nicht etwa neu selbständig erfunden worden ist nach Kommandite, Visite, Fallit, Debit u. ä. J. E. W.

— **schonsam.** In der Reichstagsitzung vom 30. April (bei Beratung des neuen Börsengesetzes) äußerte der Abgeordnete Dr. Semler: »Wie ist es nun, wenn es sich um Getreide handelt? Ich muß sagen, die Vorlage ist auf diesem Gebiete sehr schonsam«. Darauf wurde ihm von links zugerufen: »Das ist ja ein ganz neues Wort«. Das ist es nun keineswegs, wohl aber eines, das in seiner Verbreitung sehr beschränkt zu sein scheint; nach dem, was das Deutsche Wtbch. 9, 1524 darüber anzuführen weiß, dürfte es, wie auch Dr. Semler selbst, dem westniederdeutschen Sprachgebiete angehören. Die Bedeutung ist »schonend«, es schließt sich an die zahlreichen anderen mit -sam gebildeten Adj. furchtsam, kleidsam, duldsam, fügsam usw. in Form und Bedeutung zwanglos an und verdiente wohl eine weitere Verbreitung. P.

— Sehr beachtenswerte Worte gegen die allgemeine Aufnahme **fremdsprachlichen Unterrichts in die Volksschule** hat jüngst Schuldirektor Gorges im Bezirkslehrerverein zu Auerbach ausgesprochen. Der Gedankengang des Vortrags war nach den vom Vogtländer Anzeiger (Nr. 110 v. 14. April d. J.) abgedruckten Leitsätzen der folgende. Kleinbürger und Landmann kommen meist mit fremden Völkern gar nicht in Berührung, der fremdsprachliche Unterricht hat daher in der Regel unmittelbaren Wert nur für Schüler, die später Handelsschulen oder andere höhere Anstalten besuchen sollen. Bildungswert aber hätte nur der gründliche, mit der Anlage der Volksschule unvereinbare Betrieb. Was sie bestenfalls erreichen könnte, das bloße Parlierenlernen, ist kein Hebel und kein Zeichen wirklicher Bildung, leider aber oft die Ursache des Dünkels, der Halbbildung; das Durcharbeiten deutscher Sprachsätze hat höheren Wert als jenes. Für die Klärung der Muttersprache könnte die fremde auch in der Volksschule nutzbar gemacht werden, aber man bedarf dessen nicht. Daher ist der fremdsprachliche Unterricht vom Lehrplane der Volksschule fernzuhalten und der des Seminars nicht neben dem wertvolleren Latein mit neuen Sprachen zu belasten. Will aber eine Schulgemeinde aus besonderen Gründen — wir setzen beispielsweise hinzu: in Seestädten — für einzelne Schüler fremdsprachlichen Unterricht bieten, so sind diese in Sonderklassen zu unterrichten. Der letzte der sieben Leitsätze macht es dem deutschen Lehrerstand zur Pflicht, »mit aller Kraft, besonders durch Belehrung der Bürgerschaft, dahin zu wirken, daß hohler Bildungsdünkel und eitle Fremdländerei immer mehr beseitigt, und daß die Bildungsschätze deutscher Sprache, deutschen Wesens und deutscher Geistesarbeit der Jugend erhalten und angeeignet werden, damit sie bei der stetig fortschreitenden Völkervermischung ihre Kraft behaupten und ihren veredelnden Einfluß auf die Menschheit ausüben können«. In dieser Äußerung steckt nicht nur eine klare unbefangene Einsicht in die wirklichen Bedürfnisse des Lebens, sondern auch dem weitverbreiteten Bildungswahn gegenüber ein gut Teil tapferen Mutes. Es würde ein Segen für unser Volk werden, wenn solche Anschauungen weiter und auch in die Kreise unserer höheren Töchterschule drängen, dieser Brut- und Pflegestätte der Ausländerei, soweit nicht einzelne starke Persönlichkeiten, die im bewußten Deutschtum fest verankert sind, das Gegengewicht gegen die Lockungen der Fremdsprachen halten.

— **Die deutsche Sprache in den deutschen Kolonien.** Zu der Äußerung Dietrich Schäfers über die Aussichten der deutschen Sprache, im Auslande besonders in unseren Kolonien zur Geltung zu kommen (Nr. 5 Sp. 137), ist nun ein Hinweis nachzutragen auf die in der Reichstagssitzung vom 22. April d. J. festgestellte Tatsache, daß die Missionen in unserem Schutzgebiet Togo die englische Sprache bevorzugen. Graf v. Arnim, der darüber Beschwerde führte, erwähnte z B., daß eine Kirche mit einer englischen Ansprache ohne ein deutsches Wort eingeweiht worden sei. Aus der Antwort des Kolonialdirektors Dr. Stübel erhellt, daß die Missionen sogar den Unterricht bisher nur englisch erteilt haben und infolge davon die englisch unterrichteten Eingebornen das Bestreben haben, Togo den Rücken zu kehren. Nach längeren Bemühungen sei es erst neuerdings gelungen, die Missionen zur Ersetzung des englischen Unterrichts durch deutschen — vom 1. Januar 1906 (?!) an — zu bewegen. Dann solle nur noch deutscher Unterricht erteilt und von der Regierung nur solche Missionen unterstützt werden, die sich zur Erteilung deutschen Unterrichts verpflichten. Ob wohl irgend ein andres Volk so lange Geduld haben und, auch wenn die Schädlichkeit erkannt, mit so sanften Händen zugreifen würde? — Gleichzeitig meldete die Deutsche Kolonialzeitung, daß die Neu Guinea-Kompagnie ihre Verwaltungen im Schutzgebiete angewiesen, für die Ausbreitung der deutschen Sprache unter den farbigen Arbeitern

mehr als bisher geschehen zu sorgen, den Gebrauch des Pidgin-Englischen einzuschränken und es mit der Zeit gänzlich entbehrlich zu machen. Sie hat damit bereits einen Erfolg erzielt. Ihre Stationsverwaltung in Seleo berichtet, daß man dort, um zu einem raschen Erfolge zu gelangen, jetzt jeden Tag mittags von 12½ 1½ eine deutsche Unterrichtsstunde abhalte und hoffe, in etwa drei Monaten mit den Arbeitern deutsch sprechen zu können. Die Arbeiter zeigten für die Sache Eifer und machten gute Fortschritte. — Ähnlich günstige Nachrichten über die Ausbreitung der deutschen Sprache kommen von den Marschall-Inseln. In dem von der Jaluit-Gesellschaft ausgegebenen Geschäftsberichte für 1903 wird ausdrücklich bemerkt, daß dank der von der Herz-Jesu-Gesellschaft unterhaltenen Missionsschule auch die deutsche Sprache allmählich mehr eindringe. — Es ist erfreulich, daß in der Südsee Ansiedler und Missionare in der wichtigen Sprachenfrage Hand in Hand zu gehen scheinen. P.

— Der Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Stephan Waetzoldt ist zu Berlin erst 55 jährig gestorben. Er hat dem Deutschen Sprachvereine in den ersten Jahren seines Bestehens angehört und ihm als Festredner auf der ersten Dresdner Hauptversammlung und als Mitglied des Gesamtvorstandes wertvolle Dienste geleistet, auch später, nachdem er 1900 von neuem dem Vereine beigetreten war, dessen Ziele in seiner hohen Amtsstellung erfolgreich gefördert. Ehre seinem Andenken!

Sprechsaal.

Zustrecken, Zustreck(e)weg u. ä.

(Vgl. Ztschr. 1902, 299. 1903, 60.)

Mehrere freundliche Einsendungen [1]) ermöglichen es uns, etwas Genaueres über das Verbreitungsgebiet von »zustrecken« und »Zustreckeweg« festzustellen. Danach sind die Ausdrücke zunächst nicht nur in Niederhessen (Kassel), sondern auch in Oberhessen (Marburg) und in der Wetterau ganz allgemein üblich. v. Pfister sagt in seinen Nachträgen zu Vilmars Idiotikon von Kurhessen S. 289: »Zustrecken bedeutet in Hessen allgemein ‚näher gehen' (zugehen, einen näheren, kürzeren Weg gehen), also etwa auf einem Pfade, über eine Höhe, im Walde usw., während man vielleicht auf gebahnter Straße einen Umweg machen würde«. In manchen Gegenden ist aber nur das Zeitwort gebräuchlich, nicht das Hauptwort »Zustreck(e)weg«. So wird es für Stockhausen und Röthges (Kreis Gießen) von Herrn Dirlam bezeugt; als zugehörige Hauptwörter dienen hier: »der gerade Weg, der kürzeste oder sträckste Weg.« Neben »zustrecken« finden sich ebenda die Wendungen: »die Strecke gehen, auf die Strecke gehen«. Ferner ist »zustrecken« und »Zustreckweg« (ohne e) in Nassau gebräuchlich, ebenso »auf die Strecke gehen« und »abstrecken«. Endlich wird für die siegerländische Mundart (Eichen in Westfalen) als allgemein gebräuchlich angegeben »abstrecken« und »auf Strecke gehen«, und zwar in den Formen afstrecke und op Streckte goh.

So ergibt sich ein geschlossenes Gebiet für diese Ausdrücke:

zustrecken — Hessen, Wetterau, Nassau (wie es scheint, auch alemannisch, s. Jahrg. 02, 299).
abstrecken — Nassau, Siegerland.
auf (die) Strecke gehen — Oberhessen, Nassau, Siegerland. Dazu Streckweg bei Riehl (a. a. O.).

Es fragt sich nun, ob die zusammengehörigen Ausdrücke auch über dies Gebiet hinaus gebräuchlich sind, und die verehrten Vereinsmitglieder seien nochmals gebeten, Einschlägiges mit möglichst genauer Angabe des Verbreitungsgebietes freundlichst mitzuteilen.

1) Den Herren Lehrer Dirlam in Stockhausen (Oberhessen), A. Hellmann in Eichen (Westf.), Dr. Heinrich Schäfer, Pastor Bohl in Eisleben und Professor Dr. Weinmeister in Leipzig sei hier bestens dafür gedankt.

Wäsche schwaben (zu Sp. 61).

Der gütigen Auskunft mehrerer österreichischer Leser [1]) verdanken wir Aufklärung über den Ausdruck »Wäsche schwaben«. Wenn die Wäsche vollständig gewaschen ist, wird sie zuletzt noch ein- oder zweimal »geschwabt«, d. h. in kaltem, reinem Wasser kräftig hin- und hergezogen, geschwenkt, geschwemmt, so daß Seife und Soda gründlich entfernt werden. »Schwaben« aber ist niederösterreichisch (wienerisch) für »schweiben, schwaiben«. Khulls steirischer Wortschatz bietet »schweiben«, Schmellers bayerisches Wörterbuch »schwaiben«, in der Bedeutung: schwenken, schwemmen, spülen. Für die Verwendung des dem bayerisch-österreichischen Sprachgebiete angehörenden Wortes entnehmen wir Schmeller noch einige Beispiele: »Regengüsse schwaiben die gute Erde von abhängigen Ackerfeldern fort. Der Bergstrom schwaibt Felsen und Steine ins Tal herab. Die Wäsche schwaiben (im Wasser ausschwenken). Gläser schwaiben (schwenken, rincer). Den Stubenboden ausschwaiben (denselben fegen, während man Wasser darauf gießt)«. Johann Gabriel Seidl verwendet »schwaben« in seinen niederösterreichischen Gedichten auch in der Bedeutung »trinken«. Neben der zielenden Bedeutung hat das Wort auch die ziellose: hin und her schwanken, besonders von Flüssigkeiten. So vor allem schweizerisch; bayerisch dann lieber in der Weiterbildung »schwaibezen« (auch steirisch »schweibetzen«). Das Wort läßt sich zurückverfolgen bis in das frühe Mittelalter: mittelhochdeutsch sweiben, althochdeutsch sweibôn, und zwar in beiden Bedeutungen: schwenken, schwenkend spülen, und sich schwingen, schweben. Für die Bedeutung »schweben« vergleiche man: daz iuwer lop ... stîget unde sweibet hô (Walther von der Vogelweide) = daß euer Lob steigt und sich hoch schwingt; gotes gheist suueibôda oba uuazsserum (Isidor) = schwebte über den Wassern. Und so ist denn »schweiben« nicht nur begrifflich, sondern auch lautlich verwandt mit »schweben«; es verhält sich zu ihm wie »kleiben« zu »kleben«. Weiterhin stellt es sich zu »schweifen«, das landschaftlich ebenfalls in der Bedeutung »schwenken, spülen« gebraucht wird; so führt Schmeller an: »ein Faß mit Wasser ausschweifen« (Prag) und das posensche »schweefen«.

Braunschweig. Karl Scheffler.

Gleis oder Geleise?

Im Maiheft Sp. 144 ist die Herleitung des Wortes »Gleis« von gleiten, hingleiten sprachgeschichtlich zurückgewiesen worden. Sie würde aber auch eine der folgerichtigen Anwendung des Worts ganz widersprechende falsche Begriffsbestimmung ergeben und beruht auf irriger Auffassung des technischen Vorgangs. Ist nämlich das auf Rädern über das »Geleise« laufende Fahrzeug sachgemäß gebaut und richtig betrieben, so darf es auf dem »Geleise« nicht gleiten, sondern es muß darüber rollen. Rollende — nicht: gleitende — Reibung ist hier der technische Vorgang; und nicht wie ein Schlitten über die glatte Bahn bewegt sich das Fahrzeug über das »Geleise«, sondern es fährt im »Geleise«. Das ist das Wesentliche des »Geleises«: es muß das Fahrzeug führen, lenken, geleiten. Nur dann ist es brauchbar, wenn es diese Aufgabe richtig erfüllt; und das Gleiten ist vom Übel. — Versagt aber das »Geleise« den Dienst und entgleist — nicht: entgleitet — das Fahrzeug, so wird es empfindlich klar, was das »Geleise« eigentlich bedeutet. — Und mit welcher ungeheuren Sorgfalt müssen die Eisenbahntechniker bedacht sein, die »Spur« zu halten, die Weichen richtig zu stellen, kurz: dem »Geleise« seinen Charakter treulich zu wahren.

Aus dem Grunde empfiehlt es sich, wo überhaupt zwischen Geleise und Gleis geschwankt wird, dem Wesen des Worts auch die alte Sprech- und Schreibweise zu bewahren, wie sie sich doch in dem sinnverwandten »Geleit« und »geleiten« so schön erhalten hat. — Sollte aber das e dem unruhigen, hier — wie an manch anderer Stelle — leider zu sparsamen Geiste unserer Zeit geopfert werden, so möge doch dem »Gleis« darum der richtige Sinn nicht etwa ganz verloren gehen, wie es bei der Straßburger Post schon geschehen ist!

Erfurt. G. Jhlow.

Jn der Tat schwankt der Sprachgebrauch zwischen den beiden Formen ganz auffallend. Das bezeugt zufällig ein Leitaufsatz

1) den Herren Frölich in Graz, Gustav Klein in Wien, Universitätsprofessor Dr. Ed. Martinak in Graz und Josef Zankel in Wien. Allen besten Dank!

der Deutschen Zeitung, »Eisenbahnfragen in Südwestafrika« (Nr. 109 vom 10. Mai), in dem nacheinander vorkommt: die Instandhaltung der Geleise, eines neuen starken Geleises, 1100 Meter starkes Gleis, Legung des Geleises, das neue Gleis, Legen von Geleisen. Hier besteht also in allen Biegungsformen die alte Form, nur im Werfall der Einzahl ist die verkürzte vorgezogen. Begünstigt wird diese vermutlich durch die Ableitungen »eingleisig, mehrgleisig, entgleisen«, in denen wie wohl auch in »Eisenbahngleis« die Verkürzung durchgedrungen ist.

Im ganzen deutschen Eisenbahnwesen ist die Form Gleis schon seit einer Reihe von Jahren fest eingeführt. Die einschlägigen Reichsvorschriften wie die Dienstvorschriften der einzelnen deutschen Eisenbahnverwaltungen, in denen die Gleise ja eine so große Rolle spielen, kennen nur das Gleis; ebenso die eisenbahntechnischen Zeitschriften, die großen bekannten Lehrbücher über Eisenbahntechnik usw.

Etwas ist faul im Staate Dänemark.

Manch geflügeltes Wort verdankt seine Verbreitung einer gewissen auffallenden, bisweilen geradezu sinnlosen Zusammenstellung von Begriffen. Das Erfordernis, den verborgenen Sinn hervorzulocken, und die dabei erörterten verschiedenen Meinungen haben sicher großen Anteil an der Verbreitung jener auffallenden Wendungen. So heißt es ziemlich sinnlos in der Bibel Matth. 19, 24 »Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme«; und Römer 12, 20 »Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln« (die gleiche Wendung schon Spr. Sal. 25, 22 »Denn du wirst Kohlen auf sein Haupt häufen«). Der Hinweis auf das Sinnlose in der Zusammenstellung dieser Begriffe will nicht sagen, daß jemand, der sich ihrer bedient, ihnen eine unklare Bedeutung beilege, sondern nur behaupten, daß dort an der Quelle, wo sie zum ersten Male zutage tritt, die Zusammenstellung den Unbefangenen stutzig macht.

In allen Fällen ähnlicher Art handelt es sich entweder um Übersetzungen aus einer Sprache in eine andere oder um schwer zu prüfende fertig überlieferte Wendungen aus alter Zeit.

Wenn man in dem ersten der beiden genannten Begriffsgefüge mit einigen Erklärern, welche ein Mißverständnis beim Übergang der Redewendung aus dem Arabischen ins Griechische annehmen, statt des Wortes »Kamel« das Wort »Schiffstau« einsetzt, so ist das Bild ohne weiteres jedem ersten besten verständlich und klar, und es darf füglich bezweifelt werden, ob die Verbindung, »daß ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gehe«, gleiche Verbreitung und Bekanntheit gefunden hätte wie die Zusammenstellung eines Kamels mit einem Nadelöhr. In dem zweiten würde Sinn zutage kommen, wenn man für »Haupt« Feuerstätte (Herd) einsetzt. Wir Menschen des Streichhölzchen-Zeitalters müssen uns dabei vergegenwärtigen, mit welcher Schwierigkeit man sich früher Feuer beschaffen mußte, wenn einem der Herd ausgegangen war und vielleicht weit und breit kein Herd brannte.

Auch aus Shakespeare stammen mehrere geflügelte Worte mit verblüffenden Begriffszusammenstellungen. Gibt da die Übersetzung immer den Sinn wieder, den der Dichter an der jedesmaligen Stelle seinen Worten geben wollte? Für das in der Überschrift herausgegriffene Wort ist mir unbekannt, ob es schon anderen aufgefallen ist. Doch scheint mir, daß ein jeder, der den Hamlet sorgsam und mit nüchternem Verstande liest, bei der Erwähnung, daß »etwas im Staate Dänemark faul sei« (I, 4 Ende), sofort stutzt. Hamlet hat im Selbstgespräche den wahren Grund seines unerklärlichen Redens und Benehmens durchblicken lassen: die Eile, in der sich die Mutter einen Monat nach dem Tode des hochverehrten Vaters mit dessen scheußlichem Bruder vermählte, hat ihm die Gewißheit über schändlichen Verkehr gegeben, und diese Gewißheit legt ihm die unausführbar schwere Pflicht der Blutrache auf, wenn anders er des ehrenwerten Vaters würdiger Sohn sein will. Mit solchen Gefühlen im Herzen wird er von seinen Vertrauten um Mitternacht zu seines Vaters Geist geführt, und der Geist winkt ihm mitzugehn:

»Hamlet. Mein Schicksal ruft,
Und macht die kleinste Ader dieses Leibes
So fest als Sehnen des Nemeer Löwen.
(Der Geist winkt.)
Es winkt mir immerfort: laßt los! Beim Himmel!
(reißt sich los.)
Den mach' ich zum Gespenst, der mich zurückhält! —
Ich sage, fort; — Voran! ich folge dir.
(Der Geist und Hamlet ab.)
Horatio. Er kommt ganz außer sich vor Einbildung.
Marcellus. Ihm nach! Wir dürfen ihm nicht so gehorchen.
Horatio. Kommt, folgen wir! Welch Ende wird dies nehmen?
Marcellus. Etwas ist faul im Staate Dänemarks!
Horatio. Der Himmel wird es lenken.
Marcellus. Laßt uns gehn.«
(Übersetzung von A. W. Schlegel).

Was sollte die Erwähnung irgendwelches faulen Zustandes im Staate Dänemark überhaupt im Stücke? welche Beziehung sollte er zur Handlung haben? Aber was in aller Welt soll sie an der Stelle, wo sie steht? Dort scheint sie ohne Sinn und Verstand.

Zur Lösung bedenke man zweierlei: 1. daß das Wort »state« im heutigen Sinne von Staat (Landesverwaltung), wie das deutsche »Staat« selbst, zu Shakespeares Zeiten, wenn überhaupt, so nur in der Mehrzahl gebraucht wurde; 2. daß Shakespeare es liebt, Fürsten einfach durch den Namen ihres Landes zu bezeichnen: France ist der König von Frankreich, Burgundy der Herzog von Burgund, und Denmark ist Hamlet, wie schon im Anfang des Stückes (I, 1) der verstorbene Hamlet die »Hoheit des begrabenen Dänemark« heißt. Die Worte Something is rotten in the state of Denmark übersetzen sich also zwanglos: »etwas ist angefault (krank) im [Geistes-] Zustande Hamlets«. So übersetzt fügt sich der Gedanke schlicht und einfach ein: er erklärt uns, warum Marcellus dem Hamlet nicht gehorchen will, er begründet, warum Marcellus und Horatio es für dringlich halten, Hamlet zu folgen. Aber freilich — damit verwandelt sich der warme dichterische Hauch oder vielmehr Nebel dieser Zeile in kalte reizlose Prosa, und die deutsche Sprache verliert dann eine schöne, kräftige Redewendung, und mit ihr das Französische und alle Sprachen, die dies geflügelte Wort aufgenommen haben, einschließlich des Englischen selbst.

Schleusingen. Oberlehrer Dr. Branscheid.

Mummenthal.

So heißt der Name einer Straße in meiner Vaterstadt Quedlinburg. Er ist schon 1335 urkundlich belegt und kann daher nicht von dem Namen der bekannten Bierart hergeleitet werden, der erst 1492 erscheint (s. Kluge, Etymol. Wb. d. d. Spr. 6. Aufl.). Schon Kleemann, Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend. Quedlinburg, H. C. Huch, 1891. S. 202 vermutet, daß der Name mit mumme »Larve« zusammenhänge, doch darf der Umstand, daß bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in einer Scheune dieser Straße Theateraufführungen stattfanden, nicht als Beweis gelten. Ältere Leute wußten, daß »das Schauspielhaus« früher landwirtschaftlichen Zwecken gedient hatte. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß hier in früheren Jahrhunderten Fastnachtsbelustigungen stattfanden. In Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes (Ausg. v. O. Behaghel in Kürschners Nationalliteratur S. 100) lese ich: »Sein Vater gab ihn in seinem 16. Jahre einem sogn. Viehdoktor von Mummenthal in die Lehre.« Sollte dieser alemannische Ortsname zur Erklärung des norddeutschen Straßennamens herbeigezogen werden können?

Northeim. R. Sprenger.

Eine Goethesche Verdeutschung von Royalist.

Schon Goethe hat »Royalist«, das wir jetzt durch »Königlich Gesinnter, Anhänger des Königtums, Königstreuer« wiedergeben, eigenartig verdeutscht. Er schreibt (Kampagne in Frankreich, Sämtl. Werke her. v. Ludwig Geiger Bd. 27 S. 9): »Königisch Gesinnte, und also unsere Freunde .... bedauerten, daß wir in dieses Warengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jakobiner, der mit seiner ganzen Familie nichts tauge, so viel schönes Geld zu lösen gegeben«. Das Eigenschaftswort königisch = königlich, das Goethe wohl Luthers Bibelübersetzung entnommen hat (vgl. Joh. 4, 47), ist mittels der Ableitungssilbe isch, wie türkisch, österreichisch usw., von König gebildet. Ähnlich sagt Luther auch weibisch statt weiblich — der in der neueren Sprache bestehende Unterschied zwischen beiden Worten findet sich bei ihm noch nicht — und adelisch statt adelig. Bei seinen Zeitgenossen finden sich kirchisch, keiserisch, herzogisch, bischöfisch, mordisch und zahlreiche andere Bildungen, die man z. B. in Joseph Kehreins Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts 2. Bd. S. 86ff. verzeichnet findet.

Northeim. R. Sprenger.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

237) »Die geistigen Gebilde der Vergangenheit wirken **schöpferisch, selbsttätig** weiter und spotten jeder Formel, **um das Maß ihrer Kraft zu berechnen, die Weise ihrer Wirksamkeit zu bestimmen.**« (Aus einem religionsphilosophischen Werke, mitget. von E. Niedermüller in Elberfeld.)

237) Die geistigen Gebilde der Vergangenheit wirken selbsttätig, schöpferisch weiter und spotten jeder Formel, nach der man das Maß ihrer Kraft berechnen, die Weise ihrer Wirksamkeit bestimmen könnte.

Nach dem Wortlaute müßte man annehmen, daß »die geistigen Gebilde« selbst die Absicht haben, das Maß ihrer Kraft zu berechnen. Schöpferisch, selbsttätig — umzustellen, weil schöpferisch einen höheren Grad der Selbsttätigkeit bezeichnet (Erbe).

238) »Die in meinen Beiträgen 66 vorgebrachte Vermutung **teile** ich auch jetzt noch.« (Aus einer wissenschaftlichen Zeitschrift, mitget. von Prof. Dr. Gartner in Innsbruck.)

238) Die in meinen Beiträgen 1866 vorgebrachte Vermutung hege ich auch jetzt noch.

»Teilen« verlangt die Angabe einer Person, mit der man die Meinung, Vermutung teilt. Kann man sie mit sich selbst teilen?

239) »In der in unserem Krankenpflege-**Institut** . . . eingerichteten **Polyklinik** erhalten unbemittelte Kranke **unentgeldlich** Rat —.« (Anzeige in einer Zeitung, mitget. von Prof. Dr. Weinmeister in Leipzig.)

239) In der in unserer Krankenpflege-Anstalt (Krankenhaus, Krankenheim) eingerichteten Sprechstunde für Unbemittelte erhalten bedürftige Kranke unentgeltlich ärztlichen Rat. Oder kürzer mit der Überschrift: »**Krankenheim**. In unserer Sprechstunde f. U. erhalten —« (Saalfeld).

Es heißt Poliklinik, nicht, wie man so oft lesen muß, Polyklinik. Denn dieses Wort ist nicht von πολύς viel, sondern von πόλις die Stadt abgeleitet. Ursprünglich bezeichnet es die Behandlung von Kranken in der Stadt, im Gegensatz zu der Klinik der Hochschule. Jetzt wird es gewöhnlich im Sinne einer ärztlichen Sprechstunde für Unbemittelte gebraucht. »Unentgeldlich« ist ein Rechtschreibungsfehler (»Rechtschreibfehler« Erbe). Denn es hängt nicht mit Geld zusammen, sondern mit entgelten; unentgeltlich ist das, wofür kein Entgelt gefordert wird.

240) »Humboldt hatte die Welt **in größerem Umfange** gesehen, **als so leicht** ein anderer.« (Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, S. 330, mitget. von Prof. Dr. Gombert in Breslau.)

240) Humboldt hatte die Welt in so großem Umfang gesehen, wie nicht leicht ein anderer — oder: Nicht (so) leicht hatte ein anderer die Welt in größerem Umfang gesehen als Humboldt.

Vermischung zweier Ausdrucksweisen. Andere Beispiele: »Während Olga frisch und elastisch aussieht **wie je** —« statt: — **wie immer** oder: — frischer und elastischer aussieht **als je** (aus einem Roman, mitgeteilt von Dr. Neubeck in Stuttgart). »Ich kann die Milch allen Müttern **nicht angelegentlichst genug** empfehlen« statt: nicht angelegentlich genug oder: angelegentlichst (aus einem Zeugnis in einer Geschäftsanpreisung). »Der Einwandererzug hatte über 500 Fahrgäste . . ., von denen **die größere Mehrzahl** tot oder schwer verwundet ist« (Zeitungsmeldung 1901) statt: die größere Zahl oder: die Mehrzahl. »Ein noch **unverheiratet gewesener** Herr in 30er Jahren . . . wünscht sich zu verehelichen« statt: ein noch unverheirateter Herr — oder: ein noch nicht verheiratet gewesener Herr (Heiratsgesuch 1900). »Wissenschaftlich steht das Werk nun **alles andere als** auf der Höhe neuer Forschung« (Bücherbesprechung aus der Feder eines Universitätsprofessors, mitget. von Dr. Wülfing in Bonn) statt: — steht durchaus **nicht** auf der Höhe neuer Forschung oder: — ist das Werk alles andere als eine Förderung der Wissenschaft.

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. **Dunger** in Dresden-Plauen, Kaitzerstraße 125.

Gegen die Verbesserung des Satzes Nr. 205 zur Schärfung des Sprachgefühls (S. 182 des vorigen Jahrgangs) erhebt Herr Geh. Justizrat W. **Gensel** in Dresden einige, wie mir scheint, wohlbegründete Bedenken sachlicher Art, die sich namentlich auf die Anordnung der einzelnen Sätze beziehen. Nach seinem Urteile müßte die Verbesserung so lauten: „Das Amtsgericht Bremen hat gegen den . . . L., der in dem Verdachte steht, ein Geldtäschchen mit 8 ℳ 50 ₰ gestohlen zu haben, am 14. Januar 1901 Haftbefehl erlassen. Der Beschuldigte hat hiergegen Beschwerde erhoben. Die Beschwerde ist begründet. Das Amtsgericht stützt den Haftbefehl darauf, daß L. in Gegenwart des Bestohlenen an das Bett, unter dessen Kopfkissen dieser das Geldtäschchen aufbewahrte, herangetreten, bei der Rückkehr des Bestohlenen aber ebenso wie das Täschchen verschwunden gewesen ist. Der Verdacht, der sich daraus ergibt, kann jedoch nicht als ein dringender anerkannt werden, weil der Diebstahl auch von einem anderen ausgeführt worden sein kann, während sich der Bestohlene, um sich zu waschen, außerhalb des Schlafraums aufgehalten hat (— oder kürzer: weil der Diebstahl während der zeitweiligen Abwesenheit des Bestohlenen auch von einem anderen ausgeführt worden sein kann). Es kommt dabei in Betracht, daß der Beschuldigte noch unbestraft ist.«

In den Worten: »der Verdacht kann **nicht als ein dringender** anerkannt werden«, ist die Wendung »als ein dringender« absichtlich nicht umgeändert worden zu »**als dringend**«, weil in der Strafprozeßordnung ein Unterschied gemacht wird zwischen den verschiedenen Verdachtegründen. Ein Haftbefehl darf nur erlassen werden, wenn der bestehende Verdacht zu der Klasse der dringenden Verdachtsgründe gehört. H. D.

Bücherschau.

Wunderlich, Hermann, Der Deutsche Satzbau. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Cotta, 1901. Bd. I: XLII u. 418 S. Bd. II: X u. 441 S.

Die bedeutendste neuere Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Syntax ist Wunderlichs Deutscher Satzbau. Die vorliegende zweite Auflage ist eine völlige Umarbeitung der ersten, aus dem einen mittelstarken Band sind zwei starke Bände geworden. Während sich Wunderlich in der ersten Auflage hauptsächlich auf das Neuhochdeutsche beschränkte, führt er uns jetzt die einzelnen sprachlichen Erscheinungen auf breitestem geschichtlichem Hintergrunde vor, von ihrem ersten Auftreten bis in die neueste Zeit; ja er begnügt sich nicht damit, seine Belege aus der Schriftsprache zu entnehmen, sondern zieht auch die Umgangssprache und die Mundarten mit heran. Den gewaltigen Stoff, den er mit großem Fleiße zusammengebracht hat, behandelt er in den drei Abteilungen: »Verbum«, »Nomen und Pronomen«, und »Partikeln als Satzbindemittel«. Überall geht er dabei von dem Satz aus; denn »der Satz ist die eigentliche Form, in der die Sprache sich darstellt«. Das einzelne Wort erhält erst durch seine Stellung

innerhalb des Satzes seine besondere Bedeutung. Aus diesem Grunde benennt er, obgleich er sonst recht viele Fremdwörter als Kunstausdrücke verwendet, sein Werk nicht mit dem üblichen Fremdausdruck Syntax, sondern mit dem deutschen Namen Satzbau, um schon dadurch seinen Standpunkt zu kennzeichnen. Wie er im Gegensatz zu den früheren Auffassungen das Wesen des Satzes aufgefaßt wissen will, setzt er in der Einleitung zum ersten Bande ausführlich auseinander. Er betrachtet es als seine Aufgabe, darzulegen, wie sich die verschiedenen Spracherscheinungen im Laufe der Zeiten entwickelt haben, und bemüht sich dabei, die geistigen Vorgänge aufzuspüren, die zu Veränderungen in der Ausdrucksweise führten. Man vergleiche z. B. seine Auseinandersetzungen über daß (II, 306 ff.). Das Bindewort daß und das Fürwort das, die jetzt in der Rechtschreibung so streng geschieden werden, sind von Haus aus dasselbe. Der Satz »ich weiß, daß er kommt« lautete ursprünglich »ich weiß das, er kommt.« Das Fürwort »das« deutete also zusammenfassend auf den folgenden angeschlossenen Hauptsatz hin, wie wir auch jetzt noch ähnlich sagen: Das weiß ich, daß er kommt. Wie dieses Fürwort allmählich zum Bindewort erstarrte und der beigeordnete Satz zu einem untergeordneten wurde, weist der Verfasser an zahlreichen Beispielen der älteren Sprache in anziehender Weise nach. Ebenso einleuchtend ist seine Erklärung des Sprachgebrauchs, daß Berg-, Wald- und Flußnamen mit dem Geschlechtswort verbunden werden, während Städte- und Ländernamen wie die anderen Eigennamen gewöhnlich kein Geschlechtswort zu sich nehmen. Vorschriften für den jetzigen Sprachgebrauch stellt er nur selten auf. In der lehrreichen Besprechung des Wörtchens als (durch Tonschwächung entstanden aus also, II, 386 ff.) berichtet er, daß in der neueren Sprache wie in die Stellung von als nach dem Komparativ eindringe — namentlich von der mündlichen Redeform her (»eine günstigere Stellung wie jetzt«); er erwähnt, daß Schopenhauer und andere dies bekämpfen, hat aber selbst kein Wort des Tadels dafür. Gegenüber der jetzigen Befehdung des Fürworts derselbe im Sinne von er oder dieser weist er darauf hin, daß es in dieser Bedeutung schon in frühneuhochdeutscher Zeit und namentlich bei Luther sehr beliebt sei, ja sogar im Mittelhochdeutschen bereits vorkomme, wie im Meier Helmbrecht 22: Ein meier der hiez Helmbrecht: des sun was der selbe kneht, von dem daz maere ist erhaben (II, 271 ff.). Doch fügt er hinzu, daß unsere Sprache nur gewonnen habe, seitdem der Widerspruch gegen diese Form erwacht sei; er habe uns genötigt, auf den Pronominalgebrauch zu achten und uns mit dem einfachen der zu behelfen, wo dies angängig sei. Befremdlich ist sein Standpunkt in der Behandlung des Beisatzes (Apposition). Er hält die Forderung, daß das Wort des Beisatzes in demselben Falle stehen müsse wie das zugehörige Hauptwort, für unberechtigt. »Es ist allerdings unverkennbar, daß bei engerer Anlehnung der Apposition an das beherrschende Substantiv neuerdings immer mehr die Kongruenz angestrebt wird, doch ist gerade diese Kongruenz geeignet, den Unterschied zwischen Apposition und Attribut zu verwischen, die Selbständigkeit der Apposition zu untergraben« (II, S. 20). Die Beispiele, die er zur Begründung dieser Ansicht anführt, sind wenig überzeugend. Bei dieser übergroßen Duldsamkeit ist es auffallend, daß er sich gegen die Verwendung der Umstandswörter auf -weise als Eigenschaftswörter durchaus ablehnend verhält (II, 224). Wendungen wie: teilweise Erneuerung, zwangsweise Versteigerung, schrittweise Verschlechterung, vorzugsweise Berücksichtigung, stufenweiser Fortschritt u. a. sind so in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, daß sich selbst strenge Verfechter der Sprachrichtigkeit, wie Albert Heintze und Matthias, nicht mehr dagegen sträuben. (Vgl. auch Zeitschr. 1904 Sp. 21.) Daß Umstandswörter zu Eigenschaftswörtern werden, kommt ja auch sonst häufig vor. Man denke nur an zufrieden (eigentlich zum Frieden), ungefähr (früher ohngefähr, d. h. ohne Gefahr, gevaere), vorhanden (vor den Händen), behende (bei der Hand), anderweit (andere Weide), einzeln, ferner, weiter u. ä., die unbedenklich als Eigenschaftswörter gebraucht werden, obgleich sie Umstandswörter sind. Bei den Wörtern auf — weise ist dieser Übergang um so berechtigter, weil dadurch schwerfällige, langweilige Umschreibungen vermieden werden. Kürzer und treffender ist doch eine »zwangsweise Vorführung« als eine »zwangsweise vorzunehmende Vorführung«, ein »teilweiser Erfolg« als ein »teilweise erzielter Erfolg«, eine »bruchstückweise Veröffentlichung« als eine »Veröffentlichung, die bruchstückweise erfolgt«. In der Sprache des Rechts, namentlich auch in unseren gut geschriebenen neuen Gesetzbüchern ist diese Ausdrucksweise allgemein gebräuchlich, sie findet sich aber auch schon, wie Wunderlich selbst zugibt, bei Lessing, Goethe und Herder — da wird uns wohl nichts übrig bleiben, als sie als Sprachgebrauch anzuerkennen.

Mag man aber auch in diesem oder jenem Punkte nicht mit Wunderlich einverstanden sein, darüber kann kein Zweifel sein, daß, wer sich eingehender mit syntaktischen Fragen beschäftigen will, dieses umfassende, auf vieljährigen gelehrten Forschungen beruhende Werk nicht entbehren kann.

Dresden. Hermann Dunger.

Nagl, J. W., Geographische Namenkunde. Leipzig-Wien, Deuticke, 1903. 136 S. 5 M.

Lohmeyer, Th., Die Hauptgesetze der germanischen Flußnamengebung, hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen Flußnamen erläutert. Kiel, Lipsius u. Tischer, 1904. 32 S. 1,20 M.

Einleitend weist Nagl mit Recht auf zwei Punkte hin, die bei der Ortsnamenforschung bisher nicht immer genügend gewürdigt worden sind, nämlich die Kenntnis des jeweiligen Geländes und seiner Ortsmundart. Er verbreitet sich dann über die wichtigsten Grundsätze, die bei der Erklärung von Ortsnamen Geltung haben. An der Hand besonders ausgeprägter Formen werden die erdkundlichen Namen uns fernstehender Völker, uns stamm- und kulturverwandter Völker, endlich solche der Deutschen und Skandinavier besprochen. Die regelmäßigen Entwicklungsstufen werden an Gewässer-, Berg-, Flur-, Länder- und Völkernamen beleuchtet. Den Schluß bilden Kultur- und Siedlungsnamen. Sehr lehrreich und überzeugend sind besonders die bildlichen Darstellungen solcher Orte, deren Lage in auffälliger Übereinstimmung mit ihrem Namen steht (Kufstein: Kufe, Matterhorn: Matte, Zer-matt). Auch hier zeigt sich recht deutlich, daß noch weit mehr als bisher Einzelforschungen von Orts- und Heimatkundigen auf eng umgrenztem Gebiete eine unumgängliche Vorstufe für die Erforschung von Ortsnamen bilden müssen. Das vorliegende Werk, das eine »methodische Anwendung der namenkundlichen Grundsätze auf das allgemein zugängliche topographische Namenmaterial« darbietet, wird jedem Ortsnamenforscher hochwillkommen sein.

Auch Lohmeyer, der als eifriger Forscher auf dem Gebiete der deutschen Namenkunde in Fachkreisen längst bekannt ist, hat in seinen zahlreichen Schriften immer wieder auf die Bedeutung der Kenntnis des Geländes hingewiesen. In der genannten Schrift führt er weitere Beispiele an für die von ihm aufgestellten und seit Jahren verfochtenen Gesetze über die germanische Flußnamengebung, daß nämlich die Flüsse ihren Namen meist in der Nähe ihrer Quelle erhalten haben, daß diese Namen an das benachbarte Gelände, namentlich an die Gestaltung oder Beschaffenheit der Quellhöhe anknüpfen, und daß endlich die germanischen Flußnamen entweder aus einem einfachen Grundwort für Fluß, wie aha, apa, trawa, asa, mana usw., bestehen oder aus einem Bestimmungswort in Verbindung mit einem dieser Grundwörter. Manche dieser Grundwörter stellen verkürzte Formen dar, deren Anhängesilben abgeschliffen sind, so trawa aus trawena, asa aus asana. Hierin unterscheidet sich des Verfassers Ansicht wesentlich von der Förstemanns, der jene Endsilben irrig als bloße Anhängesilben ansah; Lohmeyer erklärt sie für abgeschliffene Grundwörter. Auch wenn man dem Verfasser in seiner Bevorzugung deutscher Grundwörter bei der Erklärung von Flußnamen nicht immer beipflichten kann, bleibt es doch unstreitig sein Verdienst, die deutsche Namenforschung in neue Bahnen gelenkt zu haben.

Barmen. Leithäuser.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Streifereien durch die Amts- und Forstmannssprache. Von Fritz Mücke. — Deutsche Forstzeitung (Neudamm) vom 22. Februar und 1. März 1903.

Angeregt durch den bekannten Vortrag des Regierungs-Präsidenten Rothe über den Kanzleistil und durch die Bestrebungen unseres Sprachvereins, geht Mücke seit einem Jahrzehnt den unnützen Fremdwörtern und den Auswüchsen des Kanzleistils im Forstfach zu Leibe und schlägt für seltener vorkommende Fachwörter der

Weidmannssprache eine einheitliche Schreibung vor, die er an der Hand von Sanders, Duden, Kluge, Fuchs, Vogel, Lyon, Weyde, Erler, Saalfeld geschichtlich zu rechtfertigen sucht. »In loser Reihe« behandelt er die verschiedenen Namen für den Wald (Forst, Busch, Heide, Tanger, Hag, Hain, Horst, Tann) und dessen Teile (Schlenke, Lake, Lache, Fenn, Tümpel, Tobel, Kolk), die verschiedenen Nebenformen von Baumnamen (u. a.: Ahre, Arle, Ehre, Ohre für Bergahorn; Eppelere, Weißeber, Weißlöber für Feldahorn; Aspe, Epe für Espe; Else für Erle; Eve, Ibe für Eibe; Fohre, Kiene, Tangerbaum, Zürbelkiefer für Kiefer; Gräne, Rottanne für Fichte; Haster, Hornbaum für Hainbuche — ich führe nur an, was ich in Matthias, Vollst. kurzgefaßtes Wörterbuch, nicht finde), ferner die Ausdrücke, die sich auf die Forstarbeit beziehen (eine Faßdaube ist auch »Dauge, Düge, Pipe«; das Scheitholz wird in »Gammen« kreuzweise aufgeschichtet; eine »Beuge, Beige« Reisig; der Baumstamm heißt »Stock, Stubben«, was im Boden stehen bleibt, der »Stucken, Stumpen«; stockiges Holz nennt man: beronnen, fosch, kippsch, mürschelig; fehlerhaftes: brackig, drehwüchsig, spanrückig); Ausdrücke für das Leben und die Verhältnisse der Waldarbeiter (Büdner, Instmänner; Zilhube = Zeidlerhufe; Fehmgeld = Schweinemastgeld; Heidemiete; mudike, mudig, möhr = weich, schlaff). Hierauf zählt Mücke eine Reihe von Redensarten und Sprichwörtern auf, die alle aus der Weidmannssprache herzuleiten seien. In der Titelfrage tritt er entschieden für die guten deutschen Namen (Förster, Oberförster, Forstmeister usw.) ein, statt der lächerlichen »Forstkandidaten« u. dgl. Zum Schluß gibt er eine Liste von 81 Wörtern, für die er eine einheitliche Schreibung vorschlägt; selbst für die Zeichensetzung in Fachberichten macht er sachliche Vorschläge. Die fleißige Sammelarbeit ist anregend zu lesen, schwer aber in kurzen Worten zu kennzeichnen. Wir danken dem Fachmann dafür, daß er in seinem Stande Teilnahme für rein sprachliche Fragen zu wecken sucht; sein redliches Bemühen im Dienst unsrer Muttersprache ist um so notwendiger, als in den Standessprachen die Sachkenntnis des Sprachforschers allein nicht zum Ziele kommen kann.

Zittau. Sahlender.

Unsere Geschäftsschilder. Eingesandt vom Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. — Leipziger Tageblatt vom 1. April 1904.

Nachahmenswert für unsere Zweigvereine! Von dem Gedanken geleitet, daß der Allgemeine Deutsche Sprachverein satzungsgemäß auf die sprachlichen Kundgebungen in allen Gebieten des öffentlichen Lebens einzuwirken suchen soll, stellt der Leipziger Sprachverein die sprachlichen Fehler auf den Geschäftsschildern klar und deutlich, aber ohne jemand zu verletzen, zusammen. Das ist um so verdienstlicher, als diese Verstöße, weil auf offener Straße allen Blicken, auch denen der lernbegierigen Jugend ausgesetzt, von gemeingefährlicher Wirkung sind. Am meisten wird in der Anwendung und Weglassung des Trennungs- oder Bindezeichens gesündigt: Pinsel und Bürstenfabrikant; Herren Sohlen- und Absätze. Sodann wird vielfach gegen die Rechtschreibung gesündigt, zumal wenn es sich um Fremdwörter handelt. Fabrik, Produkte, Artikel werden häufig falsch geschrieben, Kognak und Grog werden geradezu mißhandelt; besondere Schwierigkeit macht nicht selten das x, das mit y, wohl auch mit q verwechselt wird. Nun aber gar die Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit, besonders wenn die Inschrift einen ganzen Satz vertritt: Milchtrinkhalle in Gläsern und dergleichen. Von den zur Vermeidung derartiger Fehler vorgeschlagenen Mitteln scheint mir das vom Leipziger Zweigverein gewählte das richtigste zu sein: durch kleine Zeitungsaufsätze aufzuklären und die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf derartige sprachliche Verstöße zu lenken. Max Erbe.

Redensarten. Von Dr. Heinrich Pudor. — Beilage der Leipziger Neuesten Nachrichten vom 2. Mai 1904.

Der Verfasser geißelt den gedankenlosen Gebrauch sprichwörtlicher Wendungen und nichtssagender Redensarten, der nur auf Denkfaulheit beruhe. Statt selbsttätig zu sein und wirklich *unsere* Meinung in Worte zu fassen, plappern wir fremde Ansichten und Ausdrücke nach. Max Erbe.

Die Sprache des deutschen Kaufmanns. Von Albert Silbermann. — Nationalzeitung vom 23. April 1904.

Jedenfalls unter Zugrundelegung seines in Brünn gehaltenen Vortrags, über den wir in unserer Aprilnummer Sp. 108 berichteten, führt Silbermann aus, daß nacheinander das Lateinische, Französische und Italienische Fremdwörter in die deutsche Handelssprache lieferten und der Schwulst des siebzehnten Jahrhunderts sie so vergiftete, daß sie jede Natürlichkeit und Anmut verlor. Wortgeiz, Formelkram und Gleichgültigkeit schufen allmählich ein Sonderwesen im deutschen Sprachkörper. Zu welcher Torheit die Gedankenlosigkeit im mündlichen wie schriftlichen Ausdruck geführt hat, zeigt die Wendung »$^1/_2$ Post«, die man mitunter in Geschäftsbriefen liest und die aus »*p* (= per) Post« entstanden ist.

Max Erbe.

Modern Language Notes. XIX. Nr. 3 und 4. Baltimore (März und April 1904).

E. Jonas erörtert (S. 79 und 80) die Frage, ob »auf« in folgender Stelle zeitliche, zweckliche oder örtliche Bedeutung hat: Goethes Götz von Berlichingen 3, 6 »Wißt Ihr auch, wie Ihr um des Pfalzgrafen willen Konrad Schotten feind ward und nach Haßfurt *auf die Fastnacht* reitet wolltet?« Wustmann und Goodrich nehmen Antwort auf die Frage »wann?« an; dem widerspricht aber die Wortstellung, denn man kann Goethe nicht zutrauen, daß er einen Fehler gemacht habe, den man heute Tag für Tag in den Zeitungen finden kann, z. B.: »Auf dem Torpedoboot S 51 ist am Dienstag die Ölheizvorrichtung in Wilhelmshaven explodiert«, oder »Er hatte im Dezember v. J. eine Gärtner-Witwe unter falschem Vorwand aus ihrer Wohnung abends gelockt und dann erschlagen und beraubt«. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß »auf« hier ebenso verwendet ist wie von Luther an der Stelle im Lukasevangelium 2, 41: »Und seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest«, und wie in den Wendungen: auf eine Hochzeit gehen, auf die Post gehen, wo örtliche und zweckliche Bedeutung zugleich in dem »auf« stecken. Jonas streift auch »zu Weihnachten bekommen« und ähnliche Verbindungen mit »zu«, die wohl noch einer Klärung bedürfen. In der Tat wäre eine solche Untersuchung über diese und verwandte Fügungen mit »auf« und »zu« der Mühe wert; denn auch die im Deutschen Wörterbuche bei »auf« unter Nr. 22 (Bd. 1, Sp. 611/12) zusammengestellten sind durchaus nicht alle über einen Kamm zu scheren.

Bonn. J. E. W.

Die deutschen Schulen im Auslande. Von Seminaroberlehrer E. Hübner. — Der Volksschulfreund, Königsberg. Nr. 22, 23, 40, 41, 1903 und Nr. 7, 9, 16, 1904.

Die Aufsätze besprechen ausführlich die Verhältnisse der deutschen Schulen und Lehrer im ganzen Auslande. Der Verfasser verfolgt das sehr anerkennenswerte Ziel, in der Lehrerschaft des deutschen Heimatlandes Verständnis und Teilnahme für die viele, oft mühevolle, selten wohlbelohnte und doch für Reich und Muttersprache so überaus wertvolle Arbeit am Deutschtum zu verbreiten. Zwischen den Schulen der Heimat und denen in der Fremde mit der Zeit einen viel regeren Austausch herzustellen, als er gegenwärtig ist, muß mit allen Mitteln versucht werden, und das erste und nächste Mittel ist allerdings, die Heimat über das in der Fremde Vorhandene zu belehren. Str.

Die Zukunft des Deutschtums in Amerika. Von Dr. Hermann Gerhard. — Alldeutsche Blätter Nr. 18 und 19 vom 30. April und 7. Mai 1904.

Keine Gewähr für den Bestand des Deutschtums in Amerika bieten nach der Ansicht des Verfassers die vielen deutschen Vereine aller Art, Schützen-, Turn-, Gesangvereine, Kriegerbund und deutsch-amerikanischer Nationalbund. Denn ihr ganzer Nachwuchs geht für die deutsche Sprache und das Deutschtum verloren, weil die deutschen Privatschulen sich nicht halten können und die Jugend, jemehr sie den öffentlichen Schulen zugeführt wird, zwar deutschen Unterricht aber eine ganz englisch-amerikanische Erziehung empfängt. Die Zukunft des Deutschtums in den Vereinigten Staaten liegt vielmehr in der deutschen Kirche und ihren Schulen, und hier ist sie sicher geborgen. Die festgeschlossenen deutschen Gemeindeverbände auf dem Lande wie in den Städten sind Bollwerke deutscher Art und Sprache, unzugänglich der Verengländerung, und sie sind trotz des starken Rückgangs der deutschen Einwanderung in raschem Wachstum begriffen. Der Verfasser dieses hoffnungsfrohen Aufsatzes beruft sich auf persönliche Erfahrungen als Pastor, doch

gibt er auch Zahlen, aus denen Umfang und Wachstum der deutschen Gemeinden und ihrer Schulen in den letzten Jahren ersichtlich ist. Wir hoffen, daß der Nationalbund auch in der Haltung der Vereine mit der Zeit einen Wandel hervorbringen wird.

Str.

Die Schriftleitung (**Berlin NW 52, Paulstr. 10**) stellt die obigen und früher hier genannten Aufsätze — **nicht** die besprochenen Bücher — gern leihweise zur Verfügung.

Aus den Zweigvereinen.

Berlin-Charlottenburg. Der Zweigverein hörte am 5. Mai in gutbesuchter Versammlung zunächst einen Vortrag des Oberlehrers Dr. Günther Saalfeld über das Deutsche Kinderlied. Dann besprach der Vorsitzende, Eisenbahn-Direktions-Präsident a. D. von Mühlenfels, die Lage des Zweigvereins, der jetzt mehr als 1200 Mitglieder zählt, unter ihnen den Reichskanzler, die Staatssekretäre und jetzt sämtliche Mitglieder des Preußischen Staatsministeriums. Noch neuerdings sind der Präsident und mehrere Senats-Präsidenten und Räte des Oberverwaltungsgerichts beigetreten. Der Vorsitzende zeichnete die Mittel und Wege, um eine regere Tätigkeit des jetzt stärksten Zweigvereins zu erreichen. Der nächsten Versammlung im Herbst werden dieserhalb Vorschläge unterbreitet werden. Darauf sprach Prof. Dr. Hentig namens des Arbeitsausschusses über die Tätigkeit des Vereins nach außen. Es sind Schritte getan, um gemeinsam mit den Vertretern der Hauptverbände des Handels, der Gewerbe und des Handwerks die Sprache des gewerblichen Lebens von unnützen und unschönen Fremdlingen zu reinigen und den Sinn für gute deutsche Ausdrucksweise in die weitesten Kreise zu tragen. Ferner soll ein Schatzkästlein zur Sammlung neuentstandener guter deutscher Wortbildungen angelegt werden. Es wurde gerügt, daß öffentliche Veranstaltungen in Berlin wie der »Concours hippique« ein lächerliches fremdes Gewand antun, und daß in jüngster Zeit Vornamen unter Anlehnung an englische und französische Muster verstümmelt oder fehlerhaft nachgebildet werden; ein Vortrag über diesen Gegenstand wird in Aussicht gestellt.

Kattowitz. In der ersten Jahresversammlung wurde die Vorstandswahl vorgenommen. Für Oberlehrer Abicht, der nach Brandenburg a. H. verzogen ist, übernahm Oberlehrer Bruno Schmidt das Schriftführeramt; im übrigen behielt der Vorstand seine bisherige Zusammensetzung. Oberlehrer Dr. Reh sprach über den Plan eines Reichsamtes für deutsche Sprache und seine Vorläufer, gedachte dabei besonders des Akademieplanes Herders und gestaltete dadurch gleichzeitig die Sitzung zu einer Herderfeier.

Klagenfurt. Der Verein hielt am 22. April seine Jahresversammlung im Gasthof »Zum Landwirt« ab. Der Obmann Dr. Ortner erstattete den Bericht, in dem ein kleiner, hoffentlich nur vorübergehender Rückgang des Zweigvereins (auf derzeit 112 Mitglieder) festzustellen war. Infolge verschiedener ungünstiger Verhältnisse wurden im Jahre 1903 nur drei Versammlungen abgehalten. An zwei Abenden (30. Jänner und 13. Februar) würdigte Dr. Ortner den Kärntner Dichter Ernst v. Rauscher und trug eine Reihe von dessen Gedichten vor. Am 18. Dez. sprach Gymn.-Professor Dr. Lang über die Bedeutung Herders. Auf Veranlassung des Ausschusses veröffentlicht das hier erscheinende »Kärntner Wochenblatt« von Zeit zu Zeit Beiträge in einer besonderen Sprachecke. Da Dr. Ortner eine Wiederwahl als Obmann entschieden ablehnte, übernahm die Leitung Direktor Ludwig Johne. Dem Ausschuß gehören außer den Sp. 233 genannten noch an die Herren: Fürpaß, Schulinspektor, Heidendorfer, landschaftl. Ingenieur, Johne, evangel. Pfarrer, Dr. Lang, Gymn.-Prof., und Dr. Ortner, Bibliothekskustos. Im Anschluß an diese gut besuchte Versammlung hielt Herr Jakobi, k. k. Ingenieur aus Villach, einen beifällig aufgenommenen und mit viel anregendem Stoff ausgestatteten Vortrag über die Pflege unserer Muttersprache.

Laibach. Die schwierigen Verhältnisse, die sich der Arbeit unseres kleinen, rings von slawischem Leben umgebenen Zweiges hemmend entgegenstellen, lassen es begreiflich erscheinen, daß der Kreis seiner tätigen Mitglieder und Freunde beschränkt bleibt. Trotzdem zeigt er eine nie erlahmende, ja stetig wachsende Anteilnahme und Freude an dem sichtlichen Erblühen unseres großen Muttervereins. Auch unsere diesjährige Hauptversammlung (am 12. Mai) hat dies neuerdings bekundet. Unser für die Vereinsbestrebungen stets begeisternd eintretender Vorstand, Sparkassenbeamter Leo Suppantschitsch, legte in einem längeren Vortrage die Zielpunkte des Vereins und dessen reiches und erfolgreiches Wirken insbesondere im abgelaufenen Jahre dar. Wie immer bot ihm hierbei auch diesmal der gediegene und äußerst mannigfaltige Inhalt des letzten Jahrganges unserer Vereinszeitschrift reichliche Handhabe für seine von den Zuhörern wiederholt mit lebhaftestem Beifalle begleiteten Ausführungen. In der sich daran knüpfenden Besprechung wurden dann auch einige häusliche Zweigangelegenheiten näher erörtert. Die vom Vorstande im Vorjahre besorgte Ausstattung zweier geselliger Zusammenkunftsstätten hiesiger deutscher Vereine mit einer Auslese der wichtigsten und meist benützten Druckschriften und Verdeutschungsbücher des Sprachvereins wurde anerkennend besprochen, auch die Anschaffung einer dritten, gleichartigen Sammlung beschlossen. Es ist dem Vorstande auch geglückt, ein hiesiges deutsches Fachblatt (»Laibacher Schulzeitung«) zur gelegentlichen Aufnahme der von der Vereinsleitung herausgegebenen »Sprachecke« zu gewinnen. Der anwesende Schriftleiter des Blattes, Professor R. Peerz, erklärte sich auch sonst mit Vergnügen bereit, die Bestrebungen des Vereins nach Kräften zu fördern. — Die Tatsache, daß unser Wirkungsbereich Krain trotz seiner überwiegend slawischen Bevölkerung doch aus früheren Jahrhunderten einen sehr starken deutschen Einschlag aufweist, dessen Spuren sich — abgesehen von einigen noch kümmerlich erhaltenen Sprachinseln — in zahlreichen deutschen Ortsbezeichnungen verfolgen lassen, gab den Anstoß, auch dieser Frage näherzutreten. Auf Anregung der bekannten Gothaschen Monatsschrift »Deutsche Erde« wurde der Vorstand ersucht, durch geeignete Persönlichkeiten derartige im Lande vorkommende, infolge slawischer Verballhornung nicht immer gleich erkennbare, ursprünglich deutsche Siedlungs-, Berg- oder Flußnamen zusammenstellen und wenn möglich auch sprachlich erläutern zu lassen. Wir hoffen, daß die Bemühungen auf diesem Gebiete nicht erfolglos bleiben und vielleicht auch manches bisher nicht Bekannte zutage fördern werden. — Bei der schließlich noch vorgenommenen Neuwahl des Vorstandes wurden die bisherigen Mitglieder einstimmig wiedergewählt.

Mülheim a. Rh. Der Zweigverein hielt während des verflossenen Winters je eine Sitzung im Dezember und März ab. Am ersten Vereinsabend sprach der Vorsitzende, Gymnasialoberlehrer Uerpmann, über Eigentümlichkeiten der Mülheimer Umgangssprache. Nach Aussprache (Schemie, Orschester, Fleich, ga=ja), Betonung (Deutzerfeld, Neugaß), Formenlehre (des Wirten, die Jungens, der öberste, ünterste) und Besonderheiten des Sprachgebrauchs (der Kartoffel, die Fenster, das Schirm, der Brill; es geben Leute; doht mer ans en Taß' Kaffe = reicht mir einmal eine Tasse Kaffee) wurden eine Anzahl solcher Eigentümlichkeiten besprochen; hierbei stellte es sich heraus, daß die meisten der angeführten Eigentümlichkeiten nicht in Mülheim allein heimisch, sondern teils im nördlichen Rheinland überhaupt, teils wenigstens im Bergischen üblich sind. — Im März redete Rektor Bendel über den Plan eines Reichsamtes für deutsche Sprache. Bei der Besprechung des Vortrags zeigte sich, daß die anwesenden Mitglieder über die Zweckmäßigkeit eines solchen Planes geteilter Ansicht waren. Alle stimmten darin überein, daß das Ziel schön sei; doch wurde befürchtet, daß im Laufe der Zeit dieses Reichsamt unter staatliche Bevormundung geraten könne und daß die Gutachten dieses Reichsamtes später zu staatlichen Vorschriften gemacht würden. Anderseits wünschten besonders Volksschullehrer und Schriftsteller gerade eine solche staatliche Regelung strittiger Fragen der deutschen Sprache. Schließlich überwog die Ansicht, daß die Frage der Errichtung dieses Reichsamtes noch nicht spruchreif sei; das Geld, das der Staat zur Durchführung des Planes bewilligen müsse, werde vielleicht besser für eine schnellere Fortführung des Grimmschen Wörterbuchs verwandt, das die Grundlage zu eingehenderen grammatischen Arbeiten über die deutsche Sprache abgeben könne. Der Zweigverein beschloß, im Laufe des Winters der Deutschen Gottsched-Gesellschaft beizutreten und (zunächst probeweise) die Zeitschrift für Deutsche Wortforschung zu halten. Das Verzeichnis der Mitglieder (69 im März 1904) ist zu Werbezwecken gedruckt worden. Der Vorstand wurde in der zweiten Sitzung wiedergewählt; doch trat an die Stelle des aus Mülheim verziehenden Dr. Körnicke als Schriftführer Rektor J. Bendel.

Briefkasten.

L. Y. Z. . . . Sie fragen uns, wo die Worte stehen:

»Des Helden Name ist in Erz und Marmelstein
So wohl nicht aufbewahrt wie in des Sängers Liede«.

Vielleicht hilft uns die Belesenheit unserer Leser die Herkunft dieses auch zu Aufsätzen verwendeten Spruches feststellen; in Heinzes »Aufsatzdispositionen« findet sich bereits die Fassung:

»Die Namen sind in Erz und Marmorstein
So wohl nicht aufbewahrt als in des Dichters Liede«.

Daraus aber die Schlußfolgerung zu ziehen, als sei nun Heinze der Urheber des auf Thucydid. II 43, 3 aufgebauten Ausspruches, ist ebensowenig berechtigt, wie etwa der Versuch die Stelle aus Horat. od. III 30 oder Ovid. metam. XV 871 ableiten zu wollen. Die Zusammensetzung »Marmelstein« läßt vielleicht auf das 18. Jahrhundert zurückgreifen.

Herrn **G. H. . . .**, Rudolstadt. Mit Recht nehmen Sie Anstand an einem Ausdruck, den Sie in einer kleinen Erzählung eines Unterhaltungsblattes gefunden haben: »Sie **irrlichterirrte** scheinbar ordnend in dem schon ganz aufgeräumten Zimmer umher«. Es ist die Rede von einem jungen Mädchen, das im Wohnzimmer einem mit Blumen gefüllten Glase einen Platz geben will. Hier kann doch von einer irrlichtartigen Bewegung keine Rede sein. Auch die Form irrlichterirren ist ungewöhnlich. Gebräuchlicher ist die Form irrlichtelieren nach der bekannten Stelle aus Goethes Faust: »Daß er (der Geist) bedächtiger so fortan hinschleiche die Gedankenbahn und nicht etwa die Kreuz und Quer irrlichteliere hin und her.« Das Zeitwort irrlichterieren gebraucht allerdings auch Prutz; Böttiger bildet sogar irrlichterisieren. Empfehlenswerter aber sind die sonst gebrauchten Formen irrlichtern oder irrlichteln, ohne die romanische Endung -ieren, welche das an sich schon lange Wort noch länger macht. So sagt Auerbach: »Daß zwei feurige Mädchenaugen mit dir irrlichtern dürfen«, und Hegel bezeichnet das Philosophieren Hamanns als »das irrlichternde Gespenstige seines Fühlens und Bewußtseins«. Von dieser einfachen, besser deutschen Form ist auch ein Hauptwort gebildet, Irrlichterei, neben dem auch Irrlichtelei vorkommt. H. D.

Herrn **Ed. Sch. . .**, St. Das in der Raumlehre (Geometrie) so viel gebrauchte Wort **halbieren** ist Ihnen ein Greuel. Sie empfehlen dafür halbteilen oder hälftig teilen und fragen an, welches von beiden vorzuziehen sei. »Hälftig« ist ein Ausdruck, der, wie es scheint, nur im südwestlichen Teile Deutschlands gebräuchlich ist. Wenigstens weisen die wenigen bei Grimm und Sanders angeführten Belege auf diese Gegend hin. Anderwärts ist das Wort nicht üblich. In der älteren Sprache findet es sich überhaupt nicht. Denn das Hauptwort Hälfte ist erst im 15. Jahrhundert aus dem Mittel- und Niederdeutschen in die Schriftsprache eingedrungen. Früher sagte man dafür Halbteil oder die Halbe. Daher verdient jedenfalls halbteilen den Vorzug vor hälftig teilen.

Ihre Abneigung gegen »halbieren« ist allerdings nicht unberechtigt, weil hier an einen deutschen Stamm die romanische Endung -ieren angefügt ist und die Stammsilbe ihren Ton verliert. In alter Zeit sagte man gut deutsch »halben« (ahd. halbên), wofür Luther »helben« (halbjan) gebraucht. Aber schon im Mittelhochdeutschen finden wir halbieren, zunächst als Modeausdruck für eine Kleidung, die nach französischer Mode mit geteilten Farben getragen wurde, so daß jede der beiden Seiten aus andersfarbigem Stoffe bestand. Bald darauf wurde es aber auch schon in der allgemeinen Bedeutung gebraucht wie jetzt. Auf die Rechenkunst wandte es bereits der bekannte Rechenmeister Adam Ryse an, der sonst »medieren« für halbieren sagt. Das alte »halben« sucht Rückert zu erneuern; in seinen Makamen sagt er: der Tag, der sich halbete d. h. zu seiner Hälfte, zum Mittag gelangte (vgl. Sanders). Jean Paul ersetzt halbieren durch hälften, das auch der Sprachforscher Pott gebraucht; sonst hat es wohl wenig Beifall gefunden.

Halbieren ist nicht das einzige Wort, das an einen deutschen Stamm eine fremdländische Endung anfügt. Wir finden dasselbe bei amtieren, buchstabieren, drangsalieren, gastieren, grundieren, hausieren, hofieren, irrlichtelieren, lautieren, schattieren, schnabelieren, stolzieren, wattieren u. a. Wenn man die lange Reihe solcher Mischbildungen mustert, die Karl Scheffler in seinem vortrefflichen Aufsatz »Deutsche Wörter, undeutsche Endungen« zusammenstellt (Zeitschr. 1890, Sp. 122 f.), so kann man wohl der Hoffnung Raum geben, daß diese mißschaffenen Wörter nach und nach wieder verschwinden. Viele sind schon außer Gebrauch, wie blumieren, fuhrwerkieren, gärtnerieren, glenzieren, harfenieren, herbergieren, jungferieren, junkerieren, randieren, samelieren, stammerieren, tollieren, waldhornieren, wandelieren, wütenieren. Andere klingen uns veraltet wie inhaftieren, sich er- oder verlustieren. Manche leben nur noch in der Volkssprache fort, wie maulschellieren, schnabelieren, schändieren, sinnieren. Einige haben die fremde Endung mit einer deutschen vertauscht. Früher sagte man verballhornisieren, geistreichisieren — jetzt heißt es verballhornen, geistreicheln. So darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß auch halbieren allmählich beseitigt wird. H. D.

Herrn **A. . . .**, Bensberg. Sie nehmen Anstoß an dem Ausdruck »mit tausend und eins Gründen« (Sp. 144 Z. 8), nennen ihn eine sprachliche Härte, und verweisen auf »Tausend und eine Nacht«. Dies letzte ist ein feststehender Titel, an dem allerdings nicht gerüttelt werden kann, aber im übrigen besteht im Deutschen die Freiheit zu sagen »mit tausend und einem Grunde« und »mit tausend und eins Gründen«; das erste soll allerdings häufiger sein. Sanders hat Belege sammeln wollen, ist aber wohl nicht dazu gekommen diese Sammlung zu veröffentlichen, man vgl. seinen Aufsatz »Über Zahlwörter wie 101, 201 usw.; 1001 usw.« in seiner »Zeitschrift für deutsche Sprache« III. 18 ff. Sanders meint da zwar, die Mehrzahl des Hauptwortes entspreche mehr dem Französischen, in dem es heiße »j'ai cent une fortes raisons« — wie man im Englischen sagt »the hundred and one odd chances« —, aber nach meinem Sprachgefühl überwiegt bei diesen Zahlen doch auch im Deutschen der Begriff der Vielheit den des ausgesonderten »ein«, und ich würde mich an »101 Kiebitzei« stoßen, und ebenso an einen Buchtitel »Hundert und eine neue Fabel« (statt »Hundert und ein neue Fabeln«). Ja für mich sind diese Zahlen, wie es ja eigentlich natürlich ist, so sehr Begriffe der Vielheit, daß ich sie ebensogut in einem Worte schreibe (hundertundein, tausendundein) wie einundzwanzig, neunundvierzig usw. Als »sprachliche Härte« kann man also m. E. nur etwa das »s« anfechten »mit tausendundeins Gründen«, namentlich wenn das Zahlwort gedruckt ist wie es unsere Setzer nun einmal drucken, in drei getrennten Wörtern: »mit tausend und eins Gründen«; deshalb anfechten, weil ja das »s« diesen Zahlen nur angehängt werden soll, wenn sie allein stehen. Für mein Sprachgefühl drückt man aber »mit hundert und eins Gründen« noch etwas schärfer — und spaßhafter die Vielheit aus als »mit hundert und ein Gründen«, und deshalb habe ich an jener Stelle gerade so gesagt; aber ich gebe zu, daß sich andere daran stoßen können; das ist eben Gefühlssache. J. E. W.

Herrn **B. N. . . .**, Berlin. Die Schreibweise »**zurzeit**« entspricht dem von den deutschen Regierungen und Österreich vereinbarten amtlichen Wörterverzeichnis nicht. Dieses schreibt vielmehr ausdrücklich nur die Form »zur Zeit« vor — offenbar mit gutem Vorbedacht. Die Unterscheidung »zur Zeit (Christi) — zurzeit (jetzt)«, der man in einzelnen Wörterbüchern der Rechtschreibung begegnet, ist nicht notwendig und erschöpft namentlich die verschiedenen möglichen Fälle nicht, wie in dieser Zeitschrift schon früher (Jahrg. 1903, Sp. 310) des nähern nachgewiesen wurde. Unsere Rechtschreibung ist ohnehin schon so verwickelt und schwierig, daß man sie nicht noch mit überflüssigen neuen Regeln und Regelchen belasten, sich vielmehr bis zum Erlaß eines neuen Regelbuches und Wörterverzeichnisses streng an die Schreibungen halten sollte, die nun einmal vereinbart sind und in allen deutschen Schulen gelehrt werden. S.

Herrn **J. S. . . .**, Bradford. »**Japaner**« und »**japanisch**« sind den Formen »Japanese« und »japanisch« unbedingt vorzuziehen, überwiegen auch bereits im heutigen Sprachgebrauche. Und ebenso sollte man sich entschließen, »Siamer, siamisch« u. a. zu sagen, die vorläufig nur vereinzelt vorkommen. Wozu bedarf es hier fremdsprachlicher Bildungslaute (»Siam-es-e, siam-es-isch«) zur Verknüpfung von Stamm und Ableitungssilbe? Auch die »Athenienser« u. a. sind wir ja glücklich wieder losgeworden. Aber auch hier ist Maßhalten nötig; an ganz fest eingewurzelten Formen wie »Chinese, chinesisch« darf man nicht rütteln.

Herrn **M. . . .**, Pforzheim. Sie halten die Form »**neapolitanisch**« für einen häßlichen Bastard zwischen dem italienischen Napolitauo und dem deutschen »Neapel« (ital. Napoli) und wünschen dafür »napolitanisch«. Indessen ist die erste Form keine

Bastardbildung, sondern beruht auf dem lateinischen Neapolitanus, gerade wie »Neapel« auf lat. (griech.) »Neapolis«. »Napolitanisch« würde sich ja durch leichtere Sprechbarkeit empfehlen, anderseits jedoch eine unzweckmäßige Lautverschiedenheit von »Neapel« hervorrufen. Diese Form aber steht jetzt fest, während man früher vielfach »Napel« sagte (noch bei Goethe, zwar nicht in der italienischen Reise, aber im Tasso und im Faust; im 17. Jahrhundert auch »Napels«). Also verbietet sich auch »napolitanisch«; der Anlaut »nea«= muß feststehen. Weit eher könnte man an der zweiten Hälfte des Wortes Anstoß nehmen. Das »-politanisch« ist ein Ballast, der, abgesehen von der undeutschen Ableitungsweise (s. auch die vorige Bemerkung), das Wort unnötig belastet. Man sollte sich auch hier ein Herz fassen und schlechtweg »neaplisch« sagen, ebenso »Neap(e)ler« statt »Neapolitaner«. »Neapler« wenigstens kommt auch tatsächlich schon vor, zumal in adjektivischer Verwendung, z. B. »der Neapler Kaiserbesuch« (so auch »die Venediger Konferenz« neben sonst gewöhnlichem »Venetianer«); und von solchem Gebrauche aus ließe sich eine weitere Anwendung der einfachen und deutschen Form »Neapler« und dann auch »neaplisch« wohl erhoffen.

Herrn E. N. . . ., Maulbronn. Das Wort **»Passion«** (= Leiden Christi) wird nicht nur in der Koburgerschen Ausgabe der deutschen Bibel von 1483 **männlich** gebraucht, sondern fast durchweg in spätmittelhochdeutscher und frühneuhochdeutscher Zeit, so z. B. (nach dem Grimmschen und dem Schmellerschen Wörterbuche) bei Luther, Hans Sachs, Fischart, Abraham a. S. Clara. Ja, Schmeller führt es (und zwar in den Bedeutungen »Leiden Christi, feierliches Andenken daran, dramatische Vorstellung desselben«) nur als männlich an; und so wird noch heute in Bayern die dort landesübliche Darstellung des Leidens Christi im Volksmunde »der Passion« genannt. Das auffällige männliche Geschlecht ist wohl auf das Romanische zurückzuführen; im Italienischen steht neben la passione: il passio.

Herrn R. B. . . ., Dresden=Neustadt. Das Wort **»Kruzifix«** ist ursprünglich männlichen Geschlechts, so noch in dem Wörterbuche von Frisch 1741; dies entspricht dem lateinischen crucifixus (Christus). Das jetzt herrschende sächliche Geschlecht kann ebenfalls aus dem Lateinischen erklärt werden (crucifixum im 15. Jahrhundert), wird aber vor allem durch den Einfluß der begriffsverwandten Wörter »Kreuzbild« und »Kreuz« hervorgerufen worden sein. Die auch heute noch zuweilen gebrauchte Form »Crucifixus« (z. B. K. F. Meyer, der Heilige, S. 118) hat begreiflicherweise männliches Geschlecht. — Unentbehrliche Fremdwörter schreibt man am besten möglichst deutsch; entbehrlichen läßt man ihr fremdes Gewand als stete Mahnung an ihre Fremdbürtigkeit. So möchten wir uns den Unterschied in der Schreibung von »Likör« und »Kondukteur« (auch »Redakteur« u. ä.) erklären. Ob freilich die Urheber der neuen Rechtschreibung auch so gedacht haben, wissen wir nicht. Nach dem amtlichen Regelhefte »lassen sich für die Schreibung der Fremdwörter allgemein gültige Regeln nicht aufstellen.« — Von einem **»schweren geduldigen Leiden«** kann man, wie Sie richtig empfinden, nicht sprechen, weil »Leiden« hier in zwiefacher Bedeutung zu fassen ist. Ein »schweres Leiden« ist (objektiv) eine Krankheit, ein »geduldiges Leiden« ist (subjektiv) das Ertragen der Krankheit. Man müßte vielmehr sagen: »schweres, geduldig ertragenes Leiden«. — **»Exzellenz«** ist bei sorgfältiger Aussprache mit xz (ksts) zu sprechen, ebenso »Exzeß, Exzerpt« u. ä.; so schreibt auch Viëtor (Aussprache des Schriftdeutschen) ausdrücklich vor. Das hindert aber nicht, daß gemeiniglich bei nur etwas beschleunigtem Sprechen das z unterdrückt wird.

Herrn P. R. . . ., Karlsruhe i. B. Wir geben der Form **»Baugewerkschule«** als der bequemsten und unseres Wissens ältesten und verbreitetsten den Vorzug. Es ist eine Schule für »das Baugewerk« = Bauhandwerk; die Bildung entspricht ganz Wörtern wie »Gewerkverein, Gesetzbuch, Gewehrlauf« u. v. a. Für die Form »Baugewerkeschule«, die nach Ihrer Unterschrift in Karlsruhe amtlich zu sein scheint, suchen wir vergeblich ein Gegenstück. Denn »Gesindestube, Getreidebau, Gewerbeschule« u. a. haben als erste Bestandteile Wörter, die auch alleinstehend das e aufweisen: »Gewerbe« usw. Aber man sagt doch nicht das »Gewerke«, am wenigsten in Süddeutschland. Jene verlieren sogar zum Teil in Zusammensetzungen ihr e: »Gewerbfleiß«, auch »Gewerbschule« usw.; aber die Hinzufügung eines e im anderen Falle ist ohne Beispiel. Man könnte sagen, »Baugewerkeschule« fuße auf der Mehrzahl »die Gewerke«; aber auch in solchen Fällen ist bei dieser Wortgruppe die kurze Form üblich: »Gedichtsammlung, Gewächshaus« usw. Also nichts spricht für »Baugewerkeschule«. Wohl aber ist die dritte Form »Baugewerkenschule« zulässig; denn hier liegt eine Zusammensetzung vor mit dem männlichen »der Baugewerke, des Baugewerken«. Es ist eine Schule für »die Baugewerken«; und die Bildung ist dieselbe wie in »Gesellenverein«, vgl. auch »Baugewerkeninnung« und (obwohl im bergmännischen Sinne) die »Gewerkenstube« im Salzburger Museum. Aber wenn auch »Baugewerkenschule« sprachlich gerechtfertigt erscheint, so ist doch die leichtere und gefälligere Form »Baugewerkschule« vorzuziehen.

Herrn J. L. . . ., Aachen. Falsch ist der Satz: »die Sprichwörter **tadeln und warnen vor** solchen Fehlern, die . . .«; es muß heißen: ». . . tadeln solche Fehler, die . . ., und warnen vor ihnen«. — Ebenso falsch ist: **»in und um die Schule«**, wenn gemeint ist: »in der Schule«; richtig ist: »in der Schule und um sie herum«. Wenn dagegen die Verschiedenheit der Beugungsfälle sprachlich nicht zum Ausdrucke kommt, braucht das abhängige Wort nur einmal gesetzt zu werden, also: »in und um Aachen, mit oder ohne Frauen« usw. — Unanstößig ist die Unterdrückung der einen Wortform in Fällen wie **»einen oder zwei Tage**, aus diesem und mehreren anderen Gründen«; hier wird unschwer in der zweiten, umfassenderen Form die erste, nicht ausgesprochene wiedergefunden, und wir empfinden keine Härte. Eine Härte aber wäre eher in der umgekehrten Ordnung: »zwei oder einen Tag«; denn hier bleibt die erwartete Mehrzahlform aus. Dagegen kann man wieder unbedenklich sagen nicht nur »zwei Tage oder einen«, sondern auch »einen Tag oder zwei«; denn auch in dem zweiten dieser beiden Fälle macht die Ergänzung der Mehrheitsform aus der bereits ausgesprochenen Einzahl keine Schwierigkeit. Ähnliches gilt von den Einzahl= und Mehrzahlformen des Zeitwortes. Auch hier entsteht im allgemeinen eine Härte nur dann, wenn aus einer Einzahlform des zweiten Gliedes für das erste eine Mehrzahlform zu ergänzen ist, z. B. »als die Feinde geschlagen und ihr Führer getötet war«; dagegen unbedenklich: »als der Führer getötet und die Feinde geschlagen waren«, »die Feinde wurden geschlagen, ihr Führer getötet«, »der Führer wurde getötet, die Feinde geschlagen«. — Wenn Alban Stolz in dem Stücke »Vater unser, der du bist im Himmel« schreibt: »das ist kein guter Vater, an den du einen Brief schreiben und auf die Post geben und lange warten mußt, bis Antwort kommt«, so sehen wir darin nicht, wie Sie wollen, »das schönste Muster einer falschen Zusammenziehung«, sondern vielmehr ein gutes Beispiel volkstümlicher Frische und Ungezwungenheit, die sich nicht einengen läßt von schulmeisterlicher Regelmäßigkeit. Selbst Goethe schreibt in Wilhelm Meisters Lehrjahren: »Mariane schaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm bemerkte und in seiner Erzählung fortfuhr«, und ähnlich öfter. Ganz unerträglich wäre es, wenn man »richtig« sagen wollte: »das ist kein guter Vater, an den du einen Brief schreiben mußt, den du noch auf die Post geben und auf dessen Beantwortung du lange warten mußt«! Selbstverständlich ist jene freiere Art der Satzverknüpfung mit Vorsicht und Takt zu verwenden; aber in volkstümlichen Schriften ist sie gewiß am Platze. — Vgl. über alle diese Fragen auch Matthias, Sprachleben und Sprachschäden.

Herrn E. B. . . ., Duisburg. Die Fassung: »hoffentlich gelingt es, **dem Alkoholmißbrauch neue Feinde zu gewinnen**« (aus Quensel, Der Alkohol) ist deshalb nicht glücklich, weil der Begriff des »Gewinnens« hier nicht am Platze ist. Was man gewinnt, ist immer etwas Gutes, Begehrenswertes; und das sind in diesem Falle die Feinde des Alkoholmißbrauches. Diese Feinde werden aber nicht dem Alkoholmißbrauch, sondern der Mäßigkeitsbewegung (und zwar als Freunde) gewonnen. »Jemandem oder einer Sache einen Feind gewinnen« kann überhaupt logischerweise nicht gesagt werden. — Der Satz Willmann's: »das Denken **ist gestellt zwischen** den Erkenntniserwerb und die sprachlichen Formen« scheint uns völlig einwandfrei zu sein. Der Sinn: »vollzieht sich, bewegt sich (auf dem Gebiete) zwischen dem . . .« wird doch wohl aus dem Zusammenhange unzweideutig hervorgehen. — Unter **»Geschöpf«** versteht man ursprünglich alles Geschaffene; Kant sagt: »man nennt eine jede Substanz, die aus nichts hervorgebracht ist, ein Geschöpf.« Und so wurde das Wort früher auch von den Pflanzen und von der leblosen Natur gebraucht; Herder spricht einmal von dem »Kunstwerk der Blume, als des Geschöpfs Krone.« Heute aber wird man nicht leicht eine Pflanze oder gar einen Kristall als »Geschöpf« bezeichnen; der

Sprachgebrauch hat das Wort auf Tiere und besonders Menschen eingeengt. Zugleich aber ist sein Begriff nach einer anderen Seite hin erweitert, insofern man auch von Geschöpfen der Phantasie u. ä. spricht; Goethe sagt in der Natürlichen Tochter (4,2): »das Wunder ist des Augenblicks Geschöpf«. Indessen schwebt auch in diesen Übertragungen der Begriff des Persönlichen vor (vgl. »das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind«). Wo das nicht zulässig ist, tritt »Schöpfung« ein; z. B. ein Bauwerk od. dgl. ist die Schöpfung seines Meisters. — Die rückbezügliche Fügung »sich beten« kann schriftsprachlich nur vorkommen in Verbindungen wie »er hat sich müde gebetet«, »er hofft sich in den Himmel zu beten«. Das mundartliche (niederrheinische) »sich beten« = beten ist von der Schriftsprache fern zu halten. — Wenn sich die Bewohner von Kaiserslautern »Kaiserslauterner« nennen, so kann die weibliche Form dazu nur »Kaiserslauternerinnen« (!) heißen. Wir würden aber vorziehen: »Kaiserslauterer« (wie »Spicherer« von »Spichern«) und dazu »Kaiserslauterinnen« (mit Unterdrückung des einen »er« wie in »Zauberin« u. ä.).

Herrn R. . . ., Prag. Wir können Ihnen nicht zugeben, daß die Fügung »er faßte mich an die Brust« (Sp. 90) fehlerhaft ist. Man kann bei »fassen« nicht nur fragen: wo?, sondern auch: wohin? Und wie man sich an den Kopf faßt, jemanden in die Haare faßt, so kann man auch einen an die Brust fassen; vgl. noch »wird sie in die Seite fassen« (Uhland, Ludwig der Bayer 3,4).

Herrn B. B. . . ., Gevelsberg. Nach dem, was Jahrg. 1901, Sp. 90, besonders im Anschlusse an Matthias, ausgeführt worden ist, ist es besser zu sagen: »er schlägt mich (nicht: mir) ins Gesicht«. Bei bildlicher Verwendung aber ist der dritte Fall vorzuziehen: »der Wahrheit ins Gesicht schlagen«. »Spucken« jedoch ist in zielendem (transitivem) Sinne überhaupt nur landschaftlich (»jemanden spucken«), und dadurch verbietet sich auch die Fügung: »er spuckte ihn ins Gesicht«; es muß vielmehr heißen: »er spuckte ihm ins Gesicht.«

Herrn S. . . ., Creglingen. Sie machen auf eine Eigentümlichkeit des Geschichtschreibers Gregorovius aufmerksam, der in Bedingungssätzen der Unwirklichkeit sehr oft die Wirklichkeitsform (Indikativ) verwendet, z. B. »Rom ist so tief verkommen, daß ich es nimmer würde geglaubt haben, wenn ichs nicht mit eignen Augen sah«; »der Kaiser würde ihm nachdrückliche Unterstützung geboten haben, wenn er nicht schon am 29. Nov. 1378 starb«. Sie haben ganz recht, wenn Sie dieser Ausdrucksweise eine kräftige Wirkung zuschreiben. Die umschreibenden Formen haben, zumal wenn sie sich häufen, etwas Mattes und Lähmendes. Auch ist jene Art der Satzformung keine Laune des Schriftstellers, sondern sie wurzelt in echt volkstümlicher Ausdrucksweise, die gewiß auch in die Schriftsprache mehr Eingang gefunden hätte, wenn nicht durch den Einfluß des Schullateins die logisch deutlicheren umschreibenden Formen begünstigt worden wären. Ja, wir verwenden den Indikativ so nicht nur in dem Bedingungssatze, sondern auch in dem zugehörigen Hauptsatze, oder in beiden zugleich; also nicht nur: »ich wäre verloren gewesen, wenn er mir nicht half«, sondern auch: »ich war verloren, wenn er mir nicht geholfen hätte ‚und' ich war verloren, wem er mir nicht half«. Es steht unseres Erachtens nichts im Wege, diese Ausdrucksweisen maßvoll anzuwenden, soweit die Deutlichkeit dadurch nicht beeinträchtigt wird. Das gilt aber nur von den Bedingungssätzen der Unwirklichkeit, die sich auf die Vergangenheit beziehen. — Sie nehmen begründeten Anstoß an der Schreibung »weitertragen« in dem Satze auf Sp. 106: »dagegen müssen Rosenthal . . . ihr th als Zeichen ihres höheren Alters weitertragen«. Die Zusammenschreibung empfiehlt sich nur dann, wenn »weitertragen« so viel ist wie »forttragen«; bedeutet es aber: »auch fernerhin tragen«, so ist es in zwei Wörtern zu schreiben. Mit Recht stellen Sie nebeneinander »Leute, die ein Geschwätz weitertragen« und »Leute, die ein Leiden weiter tragen«. Der verehrte Verfasser jenes Satzes ist mit dieser Unterscheidung so sehr einverstanden, daß er meint, die Schreibung »weitertragen« könne von ihm nicht herrühren, sondern werde ein übersehener Irrtum der Druckerei sein.

Herrn K. Sch. . . ., Wiesbaden. Wenn eine möglichst einheitliche Aussprache ein erstrebenswertes Ziel ist — und darüber besteht wohl kein Zweifel —, dann hat die Volksschule die Pflicht, in ihrem Bereiche mundartlichen Abweichungen entgegenzutreten, also zu verlangen, daß »sechzig« nicht mit k, sondern mit ch gesprochen werde, »vierzig« und »vierzehn« nicht mit einem langen, sondern mit einem kurzen i, »Grenze« nicht mit s (wie in »Gänse«), sondern mit z (wie in »Lenze«). — In manchen zusammengesetzten Eigenschaftswörtern hat sich der Ton auf die zweite Silbe verschoben, z. B. in »ursprünglich, absichtlich, ausdrücklich, vortrefflich, überschwänglich« u. a. Auch »notwendig« wird heute vielfach so behandelt, besonders in der Ableitung »Notwendigkeit«. Das ist aber nicht gutzuheißen; man betone, im Einklange mit der immer noch überwiegenden Aussprache, »nótwendig«, wie »nótdürftig, áuswendig« u. a.

Herrn R. S. . . ., Danzig-Langfuhr. Die Daseinsberechtigung des jungen Wortes »die Moderne« kann nicht wohl bestritten werden, wenn man an sein schon lange gebrauchtes Vorbild, »die Antike«, denkt. Dies aber fußt seinerseits auf dem französischen weiblichen l'antique, dem gegenüber es seine Bedeutung allerdings erweitert hat. Eine dritte gleichartige Bildung ist »die Barocke«, die aber seltener und wegen des bereits vorhandenen »das Barock« überflüssig ist. Daß sich »Moderne« auch in seiner Abwandlung nach »Antike« richtet, ist begreiflich; und da dieses als weibliches Hauptwort in der Einzahl unveränderlich ist (2. und 3. Fall »der Antike«), so muß es auch heißen: »der Moderne«; »eine Abrechnung mit der Modernen«, wie uns vereinzelt begegnet ist, ist nicht zu billigen, ebensowenig wie: »in der Antiken«. Man wird sagen, daß diese Wörter als hauptwörtlich gebrauchte Eigenschaftswörter schwach abgewandelt werden müßten, wie: »der Rechten« (Hand), »der Geraden« (Linie), »der Schönen« usw. Aber bei »Antike« hat sich dieser Vorgang offenbar nicht in der deutschen Sprache vollzogen, sondern wir haben das Hauptwort als solches aus dem Französischen übernommen und empfinden es nicht als eine Substantivierung, ähnlich wie »die Parallele«, 2. Fall »der Parallele«, ferner »Arabeske, Invektive« u. ä. Auch »Moderne« aber ist nicht eine Substantivierung von »modern«, sondern eine Nachbildung von »Antike«. Anders, wenn wirklich eine Erhebung zum Hauptworte vorliegt; wenn wir eine weibliche Person als eine »Moderne« bezeichnen, so müssen wir dazu bilden: »der Modernen«, wie auch (obwohl seltener) gesagt wird: »der Parallelen« (d. h. Linie, wie »der Geraden«). Beides, lebendiges Gefühl für die Substantivierung und unmittelbare Entlehnung aus einer fremden Sprache, ist auch bei der Formengestaltung von »Brünette« und »Kokette« nebeneinander wirksam gewesen. Die Formen schwanken hier sehr; heute scheint das üblichere zu sein: »der Brünette« (wie immer: »der Blondine«), aber »der Koketten«. Daß man früher, zu Lessings Zeit, auch »die Schöne« unverändert ließ, ist für die heutige Sprache nicht mehr maßgebend; und so ist es nicht zu billigen, wenn eine Zeitung schreibt: »mit staunend erhobener Rechte«. — Der »Teltowkanal« ist Sp. 89f. als berechtigt erwiesen worden. Aber »Treptow-Sternwarte«, das nach Ihren freundlichen Einsendungen jetzt auftaucht, ist abscheulich, und es ist dringend zu wünschen, daß es recht bald wieder verschwinde. Ihre Befürchtung, man werde nächstens von der »Berlin-Universität« und dem »Kiel-Hafen« zu lesen bekommen, wird sich hoffentlich nicht bewahrheiten. Aber wer weiß, was uns die Engländerei — denn eine solche liegt offenbar auch hier vor — noch alles bescheren wird? Ganz neu ist ja freilich diese Art Wortbildung nicht; vgl. z. B. Jahrg. 1896, Sp. 107. — Eine Zeitschrift sollte nicht »vierzehntägig« erscheinen, sondern »vierzehntäglich« oder, wenn man sich dagegen sträubt, »alle vierzehn Tage« (vgl. Jahrg. 1896, Sp. 33ff.).

Herrn W. S. . . ., Essen (Ruhr). Sie teilen gütigst mit, daß für Charcutier (s. Sp. 90) in Karlsruhe (und wohl im ganzen badischen Unterland) »Wurstler« gesagt wird, in Freiburg (und wohl im ganzen Oberlande) »Wurster«. Das sind selbstverständlich auch gute Ersatzwörter für Charcutier; aber sie werden sich schwerlich da einbürgern, wo sie nicht volksüblich sind. Übrigens sind beide Ausdrücke im Süden noch weiter verbreitet: »Wurstler« im Elsaß, »Wurster« in der Schweiz, auch in Bregenz und Lindau. K. S.

Herrn Sch. . . ., Charlottenburg. Gewiß ist die auf Sp. 139 erwähnte Äußerung eines Baslers über den altererbten Namen Danzig nicht bloß ein Beweis einer merkwürdigen Verbissenheit gegen das Reich, sondern auch sachlich falsch. Denn es verhält sich mit diesem, nicht erst ausgegrabenen und für einen

(Fortsetzung auf Spalte 237.)

Verzeichnis

der

261 Zweigvereine des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (nebst ihrer Mitgliederzahl) und der geschäftsführenden Vorstandsbeamten*)

nach den bis Mitte Juni 1904 eingelaufenen Angaben.

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Aachen	126	V. Direktor Dr. Geschwandtner. S. Postdirektor a. D. Paul. K. Rentner W. Matthée.
Altenburg (S.-A.)	134	V. Postdirektor Heimbürge. S. Bürgerschullehrer Wiegand. K. Postsekretär Prox.
Altona (Elbe) . .	99	V. Rektor E. Jensen, Altona-Ottensen, Arnoldstr. 68. S. Mittelschullehrer F. Horst, Altona-Ottensen, Fischersallee 48. K. Mittelschullehrer C. J. Lindemann, Eimsbütteler Str. 109.
Alzey	33	V. Rektor O. Weißgerber. S. Oberlehrer Ph. Bitsch. K. Musikalienhändler K. Vetter.
Angerburg . . . (Ostpreußen)	20	V. Seminar-Oberlehrer Fürstenau. S. Seminarlehrer Klatt. K. Taubstummenlehrer Weiß.
Anklam	22	V. Professor Max Sander. S. Präparandenanstaltsvorsteher Zunker. K. Kaufmann Hecker.
Annaberg . . . (Erzgebirge)	12	V. u. S. Professor Dr. J. Wildenhahn. K. Buchhändler Liesche.
Arnstadt	66	V. Professor Dr. W. Müller. S. Sekretär C. Mönch. K. Gasthofbesitzer Paul Maempel.
Attendorn . . .	18	V., S. u. K. Professor Ernst.
Augsburg . . .	25	V., S. u. K. Buchhändl. Georg Huber (Lampart & Co.).
Barmen	121	V. Oberrealschuldirektor Prof. Dr. Kaiser. S. u. K. Oberl. Leithäuser, Augustastr. 17.
Bautzen	71	V. Gymnasial-Oberlehrer Dr. Reedon.
Bedburg	18	V. Gymnasialdirektor Dr. Poppelreuter. S. u. K. Professor Konz.
Bergedorf . . .	12	V. Rektor A. Müller, Stadtschule. S. u. K. A. Spiering, Gärtnereibesitzer.
Berlin-Charlottenburg	1225	V. Eisenbahndirektions-Präs. v. Mühlenfels, Berlin W., Kleiststr. 25. S. Kaufmann G. Badelt, Berlin N., Chausseestr. 58. K. Verlagsbuchhdl. F. Berggold, Berlin W., Motzstr. 78.
Bielefeld . . .	40	V., S. u. K. Lehrer A. Bloemker, Goebenstr. 23.
Bingen (Rhein) .	26	V. Schriftleiter Robert Platte, Rüdesheimer Str. S. u. K. Ingenieur Wilh. Hoburg, Schloßbergstr. 26.
Birkenfeld (Fürstent.)	28	V., S. u. K. Gymnasialdirektor Frühstück.
Bitterfeld . . .	80	V. Oberlehrer Dr. Thon, Luisenstr. 13. S. u. K. Rektor Szogs, Innere Bismarckstr. 11.
Bocholt	16	V. u. S. Oberlehrer Dr. Kaumann, Südwall. K. Amtsvorsteher Buntkirchen, Ostermarkt.
Bochum	18	V., S. u. K. Prof. Dr. G. Heyse, Bergstr. 54.
zu übertragen	2145	

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Übertrag	2145	
Bonn	302	V. H. Söhren, Direktor d. städt. Gas- und Elektrizitätswerke, Endenicher Allee 12. S. Oberl. Dr. Hoffmann, Koblenzer Str. 58. K. Syndikus Dr. Uhlitzsch, Schumannstr. 4.
Boppard	59	V. Oberlehrer Knaupp, Rheinallee. S. u. K. Seminarlehrer Loef, Mainzer Str.
Boston . . . . . (V. St. v. Amerika)	27	V. Dr. Karl D. Jessen, Cambridge (Mass.) 59, Frost Str. S. G. Goettling, 2, Westland Ave. K. P. Großmann, Roslindale (Mass.), Atherton Ave.
Braunschweig . .	278	V. Bankherr Karl Magnus, Dankwardstr. 2. S. Oberlehrer Dr. Scheffler, Leonhardsplatz 5. K. Buchdruckereibes. H. Kleucker, Jakobstr. 1 a.
Bremen	25	V., S. u. K. Franziskus Hähnel, Schriftsteller und ord. Lehrer am Technikum, Donandtstr. 13.
Breslau	282	V. Prof. Dr. A. Gombert, XIII, Augustastr. 92. S. u. K. Rektor Kusche, IX, Kl. Scheitniger Str. 66.
Brieg (Bez. Breslau)	27	V. Seminar-Oberlehrer Dr. Langner. S. Volksschullehrer Witzke. K. Stadthauptkassenrendant Richter.
Bromberg . . .	35	V. fehlt z. Z. S. u. K. Kaufmann Paul Eckert.
Budweis	26	V. Buchdr.-Bes. K. Gothmann (stellv. Vors.). S. K. K. Turnlehrer Ferd. Straube, Linzer Str. 17. K. Direktor Vollgruber.
Bukarest	20	V. Prof. Dr. Abramowski, Bulevard Elisabeta 33. S. u. K. Kaufmann W. Hochriem, Strada Brezoianu 17.
Burgbrohl . . .	16	V., S. u. K. Fabrikbesitzer Joseph Lürges.
Buxtehude . . .	17	V. Direktor Dr. B. Pansch. S. Oberlehrer Schlüter. K. Kämmerer Johannsen.
Celle	48	V. u. K. Rektor Gärtner, Heil. Kreuz 10. S. Realschullehrer Schulze.
Chemnitz	98	V. Lehrer Otto Hähle, Gustav Adolf Str. S. Oberlehrer A. Lauckner, Wettiner Platz. K. Kaufmann Ernst Arnold, Teichstr. 1.
Cilli	23	V. K. K. Professor Albert Fietz. S. Schriftleiter Daniel Zelischka. K. Druckereileiter Guido Schidlo.
Czernowitz . . . (Bukowina)	46	V. K. K. Univ.-Professor Dr. v. Zieglauer. S. Professor Dr. Herm. Rump. K. Buchhändler Romuald Schally.
Danzig	58	V. Landger.-Präsid. Schroetter, D.-Langfuhr, Heiligenbrunner Weg 2. S. Prof. Dr. Debbert, Straußgasse 6. K. Syndikus Dr. Fehrmann, Langenmarkt 43.
Darmstadt . . .	18	V. Hauptmann Zernin. S. Lehrer Pickert.
zu übertragen	3550	

*) Abkürzungen: V. = Vorsitzender; S. = Schriftführer; K. = Kassenführer.

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Übertrag	3550	
Delitzsch	31	V. Rektor Wiener. S. Seminar-Oberlehrer Rosenthal. K. Buchhändler P. Pabst.
Diedenhofen	21	V. Baurat Morlock. S. Dr. Wendling, Nieder-Jeutz. K. N. Schwartz.
Dirschau	47	V. Professor Dr. Klein. S. Rektor Gulbins. K. Apothekenbesitzer Hoosmann.
Döbeln	51	V. Professor Dr. G. Hey, Roßweiner Str. 8. S. Oberlehrer Jakob, Königstr. K. Professor Dr. W Poetzsch.
Dortmund	73	V., S. u K. Professor Sartori, Ardeystr. 29.
Dresden	515	V. D. Otto Graf Vitzthum von Eckstädt, Viktoriastr. 24. [sche Straße 17. S. Konrektor Prof. Dr. Rachel, Gr. Plauen- K. Rechtsanwalt Dr. Krug, Grunaer Str. 20.
Duisburg	235	V. Professor Mehlkopf, Elisabethstr. 15. S. Staatsanwalt Schrödter, Grünstr. 24. K. Prokurist Gottlieb Koch, Humboldtstr. 9.
Düren (Rheinland)	126	V. u. S. Prof. Ferd. Schürmann. K. Fabrikant Cäsar Schüll.
Düsseldorf	175	V. Prof. Dr. W. Stammer, Hohenzollernstr. 9. S. u. K Kaufmann A. Höffgen, Bergerstr. 21.
Eger	54	V. K. K. Prof. Karl Walter, Rothkirchstr. 6. S. Ernst Hendel. K. Lehrer Wolfgang Rustler.
Eisleben	46	V. Pastor Könnecke. S. Rektor Ebeling. K. Frl. Klara Giseke.
Elberfeld	235	V. Professor Buchrucker, Humboldtstr. 33. S. Oberlehrer Dr. Becker, Markgrafenstr. 14. K. Karl Kritzmann, Moltkestr. 20.
Elbingerode	15	V., S. u. K. Polizeirat Maske.
Erfurt	44	V. Oberstleutnant Kubale. Charlottenstr. 4. S. u. K. Fabrikbesitzer Georg North, Roonstr. 16.
Eschwege	17	V. Gymn.-Direktor Edward Stendell. S. u. K. Oberlehrer Dr. Garthe.
Essen (Ruhr)	320	V. Professor Dr. Imme, Lindenallee 9. S. Oberlehrer Wilh. Schmidt, Moltkestr. 9. K. Buchhändler W. Heyne, Burgstr. 16.
Eutin	5	V. Prof. Dr. Haupt. K. Buchhändler W. Struwe.
Flensburg	27	V., S. u. K. Oberlehrer Dr. Graef. Wrangelstr. 26.
Forbach (Lothringen)	10	V. fehlt z. Z. [Kirchenstr. 13. S. u. K. wiss. Hilfslehrer J. Waldner, Neu-
Frankfurt (Main)	134	V. Schriftsteller Dr. E. Gantter, Böhmerstr. 58. S. Oberl. Dr. Sprengel, Falkensteiner Str. 17. K. Stadtv. May, Darmstädter Landstr. 27.
Frankfurt (Oder)	57	V. Reg.-Rat Dr. Andresen, Gubener Str. 13a. S. Rektor Pohlandt, Stiftsplatz 6. K. Buchhändler R. Wengler.
Freiberg (Sachsen)	62	V. Professor Edmund Gündel. S. Schuldirektor Dr. Mäder. K. Bergamtsrat Wappler.
Freiburg (Breisgau)	110	V. Univ.-Bibliothekar Prof. Dr. Fridrich Pfaff. S. Buchhändler Ernst Harms. K. Hauptlehrer Ed. Gauggel.
Fulda	26	V. Oberlehrer Dr. Kilb. S. Pfarrer Huttendorff. K. Verlagsbuchhändler Maier.
Fürstenwalde (Spree)	12	V. Sanitätsrat Dr. Dallmann, Junkerstr. 29. S. Professor Dr. Siegfried, Parkstr. 7. K. Buchhändler Joh. Seyfarth.
Fürth (Bayern)	141	V. Erst. Bürgerm Kutzer, Schwabacher Str. 36. K. Bchhdl. Gg. Rosenberg, Schwabacher Str. 30.
Gablonz (Neiße)	64	V. Friedrich Mücke, Mühlg. 32. S. Bürgerschullehrer A. Lilie, Reichsstr. 25. K. Karl Geyer, Annagasse.
Gelsenkirchen	78	V. Erster Bürgermeister Machener, Ahstr. 24. S. Oberlehrer Hiltenkamp, Wilhelminenstr. 1. K. Kaufmann J. C. Bock, Essener Str. 34.
Gera (Reuß)	26	V. Augenarzt Dr. Schrader. S. u. K. Zahnarzt Ungewitter.
Gießen	67	V. Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel, Hofmannstr. 7. S. u. K. Hauptmann Großmann, Bergstr. 9.
Glauchau	38	V. Schuldirektor Oßwald, Jahnstr. 10. S. Bürgerschullehrer M. Gieseler, Wettiner Straße. K. Kaufmann A. Linke, Wettiner Str.
Gleiwitz	93	V. u. K. Professor Dr. Deventer. S. Buchdruckereibesitzer F. Feldhuß.
zu übertragen	6508	
Übertrag	6508	
Glogau	29	V. Direktor der höh. Mädchenschule Meins- S. Lehrer Scholz. [hausen. K. Buchhdlr. Zimmermann.
Görlitz	50	V. Oberlehrer a. D. Dr. phil. G. Plötz, Seydewitzstr. 40. S. u. K. Major a. D. Bublitz, Goethestr. 53.
Gotha	40	V. Lehrer B. Hofmann, Hansenstr. 9. S. Lehrer Rauschert, Hansenstr. 1. [str. 7. K. Bankbeamter Mohnhaupt, Frankenberg-
Graudenz	103	V. Erster Bürgermeister Kühnast, Pohlmannstr. 28. [str. 28. S. Oberlehrer Dr. Max Hennig, Pohlmann- K. Landgerichtsrat Dr. Cohn, Festungsstr. 1.
Graz	209	V. Karl W. Gawalowski, Skriptor d. Landesbibliothek, Gridorfplatz 1. S. Schriftst. Heinr. Wastian. [v. Grünbühel. K. Oberstleutnant a. D. Ferd. Mayrhofer
Greifenberg (Pomm.)	42	V., S. u. K. Prof. Dr. Große.
Greiz	27	V., S. u. K. Kaufm. Paul Schmidt, Oststr. 29.
Grevenbroich	33	V. Kaufmann Jean Pütz. S. Lehrer Joh. Janßen. K. Frl. Konstanze Paalzow.
Grimma	90	V. Seminar-Oberlehrer Alwin Roßner. S. Realschul-Oberlehrer Otto Weber. K. Sekretär Paul Göhre.
Großröhrsdorf	13	V. Schuldirektor G. Kälker. S. u. K. Lehrer E. Rodig.
Guben	23	V. Professor Dr. Jentsch, Königstr. 3. S. u. K. C. Hammer, Grüne Wiese 47.
Hagen (Westfalen)	52	V. Professor Dr. Haake. S. Lehrer Forwick. K. Oberstadtsekretär Heisterkamp.
Halberstadt	68	V. Superint. Oberdompr. Hermes, Dompl. 18. S. Lehrer Deppe, Wernigeroder Str. 51. K. Direktor Ebeling, Plantagenstr. 13.
Halle (Saale)	216	V. Landger.-Direkt. Geh. Justizr. Fr. Crönert, Am Kirchtor 3. [str. 22. S. u. K. Landgerichtsrat K. Knibbe, Wilhelm-
Hamburg	265	V. Kaufmann F. W. Eitzen, Dovenhof 84. S. C. Honigsheim, Neue Gröninger Str. 4. K. A. Türkheim, Gertrudenstr. 11.
Hanau	63	V. Oberrealsch.-Dir. Dr. Schmidt, Stadtschloß. S. Stadtsekretär Fischer, Uferstr. 1. K. Lehrer F. Collmann, Steinh. Landstr. 18.
Hannover	265	V. Dr. Herm. Schmidt, Direktor d. Sophienschule, Ostermannstr. 12. S. Verlagsbuchh. O. Goedel, Lavesstr. 8. K. Oberleutn. a. D. R. Schmidt, Finkenstr. 6.
Harburg (Elbe)	34	V. Dr. med. Seidler, Eißendorfer Str. 6. S. u. K. Bauherr Karl Krause, Mühlenstr. 36.
Haspe	65	V. Dr. Neuendorff. S. Gustav Lehrkind. K. Gottfried Kannegießer.
Haynau (Schlesien)	41	V. Rektor Lustig. S. u. K. Lehrer Litsche.
Heidelberg	54	V. Prof. Dr. Ludwig Sütterlin, Brückenstr. 1. S. u. K. Weinhdlr. Karl Überle, Hauptstr. 29.
Heilbronn	108	V. Professor Ephorus Lechler. [str. 31. S. u. K. Oberpräzeptor Essig, Staufenberg-
Heiligenstadt	13	V., S. u. K. Fabrikant Hinne Bernhard, Bernhardshöh.
Heilsberg (Ostpr.)	20	V., S. u. K. Amtsgerichts-Sekretär Fritsch.
Hildesheim	95	V. Pastor Pellens, Almsstr. 32. S. Baurat Moormann, Kalenberger Graben 5. K. Buchhändler Helmke, Schulstr. 5.
Hirschberg (Schles.)	18	V., S. u. K. Mittelschullehrer A. Wartenberg, Enger Weg 3.
Höchst (Main)	25	V. Dr. German, Kl. Taunusstr. S. u. K. Oberl. Dr. Erxleben, Feldbergstr. 11.
Holzminden	45	V. Baugewerkschullehrer A. Kofahl, Hopfenstr. S. Sekretär L. Schmidt. K. Bürgerschullehrer Hilgendag, Bahnhofstr.
Hörde (Bz. Dortmund)	31	V. u. K. Bureauvorsteher Hilgeland. S. Lehrer Sievers.
Horn (Nd.-Österr.)	42	V. Gymn.-Professor Franz Meindlhumer. S. Gymn.-Professor Dr. Alois Theimer. K. Stadtarzt Dr. Alois Dechant.
Janowitz (Bz. Bromberg)	20	V. Apothekenbesitzer F. Prochnow. S. u. K. Kaufmann H. Schlome.
Jena	15	V. u. S. Professor Dr. Viktor Michels. K. E. Klostermann i. F. Frommannsche Hofbuchhandl.
Iglau (Mähren)	25	V. Oberlehrer Rob. Honsig. S. Oberlehrer Jakob Pisinger d. Ältere. K. Lehrer Markus Riedl.
zu übertragen	8787	

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Übertrag	8 737	
Innsbruck	100	V. Univ.-Professor Dr. Rud. von Scala. S. Dr. phil. Adalbert Jungbauer.
Iserlohn	71	V. Oberlehrer Dr. Hardt, Stenner 18. S. Dr. med. Heimes, Gartenstr. 12. K. Fabrikbesitzer L. Reinhard, Hemer.
Itzehoe	27	V. Direktor Prof. Dr. Seitz, Hinterm Klosterhof 37. S. Lehrer Chr. Petersen, Gr. Paschburg 79. K. Prof. Dr. Greve, Karlstr. 6.
Kamenz (Sachsen)	16	V., S. u. K. Lehrer A. Milde.
Karlsruhe (Baden)	210	V. Professor Dr. K. Brunner, Friedenstr. 27. S. Rentner Otto Dessart. K. Buchhändler Jul. Linck, Kaiserstr. 76.
Kassel	740	V. Landgerichtsrat Limberger. S. u. K. Stadtkämmerer Barner.
Kattowitz (Oberschlesien)	120	V. Gymnasial-Oberlehrer Dr. Reh, Meisterstraße 7. S. Oberlehrer Dr. Schmidt, Roonstr. 17. K. Gymnasiallehrer Poplutz, Schillerstr. 3.
Kempen (Posen)	62	V. Oberlehrer Böckler. S. u. K. Progymn.-Lehrer Rudolph.
Kettwig	45	V. Bürgermeister Bleck. S. Rektor d. höh. Stadtschule Hartmann. K. Paul Siebke.
Kiel	86	V. Oberlehrer Ahe, Jägersberg 21 a. S. u. K. Rektor Sell, v. d. Tannstr. 32.
Klagenfurt (Kärnten)	100	V. Direktor Ludwig Jahne. S. K. K. Prof. Dr. Hans Angerer. K. Prof. Gottlieb Flora.
Klausthal	20	V. Landrat Loos. S. u. K. Buchhändler Uppenborn.
Koblenz	226	V. Geh. Justizrat u. Erster Staatsanwalt Schumacher, Mainzer Str. 14. S. Oberlehrer Dr. Schumacher, Schenkendorfstr. 36. K. Geh. Justizrat Kluth, Markenbildchenweg.
Kolmar (Elsaß)	71	V., S. u. K. Reg.- und Schulrat Renaud.
Köln (Rhein)	895	V. Oberlandesgerichtsrat Scheerbarth, Herwarthstr. 22. S. Seminarlehrer J. Schneider, Herwarthstraße 20. K. Rentner von Thenen, Sachsenring 1.
Königsberg (Preußen)	103	V. Gymnasialdirektor Professor Dr. Armstedt, Domplatz 5. S. Professor Dr. Hecht, Tragh. Kirchenstr. 22/3. K. Buchhdlr. Grunwald, Paradeplatz 5.
Königshütte (Oberschlesien)	21	V. Professor Dr. Klimke, Kaiserstr. 28. S. Oberlehrer John, Tempelstr. 17. K. Rechnungsführer Dürschlag, Ring 5.
Konitz (Westpr.)	49	V. Gymnasialdirektor Dr. Genniges. S. Gymnasial-Oberlehrer Bock. K. Rendant Vollert.
Konstanz	18	V., S. u. K. Dr. E. Kleemann, Direktor der höheren Mädchenschule, Saentisstr. 2.
Köslin	48	V. Gymnasialdirektor Prof. Dr. Jonas. S. Professor Dr. Tank. K. Mühlenbesitzer Gellert.
Köthen (Anhalt)	43	V. Chemiker Wohlgemuth, Ringstr. 125. S. u. K. Oberl. Bensemann, Schloßstr. 12.
Kottbus	55	V. Landgerichtsrat Brettner, Zimmerstr. 2. S. u. K. Lehrer Ruschke, Berliner Str. 54.
Krefeld	62	V. Direktor Dr. Ernst Wehrmann, Weststr. S. u. K. Prof. Ch. Bußmann, Blumenstr.
Krems (Donau)	152	V. Professor Dr. Franz Wollmann. S. Übungsschullehrer A. Wohowsky. K. Buchhändler Mehwald.
Krimmitschau	40	V. Realsch.-Direktor Professor Albrecht. S. Buchdruckereibesitzer Neumerkel. K. Schuldirektor G. Lindner.
Krotoschin	24	V. Oberstabsarzt Dr. Haertel. S. Pfarrer Benade. K. Rechnungsrat Poßart.
Kulm	37	V. Baurat Rudolph, Graudenzer Str. S. Oberl. Dr. Wolffgram, Bahnhofstr. 38. K. Apothekenbesitzer Kobes, Markt 11.
Laibach (Krain)	40	V. Sparkassenbeamter Leo Suppantschitsch, Resselstr. 9. S. K. K. Finanzprokuratursadjunkt Dr. Karl Gallé, Valvaser Pl. 6. K. Uhrmacher Joh. Somnitz, Petersstr. 16.
Leer (Ostfriesland)	12	V., S. u. K. Geh. Reg.-Rat Quapp.
Leipa (Böhmen)	45	V. Schuldirektor Josef Just. S. K. K. Gymnasial-Professor Alex. Tragl. K. Seifenfabrikant E. Großmann.
zu übertragen	11 770	

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Übertrag	11 770	
Leipzig	193	V. Geh. Regierungsrat Wittgenstein, Humboldtstr. 21. S. Oberl. Dr. Bonnewitz, Bayerische Str. 63. K. Kaufmann Eduard Henny, L.-Plagwitz, Braustr. 3.
Leitmeritz (Böhmen)	50	V. Professor Josef Klein, Elisabethstr. S. Professor Böhm. K. Professor Dr. Ph. Watzmann.
Leoben (Steiermark)	70	V. K. K. Notar Dr. Max Reich. S. Buchhändler Max Enserer. K. Rechtsanwalt Dr. L. Ascher.
Liegnitz	50	V. Professor Abicht, Dovestr. 84. K. Buchhändler Pfeiffer, Goldberger Str. 31.
Lingen	16	V. Amtsgerichtsrat Hoogklimmer. S. Oberlehrer Willerding. K. Landesbauinspektor Scheele.
Linz (Donau)	75	V. Professor Klemens Aigner, Landstr. 79. S. Professor Adolf Müller, Harrachstr. K. Buchhändler S. Steurer, Landstr. 9.
London	525	V. Prof. Dr. Alois Weiß, Lee, 10 Manor Park, London S. E. S. Dr. Ludwig Hirsch, Bonna 25, Gleneldon Road, Streatham, London S. W. K. Aug. Siegle, 30 Lime Str., London E. C.
Lübben (Lausitz)	42	V. Professor Werner, Hauptstr. 65. S. Zahnarzt Dr. Klein, Hauptstr. 65. K. Prof. Zimmermann, Berliner Str. 27.
Lübeck	154	V. Professor Dr. Hausberg, Kalandstr. 3. S. Oberlehrer Dr. Zillich, Charlottenstr. 28. K. Fabrikbesitzer Julius Hahn, Ägidienstr. 22.
Ludwigsburg	60	V. Gymnasialrektor Erbe, Wilhelmsplatz 6. S. u. K. Fabrikant Robert Franck.
Lugano (Tessin)	10	V., S. u. K. deutscher Vizekonf. Karl Franken.
Lyck	26	V. Landgerichts-Präsident Recke. S. Gymnasialdirektor Kotowski. K. Seminar-Oberlehrer Hassenstein.
Magdeburg	200	V. Professor Dr. Knoche, Pionierstr. 20. S. Oberlehrer Dr. Philippson, Pfälzer Str. 14. K. Hofbuchhändler Neumann, Breiteweg 166.
Mailand (Italien)	282	V. Kaiserl. Vizekonsul Friedrich Eckhardt, Viale Monforte 7. S. Professor Wilhelm Hamburger, Via S. Sepolcro 1. K. Kaufmann K. Glockner, Via Solferino 38.
Mainz	35	V. Professor Braun, Schulstr. 26 $^{1}/_{10}$. S. Generalarzt Dr. Kunow, Rheinallee 47. K. J. Kempf, Lehrer der höh. Mädchenschule.
Mannheim-Ludwigshafen	32	V. u. S. fehlen z. Zt. K. Kaufmann E. Clauß, N 3, 2 b.
Marburg (Drau)	280	V. Kaiserl. Rat Dr. Artur Mally, Domplatz 3. S. Oberingenieur Engelbert Scheikel, Schulgasse 5. K. Stadtschulratssekretär Hans Steiner.
Marienburg (Westpreußen)	50	V. Oberlehrer Bossert, Fleischergasse 39/40. S. u. K. Rektor Berger, Mühlengasse 21.
Marienwerder (Westpreußen)	150	V. Superintendent Böhmer. S. Oberlehrer Dr. Rosenstock, Bahnhofstr. 8. K. Verw.-Ger.-Dir. a. D. von Kehler, Salaterei 1.
Markirch (Elsaß)	20	V. Realschuldirektor Dr. Lienhart. S. Oberlehrer Dr. Imle. K. Amtsgerichtssekretär Schulz.
Meiningen	53	V. Schulrat Sieber. S. Major Siebenbürger. K. Zeichenlehrer Lilie.
Meißen	22	V. Oberlehrer Dr. Kirbach. S. Oberpostpraktikant Uhlmann. K. Sekretär Albrecht.
Metz	216	V. Professor Dr. Seifert, Hochsteinstr. S. Mittelschullehrer Richard, Bischofstr. 9. K. Hofbuchhändler Scriba, Kammerplatz 1.
Minden (Westfalen)	36	V. fehlt z. Z. S. fehlt z. Z. K. Buchdruckereibesitzer Bruns.
Mörs	9	V. fehlt z. Z. S. fehlt z. Z. K. Professor Hosius, Hopfenstr.
Mühlhausen (Thüringen)	34	V. u. S. Prof. Dr. Kettner, Augustastr. 28. K. Lehrer Becker, Jakobistr. 16.
Mülheim (Rhein)	68	V. Gymnasial-Oberlehrer Uerpmann, Berliner Str. 6. S. Rektor Bendel, Pestalozzistr. 4. K. Buchhändler Savelsberg, Wallstr. 48.
Mülheim (Ruhr)	8	V. z. Z. unbesetzt. S. u. K. Buchhändler M. Röder.
zu übertragen	14 436	

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Übertrag	14436	
München	240	V. Univ.-Professor Dr. Franz Muncker, Glückstr. 7. S. Bibliotheksekretär Dr. Petzet. K. Buchhdlr. Schöpping, Kaufingerstr. 29.
München-Gladbach	62	V. fehlt z. Z. S. Oberlehrer Dr. Barth, Lüpertzender Str. 78a. K. Fabrikant E. Zöller, Kaiserstr. 72.
Münden (Hannover)	72	V. Professor Dr. P. Cascorbi. S. Akademie-Professor Dr. Hornberger. K. Drogenhändler G. Reinhardt.
Münster (Westf.) .	134	V. Schriftstell. Mattias Linhoff, Göbenstr. 30. S. Oberlehrer Ahrmann, Georgkommende 25. K. Buchhändler Lorenz Essing.
Nakel (Netze) . .	20	V., S. u. K. Rektor Bartsch.
Naumburg (Saale)	50	V. u. S. Studienrat Professor Dr. Beeck. K. Kaufmann Boerner.
Neubrandenburg . (Mecklenburg)	12	V. Schulrat Dr. Sauerwein. [Schwetzky. S. u. K. Hauptsteueramtsrendant Paul
Neunkirchen . . . (Bez. Trier)	44	V. Oberlehrer Kretzschmar, Vogelstr. S. Rektor Braun, Kaiserstr. K. A. Psotta, Goethestr.
Neuruppin . . .	25	V. u. K. Prof. M. Stier, Rheinsberger Str. 12. S. Mittelschullehrer Moritz, Rheinsb. Str. 12.
Neuß	61	V. Oberlehrer Bender. S. u. K. Hauptlehrer Ruelen.
Neustettin . . .	41	V., S. u. K. Professor E. Wille.
Neuwied . . .	34	V. Gym.-Direktor Prof. Dr. Wiese. S. Oberlehrer Fleer, Friedrichstr. 39. K. prakt. Arzt Dr. Lichtenstein, Markt.
Neuyork	?	V. Prof. Dr. Rud. Tombo, Columbia Univers. S. Dr. Titus Voelkel, 2033, Madison Aven. K. Dr. Friedrich Große, 407 W. 46. Street.
Norden	83	V. Professor Jabusch, Hinterlohne. S. Professor Dr. Eggers, Am Markt. K. Lehrer Agena, Rosendahllohne.
Nürnberg . . .	79	V. u. S. Lehrer und Schriftsteller Franz Dittmar, Tuchergartenstr. 3. K. Kgl. Postamtsdirektor Schmidt.
Oberfrohna . . .	26	V. Schuldirektor Ernst Roth. S. Lehrer Lohmann. K. Kaufmann B. Großer.
Oberglogau . . .	30	V. Schulrat Dr. Schermuly. S. Seminarlehrer Kobel. K. Buchdruckereibesitzer Eisermann.
erh ausen (Rheinl.)	85	V., S. u. K. C. F. Dörr, Gutehoffnungshütte.
Oldenburg (i. Gr.)	59	V. Geh. Schulrat Prof. Dr. Menge, Lindenallee 28. S. Geh. Oberbaurat Böhlk. K. Hofapotheker Geerdes.
Oppeln	70	V. Landgerichtsrat Bethke. S. u. K. Kreisbaumeister Hirnschal.
Osnabrück . . .	16	V. Geh. Regierungsrat Fischer. S. Generalsekretär Stumpf. K. Buchhändler Baegler.
Paderborn . . .	19	V. Gymnasialdirektor Professor Dr. Heuse. S. Prokurist Peters. K. Oberlehrer Wirmer.
Pforzheim . . .	38	V. Professor Dr. H. Brunner. S. u. K. Buchdruckereibesitzer Paul Bode.
Pirna	61	V. Schuldirektor Dr. Kraner, Kamenzer Str. S. Stadtsekretär Löser. K. Stadtkassierer Hentschel.
Plauen (Vogtland)	60	V. Bürgerschullehrer R. Seifert, Tischerstr. 10. S. " Rödiger, Rähnisstr. 40. K. " Paul Eckardt, Neuendorfer Str. 55.
Plön	30	V. u. S. Oberlehrer Wappenhans. K. Professor K. Ahrendts.
Posen	110	V. Gymnasialdirektor Professor Dr. Thümen. S. Oberlehrer Paur, Bäckerstr. 17. K. Buchhändler Gusmann.
Potsdam	111	V. Geh. Regierungsrat Oberbürgermeister a. D. Bole. S. Oberlehrer Dr. Adler, Saarmunder Str. 17. K. Rentner Helmholtz, Allee n. Sanssouci 8.
Prag	72	V. Prof. Dr. Ad. Hauffen, Prag-Smichow, Kinskystr. 56. S. Gymnasial-Professor Dr. Tschinkel. K. Lehrer J. Himpan, Wenzelsplatz 3.
Pr. Stargard . .	42	V. Oberlehrer Ebersbach. S. Lehrer Dorn. K. Erster Stadtsekretär Ebert.
Quedlinburg . .	36	V., S. u. K. Professor Dr. Kleemann, Amelungstr. 1.
zu übertragen	16258	

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Übertrag	16258	
Rastenburg . . .	14	V. Kgl. Landrat v. Schmiedeseck. S. Amtsgerichtsrat Braun. K. Gymnasial-Direktor Dr. von Koblinski.
Ratibor	107	V. K. Oberlehrer Reinitz, Zwingerstr. 17. S. Oberlehrer Engemann, Zwingerstr. 17. K. Fabrikbesitzer Reiners.
Recklinghausen .	20	V. Gymnasialdirektor Dr. Bockeradt. S. u. K. Oberlehrer Pernhorst.
Reichenberg . . . (Böhmen)	351	V. Magistratsrat Dr. Otto Ringlhaan, Waldviertel. S. Andreas Guldan, Ingenieur. K. Wendelin Wildner, Kaiser Josef-Str. 25.
Remscheid . . .	21	V. u. S. Oberlehrer Dr. Köllmann, Gabelsbergerstr. 5. K. Oberlehrer Hillebrecht, Lindenstr. 25.
Rheydt . . . . (Bez. Düsseldorf)	51	V. Oberlehrer Rentrop. S. Oberlehrer Dr. Looser. K. Bankdirektor Heilmann.
Roßleben . . .	25	V. Oberlehrer Dr. Schreiber, Kloster Roßleben. S. u. K. Apotheker Ulrich.
Rostock (Meckl.) .	6	V. Realgymn.-Oberlehrer Dr. E. Labes.
Rudolstadt . . .	31	V. Pfarrer J. Möller, Eichfeld bei R. S. Bürgerschullehrer Hickethier. K. Seminarlehrer Weedermann.
Ruhrort	59	V. Professor Dr. Barges. S. Dr. Woltmann, Syndikus. K. Lehrer Knoop.
Rüthen	14	V. Seminarlehrer Marke. S. Präparandenlehrer Winkel. K. " Kuper.
Saarbrücken . . .	44	V. u. S. Justizrat Dr. Brüggemann. K. Buchhändler W. Rudolph, St. Johann, Bahnhofstr.
St. Goar-St. Goarshausen	17	V. Pfarrer Krüger-Velthusen (St. Goar). S. Institutslehrer Vogel (St. Goarshausen). K. Hauptlehrer Mades (Bacharach).
Schildberg (Posen)	19	V. Kgl. Schulrat F. Kiesel. S. u. K. Stadtkämmerer Hentschel.
Schlawe (Pommern)	25	V. Professor Hoffmann, Stolper Vorstadt 25. S. Sekretär Gerner, " " 23. K. Kaufmann Lehrke.
Schopfheim . . .	14	V., S. u. K. Eduard Herbster d. J.
Schweidnitz . . .	20	V. Bernhard Grothus, Chefredakteur des Schlesischen Tageblattes.
Schwerin (Meckl.) .	60	V. Postbaurat Wohlbrück. S. Lehrer Köhn, Gustavstr. 26. K. techn. Eisenbahnbetriebssekretär Schmelzer, Bäckerstr. 19.
Siegburg	20	V. Gymnasial-Oberlehrer Dr. Karl Mack. S. Amtsgerichtsrat Molly. K. fehlt z. Z.
Siegen	95	V. Professor Dr. Stiebeling. S. Karl Weber. K. Wilh. Goebel.
Slawentzitz . . .	114	V. Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Öhringen, Herzog von Ujest, Durchlaucht. S. Oberrevisor Stoklossa. K. Hofkanzleiinspektor Scholz.
Sobernheim . . .	10	V. u. K. Hauptlehrer Johannes Zelter. K. Buchhändler Speth.
Sömmerda . . .	10	V. u. K. Kaufmann Julius Hoffmann. S. Rektor Hesse.
Sonderburg . . .	12	V. fehlt z. Zt. S. Buchhändler La Motte.
Sonneberg (Thür.)	16	V., S. u. K. Archidiakonus A. Winter.
Speyer (Rh.) . . .	25	V. Gymnasial-Professor Kennel. S. " Rusch. K. Real-Professor Marx.
Stade	28	V., S. u. K. Buchhändler A. Pockwitz.
Stendal	51	V. Bürgermeister Dr. Schütze. S. Lehrer Sorgenfrei. K. Buchhändler Schulze.
Stettin	182	V. Prof. Dr. Fischer, Falkenwalder Str. 106. S. u. K. Oberlehrer Dr. Helbing, Deutsche Str. 12.
Stralsund . . .	14	V. Fabrikdirektor Karl Henser. S. Konrektor Palleske. K. Buchhändler Zemisch.
Strasburg . . . (Westpreußen)	26	V., S. u. K. Rektor der höheren Mädchenschule Hensel.
zu übertragen	17754	

Name des Zweigvereins	Mitgliederzahl	Geschäftsführende Vorstandsbeamte
Übertrag	17754	
Straßburg (Elsaß) .	156	V. Oberstleutnant a. D. Hans Edler Herr zu Puttlitz, Storcheng. 1. S. Regierungsrat Ammann, Schöpflinst. 3. K. Verlagsbuchhdlr. Beust, Judeng. 32.
Stuttgart . . .	142	V. Dr. Oskar Hauser, Vaihingen a. d. Enz. S. Hofrat F. Kober, Hohenstaufenstr. 19. K. Kommerzienrat Kurtz, Stiftsstr. 7.
Suhl	46	V. Oberlehrer W. Saure. S. u. K. Lehrer Quehl.
Tangermünde . .	22	V. Rektor Günther. S. Prokurist Huck. K. „ Schütze.
Teplitz (Böhmen) .	20	V., S. u. K. Spark.-Beamt. Richard Rudolph.
Tetschen-Bodenbach	150	V. Gymnasialdirektor Dr. Anton Schlosser. S. K. K. Professor Mahner. K. Apotheker Franz Luft.
Thorn	170	V. Mädchenschuldirektor Dr. Maydorn. S. Oberlehrer G. Marks. K. Kaufmann P. Kordes.
Tilsit	61	V. Professor Rast. S. u. K. Rechtsanw. u. Notar Edwin Meyer.
Tolkemit . . . . (Kr. Elbing)	19	V. u. S. Hauptlehrer Wiederhold. K. Lehrer Schröter.
Tondern	61	V. Seminardirektor Runkel. S. Rechtsanwalt Raben. K. Stadtrat Friedrichs.
Torgau	36	V. Landgerichtsrat Bruns. K. Rentner Kuhne.
Traben-Trarbach .	37	V. Amtsgerichtsrat Gescher, Trarbach. S. Bankvorstand Siegert, Traben. K. Weinhändler Sartor, Traben.
Treptow (Rega) .	17	V., S. u. K. Professor Decker.
Trier	93	V. Geh. Regierungs- u. Baurat Brauweiler. S. Professor Dr. Isenkrahe, Petrusstraße. K. Professor Ewen.
Triest	80	V. Professor Unterforcher, Via Gustinelli 3. S. K. K. Professor Markus Guggenberger. K. Buchhalter Hans Fritz.
Troppau . . . . (Österr.-Schles.)	118	V. Bürgermeisteramtsdirektor Gregor Grlner. S. Rechtsanwalt Dr. Hugo Reußer. K. Landeskonzipist K. Stadler.
Tübingen . . .	24	V. Professor Nägele. S. u. K. Buchhändler Pietzcker.
Velbert (Rhld.) . .	34	V. Amtsrichter Dr. Wießner. S. Rektor Nellen. K. Fabrikant Ruhrmann.
zu übertragen	18990	
Übertrag	18990	
Verden (Aller) . .	11	V., S. u. K. Seminarlehrer Bernh. Wiese.
Viersen	49	V. Direktor Dr. Löhrer, Schulstr. 8. S. Lehrer Stracke, Schulstr. 9. K. Buchhändler Molls.
Wermelskirchen .	50	V. Rektor Wilhelm Idel. S. Rektoratsschullehrer Walter von Bruch. K. Lehrer Greßmann.
Wesel	64	V. u. S. Oberl. Dr. Walbe, Augustastr. 10. K. van Wüllen-Scholten.
Wetzlar	60	V. Professor Dr. Glösl. S. Oberlehrer Köllein. K. Rechtsanwalt Dr. Heertz.
Wien	107	V. Hof- und Gerichts-Advokat Dr. Dom. Kolbe, IV, Alleegasse 28. S. Hof- u. Ger.-Advokat Dr. Franz Ritter von Sprung, I, Tegetthoffstr. 4. K. Dr. med. Alfred Schmarda, IV, Mariahilfer Str. 69.
Wiesbaden . . .	115	V. Prof. Dr. Brunswick, Wilhelminenstr. 11. S. Major a. D. Konrad Wilke, Arndtstr. 4 K. Buchhändler Moritz, Wilhelmstr. 52.
Wilhelmshaven .	27	V. Marineoberpfarrer und Konsistorialrat Goedel.
Windhuk . . . . Dtsch.-Südwestafr.)	101	V. Lic. theol. Pfarrer Wilhelm Anz. S. u. K. Lehrer Wilhelm Rave.
Wolfenbüttel . .	6	V. Seminarinspektor F. Jeep.
Wolkenstein . . .	13	V. Rektor Müller. S. Hilfslehrer Härtig, Hilmersdorf. K. Lehrer Beyreuther.
Worbis	10	V. Kreisschulinspektor Dr. Firlej.
Wurzen	30	V. Oberlehrer Dr. Öhme, Lindenstr. 6. S. u. K. Rechtsanwalt Dr. Scheibe, Liegenbank 2.
Zeitz	30	V. Professor Braasch. S. Kaufmann R. Jubelt, Brüderstr. K. Otto Tillmanns.
Zerbst	41	V. u. S. Gymnasial-Oberlehrer E. Strube. K. Mittelschullehrer W. Runge.
Zeulenroda . . .	32	V. Rechtsanwalt H. Behr, Markstr. 8. S. u. K. Bürgerschull. Fleischer, Bahnhofstr. 12.
Zittau	269	V. Gymnasialrektor Professor Dr. Schütze, Goethestr. 7. S. u. K. Oberl. Dr. Neumann, Reichsstr. 4.
Zschopau	22	V. Seminardirektor Berger. S. u. K. Bürgerschullehrer Kliche.
Zwickau (Sachsen) .	115	V. Prof. Dr. Th. Matthias, Lothar Streitstr. 13. S. Schuldirektor Grüttner, Lessingstr. 10. K. Kaufmann Schönfelder, Friedrichstr. 5.
zusammen	20142	
Dazu unmittelbare Mitglieder	3558	
Gesamtzahl der Mitglieder .	23700	

(Fortsetzung von Spalte 228.)

Zweck bereitgehaltenen, sondern von altersher ererbten und beibehaltenen Namen ganz so, wie Sie meinen, indem Sie schreiben: »Der »bereitgehaltene« Name Nanzig ist mir in Altdeutschland, dessen verschiedene Gaue ich bewohnt habe, tatsächlich niemals begegnet, auch nicht in irgend einem amtlichen Schriftstück. Wohl aber lernte ich ihn als einzige Bezeichnung für eine schöne Stadt sofort kennen, als ich zu langjährigem Aufenthalt nach Lothringen kam. Dort sagen besonders die Landleute, ob sie nun dem deutschen Sprachgebiet angehören oder dem gemischten, sobald sie deutsch sprechen, nicht Nancy, sondern stets Nanzig.«

Herrn **Chr. St.** . . ., Braunschweig. Das amtliche **Wörterverzeichnis** für die **preußischen Kanzleien** gibt **lin(i)ieren**, stellt also die Wahl zwischen »linieren« und »liniieren« frei und bezeichnet damit offenbar den zwischen beiden Formen schwankenden Sprachgebrauch, wobei »linieren« volkstümlicher, bequemer, dagegen »liniieren« genauer und gewählter erscheint. Als drittes kommt daneben auch »lineieren« vor und wird so d. h. ausdrücklich als eine Nebenform auch von Sanders im Wtbch. 2, I, 144 gebucht. Wie Sie annehmen, geht diese Schreibung — denn gesprochen wird sie kaum werden — aus der Rücksicht auf die lateinische Grundform lineare und das sich daranlehnende »Lineal« hervor. Aber sie ist ganz künstlich und unvolkstümlich, hat also kein besseres Recht gegen den unbefangenen Sprachgebrauch als beispielsweise die gelehrte Vermännlichung der Rhone und die Verweiblichung des Peloponnes nur den griechisch-lateinischen Wörtern zuliebe.

Herren Hptm. **K.** . . ., Freiburg, **O. Kr.** . . ., Berlin, **H. R.** . . ., Bielefeld, und **A. P.** . . ., Leipa. Der auf Sp. 126 der Aprilnummer ausgesprochene Tadel gegen die Verwendung des Wortes **Rudimente** im Sinne von »Überbleibsel, Reste« ging von der damit unvereinbaren, ja entgegengesetzten Bedeutung des Wortes in seiner Ursprache aus. Trotzdem kann er nach Ihren dankenswerten Mitteilungen, die sich gegenseitig ergänzen, nicht aufrecht erhalten werden. Aus diesen ergibt sich zunächst, daß schon unser 7. Verdeutschungsheft »Die Schule« (S. 68: »rudimentär = unentwickelt, verkümmert, zurückgebildet« — »Rudimente = Anfangsgründe; Ansätze, Überbleibsel, Reste (Naturkunde)«) diese entgegengesetzten Bedeutungen verzeichnet. In der Tat spielt das Wort mit diesem Doppelsinne eine große Rolle in der Entwicklungslehre und ist hier wahrscheinlich von Darwin eingeführt worden. »Rudimentär« werden z. B. die Flügel des Vogels Kiwi genannt, die aus einem unter der Haut befindlichen zierlichen Knochengerüst bestehen. Es sind Andeutungen, Ansätze von wirklichen Flügeln, aber anderseits nach der Ansicht des großen Naturforschers auch Überbleibsel, Reste von Flügeln, weil sie sich aus wirklichen Flügeln zurückgebildet haben. Sodann ist die Vermutung im höchsten Maße wahrscheinlich, daß der

Urheber des getadelten Ausspruchs, Bebel, Wort und Anschauung aus Häckels traurigem Buche »Welträtsel« entnommen hat (S. 307, in der Volksausgabe S. 107a. Die Biologie versteht unter »Rudimenten« durch veränderte Lebensbedingungen eines Organismus in der Entwicklung stecken gebliebene, unnütz oder sogar schädlich gewordene Organe, wie z. B. beim Menschen vor allem der Blinddarm). Endlich ergibt sich, daß diese naturwissenschaftliche Umdeutung oder Ausdeutung des Wortes auch schon auf das Gebiet der Logik und Grammatik übernommen worden ist. Lindner schreibt auf S. 45 seiner 1885 in Wien erschienenen Logik: »In dem erweiterten Satze können wir in den näheren Bestimmungen des Subjektes und Prädikates nur den rudimentären Niederschlag einer vorausgegangenen Satzbildung erblicken.« In diesem Falle zwar sind zwei Bilder (Rudiment und Niederschlag) aus verschiedenen Bereichen der Naturwissenschaft ganz unglücklich und geschmacklos verquickt. Aber die Bedeutungsentwicklung von »Rudiment« und »rudimentär« unter Einfluß der Darwinschen Lehre ist doch keineswegs ungewöhnlich verlaufen, so sehr auch das Ergebnis des Verlaufs (»Überbleibsel«) dem Ausgangspunkte (»Anfang«) fernzuliegen scheint. Ob indes nicht wirklich mancher »Rudiment« und »rudimentär« im Sinne von »Überbleibsel« und »verkümmert, verfallen«, wie Herr B. K...., Dresden vermutete, mit dem ehemals auch beliebten rudera irrig zusammenwirft, bleibe dahingestellt.

Herrn E. B...., Szent Abraham. Die Beweise bedientenhafter Ausländerei des Gasthofs, dessen Name Hotel Bristol Wien, selbst schon eigentlich vom Standpunkt der deutschen Sprache aus betrachtet, ein hilfloses Gestammel ist, wundern uns weniger, als Sie wohl erwarten. Denn wir kennen dergleichen. Da gibt es nur eine Carte postale, und auf der Schreibmappe, die dem Gaste zum Gebrauche dient, empfehlen sich gekrümmten Rückens lauter gute Wiener, der Lederhändler Papke bietet Specialities of Vienna, Leather Works und petits Meubles durcheinander aus, der Schneider Bubacek wird zum Tailor by appointment to His Imperial & Royal Myesty (!), the Emperor of Austria, E. Wahliß hat das biggest Porcelainwarehouse in the world, Greifs Maison nennt sich patronised by English and American Ladies und hat gewiß schon sattsam erfahren, daß Engländer und Amerikaner für diese niedrige gesinnungslose Höflichkeit unter allen Umständen mit grenzenloser Verachtung danken. Wir begreifen also, daß Sie verdrießlich darüber sind, sich für Ihr gutes ehrliches Geld in einem Hause der deutschsprechenden lieben Wienerstadt so rücksichtslos in Ihrem Deutschgefühl verletzt zu sehen. Aber warten Sie nicht erst auf die Hilfe von Staat und Schule oder die Stimme eines einflußreichen Mannes, sondern glauben Sie, hier ist jeder der rechte; er sage nur je nach seiner Art, grob oder fein, jedenfalls vernehmlich dem Wirte die Wahrheit.

Herrn M. K...., Hamburg-Hohenfelde. Sie bezweifeln die im Aprilheft (Sp. 110 f.) vorgebrachte Ableitung des Pidgin-Englisch aus dem englischen Worte business (Geschäft), das von den Chinesen in der Weise umgebildet wäre, und geben selbst eine andere, die wir, da sie an sich nicht unwahrscheinlich ist, mit Dank unsern Lesern mitteilen und Sachkundigen zur Prüfung unterbreiten. Die Aussprache »Pidjen-englisch«, so sagen Sie, weist auf das hebr. Wort »Pidjom« oder »Pidjon« (Loskauf). Nach 4. Mos. 3, 46 fgd. blieben Israels Erstgeborene von der über Ägypten verhängten Seuche verschont und sollten Israels Gott, d. h. dem Priesterstande, angehören. Doch war es jedem Vater gestattet, seinen Erstgeborenen loszukaufen — Pidjom zu haben — ein Brauch, den noch heute rechtgläubige Juden peinlich üben. Das Wort ist in den heutigen Sprachgebrauch übergegangen; gang und gäbe ist die Redensart: Wie ist das Pidjen gewesen? (Wie ist das Geschäft gewesen?). Tausende und aber Tausende russisch-polnischer Juden, die nach England ausgewandert sind, haben dort ihren Jargon im geschäftlichen Leben zur Geltung gebracht, so daß ihr Englisch von Vollblutengländern spöttisch als Pidjenenglisch, Pigeon-English gekennzeichnet wurde.

Geschäftlicher Teil.

In Neuyork (Ver. Staaten von Amerika) ist ein neuer Zweigverein des Allg. Deutschen Sprachvereins ins Leben getreten.

Die Zweigvereine und Vereinsmitglieder bitte ich, während der Ferienzeit Juli und August an die Vereinsämter nur dringliche Sendungen richten zu wollen.

O. Sarrazin, Vorsitzender.

Ausschuß für Sprachecken.

Die sechste Nummer der »Mitteilungen für Sprachecken« wird im Juli versandt werden. Bestellungen sind an den unterzeichneten Schriftführer des Ausschusses zu richten. Die »Mitteilungen« gehen jedem unentgeltlich und postfrei zu, der sich bereit erklärt, für ihre Verwendung in Zeitungen zu sorgen.

Oberlehrer Friedrich Wappenhans, Plön (Holstein).

Im zweiten Vierteljahr 1904 gingen ein:

an erhöhten Jahresbeiträgen von 5 ℳ. und mehr:

41,50 ℳ von der Vereinigung alter deutsch. Studenten in Amerika zu Neuyork (s. 4 Abzüge);

25 ℳ. vom Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband in Hamburg;

7 ℳ von Herrn Bezirkssekretär Dahlgrün, z. Zt. Münden (Hannover);

je 5 ℳ. von Fräulein Margarete Finke in Avenches (Schweiz), von den Herren Dr. Emil Boenisch in Wien, Apotheker Bretschneider in Dar es Salam, Rechtsanwalt Grzimek in Neiße, Emil Heuermann in San Franzisko (Kalif.), H. G. Hilken in Baltimore, August Stahlberg in Genua und von dem Lehrkörper der Realschule in Eppingen (Baden).

F. Berggold, Schatzmeister.

Die Vereinsmitglieder empfangen mit dieser Zeitschriftnummer **das Wissenschaftliche Beiheft 25** kostenlos. Inhalt: Über das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache. Von Oskar Brenner. Grenzen der Sprachreinheit. Von Friedrich Kluge. Detlev von Liliencron als Sprachbildner. Von Franz Hahne. Ein Reichsfreiherr im 18. Jahrhundert als Sprachreiniger. Von Wilhelm Feldmann.

Briefe und Zusendungen für die Vereinsleitung sind zu richten an den Vorsitzenden,
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und Beitrittserklärungen (jährlicher Beitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die Zeitschrift an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 52, Paulstraße 10,
für die Wissenschaftlichen Beihefte an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das Werbeamt an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 9 | September 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 8 ℳ. jährlich bezogen werden.

Zwei bedeutsame Bücher über das Deutschtum Amerikas.

Fast wie eine antike Schicksalstragödie mutet es uns an, wenn wir an der Hand von Julius Göbels Schrift[1]) die Geschicke des deutschen Volkstums in Amerika verfolgen. Von Vater und Mutter verstoßen, aber ausgerüstet mit den Grundzügen des deutschen Charakters, den starken wie den schwachen, zieht der junge Auswanderer-Recke, den mächtigen Trieben seiner Wandernatur gehorsam, tastend, ein armer Bettler, hinaus in die weite Welt, löst dem Fremden die Rätsel der Sphinx, erschlägt in blindem Verhängnis den eigenen Vater, heiratet die Schwester und geht damit selbst zugrunde. Auch das Versöhnende der Schicksalstragödie, die erhebende geistige Läuterung, fehlt nicht. Der Zersetzung, die der Deutsch-Amerikaner »trotz aller Anstrengung« nicht aufhalten zu können scheint, wirkt die germanische Läuterung »nicht minder mit der Gewalt eines Naturgesetzes« entgegen. In den Schmerz um das Verlorene mischt sich das tröstende Gefühl ausgleichender Gerechtigkeit, die uns hoffnungsfroher in die Zukunft blicken läßt.

Das ist in wenigen Worten die deutsch-amerikanische Geschichte, wie sie sich aus Julius Göbels Schrift ergibt; das ist im Grunde die Geschichte der Deutschen im Auslande. Göbel hat das Bild nirgends angedeutet, und er wird erschrecken, wenn er erfährt, daß seine Darstellung es hervorgerufen hat. Im Gegenteil, er glaubt an kein unabänderliches, im Rate der Götter vorausbestimmtes Schicksal. Er ist ein denkender, philosophisch geschulter Geschichtschreiber, sucht von der Oberfläche der Erscheinungen in die Gründe hinabzudringen, um im deutschen Volkscharakter die verborgenen Keime und treibenden Kräfte zu erkennen. Durch die Erkenntnis unserer guten Eigenschaften wie durch den Kampf gegen unsere Schwächen erhofft er endliche Heilung.

Nach Göbel haben von den 75 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten, von denen wir 9 Millionen Neger abziehen müssen, weit über ein Drittel, wenn nicht die Hälfte, deutsches Blut in den Adern. In der Zeit von 1821—1900 allein wanderten über 5 Millionen Deutsche ein, während zur selben Zeit nur 3 Millionen von England und 3800000 von Irland kamen.

Warum, so fragt man sich, ist es den Millionen Deutschen nicht gelungen, sich zu einer politischen Selbständigkeit zusammenzuschließen oder doch wenigstens ihr Volkstum zu bewahren? Die Antwort ist einfach. Die englischen Ansiedler brachten eine politische Schulung mit, die der Deutsche des 17. und 18. Jahrhunderts, ans Regiertwerden gewöhnt und von seinem Fürsten gedrückt, nicht besaß. Der Unterschied beider erscheint verkörpert in dem der puritanischen Geistlichkeit aus der Kolonialzeit Neuenglands gegenüber den deutschen Predigern, die mit ihren Landsleuten nach Amerika zogen. Dort jeder ein politischer Führer und Mithelfer an der Gründung des puritanischen Gottesstaates, hier trotz größerer Gelehrsamkeit und Opferfreude fast alle von Weltmüdigkeit angekränkelt und jedes politischen Sinnes bar. Dazu kam, daß sich Deutschlands Fürsten weder zu einem Einheitsgedanken aufzuschwingen vermochten noch den Wert überseeischer Ansiedlungen begriffen. »Und seit jener Zeit hat Deutschland die unverzeihliche Schuld auf sich geladen, sich um das Wohl und Wehe seiner ausgewanderten Kinder nicht mehr zu kümmern und die ergreifenden Heimwehklagen unbeantwortet zu lassen, die sich durch die deutsch-amerikanische Dichtung seit ihren Anfängen ziehen.« Man hatte die törichte Ansicht, der Auswanderer sei dem Vaterlande für immer verloren. England aber gründete im fernen Weltteil englische Kolonien; ihm heißt das neue Land nicht Amerika, ihm ist es nur ein anderes, ein neues England. Dort ließen sich englische Kolonisten in dichten, geschlossenen Massen nieder; die Deutschen wanderten vereinzelt hinaus in die weite Welt. Jene hatten einen Rückhalt an ihrem alten Vaterlande, diese entbehrten des nationalen Empfindens, das es in Deutschland selbst nicht gab. »Als Schwaben, Hessen, Pfälzer usw. sind unsere Landsleute nach der neuen Welt gezogen, und bis auf den heutigen Tag hat sich diese elende Kleinstaaterei, von Bierwirten, Zeitungsherausgebern und anderen Spekulanten unterstützt, in Vereinen und Volksfesten auf amerikanischem Boden erhalten.«

Sodann bestand auch zwischen der früheren und späteren deutschen Einwanderung kaum je ein Zusammenhang. Darum konnte keine Rede sein von einem eigenartigen deutsch-amerikanischen Geistesleben, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hätte. Das ist heute noch so wie damals; unser heutiges Geschlecht weiß nicht, was vor wenigen Jahrzehnten geschehen ist. Beispielsweise haben wir vor kurzem hier in Neuyork dem greisen, 82jährigen General Osterhaus, dem berühmten Führer der Truppen von

[1]) Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Dr. Julius Göbel, Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Stanford-Universität, California. München 1904. J. F. Lehmanns Verlag. 1,60 ℳ.

Missouri im Bürgerkriege 1861—1865, der aber schon nahezu 30 Jahre wieder in Deutschland lebte, einen herzlichen Empfang bereitet. Wer wußte bis vor wenigen Monaten, daß es überhaupt je einmal einen deutsch-amerikanischen General Osterhaus gab? »Kein Lied, kein Heldenbuch meldet die Namen so vieler ungezählter Stammesbrüder, die ihr Bestes zum Aufbau unserer Republik beisteuerten!« Deutsch-amerikanische Geschichtschreibung lag bis vor kurzem sehr im argen, während englisch-amerikanische Geschichtschreiber schon in den ersten Tagen der Kolonialzeit anfingen, ihre Taten mit Trompetenstößen in die Welt hinaus zu schmettern.

Nach dieser Einleitung, die dem Deutschtum hüben und drüben sein Spiegelbild vorhält, geht Göbel über auf die eigentliche Geschichte, zunächst die des 17. und 18. Jahrhunderts. Das meiste, was er hier sagt, ist dem Kenner bekannt. Er behandelt nacheinander die deutschen Ansiedler in Virginien, die der holländischen Kolonie in Neuyork (Minnewit — den Deutschen aus Wesel am Rhein schreibt Göbel seltsamerweise noch in der entstellten, französisch aussehenden Form Minuit — August Herrmann aus Prag, Jakob Leisler aus Frankfurt am Main); Pastorius und die dreizehn Krefelder Familien (1683), Johann Kelpius, die Auswanderung der Pfälzer nach dem Staate Neuyork, eines der ergreifendsten und bewegtesten Kapitel in der Geschichte der ersten deutschen Kolonisten Amerikas (1709), die Ansiedlungen in Louisiana, die der Salzburger, der wackeren Landsleute von Goethes Dorothea, in Georgia.

In dem Absatze »Kirche und Schule« ist besonders lehrreich, wie schon um diese Zeit (1750) in Pennsylvanien ein Kampf um die deutsche Sprache entbrannte, und wie damals schon »pfäffisch gehässige, auf krassester Unkenntnis beruhende Schmähungen« gegen die »unwissenden deutschen Heiden« losgelassen wurden, und wie damals auch schon Deutsche ins feindliche Lager übergingen und gegen ihre eigenen Landsleute fochten! »Siege über die Deutschen sind nie ohne deutsche Hilfe gewonnen worden«, sagte im Mittelalter schon ein berühmter, nichtdeutscher Geschichtschreiber.

Trefflich schildert Göbel darauf die deutschen Helden des amerikanischen Freiheitskrieges, den Sieger von Oriskany, Herchheimer (Herkimer), Johann von Kalb, den Neuordner des Heeres Baron von Steuben, verschweigt aber auch nicht, daß deutsche Fürsten 30 000 ihrer Untertanen an England verschacherten, damit sie in Amerika gegen ihre eigenen Brüder kämpften. Hessen (Hessians!), welch' Schimpfwort! der Deutsche hat noch immer darunter zu leiden. Versäumen doch die amerikanischen Lehrerinnen in ihrem »hysterischen Patriotismus« nie, auf die Schändlichkeit der Hessen, die ihnen ein Sammelbegriff für Deutsche überhaupt sind, hinzuweisen, so oft von Washington und dem Übergang über den Delaware und der Schlacht von Trenton die Rede ist. Das ist die Geschichtsstunde, in der den Kindern deutscher Abkunft die Liebe für das Vaterland ihrer Eltern aus dem Herzen gerissen wird. Diese traurige Tatsache wird so die Veranlassung, daß sich der bethlehemitische Kindermord jedes Jahr an der deutsch-amerikanischen Jugend wiederholen kann. In der Zeit des Freiheitskriegs erreichte das amerikanische Deutschtum einen Höhepunkt. Gerade aber da verpaßte es die Gelegenheit, für seine angestammten Rechte einzutreten. Es fehlte an Führern, an Verständnis, an Selbstbesinnung. Was Göbel hierüber sagt, klingt mir äußerst einleuchtend. Zweifler werden den Kopf schütteln.

Im zweiten Abschnitt wird die »Eroberung des amerikanischen Westens« behandelt, nach Göbel die wichtigste Tat der amerikanischen Geschichte, nicht denkbar ohne die mächtige Pionierarbeit der Deutschen. In diesen Zeitraum fällt vor allem die Tätigkeit Konrad Weisers, Friedrich Posts, der Herrnhuter, der deutschen Bauern aus Pennsylvanien und Virginien, die im Verlauf der Jahre die Urwälder Ohios, Indianas bis nach Kentucky hinein in blühende Gefilde umwandelten. Gewiß haben sich ihnen in der Folge Neuengländer und Irländer zugesellt; aber diese sind nur den Spuren gefolgt, die die Deutschen bereits betreten hatten. »Während der Anglokelte, Raubbau treibend, von Farm zu Farm zog oder als Landspekulant zuerst den Indianer und dann den Emigranten überlistend, sich Reichtümer erwarb, schuf der deutsche Bauer, seinen Besitz nur selten wechselnd, den Urwald und die Prärie in üppige Getreidefelder um.« Noch etwas tat der Angelsachse und -kelte: er verstand politischen Lärm zu schlagen; und da die amerikanische Geschichte nur politischen Lärm berichtet, so kommt es, daß sie von der deutschen Kulturarbeit wenig oder nichts weiß und die Eroberung des Westens jenen zuschreibt.

Im 19. Jahrhundert, das den dritten Abschnitt der Schrift bildet, wird die Fülle des Stoffes so groß und die Leistungen der 5 Millionen Deutschen, die den Vereinigten Staaten neu zuwanderten, sind so tiefgreifend und weitreichend, daß Göbel sich bescheiden muß, in wenigen hervorragenden Gipfeln den Gang der Entwicklung nachzuzeichnen. Außer der segensreichen Arbeit deutscher Bauern und Handwerker, die noch die Kerntruppen der Einwanderung blieben, zeigt er hier namentlich das erfolgreiche Wirken der Gebildeten, die in den Metternichschen Zeiten als politische Flüchtlinge die gastfreundlichen Gestade Amerikas aufsuchten. Mit Liebe verweilt er bei dem edlen Dreigestirn: Karl Follen, Karl Beck und Franz Lieber, zeigt, wie der Reutlinger Friedrich List in Philadelphia zuerst die Gedanken des Schutzzolls aussprach, deren Befolgung Amerika zur größten Industrie- und Geldmacht gemacht hat, wie die deutschen Erzieher das amerikanische Schulwesen umgestalteten, wie aber deutsche Nationalschwächen: Uneinigkeit, Nörgelsucht, Aufgeblasenheit einzelner und gefühlseliges Weltbürgertum die innere Auflösung des Deutschtums in Amerika verursachten. Besonders die Achtundvierziger klagt er an, »die fluchwürdige Spaltung der Deutschen Amerikas absichtlich noch weiter geführt zu haben«. Keiner habe sich aus ihren Reihen erhoben, der um der gemeinsamen deutschen Sache willen zur Eintracht gemahnt hätte. Auch die Kirche macht er mit verantwortlich, diese Zersetzung, statt aufzuhalten, beschleunigt zu haben. Sie verstand nicht die hohen Aufgaben des Deutschtums zu erfassen, sondern zerfleischte sich in fruchtlosem Kampf über Spitzfindigkeiten der Bekenntnisse. Das ist heute noch nicht besser. Vor wenigen Monaten z. B. hielt die »Lutherische Generalsynode« der Vereinigten Staaten in Detroit ihre Jahresversammlung ab. Man wollte sich näher zusammenschließen, man wollte sich besser verstehen lernen. Aber man ging auseinander ohne die beabsichtigte Einigung, weil einige Kampfhähne wieder dogmatische Haarspaltereien trieben.

In diesem Zusammenhange macht Göbel auch einen Ausfall auf die Schulen Deutschlands. Da ich ihm hier beipflichte — ich habe letzten Herbst während der Tagung des deutsch-amerikanischen Nationalbundes in Baltimore in einem Berichte: »Was uns not tut« gegen die deutschen Schulen denselben Vorwurf in vielleicht noch schärferer Weise erhoben —, so sei es erlaubt, die ganze Stelle wörtlich wiederzugeben: »Hier kann ich mich nicht enthalten, den Schulen der deutschen Heimat einen schweren Vorwurf zu machen. Der Deutsche in Amerika könnte seine Muttersprache nicht so oft wie einen abgetragenen Rock von sich werfen, wenn ihm die höheren und niederen Schulen daheim das rechte Verständnis dafür geöffnet und ihm deutsches Selbstgefühl mit auf

den Weg gegeben hätten. Vor allem die höheren Schulen, aus denen die Führer hervorgehen. Aber wie traurig es gerade in den meisten Gymnasien mit dem deutschen Unterricht bestellt war, ist bekannt. Erst in Amerika lernt man so recht verstehen, wie undeutsch und vaterlandslos im letzten Grunde der Humanismus ist, und geradezu frivol erscheint einem das Gewimmer klassischer Schulmeister um die schwindende humanistische Bildung. Die Achtundvierziger und viele vor und nach ihnen konnten vorzüglich Latein und Griechisch, ja sie schwärmten von einer deutschen Republik so klassisch und stilgerecht wie von einer antiken, aber nur die allerwenigsten waren durchdrungen von der Größe und dem Werte ihres Volkstums, seiner Geschichte, seiner Sprache und Dichtung, trotzdem an deren Erschließung seit den Romantikern die Besten der Nation gearbeitet hatten. Es wäre unmöglich gewesen, daß sich so viele humanistisch Gebildete, ja Gelehrte, mit Begeisterung für Kulturdünger erklärt hätten, wenn ihre Erziehung weniger humanistisch und mehr deutsch-national im gesunden Sinne gewesen wäre.«

Nachdem Göbel so die Ursachen der Zersetzung des deutschen Volkslebens in Amerika aufgedeckt, weist er am Schluß auf das Versöhnende hin, nämlich eine deutsche Gegenströmung, die von der deutschen Familie aus, durch die Universitäten, durch Musik und Kunst, deutsche Sprache und deutsches Schrifttum, deutsche Wissenschaft und deutsche Weltanschauung immer mehr das amerikanische Geistesleben durchtränkt. Kolumbia wird darum immer mehr die düsteren Züge des Neuengländertums verlieren und die vergeistigteren Züge der Germania annehmen.

Göbels Schrift füllt nur 88 Seiten, ist aber grundlegend und bahnbrechend. Von hochragendem Standpunkte aus geschrieben, läßt sie Licht und Schatten scharf hervortreten, gestattet auch Blicke über das weite Meer hinüber in die Geschichte des Mutterlandes und der Deutschen in anderen Weltteilen. Der Stoff ist vorsichtig gesammelt, übersichtlich geordnet, künstlerisch durchgearbeitet, wohl abgerundet, und von einem edlen Geist und einem stärkenden Hauch hoher sittlicher Schönheit belebt. Wenn man dem Verfasser auch nicht immer zustimmen kann — namentlich nicht betreffs der Achtundvierziger und seiner Ansichten über die Zukunft des deutschen Sprachunterrichts in Amerika — muß ihm doch jeder den Mut der Überzeugung zugestehn. Er ist ein scharfer Denker, er führt eine noch schärfere Klinge. Er teilt Hiebe aus nach rechts und links; immer sind sie wohl berechnet, und fast immer sitzen sie. Er räumt auf mit alten Vorurteilen und zeigt überall eine starke, selbständige Persönlichkeit. Geduld mit unsern angelsächsischen Brüdern zu üben, ist ihm eher eine Gefahr als eine Tugend. Der deutschen Arbeit, dem deutschen Fleiß, dem deutschen Gemüt, der deutschen Kunst und Wissenschaft setzt er ein Denkmal, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Und wenn er schonungslos deutsche Schwächen aufdeckt, so fühlt man es ihm an, daß es ihn schmerzt, daß er leidet, indem er es tut. Aber im Erkennen der Fehler sieht er die Möglichkeit, sie zu überwinden, und im Kampf gegen sie die Hoffnung auf eine große Zukunft des amerikanischen Deutschtums.

In der Tat scheinen ja überall Anzeichen auf eine Besserung hinzudeuten. Ich verweise nur auf die Tätigkeit der »Vereinigung Alter Deutscher Studenten in Amerika« (vgl. Zeitschr. 1903, Sp. 131 ff.), auf den Zusammenschluß der ehemals zersplitterten Kreise in den größeren und kleineren Städten zu gemeinschaftlichem Handeln wie z. B. die Vereinigten Deutschen Gesellschaften der Stadt Neuyork (vgl. Zeitschr. 1903, Sp. 266 ff.) und hundert andere, auf die Deutschamerikanischen Staatsverbände, auf den D. A. Nationalbund (vgl. Zeitschr. 1903, Sp. 267). Auch vernehme ich, daß endlich die reicheren Deutschen Sinn für die deutschamerikanische Geschichte bekunden und Geldmittel zu ihrer Erforschung bieten. So hat eine deutsche Frau von Chicago drei Preise, von 3000, 2000 und 1000 Dollar, ausgesetzt, um den Einfluß der Deutschen auf allen Gebieten des amerikanischen Lebens nachzuweisen. Schon fangen englisch-amerikanische Anstalten an, der deutsch-amerikanischen Geschichte ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Auch die Blumenfestspiele in Baltimore, die vor wenigen Wochen ihre Preise verkündeten, werden dazu beitragen, deutsches Fühlen zu heben und Verständnis für die deutsch-amerikanische Geschichte zu wecken. Jeder Kreis verfolgt in seiner Weise besondere Ziele. Aber alle scheinen einander in die Hände arbeiten und zusammenwirken zu wollen. Wenn auch die Anfänge noch unsicher sind: das Ahnen geht, nach Alexander von Humboldt, dem bewußten Tun voraus.

Ganz anderer Art ist das Buch von L. Viereck.[1]) Der Titel könnte die Vorstellung erwecken, als handle es sich um einen lückenlosen Unterricht im Deutschen, der mit der Ansiedlung der 13 Krefelder Familien in Germanopolis — dem heutigen Germantown — 1683 seinen Anfang genommen und sich mit dem Wachsen der deutschen Bevölkerung in die Millionen nach und nach von selbst, in Umfang wie in innerer Ausbildung, weiter entwickelt hätte. Viereck will es nicht so verstanden wissen, auch er gibt sich keiner Täuschung über den fortwährenden Rückgang des Deutschen in den Elementarschulen (public schools) hin, obgleich er oft noch zu rosig sieht. Die Geschichte des deutschen Unterrichts in Amerika ist, um es kurz zu sagen, ein Wachsen und Absterben (in den Volksschulen), und ein Neuwachsen (in den höheren Schulen). Kräftig erstehen ursprünglich deutsche Volks- und Kirchenschulen in jenen Gegenden, in denen größere Massen deutscher Ansiedler zusammenwohnten; aber allmählich wird das Deutsche aus den Volksschulen hinausgetrieben, sobald sich Nichtdeutsche in deutsche Ansiedlungen hineindrängen. Das Schicksal dieser Versuche, die auf die Vernichtung des Deutschen hinzielen, ist noch nicht allüberall entschieden; der Kampf um die Erhaltung des Deutschen oder um die Wiedereinführung in früher verlorenen Gebieten wird gerade jetzt wieder in manchen Städten und Dörfern mit erneuter Kraft aufgenommen. Gegenwärtig sieht es freilich in den Volksschulen recht bedenklich aus, um so erfreulicher aber steht es seit einiger Zeit in den Mittelschulen (High-Schools), den »Colleges« und den Universitäten.

Viereck trägt eine Unmasse von Stoff zusammen; die Mit- und Nachwelt wird ihm dafür Dank wissen. Aber er sichtet ihn nicht genügend, prüft ihn nicht nach seinem wahren Wert, er versteht nicht die widersprechenden Urteile gegeneinander abzuwägen und die richtigen Folgerungen zu ziehen. Der größere Teil der Arbeit besteht aus aneinandergereihten wörtlichen, mehr oder minder amtlichen Äußerungen, die einzelne Leiter des Volksschulwesens, der Mittelschulen und Universitäten in einer Art von Jahresberichten oder Programmen veröffentlichten. Da unsere hiesigen Schulen erst am Anfang ihrer Entwicklung stehen, wird man in solchen Gelegenheitsschriften oft die guten Wünsche der Direktoren für die Zukunft ihrer Schule finden. Man muß also das Vierecksche Buch mit Vorsicht lesen. Prof. Dr. Ewald Horn, der ihm ein »Geleitwort« gab, scheint das gefühlt zu haben, wenn er am Schlusse sagt: »Und hoffentlich hat auch Viereck die Zukunft der deutschen Sprache in Amerika nicht zu günstig angeschaut«. Viereck schöpft fast immer nur aus englisch-

---

1) L. Viereck, Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Braunschweig, Fr. Vieweg u. S. 1903. 293 S. geb. 6 Mk.

amerikanischen Quellen und betrachtet das Deutschtum Amerikas, die Berechtigung der deutschen Sprache und deutschen Lebensauffassung nur durch die englisch-amerikanische Brille. Damit steht er freilich in der deutschen Bevölkerung nicht vereinzelt da; im Gegenteil, diese Ahnungslosigkeit ist die landläufige der nicht denkenden Deutschen. Um diese schwache Seite zu kennzeichnen, kann ich vielleicht nichts Besseres tun, als seine Darstellung mit der Göbels an zwei herausgegriffenen Beispielen zu vergleichen. Viereck findet es ganz natürlich, daß »Benjamin Franklin und alle andern vernünftigen Bürger« darauf bedacht waren, die deutschen Ankömmlinge sobald als möglich zu amerikanisieren, d. h. in der Auffassung Franklins selbst zu englisieren, und dies zu einer Zeit, wo, wie Viereck selbst zugibt, die Deutschen $^{1}/_{3}$ der Bevölkerung Pennsylvaniens ausmachten! Wie ganz anders Göbel. Auf Seite 29 sagt er wörtlich: »Es berührt uns heute schmerzlich, Benjamin Franklin, den später von Schubart, Wieland und Herder so Hochgefeierten, auch unter denen zu sehen, die sich vor der Germanisierung Amerikas fürchteten. So schreibt er (Franklin) im Jahre 1751: ‚Warum sollen wir leiden, daß die Pfälzer Bauernlümmel sich in unsere Ansiedlungen drängen' — Franklin kam 40 Jahre später als Pastorius und die Krefelder nach dem waldreichen Pennsylvanien — ‚und indem sie in Rudeln zusammenwohnen, ihre Sprache und Sitten befestigen zum Verderben der unsrigen? Warum soll Pennsylvanien, das von Engländern begründet wurde, eine Kolonie von Fremdlingen werden, die bald so zahlreich sind, daß sie uns germanisieren, anstatt daß wir sie englisieren...?'« Göbel tadelt Franklin ferner sehr darüber, daß er, genau wie so viele unwissende Amerikaner, Unkenntnis des Englischen als gleichbedeutend mit Unwissenheit überhaupt ansah. Noch schärfer tritt der Gegensatz in der Beurteilung des gegenwärtigen Erziehungskommissärs der Vereinigten Staaten, W. F. Harris, hervor. Harris hielt am 16. Juli 1890 in Cleveland, Ohio, einen Vortrag, in dem er über »Deutschen Unterricht in amerikanischen Schulen und die nationalen Empfindungseigenheiten von Angelsachsen und Deutschen« eingehend sprach. Viereck zollt ihm dafür die größte Anerkennung, Göbel sieht dagegen in den Vorschlägen von Harris nur ein Mittel, der deutschen Sprache und dem Deutschtum überhaupt den Garaus zu machen, und fährt dann entrüstet fort: »Es zeugt für den Tiefstand ihres deutschen Selbstgefühls, daß unsere Landsleute die infame Beleidigung in diesen Worten — er führt dieselbe Stelle an wie Viereck — nicht einmal empfanden und den Mann gar noch feiern, der sie mit Italienern, Madjaren und derlei Volk auf gleiche Stufe stellt.« Diese Auffassung hätte sich auch Viereck aufdrängen müssen, wenn er auf Seite 172 zugesteht, daß das Deutsche in St. Louis' Schulen einst so prächtig geblüht habe, heute aber der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen verschwunden sei. War nicht Harris in St. Louis jahrelang Schulsuperintendent, und hat er nicht die Minen gelegt, die, freilich erst nach seinem Abgange, den deutschen Schulunterricht in die Luft sprengten?

Trotz dieser großen Schwächen und trotz der Neigung des Verfassers, dem Amerikanertum zu gefallen, bietet das Viereckische Buch indes Wichtiges genug, um es bedeutungsvoll zu machen. Das Kapitel über Schulgesetzgebung in mehreren Staaten (Massachusetts, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin) ist sehr belehrend. Wir erfahren da, wie deutsche Schulordnungen, namentlich die Preußens, zum Vorbild dienten und wie man z. B. in Ohio mit der Errichtung von doppelsprachlichen Volksschulen den Anfang gemacht hat. Was Viereck ferner über Colleges — Kollegien, wie er sie nennt — und Universitäten zusammenstellt, gibt einen ziemlich guten Überblick über das, was da und dort in einzelnen höheren Schulen im Deutschen getan oder angestrebt wird. Betreffs der Mittelschulen (High-Schools) kann von einer einheitlichen Auffassung vorläufig noch keine Rede sein. Je nach den Schulbehörden und ihrer Vorbildung wird das Deutsche mehr oder weniger bevorzugt. Wenn Schulvorsteher und Schulsuperintendenten einen Teil ihrer Geistesnahrung auf Deutschlands Universitäten eingesogen haben, erfreut sich das Deutsche in ihren Schulen warmer Förderung. Im andern Fall, wie z. B. in Neuyork, hat es einen schweren Stand. So viel ich weiß, hat keiner der Neuyorker Schulsuperintendenten, und deren gibt es eine große Zahl, auf deutschen Hochschulen studiert. Was will man dann erwarten? Viereck gibt für die Jahrhundertwende die Zahl der schulpflichtigen Jugend Neuyorks wohl übertrieben auf 733416 Köpfe an, wovon 500000 in den öffentlichen Schulen unterrichtet wurden (heute sind es 550000). Von diesen läßt er im Jahre 1900 über 90000 Schulkinder am deutschen Unterricht teilnehmen. Heute können in den Volksschulen nur wenig über 13000 daran teilnehmen; denn der Schulunterricht ist von $2^{1}/_{2}$ Jahren auf nur ein Jahr, das letzte, das 8. beschränkt, und die große Mehrzahl der Schüler verläßt die Schule schon am Schlusse des 7. Jahres. Und dies bei einer Bevölkerung von über 600000 Deutschen in Neuyork! Diese Zahlen konnte Viereck natürlich noch nicht beibringen, da die Änderung erst in diesem Schuljahr eintrat. Die Änderung selbst erschien ihm »zum mindesten zweifelhaft«; er fügt indes harmlos hinzu, »es müsse zugegeben werden, daß die vorgeschlagene Einrichtung unter Umständen bessere Resultate verspricht als der bisherige Zustand.«

Eine Zierde des Buches sind dagegen die herrlichen Aussprüche von Stockamerikanern über deutsche Sprache und Art, die Viereck gewöhnlich wörtlich anführt. Aus der großen Liste der Männer, die in diesem Sinne sozusagen Mitarbeiter an dem Werke waren, hebe ich nur die folgenden Namen hervor, da ihre Bekenntnisse und Darlegungen besonders bemerkenswert sind: Calvin O. Stowe, der Gemahl der Verfasserin von Onkel Toms Hütte, Horace Mann, der Pestalozzi von Neuengland, Professor Hewett von der Cornell-Universität, Prof. Learned von der Universität von Pennsylvanien und Prof. Laurence Laughlin von Chicago. Die Auffassungen der letzten zwei ganz besonders zeigen, wie der Wind weht, und wie die Bedeutung der Deutschen von hüben und drüben in den gebildeten Kreisen allmählich Anerkennung und Würdigung findet. Man hört Stimmen reden in den Hunderten von Anführungen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten, die uns überraschen und im Kampfe der Meinungen eine hoffnungsvolle Zukunft verheißen. So wird auch dieses Buch, trotz der vielen Mängel, nicht verfehlen, Eindruck zu machen und zur Stärkung des deutschen Wesens und der deutschen Sprache in Amerika beizutragen.

Neuyork. Albert J. W. Kern.

Keine Deutschamerikaner?

Meine Bemühungen, jener Milwaukeer Zeitung habhaft zu werden, welche vor einiger Zeit über eine Auslassung des Reichskommissars für die Weltausstellung von St. Louis, Herrn Geh. Oberregierungsrat Dr. Lewald, betreffs der Deutschen in Amerika berichtet hat, sind leider vergeblich gewesen. Was ich auf die angeblichen Worte des hohen deutschen Beamten zu entgegnen habe, stützt sich daher lediglich auf den Bericht der Deutschen Zeitung (Nr. 149. Berlin, den 28. Juni d. J. S. 2). Hier-

nach hätte Herr Dr. Lewald dem Milwaukeer Zeitungsmanne gesagt[1]):

»Von Deutschtümelei der Deutschamerikaner, wie solche hin und wieder von unverständigen Leuten versucht wird, will ich nichts wissen. Ich kenne nur Amerikaner. Und wenn solche, die von Deutschland stammen, es sich angelegen sein lassen, im besten Interesse für die Vereinigten Staaten und Deutschland zu wirken, Handel und Wandel zwischen beiden Ländern zu hegen und zu pflegen und auf dem Felde von Kunst und Wissenschaft sich im friedlichen Wettstreit zu üben, dann tun sie für ihr Adoptivvaterland und die politisch verlorene Heimat das Beste. Die aus Deutschland Eingewanderten müssen Amerikaner sein, denn Deutsche können sie nicht bleiben, das ist ein Unding.«

Es ist kaum anzunehmen, daß diese Anführung wörtlich oder auch nur sinngemäß ist. Das . . . »will ich nichts wissen« klingt ganz, als spräche der Kommissar zu Untergebenen, denen er zu befehlen hätte, und so weit dürfte die Verkennung seiner Stellung uns Deutschamerikanern gegenüber wohl nicht gegangen sein.

»Die aus Deutschland Eingewanderten müssen Amerikaner sein«, soll Dr. Lewald gesagt haben. Sie müssen Amerikaner sein? — Wirklich? Wir bitten um gütige Belehrung. Wie soll das geschehen? Durch Erwerbung der Bürgerpapiere? Solche »Amerikaner« können wir in Mengen aufweisen. — Oder durch Verleugnung unseres Deutschtums, durch Mißachtung unserer Muttersprache, durch Nachäffung amerikanischer Sitte, vielleicht gar Unsitte? Auch solche »Amerikaner« gibt es in Hülle und Fülle, mit zum Teil recht ungeschickt amerikanisierten Namen.

»Deutsche können sie nicht bleiben, das ist ein Unding.« — Wirklich? Wenn sie es aber nun doch tun? Soll etwa gegen dieses »Unding« oder gegen diesen Unfug mit Polizeistrafen vorgegangen werden?

Was wir zu tun haben, dürfte unsere Sache sein. Von den eingewanderten Deutschen treibt hier kaum der zehnte Teil sein früheres Geschäft. Die weitaus größte Zahl hat jahrelang, manche jahrzehntelang schwer zu kämpfen. Wenn sie sich in mehr oder minder klarer Erkenntnis, daß ihr Deutschtum die Hauptquelle ihrer Kraft ist, den vorgefundenen Landsleuten anschließen, sich an den zahlreichen Gesang- und Turnvereinen, an Arbeitervereinigungen lebhaft beteiligen, wenn sie ihr Deutsch nicht vergessen und es den Kindern erhalten wissen wollen, wenn sie ernstlich bestrebt sind, diesen deutsches Empfinden, deutsches Denken und Reden zu hinterlassen, so ist das so natürlich, daß nur bodenlose Unwissenheit daran mäkeln könnte. Was wir als Deutschamerikaner zu tun haben, darüber brauchen wir keine Belehrung.

Dr. Lewald kennt nur Amerikaner, also keine Deutschamerikaner? — Nun, wir Deutschamerikaner kennen welche, wie wir trotz unseres von »draußen« mit herübergebrachten beschränkten Untertanenverstandes auch Deutschösterreicher, Deutschrussen und Deutschschweizer kennen. All diese Bezeichnungen kennen aber auch deutsche Bücher, ja wohl auch manche Geheimräte und Obergeheimräte oder Geheimoberräte.

Wir sind Deutschamerikaner, weil wir unser Deutschtum nicht wie einen unmodischen Rock abstreifen können, weder während der Reise über den großen Teich, noch in dem Augenblicke, wo wir den Fuß auf dieses große, gesegnete, herrliche Land setzen, noch in den ersten Jahren unseres Hierseins, noch wenn wir auf unseren Wunsch amerikanische Staatsangehörige werden, noch in den späteren Jahren, wo wir ruhiger denken und Vorteile und Nachteile »hüben und drüben« richtiger erwägen und gerechter beurteilen.

Als Deutschamerikaner halten wir es für unsere Pflicht, das deutsche Wesen, das uns anderen Völkern ebenbürtig macht oder uns gar über sie erhebt, nicht nur uns und unseren Kindern zu erhalten, sondern auch auf Amerikaner zu übertragen, — nicht durch schulmeisterliche Lehren, sondern durch ein vorbildliches Leben, nicht durch Reden, sondern durch Handeln.

Wir bitten also um gütige Entschuldigung: wir sind Deutschamerikaner. Das Weitere können wir ruhig abwarten.

Neuyork. Dr. Titus Voelkel.

---

1) Eben erklärt Geheimrat Lewald in einem Briefe an die »Post« — die Deutsche Zeitung druckt ihn in Nr. 198 v. 24. August ab —, daß er die Äußerung: »ich kenne nur Amerikaner« nicht getan hat. Das nimmt natürlich der Entgegnung unsers Herrn Mitarbeiters nichts von dem Werte, den sie als klarer Ausdruck deutschamerikanischer Denkweise hat. Str.

Geschweige denn —.

Von einem Vereinsmitglied aus Karlsruhe wird die Frage aufgeworfen, ob der Ausdruck geschweige in folgendem Satze richtig angewendet sei: »Schon das Äußere des Hauses zeigt, daß es nicht in Ordnung ist, geschweige das Innere«. Die Beantwortung dieser Frage legt es nahe, auf den Ursprung und die frühere Anwendung dieses Wörtchens etwas näher einzugehen.

Das jetzt als Bindewort (Konjunktion) gebrauchte »geschweige« oder »geschweige denn, daß —« ist ursprünglich eine Form des Zeitworts geschweigen, das früher im Sinne von schweigen, verschweigen allgemein üblich war. Goethe schreibt: »Noch einer Darstellung können wir nicht geschweigen«, Bürger: »ich geschweige der Drohung des Bruders«. Auch jetzt noch sagt man: »anderer Dinge zu geschweigen«, »der kleinen Lappalien . . . zu geschweigen« (Immermann, Münchhausen). Man hat also bei »geschweige« das Fürwort ich zu ergänzen: ich schweige davon, ich will davon schweigen, daß —.

Eine solche Weglassung des ich finden wir auch sonst nicht selten. Wir sagen »danke«, »bitte« im Sinne von ich danke, ich bitte. Ebenso: Habe die Ehre, empfehle mich, verstehe schon, wünsche gesegnete Mahlzeit, erlaube mir u. a. So erklärt sich auch die Redeweise: 70 Mark, schreibe siebzig Mark, was manche fälschlich als Befehlsform auffassen. Natürlich ist es nichts anderes als ein abgekürztes »ich schreibe«. Namentlich die Dichter nehmen sich oft die Freiheit, das Fürwort wegzulassen: »Habe nun ach! Philosophie . . . und leider! auch Theologie durchaus studiert mit heißem Bemühn«; »Bin weder Fräulein weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn«; »Will mich tiefer noch vertiefen in den Reichtum, in die Pracht« (M. v. Schenkendorf). Bekanntlich lieben es die Kaufleute in falsch angebrachter Bescheidenheit, das ich in ihren Briefen wegzulassen. Dasselbe tat aber auch schon Lessing, wenn er schrieb: »Meinen Coffre erwarte mit großem Verlangen«.

Bei »geschweige« steht in der älteren Sprache oft auch das ich daneben, wie bei Wickram: »Mich beschwert mein Hut auff dem Kopff, ich geschweig, daß ich ein ganzen Tag solt eine solche Ketten an mir tragen«. Ebenso liest man »ich will geschweigen« oder bloß »will geschweigen«, wie bei Butschky: »Ihre argwöhnische Natur verstattet nicht, das man mit ihnen einige Gemeinschaft, wil geschweigen Freundschaft stiffte«. Auch schweige, ich schweige, zu geschweigen, geschweigens, geschweigend kommen in solchem Sinne vor.

Entspricht denn nun der in Frage gestellte Satz dem jetzigen Sprachgebrauch? Der Fragesteller bezweifelt dies, und ich glaube mit Recht. Der Sinn des Satzes ist doch offenbar: Schon das Äußere des Hauses beweist, daß das Haus nicht in Ordnung ist, und noch vielmehr beweist dies das Innere. In dem heutigen

Sprachgebrauch hat aber geschweige nicht die Bedeutung »noch viel mehr«, sondern »noch viel weniger«. Wenn der Satz lautete: »Schon das Äußere des Hauses ist nicht in Ordnung, geschweige (noch viel weniger) das Innere«, so würde sicherlich niemand daran Anstoß nehmen. Wir verwenden jetzt das geschweige in der Hauptsache nur nach verneinenden Sätzen. »Ich mag ihn nicht als Freund haben, geschweige denn als Feind«. »Von seinem Hauptschatz, dem Diamanten, hatte er noch nicht gesprochen, geschweige denselben vorgewiesen« (Goethe). »Serlo hatte sie nicht einmal zu Gastrollen gelassen, geschweige denn, daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte« (Goethe). Früher wurde geschweige auch nach bejahenden Sätzen gesetzt; so noch bei Goethe, Gellert u. a., wenn auch seltener. Gegenwärtig aber empfinden wir dies als Härte, als ungewöhnlich. Auch Hermann Paul sagt in seinem Deutschen Wörterbuch mit voller Entschiedenheit: »Wir gebrauchen jetzt geschweige nur noch nach negativen Sätzen«. Vielleicht läßt sich auch ein bestimmter Grund für diese Verengerung des Sprachgebrauchs anführen. Ich vermute, daß wir hierin den Einfluß des Lateinischen zu erkennen haben. Das Zeitwort geschweigen ist in der lebendigen Volkssprache nicht mehr vorhanden. Die meisten wissen gar nicht, daß geschweige soviel ist wie ich schweige; sie kennen das Wort nur als Bindewort (Konjunktion) als die Übersetzung des lateinischen nedum. Dieses nedum aber wird nur nach Verneinungen non, aegre, vix und ähnlichen gesetzt. Damit kann es recht wohl zusammenhängen, daß unserem Sprachgefühl das geschweige nach bejahenden Sätzen widerstrebt.

Eine Frage bleibt noch zu erörtern: was das denn hinter geschweige zu bedeuten hat? Früher war es nicht so häufig mit geschweige verbunden wie jetzt; aber es findet sich doch schon bei Luther: »Alle Kunst und Sprachen in der Welt, schweige denn die deutsche allein« —, »daß er es selbs nicht sehe, schweig denn ein andrer«. Neben denn finden wir in älterer Zeit auch dann. So bei Butschky: »daß ich kaum so viel Zeit habe, an mich selbst, geschweige dann an ihn zu denken« und bei Hoffmannswaldau: »Dieselbe, so . . . itzt fertigstund, auch gleichesfals vor ihm das Leben hinzulassen, geschweige dann, als ihrer Liebe Ziel ihn freundlich zu umfassen«.

Die Tatsache, daß dann und denn hier in gleichem Sinne nebeneinander gebraucht werden, gibt uns den Schlüssel zur Erklärung dieser Wendung. Offenbar dient »denn« hier nicht, wie sonst gewöhnlich, zur Begründung, sondern zur Steigerung; geschweige denn ist soviel wie: ich schweige vollends (erst recht, noch viel mehr) davon, daß —. Dies erklärt sich aus der ursprünglich zeitlichen Bedeutung von denn. »Denn« hatte von Haus aus denselben Sinn wie »dann«. Bei älteren Schriftstellern werden beide Wörtchen unterschiedslos gebraucht. Und dasselbe geschieht auch jetzt noch mundartlich. Die Süddeutschen bevorzugen die Form dann, die Norddeutschen sagen oft denn, wo die Schriftsprache dann verlangt, z. B. alsdenn für alsdann, oder: »er hat mich denn auch noch geschimpft«. Erst im 18. Jahrhundert vollzieht sich in der Schriftsprache eine Scheidung der Bedeutungen. Aber wenn auch gegenwärtig denn meist begründenden Sinn hat, so hat sich doch daneben auch die alte Bedeutung erhalten; es dient zur Verstärkung, Hervorhebung und Steigerung eines Begriffs. Man denke an Wendungen wie: Was denn? Wo bist du denn? Wer sagt denn das? Sei's denn! Auf denn! So gehe denn in Gottes Namen! Ich rief den Fährmann, der denn auch sofort kam. »So denn Gott das Gras auf dem Felde kleidet, . . . sollte er das nicht vielmehr euch tun?« (Matth. 6, 29). »Wie denn geschrieben stehet« (Röm. 9, 12). »Ich freue mich, Sie bald wiederzusehen, wie ich denn von unsrer Wechselwirkung noch Folgen hoffe« (Goethe). »Dieser Sperrpunkt war vom Gegner unbesetzt gelassen, wie er denn überhaupt wenig Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte« (Moltke). »Er saß fast niemals, als wenn er eine Harfe nahm und darauf spielte; da er sie denn meistens mit Gesang begleitete« (Goethe).

Dresden. Hermann Dunger.

Das Veralten der Fremdwörter.

(Nach einem im Elberfelder Zweigvereine gehaltenen Vortrage.)

Vor 50 Jahren, im Jahre 1854, schrieb Jakob Grimm die berühmte Vorrede zum Deutschen Wörterbuch, das immer noch der Vollendung harrt. In dieser Vorrede findet sich eine Beurteilung der Fremdwortfrage, die sich in allen Hauptpunkten mit den Ansichten des A. D. Sprachvereins deckt. U. a. heißt es:

»Die eigentlichen Fremdwörter, d. h. die Wörter, die nicht aus der Fremde in unsere Sprache als Lehnwörter aufgenommen worden sind, haben wohl versucht, sich einzunisten und eine Stelle zu besetzen, die noch offen stand, oder aus der sie ein heimisches Wort verjagten; doch ist ihnen ungelungen, eigentlich sich anzubauen. Ihr Aufenthalt scheint in vielen Fällen gleichsam ein vorübergehender, und man wird, sobald einmal das natürliche Wort den gebührenden Raum gewonnen hat, sie gar nicht vermissen. Solche fremde Ausdrücke kommen uns zwar täglich in den Mund, gehn aber die deutsche Rede nichts an . . . . Wie der Stolz auf unsere eigene Sprache, der oft noch schlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden«.

In der Tat ist die Lebenskraft der Fremdwörter meist gering, wenige überdauern einige Jahrhunderte, die weitaus meisten werden nicht lange nach ihrem Aufkommen und ihrer Beliebtheit unmodisch und verschwinden wieder aus der Sprache. Der Fremdwörterbestand des 16. Jahrhunderts ist ein ganz anderer, als der des 18., und dieser wieder anders, als der jetzt unsere Sprache verunziert.

Es lohnt nun wohl die Mühe, sich einmal zu überzeugen, in welchem Maße die Zeit unter den Fremdwörtern aufräumt, und ich habe deshalb eins der hervorragendsten Glieder unseres Schrifttums, Werthers Leiden, daraufhin untersucht (nach Seufferts Bearbeitung, Band 19 der neuen Weimarer Ausgabe von Goethes Werken).

Wenn man die unentbehrlichen Fremdwörter, wie Adresse, Akten, Text, Datum, politisch, harmonisch, Tyrann usw. mitrechnet; auch Wörter wie Kur, kritisch, lackiert, bei denen es zweifelhaft ist, ob man sie nicht als Lehnwörter betrachten muß; wenn man ferner Historie und historisch, Resignation und resigniert u. dergl. als je zwei rechnet; wenn man also möglichst viele Wörter als Fremdwörter zählt, so findet man in »Werthers Leiden« 256 Fremdwörter. Darunter befinden sich 87 Wiederholungen: Adieu, Scene, Charakter kommen siebenmal vor; Idee, Humor, interessant fünfmal; Respekt, Autor, Terrasse, simpel viermal; die andern weniger oft. Es verbleiben mithin 169 Fremdwörter.

Von diesen sind dem heutigen Leser unverständlich folgende 8: Chapeau (Herr, Tänzer), Deraisonnement (unvernünftiges Gerede), fourniert (ausgestattet), Incidentpunkt (Wendepunkt), Radotage (albernes Gerede, Faselei), radotieren

(faseln), **Surtout** (Überzieher), **sympathetisch** (mitfühlend). **Es sind jetzt ungebräuchlich 14: Belletrist, Bouteille, Exempel** (Beispiel), **Historienschreiber** (Erzähler, Schriftsteller), **Imagination, Kabinettchen, Kabriolett, Kanapee, Medikus, Proportion** (»nach Proportion des Alters der Kinder«), **Raritätenkasten, Scripturen, sich melieren, plan. Ferner sind zwar noch im Gebrauch, haben aber Bedeutung oder Fügung geändert 25: Activität** (Dienst), **Akademie** (Universität), **Billet** (Briefchen), **Conto** (Rechnung; »Contos fordern«), **Creatur** (Geschöpfe, wie in der Bibel; »die Stimmen der Creatur«), **Diskurs** (Gespräch, »ein unbedeutender Diskurs«), **Humor** (Stimmung), **Inconsequenz** (Gedankenlosigkeit), **Mamsell** (Fräulein), **Meteor** (Wunder), **Prätension** (Anspruch; »keine Prätension auf das Mädchen machen«), **Resignation** (Entbehrung; »die größten Resignationen«), **Revolution** (gründliche Änderung; »eine glückliche Revolution«), **Tumult** (Aufruhr; »Tumult des Blutes«), **Vagabund** (Reisender, Liebhaber von Reisen), **distinguieren** (auszeichnen; »er distinguirt mich«), **sich etablieren** (häuslich einrichten), **limitieren** (einschränken; »eine Behauptung limitieren«), **sich prostituieren** (bloßstellen), **sich drein resignieren** (fügen), **sich schattieren** (abstufen), **zirkulieren** (übergehen, »auf die Männer zirkulieren«), **aktiv** (tätig), **dogmatisch** (pedantisch), **simpel** (einfach-natürlich; »simple Ausbrüche des Begehrens«, »simple harmlose Wonne«). **Endlich sind in Form oder Geschlecht geändert 3: idealisch** (ideal), **die Menuett** (das M.), **der Periode** (die Periode, das Satzgefüge).

Das Ergebnis der Untersuchung ist demnach: **von den 169 verschiedenen Fremdwörtern sind 50, also fast der dritte Teil ganz oder in der damaligen Anwendung veraltet, und zwar im Verlauf von etwas mehr als 100 Jahren.** Denn die zweite Fassung des Buches, die wir zugrunde gelegt haben, stammt aus dem Jahre 1787.

Nun hat aber Goethe auf 185 Seiten insgesamt nur 256 Fremdwörter gebraucht; das ist sehr wenig. Hätte er minder rein geschrieben, so würden die jetzt veralteten einen noch weit größeren Bruchteil der gesamten Fremdwörter bilden. Sein sicheres Sprachgefühl hat ihn bestimmt, aus der Masse der umlaufenden Fremdlinge vorwiegend die lebenskräftigeren zu benutzen. Den Beweis für diese Behauptung liefert die erste Fassung von »Werthers Leiden«, aus dem Jahre 1774; diese enthält 183 verschiedene Fremdwörter, von denen jetzt 60 veraltet sind. 14 hat Goethe also bei Herstellung der zweiten Fassung gestrichen (kein einziges zugefügt), und von den 14 sind jetzt 10 veraltet.

Freilich ändert sich im Laufe der Zeit auch die rein deutsche Sprache, und wir begegnen in »Werthers Leiden« einigen Wörtern, die nicht mehr angewendet werden, manchen Wörtern, die seitdem ihren Sinn geändert haben, und manchen Wendungen, die nicht mehr gebräuchlich sind. So findet sich z. B. **abseitwärts, Teilnehmung, Hingegebenheit, Lusthaus; anzüglich** (anziehend), **Vortrag** (Vorschlag), **Gewehr** (Waffe), **Gewerbe** (Geschäft), **Wissenschaften** (Kenntnisse); **einen Ball anstellen** (veranstalten), **dahin hängen** (dazu neigen), **Kleider auskehren** (reinigen), **Taschen aussuchen** (durchsuchen), **im Ausdrucke** (mit dem Ausdrucke). Aber wie gering ist im ganzen dieser Wandel! Ganze Seiten liest man, ohne auf einen solchen Fall zu stoßen. Und dabei muß noch in Rechnung gestellt werden, daß Goethe aus künstlerischen Gründen seine Sprache in diesem Buche mundartlich gefärbt hat, und daß dieser Färbung ein großer Teil der auffallenden Stellen zuzuschreiben ist.

Ich meine, der festgestellte Sachverhalt könnte den Schriftstellern einen beherzigenswerten Wink geben. Sie alle wollen, wenn auch nicht gerade für die Ewigkeit schreiben, so doch nicht gar zu schnell in Vergessenheit geraten; sie wünschen ihren Werken möglichst lange Dauer. Wenn sie aber das wollen und wünschen, so tun sie gut, ihren Werken nicht nur einen wertvollen, dauerhaften Inhalt zu geben, sondern auch in einer dauerhaften Sprache zu schreiben, d. h. in einer Sprache, die recht langsam veraltet, die möglichst frei ist von den schnell vergänglichen fremden Wörtern.

Die erstaunliche Lebenskraft von Luthers Sprache beruht nicht zum wenigsten auf ihrer Reinheit. Der Einfluß des kirchlichen Gebrauchs reichte früher sehr weit und reicht jetzt noch weit; aber er hätte die Fremdwörter nicht vor dem Veralten geschützt, wie man an dem Worte **Kreatur** sieht, das trotz ununterbrochener kirchlicher Anwendung durch **Geschöpf** verdrängt worden ist.

Die Dichtwerke Goethes, in denen er sich der Sprachreinheit befleißigt, werden viel später veralten, viel länger für die Masse der Gebildeten genußbringend bleiben, als die übrigen. Iphigenie z. B. und die meisten Balladen und lyrischen Gedichte muten uns noch jetzt vollkommen frisch an, ohne jeden Staub des Alters. Das kann man aber nicht von allen seinen Schriften sagen; nicht einmal vom ersten Teile des Faust, obgleich hier der unvergleichliche Inhalt einen überaus wirksamen Deckmantel für die Auffälligkeiten der Sprache bildet. **Caressieren, courtesieren, judizieren, soulagieren, spekulieren** (philosophieren), **visieren** (sich umschauen) z. B. sind nun einmal in unserer Sprache nicht mehr vorhanden, und ein Teil der Gebildeten stolpert bereits über sie.

Beim Lesen von »Werthers Leiden« fallen uns am stärksten die veralteten Fremdwörter auf, viel weniger die veralteten deutschen Wörter und Wendungen, da wir sie großenteils wie **Kringen, rangig, Scharre** als mundartliche Eigenheiten Werthers empfinden. Jene sind es hauptsächlich, die uns zum Bewußtsein bringen, daß wir ein Werk aus vergangener Zeit vor uns haben, einer Zeit, in der man anders sprach, als wir sprechen. Der großen Mehrzahl der Leser aber wird dadurch die Reinheit des Genusses getrübt; für sie verliert jedes dichterische Kunstwerk beträchtlich an Reiz, sobald sie sich zahlreiche Stellen erst gewissermaßen in ihre Sprache übersetzen müssen.

Der Dichter umgibt das Leben mit dem verklärenden Hauche der Kunst; er nutzt den Reiz des Lebens, den größten, der uns geboten werden kann; darin wurzelt seine Wirkung. Wenn uns aber die Sprache fremd anmutet, so ist eben etwas Abgelebtes, etwas Totes im Spiele, der volle Reiz des Lebens ist nicht mehr vorhanden. Das Dichtwerk spricht dann nicht mehr zum Volke, sondern nur noch zum Gelehrten, zum Forscher; es kann nicht mehr unbefangen genossen, sondern muß studiert werden; es ist ein Kunstdenkmal geworden, ein Zeugnis von vergangener Pracht.

Erscheint also die Sprache eines Kunstwerks in erheblichem Maße veraltet, so kann es auf einen großen Leserkreis nicht mehr rechnen, sein Inhalt sei wie er wolle. Man lobt es vielleicht noch, allein man liest es nicht mehr; der Dichter aber will »weniger erhoben und fleißiger gelesen sein«.

Kein schriftstellerisches Werk entgeht ja dem Veralten, aber es ist bedauerlich, wenn die sprachliche Form das Veralten vorzeitig herbeiführt. So wird man z. B. leider befürchten müssen, daß Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« trotz ihres außerordentlichen Inhalts in diesem Sinne veraltet erscheinen werden, noch ehe ein Jahrhundert verflossen ist, hauptsächlich wegen ihres Reichtums an schnell dahinschwindenden Fremdwörtern.

Elberfeld. **Bruno Buchrucker.**

Kleine Mitteilungen.

Postwelsch. Zu dem Deutsch, das gelegentlich in unsern Postanstalten verzapft wird, habe ich einen Beitrag in dem Nebenpostamt einer rheinischen Stadt aufgelesen. Kaum ist man dort in menschenfreundlicher Stimmung über die Schwelle getreten, so stiert einen der greuliche Satz an: »Das Publikum wird gebeten, zur Beschleunigung der Abfertigung an die Schalter stets von rechts heranzutreten und nach links abzugehen.« Was für lederne Worte auf »igung«, gleich ein Paar zusammen! Und die Umständlichkeit bei selbstverständlichen Dingen, — denn weshalb wird die Fahrtrichtung der Menge bestimmt, die ja gar nicht anders als links abschieben kann, sobald sie von rechts kam? Und warum werden »die Schalter« erwähnt, die ja jeder sieht, und wohin jeder will? Schmerzlose Worte wie »Eingang rechts« sollten dem denkenden Europäer genügen.

Ich werde ruhiger, als ich nach genügender Wartezeit endlich »von rechts herantretend nach links« bis zum Schalter selber vorgedrungen bin, den die einfache Inschrift krönt: »Markenverkauf. Annahme von Sendungen aller Art«. Aber als bereute der Sprachgeist des Raumes diese gelungene Kürze, geht es dicht daneben wieder im ärgsten Postwelsch los: »Auflieferer von Telegrammen wollen sich behufs vorzugsweiser Abfertigung bemerklich machen.« Man stolpert über solch einen Satz wie über Mühlensteine: »Auflieferer von ..« ein Wort, das aus dem Federhalter herausgeläut ist; wer sagt etwa je: »behufs« anstatt »für, zu, bei« und »vorzugsweiser« — es kommt vor, aber hübsch ist es nicht; — dann wieder das feine: »Abfertigung«, und nun lese und spreche man diese Abscheulichkeit noch einmal vor sich hin: »wollen sich behufs vorzugsweiser Abfertigung bemerklich machen«. Und soviel Qualen, bloß weil Telegramme auch »außer der Reihe angenommen« werden. Zur Abwechselung heißt es beim nächsten Schalter erfreulich knapp: »Annahme von Paketen«. Da weiß jeder Bescheid und liefert gern sein Päckchen ab. Dafür rumort's aber auf der andern Seite: »Das Publikum wird ersucht, Papierabfälle in den Papierkorb und nicht auf den Boden zu werfen.« Die Tafel hängt über einem Geflecht, dessen Bestimmung ein geistig gesunder Mensch unseres Jahrhunderts nicht bezweifeln kann. Eine Tafel am Korb: »Papier« oder »Abfälle« würde den Dümmsten warnen, etwa Schirme hineinzustellen, Gelder drin zu verwahren oder ihn sonstwie zu benutzen. Statt dessen sagt man mir, erstens wo ich meine Zeitungsbruchstücke nicht hintun soll, nämlich auf den Boden, und zweitens, wo ich sie denn nun eigentlich hintun soll, nämlich in den Korb. Viel besser ist der Schlußspruch Nr. 6: »Nicht auf den Boden spucken!«; denn hier fehlt der Hinweis, wohin. Freilich fehlt hier auch der Spucknapf selbst, und wenn das Postamt etwa ihn nachträglich bereitstellt, läßt sich vielleicht auch dieser Spruch noch etwas breiter und umständlicher fassen.

Dr. Kraeger (Düsseldorf).

— **Das neue »Organisationsstatut« für die nationalliberale Partei.** Der Zentralvorstand der deutschen nationalliberalen Partei hat am 17. April 1904 ein neues »Organisationsstatut« im Entwurf angenommen, über das nunmehr der nächste nationalliberale Parteitag zu beschließen hat. Der Entwurf ist nicht nur nach Fassung und Inhalt ein Fortschritt, auch seine Sprache weist gegen das Statut vom 20. Januar 1892, das sehr stark mit Fremdwörtern durchsetzt war, Verbesserungen auf.

Als oberstes beschließendes »Organ« nennt der Entwurf den »Allgemeinen Vertretertag« (früher Delegiertentag). Freilich wird dieser noch als »Organ« und »Instanz« bezeichnet. Neben den »landschaftlichen Verbänden« stehen die »örtlichen Organisationen«. An Stelle der »offiziellen« sind »allgemeine Programm-Kundgebungen« getreten. Der Zentralvorstand wird nach Ablauf einer Reichstags-Legislatur-Periode nicht mehr »konstituiert«, sondern »neugebildet«. Der Schatzmeister soll in Zukunft statt »Instruktionen« »Anweisungen« des Zentralvorstandes erhalten. Das Bestreben, Fremdwörter zu vermeiden, ist also offenbar bei der Leitung der nationalliberalen Partei vorhanden gewesen. Doch bleibt in dieser Hinsicht das meiste noch zu tun, und es würde gewiß nützlich sein, wenn aus den Kreisen des deutschen Sprachvereins Verbesserungsvorschläge gemacht würden, die der nationalliberale Vertretertag, wenigstens teilweise, wahrscheinlich gern berücksichtigen wird. Wir nennen aus dem neuen Entwurf die folgenden Wörter: Organisationsstatut (im Text wird abwechselnd »Statut« und »Satzungen« gesagt), Zentralvorstand, Organisation, Organisationen, organisiert, Organ, Instanz, Programm, Fraktion, Kandidaten, Kompromißkandidat, Legislaturperiode, Konstituierung der Fraktion.

Dr. K. Thieß (Hamburg).

— Unter der Überschrift: **Die deutsche Sprache und der deutsche Handel** veröffentlicht das Münchener Blatt »Handel und Industrie« in Nr. 653 vom 25. Juni eine Darlegung seines spanischen Berichterstatters, die durch folgende beachtenswerten Stellen gekennzeichnet wird:

»Tun wir alles, was in unsern Kräften steht, um unsre Sprache in ihrer Ausbreitung über den Erdball zu fördern, denn dadurch dienen wir unserm Handel und unserm gesamten Wirtschaftsleben! ....

Wer die deutsche Sprache in die Welt hinausträgt, ist ein Förderer deutscher Kultur, die ihre Wurzeln eben in unserm Wirtschaftsleben hat. Darauf hinzuweisen ist die Pflicht eines Blattes, das die Pflege nationalen Außenlebens und Auslebens im wirtschaftlichen Bereich auf seine Fahne geschrieben hat.«

Möchte diese Einsicht mehr und mehr Eigentum der deutschen Kaufleute und Handelsherren werden, die am Welthandel beteiligt sind, aber auch aller der Deutschen, die zu andern Zwecken über die Reichsgrenzen hinausgehen!

— In der Mitteilung unsrer vorigen Nummer über die **deutsche Sprache in den deutschen Kolonien** (Sp. 210) war gesagt, daß die Missionen in Togo die englische Sprache bevorzugten. Nach der Darstellung des Braunschweiger Sonntagsblattes trifft das nicht so allgemein zu, sondern die Norddeutsche Mission, die am längsten unter den Evhenegern tätig ist und im deutschen Gebiet 50 Schulen mit rund 1500 Zöglingen unterhält, hat das Deutsche immer zu fördern gesucht, u. a. im vergangenen Jahre durch Herausgabe eines deutschen Übungsbuches, den englischen Unterricht im deutschen Gebiet auf Wunsch der Regierung schon einmal ganz fallen lassen und ihn neben dem deutschen erst vor kurzem notgedrungen wieder aufgenommen, um nicht gerade die strebsamsten ihrer Schüler an die katholische Mission zu verlieren, die nachgiebiger gegen die Wünsche der dem Englischen geneigteren Eingeborenen sei. Auch die englische Predigt bei der Einweihung der Kirche zu Lome, der der deutsche Gouverneur beiwohnte, fällt nicht der Norddeutschen Mission zur Last. Wir berichtigen dies auf Verlangen bereitwillig; aber im wesentlichen bleibt — nach dieser Braunschweiger Darstellung — die von uns mitgeteilte Beschwerde doch bestehen. Denn es kommt weniger darauf an, wem in den Kolonien das Verständnis dafür fehlt, daß der Bestand unsrer überseeischen Macht an der Ausbreitung der deutschen Sprache hängt, als darauf, daß es dort noch Deutsche gibt, die den Wert der Muttersprache auch in dieser Hinsicht zu unterschätzen fähig sind.

Eine Zuschrift aus London geht noch weiter als das Braunschweiger Sonntagsblatt und bestreitet die Bevorzugung der eng-

lischen Sprache ebenso für die andern Missionen, die katholische und die der englischen Wesleyaner. Auch hätten bei der vom stellvertretenden Gouverneur, dem Grafen Zech, einberufenen Schulkonferenz am 15. bis 17. März die Leiter sämtlicher im Schutzgebiete arbeitenden Missionen erklärt, daß ihnen am Englischen nichts gelegen sei und sie bereit wären, es ganz fallen zu lassen. Danach wäre also die Beschwerde in der Reichstagssitzung vom 22. April überhaupt unbegründet gewesen. Das ist nicht sehr wahrscheinlich, und wenn es wäre, so müßten wir uns dennoch ihrer freuen; denn die Ansprüche der deutschen Sprache können draußen gar nicht sorgsam genug gewahrt werden.

— **Deutsche Ortsnamen in Posen.** Magistrat und Stadtverordnete in Inowrazlaw haben beschlossen, bei der Staatsregierung zu beantragen, daß die Stadt künftig den Namen »Hohensalza« führe. Wie andre Blätter, so verteidigt die Schlesische Zeitung (Nr. 501 vom 19. Juli) dem unverständigen Widerspruch der polnischen Presse gegenüber das gute Recht der Stadtvertretung, für ihr aufblühendes deutsches Gemeinwesen statt des nicht mehr passend erscheinenden und dazu deutschen Ohren ungefälligen polnischen Namens einen sinnvollen deutschen zu wählen. Mit Hinweis auf die Geschichte andrer Völker und besonders auf das viel unbedenklichere Verfahren gerade der Polen selbst gegen die deutschen Namen des Ordenslandes, als dieses der polnischen Oberherrlichkeit verfiel, wird mit Recht die weise Gerechtigkeit des preußischen Staates hervorgehoben, der erst die Anträge der Gemeinden abwartet, ehe er einen deutschen Namen festsetzt. Ebenso zutreffend wird es auch als sprachliches Recht des Deutschen erklärt, daß er, der doch diese Namen zu nennen und zu gebrauchen hat, sich der unverständlichen und schwierigen Fremdsprache erwehre und sich die Namen mundgerecht mache. Unbegreiflich erscheint es daher, wie Verteidiger der polnischen Ansprüche, an denen es gewohnterweise auch in der deutschen Presse nicht gefehlt hat, das Verhalten des preußischen Staates mit dem madjarischen gegen die siebenbürgischen Sachsenstädte Klausenburg, Kronstadt usw. gleichsetzen konnten. Denn es ist doch wohl etwas andres, den Namen deutscher Städte auf ihr Verlangen zu verdeutschen, als ihnen wider ihren Willen fremde — übrigens slawische — aufzuzwingen.

— Über eine Zurücksetzung der deutschen Sprache in der **Schweiz** beklagt sich ein Leser der Züricher Post (Nr. 163 vom 14. Juli). Von schweizerischen Offiziergesellschaften war ein Wettbewerb für ein Morgartendenkmal ausgeschrieben worden, und die Schweizerische Bauzeitung veröffentlicht nun am 11. Juni das Urteil des Preisgerichts. Dieses amtliche Schriftstück des in der Mehrheit aus Deutschschweizern bestehenden Gerichts trägt den Vermerk: »Fait à Zoug le neuf Mai 1904« und ist in französischer Sprache abgefaßt. Auf französisch-schweizerischer Seite, so bemerkt zustimmend die Züricher Post, ist man in solchen Dingen sehr empfindlich und würde sicher sehr kräftig widersprechen, wenn der Bericht für ein Denkmal der französischen Schweiz nur in deutscher Sprache veröffentlicht würde.

— **Deutsch als Verhandlungssprache** einer Versammlung aus aller Herren Ländern, das ist eine erfreuliche Merkwürdigkeit. Der Internationale Verein der Gasthofbesitzer, der zur Zeit anderthalb tausend Mitglieder zählt, tagte Ende Juni in Genf, und hier, in der Hauptstadt der französischen Schweiz, im Festsaale der von Calvin gegründeten Universität, begrüßte der Verbandsvorsitzende Otto Hoyer die große Versammlung seiner Berufsgenossen, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Griechen, Nord- und Südafrikaner, Schweden, Holländer, nicht auf französisch, nicht auf englisch, sondern deutsch, und auf deutsch antworteten alle, die das Wort ergriffen, auf deutsch wurden alle Verhandlungen geführt.

— **Schreibweise unserer Ortsnamen nach den neuen Regeln für die deutsche Rechtschreibung.** Die Wandlungen der amtlichen Rechtschreibregeln sind bisher wie an den Geschlechts- so auch an den Ortsnamen spurlos vorübergegangen; als vor etwa zwanzig Jahren die württembergische Eisenbahnverwaltung den ersten Buchstaben des Namens Cannstatt in K verwandelte, mußte sie auf eine Beschwerde der Stadtgemeinde hin diese Neuerung wieder aufheben.

Von nachhaltiger Wirkung dagegen wird eine Verordnung sämtlicher württembergischen Ministerien vom 29. Juli sein, die »nach Anhörung der beteiligten Gemeinden« verfügt, daß künftig alle württembergischen Ortsnamen, welche zur Zeit ein th enthalten[1]), im amtlichen Verkehr, insbesondere bei allen amtlichen Veröffentlichungen nur mit t zu schreiben sind. Die sofortige Berichtigung der öffentlichen Bücher, Stempel, Wegweiser usw. wird jedoch nicht verlangt; hier soll die neue Schreibweise allmählich durchgeführt werden.

Betroffen werden von dieser Verordnung nicht weniger als 343 württembergische Ortsnamen, 46 vom Neckar-, 100 vom Schwarzwald-, 119 vom Jagst- und 78 vom Donaukreis — vorzugsweise Ableitungen und Zusammensetzungen der Stämme Tal, Turm, Furt, Ruit, Reute und Rot, aber auch Namen wie Botnang, Tam, Teusser Bad (dem eigentümlicherweise seine zwei langen ſ gelassen werden).

Wird dieses entschiedene Vorgehen der württembergischen Regierung wohl Nachfolge finden?

Karl Erbe (Ludwigsburg).

— **O diese Fremdwörter!** Dieser Tage erschien, so erzählen die Hamburger Nachrichten (Nr. 556 vom 9. August), ein Mann im Rathause zu Altona und erkundigte sich nach dem »Bureau des Krematoriums«. Es wurde ihm bedeutet, daß sich in Altona ein Krematorium befinde, wohl aber in Hamburg und zwar in Ohlsdorf. Der Mann ließ sich aber nicht abweisen, behauptete, nach dem Krematorium beschieden zu sein, und schließlich stellte sich heraus, daß er das »Kuratorium« der Reallehranstalten meinte.

— Seit vier Jahren besteht die Deutsche Kolonialschule Wilhelmshof zu Witzenhausen a. d. Werra, und über ihr Gedeihen und segensreiches Wirken gibt der vom Direktor Fabarius herausgegebene »Deutsche Kulturpionier« alljährlich in vier Heften ausführlich Bescheid. Jetzt hat sich in Stuttgart ein Ausschuß angesehener Männer gebildet (unter dem Fürsten Karl von Urach und dem Handelskammerpräsidenten H. Widenmann), um für Süddeutschland eine ähnliche Anstalt, eine **Deutsche Ansiedlerschule in Hohenheim** bei Stuttgart, ins Leben zu rufen. Der Aufruf, der zu diesem Zwecke erlassen worden ist mit der Bitte um Geldspenden, einmalige oder jährliche Beiträge, betont als Aufgabe der Anstalt, ihre Zöglinge nicht nur praktisch vorzubereiten, sondern auch alles zu tun, um in ihnen das nationale Bewußtsein und das Verständnis für die Aufgaben des Deutschtums in der weiten Welt zu wecken und auszubilden, damit sie es draußen würdig vertreten und dem deutschen Namen Ehre machen. Dazu gehört auch die Treue gegen die Muttersprache. Möge die Deutsche Ansiedlerschule auch in dieser Beziehung erfolgreich wirken! — Der Schriftführer des Ausschusses, Direktor H. Thomä in Stutt-

1) Gemeint ist natürlich: in Stammsilben. Namen wie Altheim oder Westhausen können ihr h nicht entbehren.

gart (Archivstr. 18), ist zu näherer Auskunft und zum Empfange von Zuwendungen bereit.

— Bei der Verhandlung des preußischen Herrenhauses über die Wegeordnung für Westpreußen am 22. Juni bemängelte der Geh. Justizrat Löning, ord. Professor an der Universität Halle-Wittenberg, den Ausdruck »zum Frommen« (der Sicherheit des Verkehrs auf den Wegen); dies sei eine »preziöse und verkünstelte Verdeutschung« für den in der sächsischen Wegeordnung enthaltenen Ausdruck »im Interesse«. Auf seinen Antrag wurde unter Heiterkeit des hohen Hauses die letztere Fassung gewählt.

Man wird zugeben, daß der Ausdruck des Entwurfs, so gut deutsch er gemeint ist, etwas altertümlich erscheint, wenn auch — beiläufig — lange nicht so geziert, wie das Wort »preziös«. Aber noch viel weniger zeitgemäß war es, ihn durch das inhaltlose Fremdwort zu ersetzen, das gerade auch bei den Juristen längst berechtigten Anstoß erregt hat. Den Aufsatz des Oberverwaltungsgerichtsrats Dr. Schultzenstein in Nr. 22 der Deutschen Juristenzeitung 1902 (vgl. diese Zeitschr. 1903, Sp. 54 u. 323) kennt Prof. Löning gewiß.

Daher bleibt sein Antrag sonderbar, und so unbedeutend der Gegenstand ist, es bleibt auch zu bedauern, daß keiner der anderen hochmögenden Herren sich bewogen fühlte, für die Muttersprache einzutreten, zumal der sinngemäße und natürliche Ausdruck des Gedankens: »zur Sicherung des Verkehrs« so nahe liegt, daß beim gegebenen Anstoß jeder darauf kommen muß.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

241) »Vor etwa 300 Jahren hat ... Franz Drake die Kartoffel aus Chile nach Europa gebracht. Sie ist sein Ruhmeskranz geworden, der alljährlich wieder von neuem blüht.« (Aus einem deutschen Lesebuche für höhere Schulen, mitget. von Prof. Dr. Sprenger in Northeim.)	241) Vor etwa 300 Jahren hat ... Franz Drake die Kartoffel aus Chile nach Europa gebracht. Er hat sich damit ein unsterbliches Verdienst erworben — oder: Dadurch hat er sich selbst einen unverwelklichen Ruhmeskranz geflochten (Erbe).

Daß die Kartoffel ein Ruhmeskranz wird, ist schon ein äußerst kühnes Bild, aber ein Ruhmeskranz, der alljährlich von neuem blüht, ist ein Ding der Unmöglichkeit. — Andere Beispiele für den unrichtigen Gebrauch von Bildern: »Er hebt die Hände zu dem hellen Stern, dessen Strahlen nicht jedem Irdischen eine Krone flechten« (Nataly v. Eschstruth, Der Stern des Glücks S. 7, mitget. von Professor Alb. Heintze in Stolp). — »Der Ton macht die Musik, sagt man; der Ton aber, dessen sich die »Köln. Ztg.« bei ihrem unvorhergesehenen polemischen Überfall der Freikonservativen befleißigt, ist nicht anders zu bezeichnen, als daß er von Gift und Galle förmlich sprüht« (aus einer Dresdner Zeitung). — »Seine Aussprüche sind stets aus dem Brennpunkte geschöpft, den sie anschneiden« (Deutsche Revue 1898, S. 68, mitget. von Rektor Prof. Dr. Meltzer in Dresden). — »Und diese Entwickelung sollte das Geschrei von ein paar Schulmeistern einzudämmen vermögen?« (K. Kräger, In tyrannunculos, S. 7). — »Dieses Band der Treue, überkommen von unseren Vätern, lebt fort und gestaltet sich fort und fort inniger« (aus dem Trinkspruch eines Ministers). — »Darauf können Sie sich verlassen, daß die Straßenbahnen sich niemals auf die Hinterbeine stellen und zum Rate sagen werden: Du mußt uns den Strom liefern« (aus der Rede eines Dresdner Stadtverordneten).

242) »Peter Rosegger, der überaus fruchtbare Dichter, der das Volksleben der Heimat mit unvergleichlicher Kraft und Können schilderte« —. (Aus der Urkunde der Universität Heidelberg über die Ernennung Roseggers zum Ehrendoktor.)	242) Peter Rosegger, der überaus fruchtbare Dichter, der das Volksleben der Heimat mit unvergleichlicher Kraft und Kunst geschildert hat — oder: mit unvergleichlicher Kraft und ausgezeichnetem Können*.

*Allerdings bemerkt Herr Erbe mit Recht, daß das Modewort Können in einer feierlichen Urkunde nicht am Platze sei.

243) »Friedrich Kohlrausch erklomm die höchste Stellung im hannöverschen Schulwesen ..., ohne irgend ein philologisches Examen, sondern nur ein nicht allzuschweres Colloquium als Predigtamts-Kandidat abgelegt zu haben.« (Aus dem Korrespondenz-Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand 1903.)	243) Friedrich Kohlrausch erklomm die höchste Stellung im hannöverschen Schulwesen ..., ohne irgend eine philologische Prüfung abgelegt zu haben; nur ein nicht allzuschweres »Kolloquium« hatte er als Predigtamts-Kandidat bestanden.
244) »Als unverausgabt wird eine am 26. August 1903 eingelieferte Postanweisung über 13 Mk. 20 Pf. nach Schwerin (Meckl.) geführt.« (Bekanntmachung eines norddeutschen Postamts.)	244) Als unanbringlich (unbestellbar) lagert hier eine nach Schwerin (Meckl.) bestimmte Postanweisung über 13 Mk. 20 Pf., eingeliefert am 26. August 1903.

Kanzleideutsch; »nach Schwerin« wird jeder Leser mit »geführt« verbinden. Aber die Sendung ist aus Schwerin zurück»geführt« worden, weil der Empfangsberechtigte dort nicht aufzufinden war. »führen« soll hier offenbar so viel bedeuten wie haben, behalten; vgl. eine Waffe führen, im Munde führen, einen Titel, einen Namen, ein Wappen führen, einen guten Tisch führen, in den Listen führen.

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. Dunger in Dresden-Plauen, Kaitzer Straße 125.

Bücherschau.

Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt (Geschichte), Prof. Dr. Alfred Kirchhoff (Landschaften und Stämme), Prof. Dr. H. A. Köstlin (Tonkunst), Oberlandesgerichtsrat Dr. Adolf Lobe (Recht), Prof. Dr. Eugen Mogk (Sitten und Bräuche. Altdeutsche heidnische Religion), Prof. Dr. Karl Sell (Deutsches Christentum), Prof. Dr. Oskar Weise (Sprache), Prof. Dr. Jakob Wychgram (Dichtung), Dr. Hans Zimmer (Erziehung und Wissenschaft), herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Gr. 8°. I. Teil. VIII u. 402 S. mit 1 Karte u. 20 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. II. Teil. 438 S. mit 23 Tafeln. Leipzig und Wien 1903. Bibliogr. Institut. In zwei Leinenbänden je 9,50 ℳ, in einem Halblederband 18 ℳ.

Dieses bedeutsame Werk ist schon bei seinem ersten Erscheinen in unserer Zeitschrift (1899 Sp. 265) freudig begrüßt, und seine

große Bedeutung kurz aber bestimmt gewürdigt worden. So wenig wie damals, wäre es jetzt mit dem engeren Ziele unserer Zeitschrift vereinbar, die von den genannten Mitarbeitern herrührenden einzelnen Abschnitte einzeln zu beurteilen. Aber das gemeinsame Ziel aller, in den verschiedenen Lebensgebieten den bezeichnenden Äußerungen deutschen Eigenwesens prüfend nachzugehen, steht der Aufgabe des Sprachvereins ganz nahe. Denn die Pflege der Muttersprache hat auch nur Wert, wenn sie auf die Einsicht in das deutsche Volkstum, in deutsche Eigenart gegründet ist oder schließlich dazu führt, und es ist daher der ausgesprochene Zweck des Sprachvereins, durch seine ganze Tätigkeit auf Kräftigung des deutschen Volksbewußtseins zu wirken. Das Buch aber erklärt ebenfalls zu seiner zweiten Auflage von neuem ausdrücklich als seine Absicht, eindringlich davon zu überzeugen, daß es nichts Größeres und Schöneres in allem Menschentum gibt als das deutsche Volkstum, und durch diese Erkenntnis die tiefe, ernste Liebe zu wecken, die die Quelle aller großen Taten ist. Daß diese hohe Auffassung alle Mitarbeiter durchdringt, aber ohne sie blind oder auch nur nachsichtig gegen die Schwächen deutscher Art zu machen, sei wieder besonders hervorgehoben. Jüngst hat ein rheinisches Blatt die Gelegenheit der sozialdemokratischen Verbrüderung in Amsterdam benutzt, um sich gegen die »Hypernationalen« und »Überpatrioten« oder »Überteutonen«, die »Chauvinisten« und »nationalen Heißsporne« zu wenden, deren »Evangelium« es in die »Quintessenz« zusammenfaßt: »Hoch die eigene Nation, und alle fremden unter ihre Stiefelabsätze!« Nach der Darstellung des Blattes müßte es recht viel so einfältige Menschen — denn das wären sie nach unserer Ansicht — im lieben deutschen Vaterlande geben, aber mir ist noch keiner vorgekommen, und wo nicht alle, dürften doch die allermeisten dieser wunderlichen Käuze bloß in dem Kopfe jenes rheinischen Zeitungsmannes leben und weben. Aber so selbstverständlich es uns erscheint, es sei doch noch ausgesprochen, daß das Buch vom »Deutschen Volkstum« nicht etwa ähnlichen Unsinn predigt, wie er dort an die Wand gemalt wurde: »Haß gegen die Fremden und überlauten Preis des deutschen Herrenvolkes.« Rechte Selbstachtung kann ja nur mit Achtung anderer bestehen, beim einzelnen wie bei einer Gesamtheit. Das deutsche Volk steht schwerlich vor der Gefahr, sich jemals über andere zu erheben; daß dagegen Deutsche sich nur allzuleicht ohne Urteil und ohne Würde andern unterwerfen, ist seit Lessing und Klopstock, ja seit Logau und Moscherosch eine allgemeine, immer wiederholte Klage, die trotz aller Veränderung der Zeiten auch heute noch ihre Berechtigung hat. Dringen doch fast täglich Beweise von Mangel an deutschem Selbstbewußtsein in die öffentlichen Blätter der verschiedensten Richtungen. Darum betrachten wir es als ein gutes Zeichen, daß das »Deutsche Volkstum« nach einem halben Jahrzehnt zum zweitenmal erscheinen kann, um an der Hebung des deutschen Volksbewußtseins mitzuarbeiten durch die Belehrung des Volkes über seine eigne Art und ihren Wert. Es wird gewiß überall willkommen sein. Fängt doch eben auch das amerikanische Deutschtum an, sich auf sich selbst zu besinnen, wovon gerade diese Nummer unserer Zeitschrift Zeugnis ablegt.

Die zweite Auflage ist in den alten Stücken überarbeitet; sie ist auch um eine Abhandlung über deutsche Erziehung und deutsche Wissenschaft vermehrt, von der nur gerühmt sei, daß sie aus dem Vollen schöpft. Für die dritte Auflage aber wiederhole ich die bisher vergebliche Bitte, der sprachlichen Form eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie bedarf dieser in mehreren Abschnitten des Buches, vor allem auch in bezug auf die leidigen Fremdwörter. Unentbehrliche müssen wenigstens erläutert werden; was fängt sonst der größte Teil der Leser mit einem Satze an, in dem stumm die physiologische Evolutionstheorie der Lehre von der Epigenesis gegenübergestellt wird? Im besten Falle verstehen sie ihn einfach nicht, aber noch schlimmer, wenn sich etwa braver Lern- und Bildungseifer der fremden Klänge zu eignem Bedarfe bemächtigen sollte. Und wird etwa der Gedanke gehoben oder geklärt, wenn man Differenzierungssucht sagt, wo man Kastengeist meint, Konservativismus, wo Liebe zum Hergebrachten, monopolisieren statt für sich behalten, Dualismus, wo es Zwiespalt bedeutet, Individualität, wo Eigenart zu verstehen ist usw. usw. oder mit »intermittieren, intensiv« u. a. um sich wirft, wo die Verdeutschung überhaupt bloß das Besinnen kostete? Man kann diese »gelehrten« Fremdwörter gar nicht ängstlich genug vermeiden, wenn man in weiteren Kreisen wirklich verstanden sein und nicht Unfug anrichten will. Vollends aber die bloßen Bummelwörter wie Interesse, direkt, speziell dürfen nicht in einem so feinen Buche stehen. Interesse des Amtes, materielle, logische und viele andere Interessen, mit wärmstem Interesse, uninteressierter Teilnahme, spezial, Spezialberuf, direkte Einwirkung und ein Satz wie der: Rochow habe direkt zu den Philanthropen gehört, das sind Nachlässigkeiten, die man in der Reinschrift nicht stehen läßt. Einzeln finden sich Verstöße gegen die Grammatik: er war umgeben und gefolgt, der Körperbau ist ein kräftiger: das ist höchstens Zeitungsdeutsch, des alten Galliens, des russischen Asiens ist nicht richtig, und S. 11 im 1. Teil steht noch in . . Wille und nach . . . Wille. Daß diese Ausstellungen nur dem guten Willen entspringen, das Buch zu fördern, braucht kaum noch ausgesprochen zu werden. Str.

Eduard Engel, Shakespeare-Rätsel. 2. Aufl. Leipzig, Herm. Seemann Nachf., 1904. 178 S. 2 ℳ.

— — Byrons Tagebücher und Briefe. 4. Aufl. Berlin, Leonh. Simion Nf., 1904. (1. Bd. der von Hans Landsberg herausgegebenen »Renaissance-Bibliothek«.) 196 S. 3 ℳ.

— — Psychologie der französischen Literatur. 4. Aufl. Berlin, Leonh. Simion Nf., 1904. 243 S. 3,50 ℳ.

Mit Freuden stellen wir fest, daß ein Schriftsteller von Bedeutung seine Arbeiten bewußt im Sinne des Sprachvereins durchsieht; wenn dies sogar auf Gebieten geschieht, deren Kunstsprache durch manchen bekannten Verfasser nicht eben zum Ruhme des Deutschtums unliebsame fremde Bereicherungen — besser schon Beeinträchtigungen — erfahren hat, so ist das erfolgreiche Auftreten Eduard Engels doppelt und dreifach mit Dank zu begrüßen.

Wir haben es an dieser Stelle nicht mit dem eigentlichen Inhalte der drei Werke zu tun (so lesenswert dieser auch ist), sondern lediglich mit der sprachlichen Form. Engel spricht von »Rätselei«, wo ein anderer sicherlich »Mystizismus« gesagt hätte; freilich »Italienreise« statt der »italienischen Reise« können wir nicht gutheißen. Der Umstand, daß alle drei Bücher in wiederholter Auflage vorliegen, aufs peinlichste vom Verfasser durchgesehen, läßt seinen eigenen Ausdruck »Übersetzungen ins Deutsche« wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn nicht die Selbständigkeit seiner Wiedergabe den Begriff »Übertragungen« noch besser rechtfertigte. Man erfaßt bei und durch Engel geradezu das Geheimnis der wirklichen Erlernung einer fremden Sprache: es besteht genau in denselben Erziehungskräften, aus denen alles hervorgeht, was man Übung nennt. Übung aber ist die stete und massenhafte Wiederholung gleicher oder ähnlicher Erfahrungen; daraus erwächst die sichere Beherrschung jedes Gebietes. Man lese nur z. B. sein Urteil über die französische Sprache, um die völlige Sicherheit zu bewundern, mit der er dieses heikle Gebiet beherrscht. Die französische Sprache ist ihm eine der demokratischsten Sprachen, nicht erst seit der großen Revolution. Der Abstand zwischen der Sprechweise eines französischen Schriftstellers und einer Verkäuferin in den Pariser Hallen — wenn sie nicht bei schlechter Laune — ist geringer als zwischen der Sprache des deutschen Adels und des niedern Bürgerstandes. Und was das Wichtigste: die Kluft zwischen der Schrift- und Druckſprache — und der gesprochenen Sprache aller Stände ist in Frankreich nicht annähernd so groß wie zwischen der Büchersprache und Umgangssprache selbst der gebildetsten Kreise in Deutschland. Was die gesellschaftlichen Kasten dort eint, das ist die nämliche Sprache, an deren liebevoller Pflege alle Stände bewußt oder unbewußt mithelfen. In Frankreich findet die Zeitung, das Buch nur die sichtbare Festhaltung dessen, was das Ohr überall in fast gleicher Vollendung vernimmt; bei uns in Deutschland aber muß man schreiben und drucken lassen, um von allen verstanden zu werden, denn wir sprechen mindestens drei sehr verschiedene Arten von Deutsch, je nach der Bildungsschicht, der wir angehören. Aber die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens, zu deren Ausdruck wir das Lied benutzen, solche Gefühle, wie sie uns bei Goethe, Uhland, Storm, Eichendorff u. a. begegnen, finden wir im Französischen nicht, weil ihre Dichter sich vom lautersten Quell aller Dichtkunst, vom Volksliebe, abgewendet haben.

Als Musset einst das ungeheure Verbrechen beging, in einem Verse »tu es« zu schreiben, was nach französischer Verskunst des Hiatus wegen streng verpönt ist, hielt er es für nötig, sich in einer ganzen Strophe deswegen scherzhaft zu entschuldigen. Ach,

kein deutscher Schriftsteller entschuldigt sich, wenn er nach einem Komparativ »wie« statt »als« gesetzt hat, sondern beruft sich bei Vorhaltungen darüber auf — Schiller und Goethe; aber er würde sich für entehrt halten, wenn er in einem französischen Briefe z. B. geschrieben hätte: »J'ai plus que quarante ans«.

Daß unser Beamten- und Zeitungsdeutsch nachgerade zum Himmel schreit, wissen wir alle. In Frankreich wäre der letzte Winkelblattredakteur sofort um sein Brot, wenn er nicht mindestens grammatisch richtiges Französisch — oft seine ganze geistige Habe — besäße. Ein deutscher »Redakteur« weiß in 9 von 10 Fällen eher, daß quoique den Subjonktiv regiert, als daß nach »und« im Deutschen keine Umkehr (»Inversion« nennt's die »Aversion«!) zulässig ist. Dieser Fehler findet sich sogar in der deutschen Reichsverfassung. —

Man sollte sich entwöhnen, in der Sprache die Erklärung für die Richtung der Volksseele zu suchen; vielmehr ist die Denkart eines Volkes bestimmend für die Richtung ihrer Sprachentwicklung.

Ob übrigens nicht auch die längere Herrschaft der »Zensur« in Deutschland zur Versumpfung des Denkens und somit zur Trübung des sprachlichen Ausdrucks beigetragen hat, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. —

Man sieht aus den wenigen Stellen, die wir hier zu bieten vermochten, welch ein Vergnügen es ist, die Engelschen »Übertragungen« zu lesen. Günther Saalfeld.

Nachklänge germanischen Glaubens und Brauchs in Amerika. Ein Beitrag zur Volkskunde von Karl Knortz, Mitglied der amerikanischen Folklore-Gesellschaft. Halle (Saale), Hugo Peter, 1903. 122 S.

Der durch sein mannhaftes Auftreten fürs Deutschtum in seiner Eigenschaft als Schulrat im Staate Indiana hoch verdiente Schriftsteller und Dichter beschenkt uns hier mit einer eigenartigen Gabe, die gewiß manchen unserer Leser erfreut.

Uns beschäftigt vornehmlich die Beweisführung, daß Amerika bereits viel mehr »germanisch vermittelt« ist, als viele zu glauben geneigt sind. Das gesamte öffentliche Schulwesen ist vom Geiste der wissenschaftlichen Erziehungslehre Deutschlands durchdrungen; die Einführung der Kindergärten, der Leibesübungen, des Zeichnens, des Lautierens im Leseunterricht, sowie des Gesanges ist ausschließlich auf deutschen Einfluß zurückzuführen. Man geht heutigentags selten an einer amerikanischen Volksschule vorbei, ohne daß einem daraus die anheimelnden deutschen Weisen entgegenschallen. Offenbar singen die Kinder solche Lieder mit besonderer Vorliebe, freilich mit harmlosen englischen Worten. Bekannter aber noch sind die deutschen Märchen; Jungamerika ist mit der Geschichte und den Abenteuern Rotkäppchens, Aschenbrödels, Schneewittchens und Däumlings so genau vertraut, als wären sie mit ihnen aufgewachsen: natürlich auch hier wieder in englischer Übersetzung.

Für die Bekanntmachung der deutschen Sagenwelt in Amerika hat wohl niemand mit mehr Erfolg gewirkt als Richard Wagner, dessen Lohengrin und Tannhäuser, dessen Fliegender Holländer und Nibelungenring stets berechtigte Fülle der Opernhäuser erzielten, von der Parzivalsache hier zu schweigen.

Wir sind dem Verfasser für seine die alte mit der neuen Welt vermittelnde Tätigkeit um so mehr verpflichtet, als er in zahlreichen Übertragungen amerikanischer Dichtungen ins Deutsche aufs nachhaltigste bewiesen hat, ein wie berufener Dolmetscher er ist. Freilich — in Deutschland ist er noch wenig bekannt; ihn den weiten Kreisen unserer Vereinigung näher zu führen, ist Absicht dieser Anzeige. Ihm selbst aber, dem rastlosen und unermüdlichen Vorkämpfer, zum Schluß noch eine Bitte. Auf Seite 7 berichtet er uns, daß die deutsche Nibelungensage durch das in den Oberklassen zahlreicher Volksschulen gebrauchte Büchlein »The German Iliad« von Mary E. Burt der amerikanischen Jugend zur Kenntnis gebracht worden sei. Wie wäre es, wenn er sich entschlösse, die Nibelungen Wilhelm Jordans, des jüngst entschlafenen Barden, ins Englische zu übertragen? Die uns doch vielfach stammverwandte Sprache gibt in den allermeisten Fällen die Fähigkeit auch der wunderbaren Stabreimgebilde her. Aber wie ist mir denn, lieber Leser? Hast du selbst dich schon einmal ernstlich vertieft in der Nibelungen I. Teil »Siegfriedsage« oder II. »Hildebrants Heimkehr«? Jordan, der Mensch, ist tot, aber der Dichter lebt weiter. Und mit seiner »Edda« hatte der greise Sänger seinem tatenreichen Leben gleichsam den Kranz aufgesetzt. Wohlan, deutsches Volk, lausche ihm dankbar und schreib dir seine Mahnung, dir selber und deinem innersten Wesen treu zu bleiben, tief ins Herz hinein! Günther Saalfeld.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Deutsche Erde, Herausgeber Prof. Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes, 1904. Heft 1 und 2.

Im ersten Hefte berichtet Jakob Stach, Pfarrer der deutschen Gemeinde in Freudental bei Odessa, über die deutsche Kolonie, die vor 100 Jahren infolge eines Aufrufs der russischen Regierung in dem damals jungen Odessa und dessen Umgebung von 2990 meist schwäbischen Ansiedlern gegründet worden ist: den Kern der deutschen Kolonie in der Stadt selbst bilden die ehrsamen Handwerker, aber auch in der gewählten Kaufmannsvertretung, im Beratungsausschuß der Staatsbank, im Kammergericht, im Börsenausschuß, unter den Stadtvätern haben stets Deutsche als Mitglieder, Vor- oder Beisitzer gesessen. Nicht so stark wie im Handwerk herrscht der deutsche Ansiedler in der Geschäftswelt, gleichwohl »kann man sich in fast allen Kaufläden und Geschäften der deutschen Sprache bedienen«. Im Laufe der Zeit haben die deutschen Ansiedler zwar viel von ihren anfangs großen Vorrechten eingebüßt, besonders zu bedauern ist, daß sämtliche deutsche Schulen vor 10 Jahren vollständig russisch geworden oder eingegangen sind. Aber in den geselligen Vereinen, besonders im Turnverein, wo das Befehlswort satzungsgemäß deutsch ist, herrscht trotz russischer Mitglieder die deutsche Sprache unbedingt. Die gesamte deutsche Bevölkerung der Kolonie wird auf 12000 Seelen geschätzt.

Im selben Hefte handelt Lehrer Friedrich Reimesch über die »Gliederung des Kirchen- und Schulwesens der Siebenbürger Sachsen«. Das deutsche Schulwesen steht dort in hoher Blüte, obwohl das arme Sachsenvolk alle Kosten selbst aufbringt, ohne vom Staat irgendwelche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Von allen Einwohnern Ungarns besuchen die Siebenbürger am fleißigsten ihre Schulen (96,78 v. H. der schulpflichtigen Kinder). Die deutschen Mittelschulen werden von 29 v. H. Nichtdeutschen besucht, ein Beweis ihrer Leistungsfähigkeit und »ein erfreuliches Zeichen, daß die deutsche Sprache in Ostungarn auch von den Nichtdeutschen noch sehr geschätzt wird«.

Goes. Tr. Friedemann.

Danziger Speichernamen. Von Walter Domansky. — Danziger Zeitung vom 17. April 1804.

Wie man in früheren Zeiten überhaupt die Häuser nicht durch Zahlen bezeichnete, sondern nach ihren Besitzern benannte oder nach irgend welchen Zufälligkeiten voneinander unterschied, so haben auch die Speicher der Speicherinsel Danzigs einst die verschiedenartigsten Bezeichnungen erhalten, die noch jetzt im Schwange sind. Da gibt es Speicher mit biblischen Namen (z. B. König David, der Weiße Engel) und mythologischen (Vesta, Phönix), Tier- (der Pelikan, der Adebar) und Pflanzennamen (Palmbaum, drei Zitronen). Andere erinnern an Gestirne (der halbe Mond, die Sonne) oder an kriegerische Zeiten (die Fahne, der Mörser) oder werden nach Berufsarten (Heringsbraker, Milchmagd) oder nach den Besitzern benannt (Grobbeck, Otto) usw. Max Erbe.

Die Zeugungskraft und die Reinheit unserer Sprache. Von Karl Blind. — Vossische Zeitung vom 21. März 1904.

Mit dem Feuereifer der Jugend tritt der alte Achtundvierziger ein für die Fähigkeit unserer Sprache, eindrucksvolle Wortzusammensetzungen zu bilden, durch die wir Engländern und Franzosen weit überlegen sind, und bricht eine Lanze für die, deren Bemühen es ist, allgemein verständliche Verdeutschungen von Fremdwörtern zu schaffen. Denn sie entheben uns der Notwendigkeit, bei andern Völkern betteln zu gehen und die Gebildeteren unter uns sprachlich dem eignen Volke zu entfremden. Max Erbe.

Auch ein Stück Volksart. — Deutsche Tageszeitung vom 30. April 1904.

Die Zeiten, wo man die Volksmundarten hochmütig verachten zu dürfen glaubte, sind vorüber. Vielmehr erkennt man jetzt all-

gemein an, daß Verachtung der Mundart ein Zeichen der Halbbildung ist. Nur in seiner Sprache gibt sich das Volk ganz, wie es ist. Was darum für die Erhaltung der Mundart geschieht, das geschieht für die Art und damit im letzten Grunde für die Seele des Volkes. Max Erbe.

Alldeutsch und Plattdeutsch von Oberstabsarzt a. D. Dr. Tiburtius. Vortrag, gehalten im Alldeutschen Sprach- und Schriftverein zu Berlin.

Von dem Wunsche durchdrungen, daß sich die Völker germanischer Abstammung, die Dänen, Norweger, Schweden, Holländer und Engländer zu einem alldeutschen Bündnis vereinigen möchten, untersucht der Verfasser, wie man dem deutschen Volke und seinen Stammverwandten ihre Verwandtschaft zum Bewußtsein bringen und volkstümlich machen könne. Als ein Mittel, die Teilnahme für den allgermanischen Gedanken zu wecken, empfiehlt er die Herausgabe eines mehrsprachigen Handwörterbuchs, worin neben dem den übrigen germanischen Sprachen am nächsten stehenden Plattdeutschen die entsprechenden hochdeutschen, holländischen, skandinavischen und englischen Ausdrücke stehen müßten. Max Erbe.

Einige Flurnamen aus Andernach. — Generalanzeiger. Kathol. Volkszeitung für Andernach vom 16., 19. u. 20. April 1904.

Flurnamen sind oft Urkunden vergleichbar, sie wissen u. U. mehr zu erzählen als vergilbte Blätter, wenn man in ihnen zu lesen versteht. So kann man aus ihnen ersehen, welchen Weg früher ein jetzt vertrockneter Rheinarm genommen hat, daß früher manche jetzt fruchtbare Gegend sumpfig gewesen ist, wo in heidnischer Zeit Kultstätten gewesen sind u. dgl. — Vielleicht läßt sich ein oder das andere Mitglied unserer Zweigvereine dadurch anregen, die Flurnamen in seiner Gegend darauf hin zu untersuchen, um dann das Ergebnis seiner Forschungen für einen Vortrag in seinem Zweigverein fruchtbar zu machen. Max Erbe.

Unsere Lehnwörter. Von Max Könnecke. — Sonntagsbeilage des Reichsboten. 10. April bis 14. Mai 1904.

Gibt nach einer kurzen Erörterung des Begriffes »Lehnwort« einen Überblick über die deutsche Kulturentwicklung an der Hand der Lehnwörter. Er folgt dabei ganz dem vortrefflichen Seilerschen Werke (»Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts«), das wir Jahrg. 1901, Sp. 305ff. eingehend gewürdigt haben. In einer Schlußbemerkung wird der Gedanke zurückgewiesen, daß man wegen der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Lehnwörter die Fremdwörter überhaupt zu dulden habe. »Die Lehnwörter bleiben, aber vor den Fremdwörtern seien wir auf der Hut!« K. S.

Eljen Magyar! Von Friedrich Reiche. — Deutsche Welt Nr. 22 vom Jahre 1904.

Ein Bericht über Winklers Buch: »Skizzen aus dem Völkerleben« (Berlin 1903, Dümmlers Verlag), in dem ein genauer Kenner Ungarns über das Wesen, die Magyarisierungspolitik und die Kultur der Ungarn unbefangen urteilt. Uns geht hier an, was von der Sprache gesagt ist. Der Magyar blickt mit Verachtung auf die hundert Mundarten der Deutschen herab, denen er seine Muttersprache mit Stolz, aber fälschlich als einheitlich gegenüberstellt, ohne zu bedenken, wie viel er der deutschen Sprache verdankt. Allen Unterdrückungsversuchen, deren auch in der vorigen Nummer Sp. 206 gedacht wurde, stellt sich aber jetzt Widerstand entgegen, zumal von den Siebenbürger Sachsen, die magyarisch lernen, um Beamte werden zu können, aber deutsch bleiben. Daher können wir bezüglich unsrer deutsch-ungarischen Stammesbrüder jetzt freier und hoffnungsvoller in die scheinbar so trübe Zukunft sehen. Fest steht und treu die Wacht auch an den Karpathen. Max Erbe.

Das Fremdwort in der deutschen Kinderstube. Von Dr. J. Ernst Wülfing (Bonn). — Unterhaltungsbeilage zur Tägl. Rundschau vom 24. Juni 1904.

Ausgehend von der Bezeichnung Baby stellt der Verf. eine Reihe von Fremdwörtern zusammen, die leicht aus dem allgemeinen Verkehr schwinden würden, wenn wir sie aus der Kinderstube vertrieben. Dazu rechnet er Adieu, Serviette, Douche, Maccaroni, Toilette, Konditor u. a. Als Übersetzung von Automobil empfiehlt er Töff, von dem seine Kinder sogar schon Zusammensetzungen gebildet haben. Max Erbe.

Joseph Lammertz: I. Wann werden Eigenschaftswörter vor Hauptwörtern groß geschrieben? — Praxis der katholischen Volksschule 1904, Nr. 5 und 6; II. Die Zusammenschreibung von Zeitwörtern und von Mittelwörtern mit Wortarten, die ihnen untergeordnet sind. — Rheinisch-Westfälische Schulzeitung vom 19. u. 26. Nov. 1903.

Für zwei besonders schwierige Kapitel der deutschen Rechtschreibung sucht Lammertz aus dem amtlichen Wörterverzeichnis leicht behältliche, auch jüngeren Schülern verständliche Regeln abzuleiten. Sie lauten:

I. Für die Großschreibung der Eigenschaftswörter: 1. Bildet die Verbindung eines Gattungsnamens mit einem Eigenschaftswort den Namen für ein Einzelwesen, das unter anderen Wesen derselben Gattung mit derselben Eigenschaft hervorgehoben werden soll, so wird das Eigenschaftswort groß geschrieben; z. B. die sächsischen Zeitungen, die Sächsische Zeitung. 2. Ist die Bedeutung des Gesamtbegriffs von Eigenschaftswort und Hauptwort eine andere als die Summe der einzelnen Begriffe, so wird das Eigenschaftswort groß geschrieben; z. B. das Tote Meer.

II. Für die Zusammenschreibung von Zeitwörtern und von Mittelwörtern mit Wortarten, die ihnen untergeordnet sind: 1. Läßt ein Wort sich nicht allein erfragen, so wird es in der Regel mit dem Zeitwort verbunden; z. B. haushalten; Frage: was tun?, nicht: was halten? 2. Läßt ein Wort sich sowohl mit dem Zeitwort als auch allein erfragen, so wähle man die zusammengeschriebene Form; z. B. mitlesen; Frage: was tut er? oder: wie liest er? 3. Läßt ein Wort sich nur allein erfragen, so schreibe man es nicht mit dem Zeitwort zusammen; z. B. er hat keinen Teil an mir; Frage: was hat er? 4. Mittelwörter werden mit einem Umstandswort nicht zusammengeschrieben, wenn dieses wieder eine nähere Bestimmung zuläßt oder der Steigerung fähig ist; z. B. der oben Genannte, süß duftend. 5. Wird die Nennform eines Zeitworts mit einem Umstandswort zusammengeschrieben oder nicht, so geschieht dasselbe auch bei allen Formen des Zeitworts sowie bei den von ihm gebildeten Mittelwörtern; z. B. der höchst Begabte. 6. Wenn ein Zeitwort zu einem Mittelwort wird und alsdann seine Ergänzung beibehält, so erfolgt Zusammenschreibung; wer Not leidet, ist notleidend.

Die Vorschläge, die Lammertz im einzelnen macht, dürften teilweise auf Widerspruch stoßen, wenn er z. B. verlangt: das wird seinem Herzen wohl tun oder: ich kann es nicht mit ansehen oder gar, um die Zusammenschreibung »Hinundhertaumeln« zu vermeiden, die Anwendung der Anführungszeichen empfiehlt: das »Hin und her taumeln«. — Mitunter ist auch die amtliche Schreibweise bedenklich. Warum katholische Kirche und lutherische Kirche; bei »die reformierte Kirche« wird der kleine Anfangsbuchstabe jedenfalls manchem gegen obige Regel I, 1 zu verstoßen scheinen. — Das Kapitel von der Zusammenschreibung wird immer Lehrern und Schülern viel Kopfzerbrechen verursachen, denn nicht selten entsteht, wie Lammertz selbst an gut gewählten Beispielen zeigt, ein andrer Sinn, je nachdem man zusammenschreibt oder nicht; z. B. Grundsätze müssen feststehen, Tische fest stehen. — In den meisten Fällen aber werden die angeführten Regeln dem Lehrer sicherlich gute Dienste leisten.

Ludwigsburg. Karl Erbe.

Die Schriftleitung (Berlin NW 52, Paulstr. 10) stellt die obigen und früher hier genannten Aufsätze — nicht die besprochenen Bücher — gern leihweise zur Verfügung.

Aus den Zweigvereinen.

Boppard. Der Zweigverein entfaltete im verflossenen Vereinsjahre ein sehr reges Leben. Gediegene Vorträge lockten an mehreren Abenden zahlreiche Zuhörer, Mitglieder und Nichtmitglieder, zu den Vereinssitzungen herbei. Den Reigen der Vortragenden eröffnete unser verdienter Vorsitzender, Gymnasial-Oberlehrer Knaupp, mit einer Besprechung des Lebens und der Werke Karl Löwes. Mehrere Damen und Herren brachten im Anschlusse daran die

hervorragendsten Balladen und Lieder Löwes wirkungsvoll zu Gehör und verliehen dadurch der Darbietung einen ganz besonderen Reiz. — Fräulein Klara Oesterlen aus Stuttgart, die in Sprachvereinskreisen wohlbekannte Vortragskünstlerin, erfreute uns an dem 2. Abende durch die Wiedergabe einer Anzahl älterer und neuerer Dichtungen. Sie entzückte allgemein sowohl durch sinnige Auffassung wie durch entsprechenden Vortrag der Gedichte. — »Über Hunsrücker Verhältnisse vor 30 Jahren und jetzt« sprach Schulrat Klein in der folgenden Sitzung. In kurzen, aber treffenden Zügen entwarf er ein Bild des Hunsrückers, wie er lebt, erwirbt, wohnt und spricht. (Besonders hob er den großen Aufschwung hervor, den die sonst arme Gegend seit dem großen Kriege 1870/71 zu verzeichnen hat.) — Der 4. Abend war unserem größten mundartlichen Dichter, Fritz Reuter, gewidmet. Das Leben, Leiden und Wirken des immer noch zu wenig gekannten Mannes wurde von Dr. Meyer gefeiert. — Auch an den beiden folgenden Sitzungsabenden wurden anziehende Lebensbilder geboten. Fräulein Pagés, selbst beachtenswerte Dichterin, sprach über Hedwig Dransfeld. Sie entwarf ein packendes Bild der in weltentrückter Einsamkeit schaffenden und duldenden, noch jungen Dichterin. — Zu Ehren J. G. Herders behandelte Gymnasial-Oberlehrer Funk an unserem letzten Vereinsabende den großen Mann, der nun seit 100 Jahren zu den Toten zählt, als Dichter und Kunstrichter. — Die Mitgliederzahl unseres Zweigvereins stieg im verflossenen Jahre von 37 auf 59. Die beiden hier erscheinenden Zeitungen haben seit einem halben Jahre eine Sprachecke eingerichtet. Der Vorstand wurde wiedergewählt.

Graz. Die diesjährige ordentliche Hauptversammlung des Zweigvereins ist am 17. Mai im Vortragssaale der steierm. Landesbibliothek unter dem Vorsitze des Obmannes Skriptor Karl W. Gawalowski abgehalten worden. In dem Tätigkeitsberichte für 1904 wurde zunächst auf die Verdeutschungstafel der im Geldverkehre der Banken und Sparkassen gebräuchlichsten fremden Ausdrücke verwiesen, die der Zweig Graz auf Anregung seines Ausschußmitgliedes Herrn Otto Schöppel gemeinsam mit dem Zweigvereine Marburg a. D. im letzten Winter herausgegeben hat und in den österreichischen Alpenländern verbreitet. Am 10. Februar 1904 fand eine Feier des 70. Geburtstages des Dichters Felix Dahn statt, die sehr würdig verlief. Professor Aurelius Polzer schilderte in einem inhaltreichen Vortrage das Leben und Wirken des gefeierten Dichters und trug unter dem jubelnden Beifalle der Versammlung mehrere Gedichte Dahns vor. Noch glänzender verlief der von unserem Zweige gemeinsam mit der hiesigen Männerortsgruppe des Schutzvereins »Südmark« am 16. März 1904 im Stefaniensaale veranstaltete Festabend zu Ehren des steirischen Dichters Ottokar Kernstock. In edlem Wetteifer sangen der Grazer Männergesangverein und der Grazer akademische Gesangverein eine Reihe von Chören, sämtlich Vertonungen von Gedichten Kernstocks. Den Höhepunkt des Abends bildete die ebenso tiefempfundene als gedankentiefe Festrede des Schriftstellers Heinrich Wastian, die in warmen Worten die völkischen und dichterischen Verdienste des Sängers des »Zwingergärtleins« pries und laute Beifallsstürme der den großen Saal bis aufs letzte Plätzchen füllenden Menge entfesselte. Der Kernstockabend brachte den Südmarkbüchereien einen Reingewinn von 800 Kronen ein. Nach dem vom Zahlmeister Oberstleutnant von Mayrhofer erstatteten Kassenberichte zählte der Zweig Graz im Mai 1904 234 Mitglieder, das Vereinsvermögen betrug zur selben Zeit 1139 K 49 h. In den Vorstand wurden wiedergewählt: Skriptor K. W. Gawalowski Obmann, Prof. Dr. F. Khull Stellvertreter, Schriftsteller Heinrich Wastian Schriftführer, Sparkassenbeamter Otto Schöppel Stellvertreter, Oberstleutnant F. v. Mayrhofer Zahlmeister, Stadtbaumeister G. Gutmann Stellvertreter, Zivilingenieur L. v. Bernuth, Hochschulprof. Fritz Reinitzer, Rentner Konrad Seibel. Zu Rechnungsprüfern wurden wie im Vorjahre Schriftleiter F. Rottenbacher und Gymnasialdirektor Franz Scholz berufen. Skriptor Dr. Schuch war so liebenswürdig, in Verhinderung des Prof. Dr. Khull dessen Vortrag über Hugo von Montfort, den letzten Minnesänger Innerösterreichs, zu verlesen. Die sehr beachtenswerten, von einer durchdringenden Beherrschung des Stoffes zeugenden Ausführungen fanden den lebhaftesten Anteil der Zuhörerschaft. Mit Dankesworten an alle, die in dem abgelaufenen Jahre die Bestrebungen des Zweigvereins unterstützten, schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Leipzig. Der Tod hat unserem Zweigvereine wieder einen der treuesten und regsten Mitarbeiter entrissen. Infolge eines Herzschlages ist der Fabrikbesitzer Eduard Henny am 20. Juni unerwartet verschieden. Der Verein erleidet durch seinen Heimgang einen schweren Verlust. Seit vielen Jahren gehörte der Verstorbene dem Vorstand an und verwaltete zuletzt das Schatzmeisteramt. Die Pflege seiner Muttersprache war ihm Herzenssache, und mit der Treue, die ihm eigen war, verfocht er unsere Bestrebungen in seinen Kreisen. Der Verein legte eine Palme an seinem Sarge nieder und wird dem Dahingeschiedenen ein treues Andenken bewahren. Auch an dieser Stelle sei ihm unser Dank in die Ewigkeit nachgerufen!

London. Der Ausflug, den der Verein Samstag, d. 9. Juli, nach dem Eppinger Walde unternahm, war vom herrlichsten Wetter begünstigt und verlief aufs angenehmste. Bald nach 2 Uhr führte der Schnellzug die zahlreichen Teilnehmer nach Chingford, von wo aus ein Spaziergang durch den Wald bis zum Endziel, dem Gasthause Kings Oak-Hotel, unternommen wurde, dessen Besitzer, Herr Gumprecht, aufs beste für die Labung der Gäste gesorgt hatte. Da der Vorsitzer, Prof. A. Weiß, infolge beruflicher Verhinderung erst später erscheinen konnte, so begrüßte der Schriftführer, Dr. L. Hirsch, in wenigen Worten die Festgenossen. Nachdem in den hübschen Anlagen ein Gruppenbild aufgenommen worden war, fand im Gartensaale eine gemütliche Zusammenkunft statt, bei der Lieder, Vorträge und Tanz miteinander abwechselten. Der Vorsitzer wies auf die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Könige von England in Kiel hin, ein vielversprechendes Zeichen guten Einvernehmens zwischen Deutschland und England, und forderte zu einem Hoch auf beide Fürsten auf. Gegen $^1/_2$10 Uhr wurde der Rückweg durch den Wald nach Loughton angetreten, und nach 11 Uhr langten die Ausflügler wieder in London an, höchst befriedigt von dem, was der Vorstand ihnen geboten hatte.

Münster, Westfalen. Von dem Jahrbuch des Münsterer Zweigvereins erschien vor kurzem der neunte Jahrgang. Dieser enthält zunächst unter der Überschrift »Münsterer und Münsterin« von Mattias Linhoff einen Aufsatz, worin dargelegt wird, daß die Wortformen Münsterer und Münsterin (besser als Münstererin, Münsterrin) den Formen Münsteraner und Münsteranerin vorzuziehen seien. Hieran schließt sich ein Aufsatz von Bernhard Ahrmann, der über »Einige Gruppen deutscher Vornamen« handelt. Außerdem bringt das Jahrbuch den Bericht »Der Münsterer Zweigverein im Jahre 1903«, die Namen der Vorstandsmitglieder im laufenden Jahre und das Mitgliederverzeichnis.

Briefkasten.

Herrn F. . . ., Außig. Es muß heißen: »**er ist übergesiedelt**«, nicht: »er ist übersiedelt«. Denn Zeitwörter der Bewegung, die mit trennbaren Verhältniswörtern (»durch, über, um, unter«) zusammengesetzt sind, müssen in ihrer ursprünglichen ziellosen (intransitiven) Bedeutung trennbar bleiben und den Ton auf dem Verhältnisworte tragen; nur in zielender, zumal übertragener Bedeutung sind sie untrennbar und auf dem Grundworte zu betonen. Also: »er ist dúrchgegangen — ich habe die Zeitung durchflógen; er ist übergelaufen — hat mich überláufen; wir sind úmgegangen — haben ihn umgángen« usw. Leider wird heute bei einigen der hierhergehörigen Wörter, zumal im Süden, das Richtige nicht beachtet, besonders bei »übersiedeln« und »übergehen« z. B. »er übersiedelte nach Berlin«; »wir übergehen nun zu dem zweiten Punkte«; ferner: »das Spiel seiner Natur war ehrlich . . . und überquoll wie der Schaum eines jungen Renners« (K. F. Meyer), »überlaufen« im Sinne von »übergelaufen« (ders.). Es ist nicht zu billigen, daß Heyne in seinem Wörterbuche »übersiedeln« als untrennbar und trennbar bezeichnet (mit den Beispielen: »er übersiedelte nach Köln, ist nach Köln übergesiedelt«), ohne ein Wort über den verschiedenen Wert beider Fügungen hinzuzusetzen. Das Richtige betonen mit dem wünschenswerten Nachdrucke Heintze und Matthias in ihren bekannten Werken.

Herrn L. . . ., Haynau. Sie nehmen Anstoß an dem Satze einer Bekanntmachung: »Zwischen Leobschütz und D.-Rasselwitz ist **infolge der Wiederherstellung** der Hotzenplotzbrücke vom 1. Mai 1902 ab ein Umsteigen . . . . . nicht mehr erforderlich.« Sie

meinen, daß die Worte »infolge der Wiederherstellung der Brücke« gewöhnlich bedeuten: »weil die Brücke wiederhergestellt wird«, hier aber der damit verbundene Sinn sei: »weil die Brücke wiederhergestellt ist.« Dem können wir uns nicht anschließen. Die verbalen Hauptwörter auf -ung bezeichnen nicht nur eine in der Ausführung begriffene, sondern auch eine abgeschlossene Handlung, und gerade die Verbindung mit »infolge« weist eher auf eine solche hin. Wie man richtig sagt: »nach Wiederherstellung der Brücke«, so auch in entsprechendem Sinne: »infolge der Wiederherstellung der Brücke«. Es ist zuzugeben, daß diese Worte in bestimmtem Zusammenhange den Sinn haben können: »weil die Brücke wiederhergestellt wird«; aber das ist in dem oben angeführten Satze ausgeschlossen. Wir glauben, daß jeder unbefangene Leser diese Bekanntmachung recht auffassen wird. Richtig ist also der Satz; schöner aber wird er unzweifelhaft, wenn statt der schleppenden substantivischen Fügung die schlichte verbale eintritt: »da die Brücke wiederhergestellt ist«. Auch die Form: »nach Wiederherstellung der Brücke« wäre gefälliger.

Herrn **M. R. . . .** (?), Berlin. Es ist eine sehr häufige Erscheinung im Sprachleben, daß irgendwie entstandene Abweichungen in der Form mit Verschiedenheiten der Bedeutung verbunden werden, die ursprünglich in jenen formellen Verschiedenheiten gar nicht begründet sind. Die Sprache macht sich den Reichtum an Formen in dieser Weise zunutze. Solche Unterscheidungen bilden sich meist erst allmählich heraus. Während z. B. früher »zucken« und »zücken« gleichbedeutend nebeneinander gebraucht wurden (Klopstock spricht von einem »zückenden« Blitzstrahl, bei Schiller wird ein Säbel »gezuckt«), haben sich heute die verschiedenen Bedeutungen auf beide Formen verteilt. So erklärt es sich auch, daß »Land« in Zusammensetzungen im Gegensatze zu »Stadt« oder zu »Meer« gebraucht wird (»Landluft, Landseite«), »Land(e)s« im Gegensatze zu anderen Ländern (»Landeskirche«), eine Unterscheidung, die uns besonders im »**Landmann**« und »**Landsmann**« auffällig und deutlich entgegentritt. An dem s haftet ursprünglich die eigentümliche Bedeutung nicht: im 16. Jahrhundert wird »Landmann« auch in dem Sinne »Eingeborener eines Landes« gebraucht; vielmehr sind die beiden bestehenden Bildungsmöglichkeiten von dem Unterscheidungsbedürfnisse zweckmäßig verwertet. Ähnlich verhält es sich mit »**Wassersnot**« = Überschwemmung und »**Wassernot**« = Wassermangel; indessen ist hier der Unterschied nicht so streng durchgeführt, wenigstens findet sich »Wassernot« auch in der Bedeutung »Überschwemmung«. — Man sagt nicht nur »**gut deutsch**« sondern auch »**gutes Deutsch**«, das erste als Eigenschaftswort, also mit kleinem Anfangsbuchstaben (wie »gut protestantisch«), das zweite als Hauptwort mit großem Anfangsbuchstaben (wie »gutes Latein«). In dem zweiten Falle kann man aber auch nach altem Brauche die Beugungsendung weglassen, also: »**gut Deutsch**« (wie »bar Geld, schön Wetter« u. ä.).

Herrn **K. B. . . .**, Torgau. Das Wort »**Rechtsverfallenheit**«, das Ihnen in einer Altbücherliste begegnet ist: »A. Buchner, das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerlichen und peinlichen Rechtsverfallenheiten nach altdeutscher, vorzüglich altbaierischer Rechtspflege, Erlangen 1825«, ist uns unbekannt. »Verfallenheit« kennen wir nur in dem Sinne »Zustand des Verfallenseins«; Sanders führt für diese Bedeutung Belege an aus Kohl, Prutz und Stahr. In Schmellers Bayerischem Wörterbuche finden wir das Wort nicht. Sollte vielleicht ein Druckfehler vorliegen für »Rechtsvorfallenheit«? »Vorfallenheit« ist ein von Wieland und Goethe bis Keller nicht selten vorkommendes Wort = »Vorfall«; »Rechtsvorfallenheit« könnte also soviel sein wie »Rechts(vor)fall, Rechtshandel«. Vielleicht können hier unsere juristischen Leser helfen. — »**Totsicher**« oder richtiger »**todsicher**« als Verstärkung des einfachen »sicher« kann auf die volle Bedeutung von »Tod« zurückgeführt werden, also: so sicher wie der Tod. So sind ja unzweifelhaft zu erklären: »todkrank, todmüde« u. a., auch »Todfeind«. An diesem Worte sehen wir aber schon, wie »Tod« in seiner ursprünglichen Bedeutung verblaßt ist und nur zur Verstärkung des im Grundworte enthaltenen Begriffes dient. Noch deutlicher tritt dies hervor in dem Worte »todfroh, todesfroh«. Und so erklärt sich auch »todsicher« am besten wohl aus der abgeblaßten, verstärkenden Bedeutung von »Tod« in Zusammensetzungen. Weil aber offenbar das Hauptwort »Tod«, nicht das Eigenschaftswort »tot« zugrunde liegt, ist »todsicher« (mit d) zu schreiben. Nach Ihren Beobachtungen wird das Wort zuweilen von Staatsanwälten gebraucht, die damit die Unausbleiblichkeit eines »Schuldig« auf ihre Anklage bezeichnen wollen, meist aber im Sportwesen, um auszudrücken, daß ein am Wettspiele Teilnehmender ganz sicher gewinnen werde. Ob aber das Wort gerade in Sportkreisen seinen Ursprung hat? Uns ist es noch begegnet in dem Romane von Wilhelm von Polenz »Der Büttnerbauer«: »die Hypothek ist totsicher«. Wir möchten eher an volkstümlichen Ursprung denken, wie es der Fall ist bei »todfroh«.

Herrn **A. M. . . .**, Bern. Die Redensart »**in Bausch und Bogen**« ist zurückzuführen auf unregelmäßig verlaufende Grenzen von Ländereien. »Bausch« ist hier das nach außen vorspringende, gleichsam sich ausbauschende Stück, »Bogen« das nach innen zurückspringende, zurückgebogene, die Einbuchtung. Bei Messungen solcher Ländereien wurde früher eins gegen das andere gerechnet, das Zuviel auf der einen Seite durch das Zuwenig auf der anderen ausgeglichen. Das nannte man »in Bausch und Bogen«. Diese Wendung wurde dann auch auf andere Verhältnisse übertragen, z. B. auf Kauf und Verkauf von Waren, wo auch eins ins andere gerechnet, Minderwertiges durch Besseres ausgeglichen wird. Ebendarauf beruht auch der Ausdruck »**Bausch(Pausch-)summe**«. Nur erscheint hier die Wendung in verkürzter Form; gemeint ist auch hier »eine Summe in **Bausch und Bogen**«.

Herrn **F. W. . . . .**, Plön. Wir halten es nicht für bedenklich, bei einem Seekriege von einem »**Feldzuge**« zu sprechen, wie es in dem von Ihnen angeführten, anscheinend einem geschichtlichen Lehrbuche entnommenen Beispiele der Fall ist: »durch einen Feldzug von 40 Tagen säuberte Pompejus den westlichen Teil des mittelländischen Meeres von Seeräubern«. Auch Mommsen spricht bei Gelegenheit eben dieses Seeräuberkrieges von einem »Feldzuge« (Röm. Gesch. 3. Bd. 7. Aufl. S. 122). Die Berechtigung dieses Gebrauches liegt darin, daß in dem Worte »Feldzug« die ursprüngliche Bedeutung stark verblaßt ist, daß es fast gleichbedeutend ist mit »Krieg, kriegerische Unternehmung«. Es kommt hinzu, daß auch das einfache Wort »Feld« in gewissen Verbindungen unbedenklich von einem Seekriege gebraucht werden kann: »sie behaupteten das Feld, er starb auf dem Felde der Ehre« u. ä. Und ein Admiral soll die Eigenschaften eines »Feldherrn« haben. Solche Begriffsübertragungen von Land auf See oder umgekehrt sind auch sonst nicht selten. Schon »in See gehn«, »Seeweg« u. a. gehört hierher; Truppen werden nicht nur zur See, sondern auch auf der Eisenbahn »aus-« und »eingeschifft«; franz. équiper ist ursprünglich nur: ein Schiff ausrüsten (von altdeutsch skip), vgl. auch franz. embarcadère u. ä.

Herrn **W. F. . . .**, Braunfels. Mit Recht fühlen Sie sich verletzt durch die leider recht häufigen Umstandsbezeichnungen »**auf das beste, auf das gründlichste**« usw. In allen festgeprägten Wendungen ist es der natürlichen Sprechweise, auch im edelsten Stile, allein angemessen, Verhältniswort und Geschlechtswort zusammenzuziehen. Wie es allein heißen darf: »aufs Haupt schlagen, am Ende sein, zur Stelle sein«, so auch: »aufs beste, am besten, fürs erste« usw. Die aufgelösten Formen sind gekünstelt oder pedantisch, sie wirken nicht kraftvoll, sondern matt.

Herrn **A. B. . . .**, Oppeln. Die Fassung: »der Schüler ist **wegen wiederholter grober Lüge** und Gehorsamsverweigerung . . . bestraft worden« wird von Ihnen beanstandet; Sie verlangen dafür: »wegen groben Lügens«. Wir halten beides für zulässig. Die ausgesprochene Lüge oder bewußte Unwahrheit ist doch unzweifelhaft der Grund der Bestrafung. Ein kleiner Unterschied ist allerdings vorhanden. In der Form »das Lügen« tritt die Handlung des Lügens als solche schärfer hervor; »die Lüge« bezeichnet mehr die Art des Vergehens gegenüber anderen Vergehen, es ist ein Begriff wie »Betrug, Meineid, Mord« u. ä. Nun gibt es Fälle, in denen es wünschenswert oder notwendig ist, eben die Handlung des Lügens stärker zu betonen, z. B. »wegen hartnäckigen Lügens«, wo durch die gewählte Infinitivform der ganze Verlauf der lügnerischen Tätigkeit wirksam beleuchtet wird. Und etwas Ähnliches ist auch in dem obigen Beispiele (»wiederholt«) enthalten, aber doch nicht so zwingend, daß man nicht auch sagen könnte: »wegen wiederholter Lüge«, gerade wie »wegen wiederholten Betruges, Meineides«. Zwischen »Lärm« und »Lärmen« besteht nicht ganz dasselbe Verhältnis wie zwischen »Lüge« und »Lügen«, insofern in »Lärm« nicht die Handlung des Lärmmachens zum Ausdrucke kommt, sondern nur das auf das Ohr wirkende Geräusch. Hier würden auch wir vorziehen: ». . . . wegen lauten Lärmens bestraft«.

Herrn E. D. . . ., Haspe (Westf.) »**Blage**« ist nach dem Grimmschen Wörterbuche ein im nordwestlichen Deutschland verbreitetes Wort, das in scheltendem und geringschätzigem Sinne von Kindern, zumal unartigen verwendet wird, also ähnlich wie »Balg«, mit dem es aber nicht verwandt sein wird. Grimm bringt es zusammen mit dem niederdeutschen »Plack« = abgerissenes, abgeschnittenes, angesetztes, angeklebtes Stück; »das Kind wird durch einen ans Kleid angesetzten Zwickel bezeichnet«. Er weist dabei hin auf das tiefer in Norddeutschland geltende »Gere, Göre«, das auch eigentlich den Zwickel am Kleide, den Schoß bezeichnet und dann auf das Kind angewandt wird, endlich noch auf das litauische skwernas = Rockzipfel und Schelte für ein unartiges Kind. Das sind beachtenswerte Zusammenstellungen, wenn damit auch die Erklärung von »Blage« noch nicht über jeden Zweifel erhoben wird.

Herrn E. S. . . ., Berlin. Das burschikose »**verknacken, verknacksen**« in dem Sinne »gerichtlich verurteilen« wird wohl nichts weiter sein als eine Entstellung von »verknassen«. »Knassen, knasten« ist ein mundartlicher (mittelrheinisch-pfälzischer) Ausdruck für »hart strafen, büßen lassen, auch: zugrunde richten«. Das Wort ist auch in die Gaunersprache übergegangen: »knassen« = strafen, dazu »**Knaß**« = Buße, Strafe. Aus ihr wird es in weitere Kreise gedrungen sein, wo es dann in der umdeutenden Form »verknack(s)en« einen etymologischen Anschluß an ein geläufiges Wort fand. An das mittelalterliche Brechen des Stabes ist dabei schwerlich zu denken. Als Grundbedeutung von »knassen« nimmt Hildebrand im Grimmschen Wörterbuche zermalmen an. — Für »**Etui**« im allgemeinen scheint uns die treffendste Verdeutschung: Besteck. Die anderen zu Gebote stehenden Wörter wie »Kapsel, Büchse, Kästchen, Schachtel, Tasche« usw. bezeichnen nur eine bestimmte Form des Behältnisses, sind aber natürlich im Einzelfalle sehr wohl zu gebrauchen, ja vorzuziehen, z. B. »Schreib-, Federkasten« für »Schreibetui«, »Nadelbüchse« für »Nadeletui« usw. K. S.

Herrn G. M. . . ., Wien. Regelrecht ist **laut dieses Berichts**, denn »laut« ist ursprünglich ein Hauptwort und verlangt ebenso den Wesfall, wie kraft, vermöge, statt, infolge nur so verbunden werden können. Wenn auf Sp. 188 steht »laut diesem Berichte«, so ist das eine Freiheit, die nicht vorbildlich sein darf, anderseits aber auch nicht ohne Beispiel ist. Denn augenscheinlich in Anlehnung an den gleichbedeutenden Ausdruck »nach dem Berichte« hat sich der Wemfall schon längst unerlaubterweise auch nach laut eingedrängt und besonders bei Hauptwörtern allein ohne Beifügung (laut Bericht, laut Gesetz) Gewohnheitsrecht gewonnen. — Über die andere Frage finden Sie Bescheid in Dungers Aufsatz: »Des Herrn Zahnarzt A. oder des Herrn Zahnarztes A.?« Zeitschr. 1902 Sp. 312 ff.

Herrn v. R. . . ., Oldenburg. Der Hamburger Polo-Klub hat auf den 3. September ein Meeting angesetzt. Sein Sekretariat veröffentlicht daher Propositionen zu dem Concours hippique und Polo-Tournament. Die sprechen von Reitpferd- und Jagdpferdkonkurrenzen, von Qualität und Manier des Pferdes, von Qualifikation der Damen und Herren, von Points und Refüsieren usw. Ja, muß denn die gute, deutsche Reiterei durchaus mit dieser **abstoßenden Fremdwörterei** behaftet sein?

Herrn W. B. . . ., Redern. In Nr. 32, 1904 der Zeitschrift für Dampfkessel und Maschinenbetrieb wird eine von Max Schubert in Chemnitz hergestellte Einrichtung besprochen, die den bei der Kesselfeuerung herrschenden Zug jederzeit selbsttätig messen soll. Schubert hat für sie den Namen **Zugometer** gewählt. — Ist die Zeitschrift für Dampfkessel usw. etwa ein Witzblatt? Sonst wäre Herrn S. weiter zu empfehlen Windometer, Luftometer, Kraftometer, Wasserometer, Steigungsometer u. a.

Heiteres. Ein englisches Bartmittel wird folgendermaßen angepriesen: »Ist eine lichte, fixierende Flüssigkeit speziell für den Schnurrbart zu züchtigen, und ist im täglichen Gebrauch in jeder Armee. Der Mouquetaire ist überhaupt für einen schwachen Schnurrbart anzuwenden, weil er ihm enthüllt und ihm ein kraftvolles Wachsen erteilt. Wann der Schnurrbart ein gerade drähternes und unwiderlegliches Aussehen hat, und die Nase kitzelt, und unter die Zähne kommt und wird täglich teilweise abgebissen, der Thiellay's Mousquetaire tut ihm gleich disziplinieren, und transformiert ihn in dem fließenden, aristokratischen und würdevollen Schnurrbart, welcher nur in den Armeekorps Deutschlands zu treffen ist. Seine Aroma ist ein Läuterer des Atems überhaupt nach dem Tabakrauchen, und während der Unterhaltung tut er einen wohlriechenden und angenehmen Parfum verbreiten. Die Weise diese Flüssigkeit zu gebrauchen ist: sogleich nach einer vollen Auswaschung des Bartes eine Bürste in die Flüssigkeit zu tauchen, und dieselbe gerade auf die Würzel des Haares einzubürsten, und dann während der wenigen Minuten, die die Feuchtigkeit dauert, der Schnurrbart in der gewünschten Richtung hinzukämmen.« So berichtet dem Oberschles. Tageblatt in Kattowitz Nr. 154 ein Leser aus London. Übrigens hat diese köstliche Sprachprobe auch noch eine erfreuliche Seite, wenn man bedenkt, daß die saure Arbeit doch wohl nur notgedrungen geleistet worden ist. So scheinen ja die deutschen Käufer englischer Waren allmählich einige Rücksicht zu fordern. Hoffentlich lassen sich auch bald die vielen Liebhaberphotographen nicht mehr die Ungezogenheit englischer Filmsfabrikanten gefallen, die sich bis jetzt noch nicht dazu bequemt haben, ihre Gebrauchsanweisungen auch ins Deutsche zu übersetzen. Sie dürfen's dann auch etwas besser machen als der Pomadenonkel.

— In der Güstrower Zeitung Nr. 164 findet sich die Anzeige: »Eine alte gut eingeführte Versicherungsgesellschaft sucht für Güstrow in der Einbruch-Diebstahlsbranche einen tüchtigen Vertreter.« Einen »tüchtigen Vertreter in der Einbruch-Diebstahlsbranche« wie geziert! Warum denn nicht einfach einen geschickten Spitzbuben?

Geschäftlicher Teil.

Wohnungsänderung des Schriftleiters.

Vom 1. Oktober an wohne ich

Berlin NW. 40, **Haidestraße 55/57.**

Oskar Streicher.

Briefe und Zusendungen für die **Vereinsleitung** sind zu richten an den Vorsitzenden.
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und **Beitrittserklärungen** (jährlicher Beitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die **Zeitschrift** an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW52, Paulstraße 10,
für die **Wissenschaftlichen Beihefte** an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W30, Motzstraße 12,
für das **Verdeamt** an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW52, Paulstraße 10. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 10 — Oktober 1904

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats, und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24).

Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 3 ℳ. jährlich bezogen werden.

Geschichtliche Schulung des Sprachgefühls.

Auf dem zweiten Kunsterziehungstage zu Weimar (Oktober 1903, vergl. Zeitschr. 1904 Sp. 15 ff.) ist von mehreren Seiten, besonders von Otto Ernst die Vernarrtheit des Deutschen in alles fremde Schrifttum scharf getadelt und sein wenig innerliches Verhältnis zu den eigenen großen Dichtern beklagt worden. Wie viel ungünstiger noch erscheint dieses Verhältnis, wenn man in der Literaturgeschichte aufwärts steigt zu den Bahnbrechern und Pfadfindern des 18. Jahrhunderts! Auch der Gebildete steht diesen Persönlichkeiten mehr oder weniger fremd gegenüber. In dieser Beziehung konnte man bei der Herderfeier am Ende des vorigen Jahres eigentümliche Beobachtungen machen: hier sichtliches Erstaunen über die bisher unbekannte Größe, dort ein verschämtes Eingestehen der Unkenntnis. Was weiß der Deutsche vollends von den literarischen Streitern des Reformationszeitalters und ihren Dichtungen? Und doch verlohnt es sich sicherlich, auch diese näher kennen zu lernen und sich an ihrer zwar derben und oft eckigen, aber kerngesunden und männlich deutschen Art zu erfreuen und national zu stärken.[1])

Aber noch etwas anderes würde dabei herausspringen: ein Gewinn für unser sprachliches Empfinden. Und eben diese Seite ist unlängst von einem tüchtigen jungen Germanisten, Dr. Georg Baesecke, in einem kleinen, aber beachtenswerten Aufsatze der »Wartburgstimmen« (November 1903, S. 149—151) nachdrücklich betont worden. »Geschichtliche Schulung des Sprachgefühls« überschreibt er ihn, und er spricht damit aus, was er wünscht, und — um das gleich zu sagen — was auch wir wünschen. Er beklagt, daß der Deutsche die Dichtwerke seiner Vorzeit nicht mehr ohne weiteres zu verstehen scheine, wie einst der Grieche seinen Homer, daß unsere alte Sprache erstaunlich schwierig und das Lesen der alten Schriftsteller nur dem Gelehrten zugänglich erscheine. Aber es scheint eben nur so; denn sicher ist nicht wirkliches Unvermögen die Ursache jener Entfremdung, sondern nur eine gewisse Scheu oder Abneigung, vielleicht auch Mangel an festem Willen. Daß es aber für »einen deutschen Mann, der deutsch zu lesen versteht«, möglich ist, sich in die ältere Sprache hineinzulesen, das verdanken wir vor allem Luther, dessen Sprachgewalt in Bibel und Katechismus noch immer und überall auf das Herz wie auf das sprachliche Empfinden wirkt. Luthers fortwirkende Tätigkeit schlägt eine Brücke von der Gegenwart zurück in das sechzehnte Jahrhundert, und mit den Schriften Luthers selbst steht dann »zugleich das lebensvolle 16. Jahrhundert offen: die Streiter der Reformation, Fischart, vor allem aber Hans Sachs. Und dann mag ein glücklicher Stern hinführen zu dem Hort der Nibelungen.«

Freilich müßte man mit der echten Sprache Luthers selbst vertraut werden, man müßte von der verblaßten, modernisierten Form, in der er heute vorgesetzt wird, wieder zurückkommen zu der wirklichen Lutherschen Sprachform, die bei all ihrer Eckigkeit und formalen Unsicherheit so frisch und lebendig anmutet. Dann erst entspränge für die geschichtliche Schulung des Sprachgefühls der rechte Gewinn. Denn dann erst überblicken wir die Veränderungen der Sprache im Laufe einiger Jahrhunderte: wir sehen, wie sie wird und sich lautlich und inhaltlich verändert, wie sich alte Endungen abschleifen und neue erzeugt werden, wie analogische Neubildungen entstehen, wie sich die Bedeutung und der Gefühlswert der Wörter unausgesetzt verschiebt, wie die Erscheinungen des Sprachlebens keine unwandelbaren Gesetze sind, sondern verschiedene Möglichkeiten der Entfaltung des Sprachgeistes, kurz, wie die Sprache in stetem Flusse ist. Diese Einsicht in das Wesen der Sprache, die immer noch nicht Gemeingut geworden ist, läßt dann auch gerechter urteilen über die Entwicklung der Sprache in der Gegenwart. Wir sehen diese dann mit ganz anderen Augen an; der höhere Standpunkt gewährt einen umfassenderen Blick und damit eine richtigere Wertung des einzelnen. Geschichtliches Sprachverständnis und Sprachgefühl bewahrt vor einem vorschnellen Aburteilen über jede Neuerung und führt zu gerechterer Würdigung alles dessen, was vom Gewohnten abweicht. Indem es anderseits die unserer Sprache innewohnende Eigenart, ihre eigentümlichen Kräfte und Vorzüge erkennen oder empfinden läßt, gewährt es einen Halt gegen Willkür und Entartung. Das alles käme gewiß der heutigen Sprachbehandlung zugute.

Wir können auch unmittelbar lernen von der Sprache vergangener Jahrhunderte, insbesondere des sechzehnten. Sie kann uns in manchem ein Vorbild, in vielem ein Spiegel sein, darin wir eigene Schwächen erblicken. Ihre Frische und Natürlichkeit

---

1) Die höheren Schulen tun ja jetzt etwas in dieser Beziehung. Die preußischen Lehrpläne von 1901 verlangen für die oberen Klassen Mitteilung einiger Proben von den wichtigsten Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts; an manchen Anstalten wird in Obersekunda eine Auswahl aus Luther und Hans Sachs gelesen.

kann in mehr als einer Beziehung verjüngend auf die heutige Sprache wirken. Uns aber kommt es zunächst darauf an, daß jeder Gebildete durch vertrauten Umgang mit den Dichtern der Vorzeit seinen geschichtlichen Sprachsinn wecken und ausbilden und dadurch die gegebenen Kräfte der Sprache stärken und veredeln kann »zum Besten unserer Sprache, unserer Bildung und unseres Volkes.«

Man wird fragen: woher die Zeit dafür nehmen? Nun, wenn für jeden nervenkitzelnden Roman der Gegenwart, wenn zumal für ausländische Erzeugnisse oft höchst zweifelhaften Wertes die Zeit gefunden wird, dann ist auch wohl etwas Muße übrig für die Dichtung der Vergangenheit, die uns zwar scheinbar fernsteht, aber doch deutsches Wesen echter ausdrückt als so vieles Neue. Das Fremdartige aber, das dem Lesenden zuerst Widerstand entgegensetzt, wird mehr und mehr schwinden, der Wunsch, ganz zu verstehen und zu genießen, wird geweckt, mangelnde grammatische Kenntnis wird durch sachliche Anschauung ersetzt, man wird immer mehr und infolge davon immer besser verstehen lernen. Und daß es dem Lernbegierigen möglich ist, sich Schriftwerke der alten Zeit für ein billiges zu verschaffen, dafür sorgt eine treffliche Sammlung, die unter dem Namen »Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts« von Professor Dr. W. Braune in Heidelberg herausgegeben wird und bei M. Niemeyer in Halle a. d. S. erscheint. Baesecke hat im Anschlusse an seinen Aufsatz diesen Neudrucken im Dezemberhefte der Wartburgstimmen (S. 232/4) eine empfehlende Besprechung gewidmet. Es sind saubere Hefte, davon jede Nummer 60 Pfg. kostet; umfangreichere Werke nehmen natürlich mehr als eine Nummer in Anspruch. Über 200 Nummern sind bereits erschienen. Darunter ist ja manches, was mehr nur für den Fachmann Wert hat, aber auch vieles, was allgemeine Teilnahme in unserem Sinne beanspruchen darf, wie außer Lutherschen Schriften die Werke von Murner, Fischart, Hans Sachs, und aus dem 17. Jahrhundert Grimmelshausen, Christian Reuter und Lauremberg. Baesecke hofft, daß diese »zu wenig benutzten Neudrucke einen Wirkungskreis erhalten möchten, wie ihn die allverbreiteten Meisterbilder des Kunstwarts auch erst Schritt vor Schritt errungen haben.« Und warum sollte eine Zeit, die in der bildenden Kunst eine so erfreuliche Zunahme des Verständnisses für das Alte und Heimische zeigt, warum sollte sie nicht auch in der Literatur das Alte wiederbeleben können? Die Würdigung, die heute Dürer und anderen alten Meistern zuteil wird, ist eine gute Vorbedeutung für die Empfänglichkeit auch sprachlichen Denkmälern gegenüber.

Wir haben die Wünsche Baeseckes in freier Darstellung wiedergegeben, nicht ohne eigene erläuternde und ergänzende Ausführungen, hoffen aber im wesentlichen seine Gedanken getreu vermittelt zu haben. Daß sie sich dem Rahmen unserer Vereinsbestrebungen ungezwungen einfügen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Jedes Mittel, das Verhältnis des Deutschen zu seiner Sprache inniger zu gestalten, muß von dem Vereine freudig begrüßt werden. Wer aber wollte leugnen, daß sich in der wachsenden Erkenntnis alter Sprachstufen und Schriftwerke, in der geschichtlichen Schulung des Sprachgefühls ein solches Mittel bietet? Auch ist ja schon wiederholt in Aufsätzen dieser Zeitschrift die Aufmerksamkeit auf Sprache und Schrifttum der Vorzeit gelenkt worden. Um so mehr freuen wir uns, daß Baeseckes Ausführungen Gelegenheit zu einer erneuten Anregung geboten haben.

In einem Punkte allerdings müssen wir dem Verfasser widersprechen. Er meint, daß der Kampf gegen die Fremdwörter jetzt als beendet anzusehen sei, und daß deshalb viele Kräfte wieder frei würden und sich in dem von ihm angedeuteten Sinne betätigen könnten. Soweit sind wir sicherlich noch nicht. Das Fremdwortübel hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der vielköpfigen Hydra: fast wachsen statt jedes beseitigten Fremdwortes zwei neue hervor. Da gibt's noch viel zu tun. Aber freilich nicht der Kampf gegen das einzelne Fremdwort ist das wesentliche, sondern der Kampf gegen seine Hauptwurzel, gegen die Lauheit nationalen Empfindens. Und eben die Vertrautheit mit dem alten Schrifttume und dem echt Deutschen, das darin lebt, ist gewiß wie weniges geeignet deutsche Gesinnung zu wecken und zu stärken. Darum danken wir Baesecke für seinen kräftigen Hinweis und wünschen, daß seine Gedanken in recht weiten Kreisen Wurzel schlagen mögen.

Braunschweig. Karl Scheffler.

Eine neue Gefahr für den Sprachverein!

Wie in der Vorrede zu seinem Buch über die deutsche Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, so hat uns Friedrich Seiler in Luckau jüngst in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten ohne rechte Veranlassung den Standpunkt klar zu machen versucht.[1] Bei der Besprechung eines Vortrages von S. Singer über die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnwortes wendet er sich in überraschendem Sprung (S. 216 des 5. Jahrg. der genannten Zeitschrift) gegen uns mit den Worten: »Man darf übrigens wohl gespannt sein, wie sich der Sprachverein und die Sprachreinigungswut zu diesen Forschungen stellen werden, die ja eben erst begonnen haben und sicherlich noch weiter fortgeführt werden. Ob nun wohl auch gegen die latinisierenden und französierenden Wendungen mit Feuer und Schwert losgezogen wird, z. B. gegen zu trinken geben, stehenden Fußes, vor Augen stehen, unter vier Augen, die gute alte Zeit, der Verdacht fällt auf jemand, Hintergedanke, auf großem Fuße leben usw.« Er berichtet dann von einem Briefschreiber, der ihm den Ausdruck es davontragen über einen zum Vorwurf gemacht habe, und fährt dann fort: »So wenig sind sich die Herren Sprachreiniger zur Zeit bewußt, wieviel Übersetzungslehnwörter und Bedeutungsentlehnungen in unserm gewöhnlichen Deutsch stecken. Wenn ihnen das erst einmal durch wissenschaftliche Forschungen klar gemacht sein wird, dann kann die Pedanterie und Sprachmeisterei neue Orgien feiern. Ein Krieg kann da losgehen, gegen den der bisherige Kampf gegen die Fremdwörter, der unsrer Sprache schon so schlimme Wunden geschlagen hat (vgl. Ortsunterkunft für Quartier, Truppenstandort für Garnison, Truppenstandortskrankenhaus für Garnisonlazarett), als reines Kinderspiel anzusehen sein dürfte.« So der Gegner des Sprachvereins, der sich in seiner Unbefangenheit anderen Germanisten würdig an die Seite stellt. Recht hübsch ist besonders die Stelle, daß es dem Sprachverein »durch wissenschaftliche Forschungen klar gemacht« werden solle, natürlich von draußen Stehenden. Hoffentlich liest unser Vorstandsmitglied Kluge seine eigene Zeitschrift für deutsche Wortforschung, in der Singer eine Liste von Bedeutungs-Lehnwörtern veröffentlicht und erklärt hat. Er wird dann wohl in den »Orgien« den Reigen führen müssen. Ja vielleicht hat er die Aufsätze von Singer dazu bestellt, daß er einen Anlaß zu

1) Es muß hier daran erinnert werden, daß auf Seilers Vorrede zu seinem Buche »Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts« seiner Zeit geantwortet worden ist (vgl. Zeitschr. 1901 Sp. 305 ff.), und ich stelle mit wirklichem Bedauern fest, daß er sich durch Schefflers Worte nicht dazu hat bewegen lassen, sein Urteil über den Sprachverein, das auf unzulänglicher Bekanntschaft mit dessen Tätigkeit beruht, noch einmal ernsthaft zu prüfen. Str.

neuem nie dagewesenem Krieg bekommt, und wir anderen Leser der Zeitschrift, soweit uns beschränkten Pedanten überhaupt etwas Wissenschaftliches klar gemacht werden kann, werden unsre ganze Pedanterie zusammennehmen, um endlich einmal unsre Sprache ganz zu purifizieren. Ich habe zwar schon längst in Vorlesungen und in Aufsätzen ausgesprochen, daß ein Ausgleich der Ausdrucksmittel zwischen den europäischen Kulturvölkern im Gange sei, und es als anziehende Aufgabe bezeichnet, dies im einzelnen zu verfolgen. Ich dachte vor allem an so unschuldige, z. T. alte Wörter wie vernichten, annihilare, tilintetgöre. Aber es war mir offenbar nicht klar geworden, daß ich einen Abgrund aufzudecken im Begriffe war, in den die deutsche Sprache fallen könnte. Jetzt weiß ich erst, daß ich als Sprachvereinler durch solche Forschungen zu einem Vernichtungskrieg mit Feuer und Schwert gezwungen bin. Seiler sagt es ja, und er kennt die Ziele des Sprachvereins!! Ich werde also nicht mehr vernichten, Mitleid, Reue, Erlöser, Wort Gottes sagen und sagen lassen, geschweige denn Wendungen wie Kampf ums Dasein gebrauchen; bei anderen werde ich wenigstens zaghaft: es könnte ja sein, daß tadellos z. B. bloß Nachahmung des ebenso modernen irreproachable wäre. Schließlich werden wir Pedanten aus lauter Angst, fremdes Sprachgut in den Mund zu nehmen, jämmerlich verhungern, d. h. stumm werden.

Was sodann aber die »schlimmen Wunden« anlangt, so möge sich Seiler trösten; solange noch so kräftige Fremdwörter wie Konsistorialpräsident, Direktorialassistent, Realgymnasialabiturient, Zentralgemäldegalleriedirektion, Meteorologische Zentralstation, Generalkonservatorium usw. amtlich in Gebrauch sind, werden vielleicht die »schlimmen Wunden«, die durch den Verlust der »Garnison«, des »Quartiers« der deutschen Sprache und Kultur geschlagen sind, doch noch zu heilen sein. Ist übrigens Seilers »Truppenstandortskrankenhaus« nicht einfach eine unverständige oder scherzhafte Wucherbildung, die gar niemand wirklich braucht?

Und nun doch einmal zum Grundsätzlichen. Glaubt Seiler, daß *jede* Wendung, die in irgend einer Kultursprache zu Hause ist, im Deutschen frei nachgebraucht werden darf? Wird er es seinen Schülern hingehen lassen, wenn sie schreiben: ich bin mich davon gegangen, etwa weil sie sich aufs Französische berufen können? Die Sache liegt doch so wie beim Schmuggel: wird die fremde Ware an der Grenze als fremd erkannt, so hält man sie an und prüft sie, weist sie vielleicht auch zurück; ist sie einmal diesseits der Grenze unter einheimischen Dingen untergetaucht, so daß man sie nicht mehr als fremd erkennt, außer etwa bei ganz genauer Untersuchung oder bei besonderer Sachkenntnis, dann läßt man sie ruhig hier und wird ihrer am Ende sogar froh. Nun gibt es viele Leute, die das Fremde eben nur deshalb im Lande haben wollen, weil es fremd ist. Die Vernünftigen sagen dagegen: wir nehmen aus der Fremde nur, was wir brauchen, weil wir's nicht selbst in der gleichen Güte haben.

Seiler scheint nun allen Ernstes zu glauben, daß der ganze Sprachverein die Lehnwörter nur aus Unkenntnis bezüglich ihrer Herkunft dulde, daß Fachleute in ihm nicht vertreten seien oder nicht zu Worte kämen — oder aus Furcht vor dem Fanatismus der Menge nicht wagten, die Lehnwörter zu entlarven. Wollte doch auch er einmal den Mut und — die Gewissenhaftigkeit zeigen, in den Kriegstumult zu uns herabzusteigen, sagen wir etwa eine Nummer (ich weiß, daß dies ein Lehnwort ist) unsrer Zeitschrift (am Ende ein Bedeutungslehnwort?!) und eines unsrer Beihefte gründlich anzusehen. Dann kann er nicht mehr so verkehrt daherreden, wie er es bisher in dieser Sache getan.

Würzburg. Oskar Brenner.

Thüringen oder Düringen?

»Th wird in deutschen Wörtern nicht mehr geschrieben!« so lautet ein bedeutsames Gebot der neuen deutschen Rechtschreibung. Freilich erleidet es durch den Zusatz, daß in Eigennamen die Schreibung schwanke, eine Einschränkung, die vermutlich nur von Germanisten mit Genugtuung begrüßt worden ist. Zu den Eigennamen, denen auch die neuesten Verordnungen das hergebrachte th nicht rauben wollen, gehört Thüringen. Und doch ist bei dem Namen dieses kerndeutschen Landes die Frage wohl berechtigt, ob er es verdient, für alle Zeiten mit dem fremdländischen Zeichen behaftet zu bleiben. Sie ist untrennbar von der Frage nach dem Ursprung dieses Stammesnamens überhaupt. Seit Grimms »Geschichte der deutschen Sprache« bis auf unsere Tage ist diese Gegenstand gelehrter Erörterungen gewesen, ohne daß sie doch ein allgemein anerkanntes Ergebnis gezeitigt hätten. Die Streitfrage ist deshalb um so verwickelter, weil sie mit der anderen verquickt ist: Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Thüringern und den Hermunduren? — Es sei gestattet, an der Hand der überlieferten Sprachdenkmäler den Gegenstand einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Wegen des — trotz mancher Anzweiflung anzunehmenden — stammheitlichen Zusammenhangs zwischen Hermunduren und Thüringern muß allerdings auf die neueren Darstellungen der thüringischen Geschichte verwiesen werden. Hier soll uns lediglich die sprachliche Seite der Sache beschäftigen.

Die Stammesnamen Hermunduren und Thüringer lassen sich vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus recht wohl vereinigen. Der Stamm des in beiden enthaltenen Namens lautete in der indogermanischen Ursprache mit t an. Das t wurde im Germanischen in der Regel zu dem Spiranten oder Reibelaute, den man in der Sprachwissenschaft durch das Runenzeichen Þ bezeichnet; er muß den Laut des englischen th gehabt haben. Wenn jedoch der Hauptton des Wortes nicht auf der dem t unmittelbar vorangehenden oder der ihm folgenden Silbe ruhte, so wurde dieses indogermanische t im Germanischen zu d. Demnach entstand aus tur- einerseits Þur-, anderseits aber dur-, letzteres in der Zusammensetzung Irminduro, weil der Hauptton auf írminruhte. In lateinischer Umformung lautete dieser Name: Hermunduri.

Jenes Þuro liegt nun, durch die Ableitungssilbe -ing erweitert, im Angelsächsischen als Þyringa vor (Widsid v. 64, 86). Ebenso erscheint es in den Sendschreiben des gotischen Königs Theoderich als Thoringi (Dobenecker, Regesta I, 1), Thoringia (Doben. I 2), in der griechischen, von Prokop aus dem Gotischen übernommenen Form Θόριγγοι[1]), in dem Bericht des fränkischen Königs Theodebert an den oströmischen Kaiser Justinian als Thoringii (Doben. I 4), sowie in der ältesten Urkunde der Thüringer selbst, nämlich in dem Widmungsbrief des Herzogs Heidan von 704: Thuring (Doben. I 5), sowie in den Papsturkunden von 722 (Doben. I 9, 10).

Dieses Þ, der Zahnreibelaut, wurde frühalthochdeutsch zu th, später, etwa im 9. Jahrhundert, zu d, und so erhielt es sich im Mittelhochdeutschen.[2]) Düringen ist durchaus die herrschende Form während des ganzen mittelhochdeutschen Zeitraums, ja

1) Das o erklärt sich in beiden Fällen aus der gotischen Lautregel, u vor r in o übergehen zu lassen, z. B. baurgs, sprich borgs = gemeingerm. burg.

2) Wenn neben Thuringi im Ahd. hie und da Turingi, Toringi u. a. begegnet, so können wir dies nur als den Versuch eines nichtdeutschen Schreibers auffassen, den stimmlosen Zahnlaut wiederzugeben.

noch darüber hinaus. Alle landgräflichen und kurfürstlichen Urkunden bieten Düringen (mit der Nebenform Döringen), auch Luther bedient sich ihrer. Diese Schreibung hat teilweise noch bis tief ins 17. Jahrhundert, bis in die Zeiten Ernsts des Frommen, Geltung.[1])

Die heutige Schreibung Thüringen scheint auf dem Einfluß humanistischer Kreise zu beruhen, die während des 17. Jahrhunderts die lateinische Schreibweise als die »vornehmere« einschmuggelten oder aufdrängten. Sie hält am lat. th fest wie in Theoderich, — neben dem das lautgesetzlich berechtigte und volkstümliche Dietrich besteht. — Einen ähnlichen Anschlag auf die Unverletzlichkeit der Lautgesetze unternahmen solche Aftergelehrten bekanntlich zu Anfang des 19. Jahrhunderts, nach den Freiheitskriegen, wo die Form »teutsch« statt »deutsch« als die allein echte in Umlauf gesetzt wurde, — nur ging man damals über diese Form eher zur Tagesordnung über als heute über die gleiche Unform »Thüringen«.

Auf die jetzige Aussprache im thüringischen Sprachgebiet kann in dieser Frage kein entscheidendes Gewicht gelegt werden: sie bringt bekanntlich den Hartlaut und die Media gleicherweise als stimmlose Media hervor.

Hinsichtlich der Bedeutung des idg. Stammes tur- sei nur eine Vermutung gewagt. Das Sanskrit bietet in dem Eigenschaftswort turas »schnell« (Hauptwort turā »Schnelligkeit«) einen Wortstamm, der zur Erklärung des Namens passend herangezogen werden kann. Die »Düringe« wären demnach die »Söhne der Schnellen«. — An den Götternamen Thor (altnord. Þórr) kann nicht gedacht werden, da im Binnendeutschen dafür regelmäßig die Form ohne Angleichung: Donar erscheint; ähnlich auch im Angelsächsischen Thunor.

Mag man nun die gegebene Ableitung billigen oder nicht, so sollten uns doch die lautgeschichtlichen Gesetze dazu zwingen, die Form Düringen wieder in ihr altes Recht einzusetzen.

Hildburghausen. Ludwig Hertel.

So man das tut am grünen Holz, was soll am dürren werden?

Wohl kein Lehrer der deutschen Literatur versäumt es bei der Besprechung Klopstocks, dessen glühende Liebe zum deutschen Vaterlande, seine Begeisterung für deutsches Wesen und deutsche Sprache gebührend hervorzuheben und als Beleg hierfür neben andern Gedichten auch seine trefflichen Gedichte: ‚Unsre Sprache‘ lesen zu lassen. Man sollte glauben, daß da einen jeden, der auf seine Schüler ein Fünkchen jener glühenden Liebe übertragen will, selbst ein Hauch dieser Begeisterung überkäme, und daß er bei solcher Gelegenheit mindestens die lästigen Fesseln der Fremdwörter abwürfe. Daß man aber für Klopstock schwärmen und doch ohne Gewissensbisse — trotz Klopstock — in einer mit Fremdwörtern gespickten Sprache über Klopstock schreiben kann, beweist der Aufsatz eines angesehenen Schulmannes in einer nahmhaften Zeitschrift für Unterrichtskunst (Lehrproben und Lehrgänge von Fries und Menge, 1. Heft 1902 S. 28 »Einige Oden Klopstocks und die Lehre vom Vortrage«). In bunter Reihe folgen landläufige und nichtlandläufige Fremdwörter aufeinander: praktisch, contradictio in adjecto, moralisches Moment, Inspiration, Phrasen, Biographie, drapiert, Egoismus, reklamiert, orthographisch, Schulpraxis, kulinarisch, Labyrinth, ästhetisch, Dilemma, Trilogie, chronologisch, Reflexion, Doktrin, grotesker Humor, kraß, historisch, aptieren, Strategie, Kanon, Privatlektüre, Thema, Interpunktion, kulturell, interessant, interessanteste, animos, Produktion, rhetorisch-prosaische correctio, Komposition, Mutationen, Redaktion, pedantisch, Pedant, monoton, Symbol, Autodidaxis, Deklamation, paradox, kontrastieren, demokratisch persuasorisch, obligatorisch, unsystematisch, Distinktion, Paragraph, horrible, der Probandus, euphonisch, Funktion, Appell, logisch, korrekt, pure Mimesis, dialektisch, illustrieren, Skansion, der Kultus der Incision, äquivalente Interjektion usw. Dazu überflüssige unmittelbare Übernahme fremder Ausdrücke, wie pro re nata, πῶς δεῖ πράττειν; Ton, der die circulaires …, er findet das zuerst ridicule . . .; vor allem schön ist der Satz: la seule règle, sie umfaßt das naturel und die ponctuation!

Alle Achtung vor dem wertvollen Inhalte des Aufsatzes, aber Klopstock und solche Sprache passen nun einmal nicht zusammen.

Eichstätt. H. Weber.

1) »Düringen« schreiben die Gebrüder Grimm und auch Moritz Heyne gelegentlich im Dt. Wb., z. B. 6[1985].

Neuere Sprachdummheiten.

1. Leutnant und Frau Müller.

Vor mir liegt eine Besuchskarte mit diesem Ausdruck. Da mir in den letzten Jahren eine ziemliche Anzahl solcher Karten vor Augen gekommen sind, die ganz nach demselben Muster abgefaßt waren, und da ich die nämliche Formel auch mehrfach bei Geburtsanzeigen u. dgl. angewendet gefunden habe, muß ich wohl annehmen, daß wir es hier mit einer sprachlichen Neuerung zu tun haben, die Schule macht. Es dürfte daher an der Zeit sein, einmal auf das Fehlerhafte und Geschmacklose dieser Ausdrucksweise hinzuweisen. Sie ist vielleicht eine Folge der neuerdings besonders in Offizierskreisen aufgekommenen, an sich gewiß zu billigenden Sitte, Titel und Berufsbezeichnung des Mannes im allgemeinen nicht auf die Frau zu übertragen. Doch wird die Wendung dadurch nicht von dem Tadel befreit, daß sie dem guten Sprachgebrauche zuwiderläuft. Man kann, wenn man zwei Personen gleichen Namens meint, wohl sagen: Ernst und Johanna Müller, auch: der Leutnant und die Frau Müller, schlechterdings aber unmöglich ist: Leutnant und Frau Müller. Denn wenn vor einem Familiennamen mehrere Gattungsbezeichnungen ohne Geschlechtswort stehen, so beziehen sich diese nach gutem Sprachgebrauche nur auf eine einzelne Person. Der Ausdruck: Superintendent und Kreisschulinspektor Schulze — besagt, daß der Superintendent Schulze zugleich Kreisschulinspektor ist, nicht aber, daß wir es mit einem Superintendenten Schulze und außer ihm noch mit einem zweiten Schulze zu tun haben, der Kreisschulinspektor ist. Die Wendung: Leutnant und Frau Müller — hätte nur dann einen Sinn, wenn sie sich auf ein Zwitterwesen bezöge, das Leutnant und Frau zugleich wäre. — Ob man sich wohl auch noch zu Formeln wie: Rechtsanwalt Dr. und Frau Lehmann — Gymnasialdirektor Prof. Dr. und Frau Meier — aufschwingen wird? Folgerichtig wäre es jedenfalls.

2. Scheinbar und anscheinend.

Daß zwischen diesen beiden Wörtern ein wesentlicher Bedeutungsunterschied besteht, gerät anscheinend (durchaus nicht nur scheinbar) mehr und mehr in Vergessenheit. Die Tageszeitungen kennen fast nur noch scheinbar, das sie unbedenklich auch da anwenden, wo zweifellos anscheinend (dem Anscheine nach, wahrscheinlich, vermutlich) stehen müßte. Wer da schreibt: es liegt scheinbar ein Selbstmord vor, — die Kolonien gehen scheinbar einer recht erfreulichen Zukunft entgegen, — die Ver-

gnügungsreisenden befinden sich dabei scheinbar recht wohl, — der will doch gewiß nicht sagen, daß es sich in allen diesen Fällen nur um den (falschen) Schein handelt. Seine Absicht ist vielmehr, zu bekunden, daß alle Anzeichen dafür sprechen, es sei wirklich so, wie es den Anschein hat. Mit scheinbar verneint man die Wirklichkeit, mit anscheinend wird sie bejaht, wenn auch nur bedingt. »Als sich die Griechen scheinbar zurückzogen, vergaßen die Trojaner im Siegestaumel anscheinend die einfachsten Gebote der Vorsicht.«

Pirna. Dr. Kraner.

Fremde Freunde.

1. Bei der Verdeutschung von Fremdwörtern zeigen manche eine peinliche Gewissenhaftigkeit, wie sie ihnen gegenüber ihrer Muttersprache leider nicht in gleichem Maße eigen ist. Da war es mir nun ein Vergnügen, den Standpunkt, den unser Verein einnimmt, schon durch den römischen Philosophen und Dichter Seneca, im 1. Jahrhundert nach Christus, vertreten zu sehen. In einer Abhandlung über die Gemütsruhe sagt er: »Solche Gleichmütigkeit nennen die Griechen Euthymia, Wohlgemutheit, ... ich nenne sie Gemütsruhe. Wir brauchen ja nicht die griechischen Worte nachzuahmen; die Sache, um die es sich handelt, ist durch irgend einen Ausdruck zu bezeichnen, der den Sinn des griechischen Wortes wiedergibt, wenn er ihm auch nicht ganz gleicht«. (Ausgewählte Schriften des Philosophen L. A. Seneca. Übersetzt von M. Leipzig. Reclam S. 14.)[1])

2. Lateinische Inschriften kommen auch heute noch nicht allen Leuten entbehrlich vor. Hören wir, wie der Franzose Voltaire (1694—1778) darüber urteilt. In seinem Buche: »Das Zeitalter Ludwigs XIV.« (Ausgabe von Garnier. Paris. Hachette und Comp. 1865 S. 368) spricht er über Inschriften unter Gemälden im Versailler Schlosse und belobt Charpentier, daß er recht daran getan habe, die Denkmäler seines Vaterlandes (die Gemälde stellen Ereignisse aus der französischen Geschichte dar) mit Inschriften »in unserer Sprache« versehen zu wollen. Der französische Herausgeber Garnier setzt dazu aus Voltaires Verzeichnis der französischen Schriftsteller die Anmerkung: »Charpentier, Franz, geb. zu Paris 1620 ... Er vertrat lebhaft die Ansicht, daß die Inschriften auf den öffentlichen Denkmälern in Frankreich in französischer Sprache abzufassen seien. Es ist in der Tat eine Herabwürdigung einer Sprache, die man in ganz Europa spricht, wenn man sich ihrer nicht zu bedienen wagt; es ist eine Verfehlung des Zweckes, wenn man zu dem gesamten Volke in einer Sprache redet, die wenigstens drei Viertel nicht verstehen.«

Unsere deutschen Landsleute haben zu dieser, wie es scheinen sollte, recht einfachen Erkenntnis viel länger gebraucht als ihre Nachbarn.

Steele. Franz Küppers.

Kleine Mitteilungen.

Aus dem Großherzogtum Hessen wird uns geschrieben: Die Verfügung unserer Regierung, wonach die Behörden und die Schule entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden haben, war sehr nötig. Noch immer werden von den Kreis-Schul-Kommissionen die Lehrer zu Konferenzen eingeladen, auf welchen die Referenten ihr Referat erstatten. Die Lehrpläne der Schulen können in den seltensten Fällen auf Sprachreinheit Anspruch machen. Nun aber darf man auch hoffen, daß die Remuneration aus den Anstellungsurkunden der Schulverwalter, wie die einstweilig angestellten Lehrer in Hessen heißen, und die Konkurrenzeröffnungen aus der Beilage des Regierungsblattes verschwinden. Für Konkurrenzeröffnungen bringt das »Verordnungsblatt für die evangelische Kirche« schon lange »Aufforderungen zur Bewerbung«. Der definitiv angestellte Lehrer, der neuerdings wieder in einem Gesetzentwurf auftritt, obgleich man in Preußen nur endgültig und einstweilig angestellte Lehrer kennt, muß endlich beseitigt werden. — Anzuerkennen ist, daß der »Hessische Landkalender«, der im Staatsverlage erscheint, seit einigen Jahren seine Interessenrechnung in Zinsenrechnung abgeändert hat. Was soll man aber dazu sagen, wenn auf dem im vergangenen Jahre enthüllten Kriegerdenkmale zu Groß-Steinheim am Main die Namen von deutschen »Kombattanten« und »Nichtkombattanten« verzeichnet stehen?

— **Wider die Engländerei.** Prof. Theobald Fischer hat die nationalen studentischen Vereinigungen der Universität Marburg zum Widerstand gegen die geschäftliche Ausländerei aufgerufen. Er sagt in seinem Schreiben u. a.:

»Heute ist bei uns die Ausländerei wieder größer als jemals! Nur ist an Stelle der Französelei die Engländerei getreten. Deutsche Gewerbetreibende und Händler wetteifern heutzutage miteinander, deutsche Erzeugnisse durch englische Aufschriften, Warenzeichen, Umhüllungen u. dergl. für englische auszugeben und damit für die englische Gewerbetätigkeit und den englischen Handel Stimmung (Reklame) zu machen. Machen Sie hier in Marburg eine Probe auf diese Behauptung, wenn Sie die Gegenstände des täglichen Gebrauches, beispielsweise Halsbinden, Briefpapier, Bleistifte u. dergl. kaufen! Sie werden schwer andere finden als solche, die irgendwie ein englisches Mäntelchen umgehängt haben. Ein solches Verfahren ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus als bodenlos dumm, vom nationalen als verächtlich zu bezeichnen ... Ich hielt es für meine Pflicht, Sie auf die dargelegten Erscheinungen hinzuweisen. Sollten Sie diese meine Ansichten als berechtigt anerkennen, so werden Sie, da Sie Sich in gemeinsamer Arbeit auch zu charakterfesten deutschen Männern erziehen wollen, dementsprechend handeln. Hier in Marburg wird es der nationalen Studentenschaft nicht schwer fallen, erziehend zu wirken. Wenn Sie grundsätzlich alles zurückweisen, was für fremd ausgegeben wird, werden die Verkäufer sich hüten, solche Waren zu führen. Die Torheit, daß damit allem Fremden der Krieg erklärt werden sollte, wird mir niemand, der mich kennt, zumuten, denn niemand ermahnt so oft und so dringend unsere Jugend, hinauszugehen, fremde Völker und Sprachen kennen zu lernen, je mehr desto besser, draußen recht viel zu lernen, und alles Gute dann daheim zum Wohle unseres Volkes zu verwerten.«

Ausgezeichnet! Könnte nicht eine Verständigung zwischen den nationalen Vereinigungen zunächst unter den Marburger Studenten herbeigeführt werden, etwa in Gestalt einer gemeinsamen Antwort, und die Bewegung dann an andere Hochschulen weitergetragen werden? Das wäre eine nationale Aufgabe für die deutsche Studentenschaft, und voran in allen kleineren Universitätsstädten wäre der Sieg gewiß.

— **Sunlight Seife und Obesity Reducer.** Vor fünfzehn Jahren schon kannte man in England »Sunlight Soap«. Da war es denn natürlich die höchste Zeit, daß auch wir damit beglückt wurden, und so sieht man nun jetzt alltäglich in den großen Zeitungen und Zeitschriften Anzeigen über — nicht »Sunlight Soap«, die etwa die englische Firma nach Deutschland gebracht hätte, auch nicht über »Sonnlicht-Seife« oder »Sonnenlicht-Seife«, die eine

1) Bei Seneca selbst (Ad Serenum de tranquillitate animi II, 3) lautet die Stelle so: hanc stabilem animi sedem Graeci εὐθυμίαν vocant ... ego tranquillitatem voco. nec enim imitari et transferre verba ad illorum formam necesse est: res ipsa, de qua agitur, aliquo signanda nomine est, quod adpellationis Graecae vim debet habere, non faciem.

deutsche Firma anböte, sondern eben über »Sunlight Seife« (stets so gedruckt, also nach englischem Vorbild ohne Bindestrich); die herstellende Firma ist, soviel ich weiß, nicht in England, sondern in der Schweiz. Ich möchte wissen, in wievielerlei falscher Aussprache diese sprachlich so anfechtbare, sonst vielleicht wirklich gute Seife in den Läden gefordert wird! Doch hierbei können sich wenigstens viele, die auch kein Englisch verstehen, etwas denken, sie erraten, daß das Sunlight unser deutsches Sonnenlicht ist, zumal das g in einigen dieser Anzeigen — absichtlich? — so gedruckt ist, daß es wie ein stark geschwänztes c aussieht; aber wieviele Deutsche wissen, was »Obesity« ist in einer anderen Anzeige, die man jetzt häufig zu lesen bekommt? Wer die ganze Anzeige durchliest, kommt vielleicht schließlich auch hier ohne Englisch dahinter, d. h. er rät eben auch. Man höre nur: »Sandow's Family-Gymnastics und Obesity-Reducer für Damen werden von einsichtigen Personen regelmäßig benutzt, um sich gesund, schlank und elastisch zu erhalten. Diese Zimmerturn-Apparate sollten in keinem Hausstande fehlen!« Nun weiß aber selbst mancher, der gut Englisch versteht, vielleicht zufällig doch nicht, daß die Engländer unser Turnen »Gymnastics« und unsere Fettleibigkeit ‚Obesity' nennen, er erfährt aber wenigstens die halbe Verdeutschung von »Family-Gymnastics« beim »Zimmerturn-Apparat« — weshalb eigentlich in dieser Verbindung wohl nie »Gerät« gesagt wird, da man sonst doch stets von »Turn-Geräten« spricht? — Jedoch für »Obesity-Reducer« hat man sich »Fett-Verminderer«, was allerdings nicht gar zu schön klänge, nicht zu sagen getraut, aber auch nicht »Schlank-Macher«, was nicht häßlicher wäre als die englische Bezeichnung. Ist nun der Erfinder dieses Geräts — Sandow — wirklich ein Engländer? Man sollte es meinen, auch heißt es unter einem Verzeichnis der Preise und der Bezugsquellen am Schlusse jener Anzeigen: »Wo nicht erhältlich werden Bezugsquellen nachgewiesen von Sandow's own combined Developer Hamburg Bleichenhof«. Und nun frage ich wieder: Wie viele Deutsche wissen und verstehen, was diese Firma bezeichnet? wie viele sprechen sie richtig aus? Und schließlich frage ich: Würde ein Deutscher oder selbst ein Engländer in England wagen »Sonnenlicht-Soap« oder ein »Zimmerturngerät« oder einen »Schlankmacher« anzupreisen? Kaum! Aber in Deutschland — ja, unser deutscher Michel läßt sich leider alles bieten, und weil das jedermann weiß in der weiten Welt, so werden wir uns auch wohl weiter so behandeln lassen müssen, wenn wir nicht endlich den Mut finden, aller Welt zu zeigen, was eine Harke ist. Wsg.

— **Rundschreiben an die deutschen Reedereien.** Der Verein deutscher Großhändler in Dünge- und Kraftfuttermitteln hatte auf die Tagesordnung seiner vorjährigen Hauptversammlung auch die Forderung eines deutschen Wortlautes der Konnossemente — das sind nach den Fremdwörterbüchern Seefrachtbriefe — neben dem englischen gesetzt. Wenn bisher zwar nicht nur eine einzige deutsche Schiffahrtsgesellschaft — wie bei der Gelegenheit angegeben wurde — aber doch nur wenige auf den Gedanken gekommen sind, daß die völlige Zurücksetzung ihrer Muttersprache auf diesen Schriftstücken weder zweckmäßig noch schicklich ist, so kennzeichnet das die Langsamkeit, mit der sich das deutsche Selbstgefühl hebt. Außer dem ostasiatischen Dienst der Hamburg-Amerika-Linie sind es vor allem die Hamburg-Amerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Wörmann- und Ostafrikalinie und einige nordische Reedereien, die auf ihren Seefrachtbriefen bereits deutsch neben der fremden (meist englischen) Sprache oder nur deutsch schreiben. Also doch ein Anfang. Und um so begründeter erscheint die Hoffnung, die auf der erwähnten Versammlung ausgesprochen worden ist, daß es nur einer ernsten Anregung bedürfe, die deutschen Schiffahrtsgesellschaften alle zur Einführung der deutschen Sprache zu bewegen. Der Berichterstatter, Herr Richard Ernst Fritze aus Magdeburg, hob in seiner Rede zwei Beweggründe, die Zweckmäßigkeit und die nationale Verpflichtung, eindrucksvoll hervor, und sein vom Vorsitzenden Herrn Albert Rambke (Hannover) unterstützter Antrag, sich an die größeren Hamburger und Bremer Reedereien mit einem Rundschreiben zu wenden, wurde mit voller Einstimmigkeit zum Beschlusse erhoben. Nun ist er auch ausgeführt worden. Auch das Rundschreiben erwähnt die Unzuträglichkeiten der Fremdsprache. Sie sind, so liest man zwischen den Zeilen, wohl gar nicht so unbedeutend. Der deutsche Großkaufmann hält es — mit Recht — für seine Pflicht, die englische Sprache zu verstehen. Mit Rücksicht darauf wird man das Zugeständnis richtig abschätzen, daß es doch »vielerseits in der Praxis als große Annehmlichkeit empfunden werden würde, wenn ein deutscher Abdruck die notwendige Durchsicht der manchmal überdies nicht leicht verständlichen englischen Konnossementsklauseln erleichterte.« Der Hauptton aber ist auf die nationale Seite gelegt:

»Nachdem sich die deutschen Reedereien eine so achtunggebietende Stellung auf allen Weltmeeren zu erringen gewußt haben«, sagt der Aufruf, »nachdem der deutsche Importhandel zu einer so hohen Blüte gelangt ist, nachdem vor allem auch mit der Wiedergeburt des deutschen Reiches die deutsche Sprache in der ganzen Welt eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat, da scheint es uns nicht nur eine Frage von ungemein praktischer Wichtigkeit, sondern auch von weittragender nationaler Bedeutung zu sein, daß neben dem englischen Texte in den Konnossementen stets der deutsche geführt wird.«

Dem stimmen wir rückhaltlos bei. Und auch die deutschen Reedereien mögen es mit freiem Blicke erwägen und mit einem erfreulichen herzhaften Entschlusse die erbetene Zustimmung erklären, damit der alte Zopf bald ganz verschwinde!

— Ein merkwürdiges Beispiel von **Pflichtvergessenheit gegen die deutsche Sprache** wird durch die Saarbrücker Zeitung (Nr. 242) aus der lothringischen Eisen- und Bergwerksgegend bekannt. Hier sind sehr viele italienische Arbeiter beschäftigt, und es treten wie anderswo die natürlichen Schwierigkeiten im Verkehr der Beamten mit den fremdsprachigen Arbeitern hervor. Um ihnen abzuhelfen, läßt die Firma Gebrüder Röchling in Völklingen in ihrem Bergwerksbetrieb zu Algringen ihre Beamten, Aufseher und sonstigen Angestellten — italienisch lernen! Zweimal wöchentlich findet der Unterricht statt und soll alle Beteiligten baldigst instandsetzen, sich den eingewanderten Italienern ohne Dolmetscher verständlich zu machen. Neuerdings wandern auch Kroaten massenhaft in Westdeutschland ein, so fügt unser Einsender hinzu und fragt, ob die Angestellten der Firma Röchling dann wohl auch kroatischen Unterricht erhoffen dürfen. Vorläufig dürften sich dicht an der französischen Sprachgrenze die Arbeiter französischer Zunge oder Gesinnung von den Beamten das gleiche Recht mit den Italienern ausbitten. In welcher Sprache werden denn schließlich die Lohnzettel und Bekanntmachungen in Algringen abgefaßt werden?

Im Bezirk Dortmund müssen sich die polnischen Arbeiter, wenn sie beim Bergbau beschäftigt sein wollen, die notwendigen deutschen Sprachkenntnisse verschaffen, um die Anweisungen der Beamten und die bergpolizeilichen Vorschriften zu verstehen; so verlangt es das Oberbergamt. Ob auch in Algringen die Bergbehörde imstande ist, der verkehrten Welt ein Ende zu machen, wissen wir nicht.

— **Sprachmißhandlung.** In dem Juliheft der Conradschen Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik findet sich ein Aufsatz »Zur Aufsichtsratsfrage in Deutschland« von Prof. Dr. Otto Warschauer (Berlin), der in unmäßigem Gebrauch der entbehrlichsten Fremdwörter und in Häufung von stilistischen Ungeheuerlichkeiten so Außerordentliches leistet, daß eine Verwahrung gegen solche Mißhandlung der deutschen Sprache geboten erscheint. Kluge Leute werden in dem Aufsatz zu »intellektuellen Potenzen«; geschäftliche Erfahrung scheint es in dem Wortschatz des Verfassers nicht zu geben, er kennt nur »geschäftliche Empirie«; »die zu perhorreszierende Gefahr«, »die ungesunde Fixierung des Betriebskapitals«, »der Modus der Kapitalserhöhung«, »akzeptieren«, »provozieren«, »vindizieren«, das sind so einige weitere Proben, deren Reihe noch endlos verlängert werden könnte.

Das Schlimmste aber stellen die geschraubten und schiefen Wendungen und Bilder dar, die der Verfasser gebraucht. »Das Aufsichtsratswesen wird von einer Perspektive betrachtet, die bisher entweder gar nicht oder nur lückenhaft festgehalten worden ist«. Allerliebst, nicht wahr? »Auf dieses letztere negative Resultat wirken namentlich zwei Bestimmungsgründe bedingend ein.« Wer wird sich auch mit dem veralteten und nichtssagenden Worte »Ursachen« abgeben, wenn dafür das volltönende »die Einwirkung bedingender Bestimmungsgründe« als sprachliches Neugut eingeführt werden kann! Diese beiden Beispiele mögen genügen.

Daß es in dem Stile des Verfassers an papiernen Worten nicht fehlt, braucht nach den vorgeführten Leistungen kaum noch betont zu werden. Sein Lieblingswort ist das herrliche »diesbezüglich«. »Eine Anzahl diesbezüglicher Unternehmungen«, »die diesbezügliche Präzisierung der Überwachungspflichten«, »das Gesetz muß die diesbezüglichen Bestimmungen treffen«, »es treten auch unerfahrene und unzuverlässige diesbezügliche Elemente auf«, das sind Wendungen, die so dicht bei einander stehen, daß das Auge sie mit einem Blick erfassen kann!

Könnte man sich wohl einen englischen oder französischen Gelehrten denken, der sich solcher Mißhandlung seiner Muttersprache schuldig macht? Und wenn er es täte, würden ihm nicht die Spalten einer Zeitschrift verschlossen bleiben, die sich ähnlichen Ansehens erfreute, wie die Conradschen Jahrbücher? Die Zeiten, da man es dem deutschen Gelehrten nachsah, wenn er sich in nachlässiger Kleidung in guter Gesellschaft zeigte, sind dahin. Aber in einem sprachlichen Gewande vor die Öffentlichkeit zu treten, das nicht bloß geflickt ist (mit fremden Lappen), sondern dessen Nähte hier und da aufgetrennt sind (siehe den oben aufgeführten Satz von der Perspektive!), tragen viele noch heute kein Bedenken. Ob wohl eine Zeit kommen wird, da auch diese sich bewußt werden, daß die Sprache ein Instrument ist, dessen Gebrauch gelernt sein will, und daß es dem sprachlich feiner Empfindenden ebenso qualvoll ist, wenn dieses feine Instrument mißhandelt wird, also wenn ein Stümper einer guten Geige Mißtöne entlockt?

Danzig. Dr. Fehrmann.

— **Mißbrauch des Schweizernamens.** In Nord- und Mitteldeutschland werden ohne Rücksicht auf ihre Abkunft Arbeiter in milchwirtschaftlichen Betrieben, Melker, Stallknechte u. dgl. einfach Schweizer genannt. Die echten Schweizer halten sich begreiflicherweise darüber auf, wenn ein Schweizer dieser Art, dem irgend ein Verbrechen zur Last fällt, in der Öffentlichkeit als ihr Landsmann erscheint. Denn nicht immer trägt das räudige Schaf einen so unschweizerischen Namen, wie ein jüngst in Berlin verurteilter Schweizer Tibbe, den niemand für einen Nachkommen Tells halten wird. Die Baseler Nachrichten, der wir diese Mitteilung entnehmen, möchten die deutsche Presse veranlassen, in solchen Fällen den sog. Schweizer lieber als Melker oder mit einem anderen angemessnen Ausdruck deutlich zu bezeichnen. Der Wunsch ist begreiflich, und die Sache zugleich ein hübsches Beispiel für ein Kapitel des Bedeutungswandels.

— **Aus dem Südafrikanischen Gemeindeblatt** (Vgl. Sp. 12f. unserer Zeitschr.). Im Juli hat die deutsche Gemeinde in Kapstadt den 20. Stiftungstag des Christlichen Männer- und Jünglingsvereins festlich begangen unter reger Teilnahme anderer deutscher Vereine und auch deutscher Seeleute. Die Worte, in die der bewährte Hüter deutscher Art, Pastor G. W. Wagener, bei dieser Gelegenheit das Streben des Vereins zusammenfaßte, verdienen auch hier bekannt zu werden. Er sagte:

»Im Grunde zielt alles, was wir im Verein vornehmen, tun und treiben, immer auf das, was uns das höchste und edelste Gut in der Welt ist: unser Volkstum, unser deutsches Volkstum bei uns, unter uns und in uns festzuhalten. Unser Kampf für unser Volkstum und unser Dienst am Volkstum ist uns ein Gottesdienst!«

Zum Schluß kam er auf den Satz hinaus, daß wir am Deutschtum nicht festhalten können, wenn wir nicht unsere Muttersprache festhalten.

»Und deshalb ist auch unser Verein ein Hort und eine Pflegestätte unserer heiligen, teuren Muttersprache. Ohne deutsche Sprache kein deutsches Volkstum.

,Die deutsche Treu im Herzen,
Die deutsche Sprach' im Mund,
Die geben fest und erzen
Den Mann aus Deutschland kund!'

Deshalb gilt es vor allem, die deutsche Sprache, den Grundpfeiler des Deutschtums, bei unsern Kindern, Jünglingen und Jungfrauen zu halten und zu pflegen. Bundesbrüder, die wir mit Gottes Hilfe bisher unserer heiligen Sache haben dienen dürfen, fasset von neuem Mut, werdet nicht schwach, noch weich, sehet nicht hinter euch, noch denen nach, die müde und matt geworden sind und uns verlassen haben, — die Augen empor, die Herzen auf, daß der hehre, heilige Gottesgeist, deutscher Geist uns durchdringe und durchglühe! Unser Leitwort erfülle uns mit neuem Mut fürs neue Vereinsjahr: Mit Gott! Sey unverdrossen und laß nit — und laß nit ab!«

Dieselbe Nummer des Gemeindeblattes (Nr. 135 v. 5. Aug.) verzeichnet die begeisterte Hoffnung der deutschen Gemeinde in Port Elizabeth, ein eigenes deutsches Gotteshaus zu erbauen, und der fromme Gedanke ist auch hier mit warmem Deutschgefühl gepaart; die deutschen Kirchenglocken sollen die Alten an die alte Heimat und das Vaterland erinnern und den Jungen zurufen: »Ihr seid Kinder und Sprößlinge eines kräftigen Volksschlages — vergeßt das nicht!«

— **Zur Geschichte der deutschen Sprache in den Reichslanden.** Die Straßburger Post (Nr. 822 v. 13. Aug.) liefert dazu aus Weißenburg im Elsaß einen Beitrag, dessen Inhalt für viele und besonders Nichtelsässer überraschend sein wird. Einen Beweis, so beginnt die Zuschrift, die wir unverkürzt mitteilen, für die Tatsache, daß die deutsche Sprache, welche in der letzten Zeit des Kaiserreichs, kurz vor 1870, so scharf bedrängt wurde, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, also vor 100 Jahren, sogar noch bei der Feier öffentlicher Handlungen gebraucht wurde, liefert uns der Verlauf eines Festes, welches hier am 9. Juni 1804 begangen wurde. Am 9. Juni 1804 hatten nämlich alle Beamten und Maires der Stadt und des Kantons Weißenburg, sowie die Maires der Hauptorte des Bezirks (arrondissement) sich hier einzufinden, um (infolge der Erhebung Napoleons I. auf den französischen Kaiserthron) den Eid der Treue zu leisten. Wie aus dem in einigen Gemeinden des damaligen Bezirks noch aufbewahrten Amtsblatt hervorgeht, wurde die ganze Amts-

handlung in deutscher Sprache vollzogen. Morgens 8 Uhr versammelten sich die Beamten auf der Unterpräfektur und begaben sich dann, begleitet von einem Detachement der Garnison und von drei Brigaden Gendarmen, teils in die katholische Stiftskirche, teils in die Kirche der Protestanten, unter dem Geläute der Glocken und dem Donner des kleinen Stadtgeschützes. Beide Parteien wohnten einem feierlichen Gottesdienste bei. In der protestantischen Kirche hielt Pfarrer Heyler, in der katholischen Pfarrer Oberle eine deutsche Ansprache. Letztere Ansprache ist im Amtsblatt vollständig mitgeteilt, »da sie der Publizität sehr würdig ist«. Nachdem Oberle die »Verehrungswürdigste Versammlung, Herren und Christen!« auf die Bedeutung des Tages aufmerksam gemacht und den »Franzmännern« Napoleons Verdienste gezeigt hat, fordert er sie auf: »Beten wir, daß Gott in der Person Napoleons die Tugenden vereinige, die wir in den berühmten Regenten zerteilt antreffen: die Sanftmut Moses, die Stärke Josuas, die Frömmigkeit Davids, die Weisheit Salomons, die Leutseligkeit Heinrichs IV., die Gerechtigkeitsliebe Ludwigs XIII., den Religionseifer Karls des Großen und die Heiligkeit Ludwigs IX.« Um 10 Uhr versammelten sich dann alle in der Stiftskirche, wo der Unterpräfekt Hosemann eine deutsche Anrede hielt und die Eidesleistung abnahm. »Die Solemnität des Festes wurde mit einem feierlichen Tedeum beschlossen, der Abend des Tages mit einem stark besuchten Balle. Die Teilnahme des Volkes an der Feierlichkeit war allgemein; die Kirchen waren voll Menschen.« Der Sekretär der Unterpräfektur, Karl Habermann, hatte für den Tag eine »Ode« verfaßt und an die Teilnehmer verteilen lassen.

Nicht minder merkwürdig als dieser Festbericht aus dem Elsaß ist ein Beweis für das Fortbestehen des deutschen Volksliedes, des alten, echten, in Lothringen durch die zweihundert Jahre französischer Herrschaft bis auf den heutigen Tag. Diese Tatsache festgestellt und zur Geltung gebracht zu haben, ist das Verdienst eines früheren Landlehrers, jetzt Schriftstellers in Metz N. Houpert, der im Albe- und Saartal die Spuren des alten deutschen Volksliedes suchte und verfolgte, bis es ihm gelungen war, eine ganze Anzahl solcher althergebrachten im Volksmunde erhaltenen Lieder zu ermitteln. Nachdem zuerst eine Sammlung von 12 Liedern festgestellt und ihre Volksweisen von Kapellmeister K. Wolfram vierstimmig bearbeitet worden waren, hat nach der Kölnischen Zeitung (Nr. 828 v. 13. Aug.), der diese Angaben entstammen, Houpert in letzter Zeit neue große Ernte in seinem Heimatstal gehalten. Französische Lieder ertönen in den Dörfern um Metz, aber in diesen Tälern fanden sie keinen Eingang. Gesangunterricht wurde in den Schulen nicht erteilt, und bis in die fünfziger Jahre herrschte auch noch deutsche Unterrichtssprache vor.

Deutsch auf Neuguinea. Vorm Jahre ist eine Verfügung des Kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Neuguinea auch in unserer Zeitschrift mit freudiger Zustimmung begrüßt worden (in der Dezembernummer Sp. 366). Der Gouverneur tadelte darin hauptsächlich den — sagen wir — fahrlässigen Gebrauch des Englischen als Verkehrssprache. Vorher aber wird es eine betrübende Erscheinung genannt, daß sich eine Versammlung deutscher Männer für die Beibehaltung des Pidgin-Englischen entscheiden konnte. Diese Bemerkung des Erlasses ist irreführend und hat auch uns irregeführt. Es hat sich nämlich in der gemeinten Versammlung, wie die von der Kölnischen Volkszeitung (Nr. 693 v. 22. Aug. 1904) mitgeteilte Stelle des Sitzungsberichts beweist, gar nicht um die Frage gehandelt, ob Pidgin-Englisch oder Deutsch. Vielmehr hatte der Gouverneur für den Verkehr mit den Eingeborenen die kanakische Sprache der Blanchebucht an Stelle des Pidgin-Englischen vorgeschlagen und drang damit nicht durch, sondern verzichtete auf die Abstimmung, als sich nur zwei unter den sieben andern Rednern (von 27 Anwesenden) für den Vorschlag aussprachen. Vier, nämlich Kaufmann Thiel, Pflanzer Kolbe, Administrator Geißler und Pflanzer Guyot befürworteten, was der Gouverneur für unausführbar hielt, Einführung des Deutschen (oder als Übergang erst eine Art Pidgin-Deutsch). Daraus ihnen einen Vorwurf zu machen, liegt uns fern.

— **Fortschritte des Deutschen auf der Balkanhalbinsel.** In seinem schönen, lehrreichen Buche »Vom heiligen Berge und aus Makedonien, Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet« (Leipzig, Teubner 1904) schildert Heinrich Gelzer S. 135 eine Fahrt, die er im Sommer 1902 auf einem türkischen Schiffe von Dafni nach Saloniki unternahm, und macht dabei folgende erfreuliche Mitteilung: »Wir befreundeten uns rasch, namentlich mit zwei jungen türkischen Offizieren, die aus Anadoli angekommene Redifs nach Makedonien zu führen hatten. Beide sprachen fertig deutsch, und als ich einen fragte, ob er in Deutschland gewesen, antwortete er: ‚Nein, ich habe die Sprache nur aus Büchern gelernt.' Es ist überhaupt auffällig — Gelzer war auch 1899 schon in Konstantinopel und Athen —, welch rasche Fortschritte das Deutsche in den letzten Jahren unter der einheimischen Bevölkerung gemacht hat. Griechen und Türken, Armenier und namentlich zahlreiche Spaniolen drängen sich massenhaft zum Besuch der deutschen Schule in Konstantinopel. Überall vernimmt man mit Freuden, wie sehr das Deutsche in der allgemeinen Achtung wie in der Verbreitung steigt.«[1]) Auch S. 246 berichtet er von den großen Ehren, die ihm als Deutschem türkische Behörden immer erwiesen hätten. Sobald Offiziere oder Beamte nur vernommen hätten, daß er ein Deutscher sei, hätten sich ihre Züge aufgehellt und sie sich nicht genug tun können, ihre wärmsten Gefühle und ihre hohe Verehrung für den Kaiser zu zeigen, »diesen einzigen aufrichtigen und treuen Freund des Sultans«. In gleicher Richtung wie diese Achtung vor den deutschen Lehrmeistern wirkt nach Gelzers Urteil die ja wesentlich von Deutsch-Österreichern geführte glänzende Verwaltung Bosniens. So hörte er einen an der griechischen Grenze stehenden türkischen Generalstabsoffizier, Ali Bei, einen geborenen Bosniaken, fertig deutsch sprechen und versichern, er habe alle Werke unsers Generalstabes in der deutschen Ausgabe gelesen (S. 244). Unter den nördlichen Albanesen, den Toska, gewann Gelzer geradezu den Eindruck, sie wünschten nichts mehr als ein zweites Bosnien zu werden (S. 224 ff.). Th. Matthias.

— Der Predigerverein der Unabhängigen evangelisch-protestantischen **Kirche von Nordamerika** hat in einer Versammlung des Pittsburger Bezirkes seine volle Übereinstimmung mit den Bestrebungen des deutschamerikanischen Nationalbundes (vgl. 1903

1) Übereinstimmend bemerkt S. Beck (München) in der Berliner Zeitschrift Asien 1904, 11. Heft, S. 175, wer Gelegenheit habe zu beobachten, mit welchem Eifer die heutige türkische Generation dem Studium der deutschen Sprache obliege, der gewinne den Eindruck, daß das Deutsche in der Türkei Schritt für Schritt das Französische verdränge. Mit dem an der Stelle unklaren Fremdworte Generation ist vermutlich die Jugend gemeint, denn zum Beweis wird auf die neuerrichtete Medizinische Hochschule in Konstantinopel verwiesen, an der durch Prof. Rieder Paschas Bemühungen deutsche Unterrichtssprache eingeführt worden ist. Einen »neuen wichtigen Schritt für die Verbreitung unserer schönen und ernsten Sprache« mit Becks Worten bedeutet auch das von ihm a. a. O. besprochene Buch: Kleine deutsche Sprachlehre für Türken von Weli Bey Bolland. Verlag von Julius Groos, Heidelberg 1904. Str.

Sp. 266 ff. dieser Zeitschr.) erklärt und seine Mitglieder verpflichtet, besonders für **Einführung des deutschen Sprachunterrichts** in die öffentlichen (Staats-) Schulen nach besten Kräften mannhaft einzutreten. Sie scheinen sich also von der Wirksamkeit dieses Bundes mehr zu versprechen als ihr ehemaliger Amtsbruder, über dessen Ansicht in der Nr. 7/8, Sp. 220 f. berichtet worden ist. Daß die eigenen Schulen der Kirchengemeinden schon lange um die Erhaltung des Deutschtums eifrig bemüht sind, ist bekannt, aber ebenso bekannt, mit wie großen Opfern nur sich diese Kirchenschulen gegen die öffentlichen halten können. Aber wie von der **Evangelischen lutherischen Synodalkonferenz** berichtet wird, die am 17. Aug. in Winona (Minnesota) zu ihrer 20. Jahresversammlung zusammentrat, zählt diese größte Kirchengemeinschaft Nordamerikas doch noch immer 1066 Lehrer, die in 3334 Gemeindeschulen 112555 Schüler unterrichten. 2888 Pastoren wirken in 2955 Gemeinden, und alljährlich gehen über 100 Reiseprediger zu den in Urwald und Steppe zerstreut lebenden deutschen Landsleuten. Da wird viel Arbeit für die Erhaltung des Deutschtums getan, aber freilich, was bedeutet das gegen die ungeheueren Verluste, die es alljährlich allein durch den immer stärkeren Einfluß der Staatsschulen erleidet, so lange es den Deutschamerikanern nicht gelingt, auch in ihnen dem deutschen Sprachunterricht den ihm gebührenden Platz zu sichern.

— Volksüberlieferungen in Sitte, Brauch, Aberglauben, Sprechweise usw. sind von den alles ausgleichenden Kräften der Gegenwart mehr als je bedroht, und werden daher auch gerade jetzt mit besonders regem Eifer aufgesucht und eingesammelt. Wer sich zur Mitwirkung an dieser Arbeit gewinnen läßt, muß auch Verständnis haben oder es doch finden können für die Pflege der Muttersprache als einer Lebensquelle des Deutschtums im engeren Rahmen des einzelnen Volksstammes und darüber hinaus. Darum ist an dieser Stelle schon oft auf die Tätigkeit der Vereinigungen hingewiesen worden, die sich der Sammlung dieser verfallenden Schätze widmen. Jetzt hat sich auch für das westliche Deutschland ein solcher Verband gebildet, der seinen Sitz in Elberfeld hat und den Namen führt: **Verein für rheinische und westfälische Volkskunde.** Er gibt eine Zeitschrift heraus, die vorläufig vierteljährlich erscheint und für das Verständnis weiterer Kreise bestimmt ist. Die beiden ersten stattlichen Hefte von 88 und 80 Seiten enthalten neben den uns ferner liegenden Sachen, der Ankündigung entsprechend auch Aufsätze, die sich mit der Mundart beschäftigen, und mundartliche Beiträge, so:

Die Prägnanz der Ausdrücke des Tadels und Unwillens in den rheinischen Mundarten. Von Dr. Jos. Müller. Zur Grammatik des Elten-Emmericher Platt. Von Freiherr Lochner von Hüttenbach. Volksweisheit aus der westfälischen Mark. Von Karl Prümer u. a.

Herausgeber der Zeitschrift sind K. Prümer und Prof. P. Sartori in Dortmund, O. Schell und K. Wehrhan in Elberfeld, Mitglieder des Vorstandes außerdem die Universitätsprofessoren Dr. A. Wiedemann in Bonn, Dr. Fr. Jostes und Dr. H. Landois in Münster u. a. Beiträge für die Zeitschrift sollen an Herrn O. Schell in Elberfeld, Froweinstr. 17 gerichtet werden, der auch Beitrittserklärungen annimmt. Die Mitglieder zahlen, wie auf der Innenseite des Titelblattes gedruckt steht, 3 ℳ pro Jahr — uns wäre »jährlich« lieber — und erhalten dafür die Zeitschrift. Wir wünschen ihr fröhliches Gedeihen.

— **O diese Fremdwörter!** Selbst in den bekannten »besten Familien« führen sie zu dummen Verwechslungen. Wieder einen Beweis dafür bietet ein Schreiben aus dem Geschäftszimmer einer Berliner Hochschule an einen unserer Leser. Es lautet: ». . . Euer Hochwohlgeboren bitte ich um eine gefällige Rücksprache in Programmangelegenheiten; es handelt sich um Kollusionen in den Sälen . . .« Der ehrenwerte Empfänger würde mit Recht darüber entrüstet sein, so mir nichts dir nichts hier eines geheimen, nicht sauberen, abgekarteten Spiels beschuldigt zu werden — denn Kollusion bedeutet ein unerlaubtes, geheimes Einvernehmen — wenn er es nicht wagte, dem Briefschreiber die Verwechslung mit dem harmlosen Worte Kollision (Zusammentreffen oder -fallen) zuzutrauen, da es sich um eine Schwierigkeit in der Verteilung von Sälen handelt. Man sieht, selbst ganz geläufige Fremdwörter haben ihre Tücken. Davon gleich noch ein Pröbchen — zum Trost für den mit der Kollision Hereingefallenen, wenn er's dafür annimmt — einen Beweis dafür, welche Qual ein Fremdwort für den gemeinen Mann werden kann, insonderheit wenn er zur Feder greifen muß. Die Schriftleitung des Fachblattes »Deutscher Müller« in Leipzig hat sich die Mühe gegeben, die Schreibung einiger der beliebtesten Zeitungsfremdwörter in den Briefen stellensuchender Müller zu beobachten, und uns eine reiche Sammlung solcher Schreibungen, aus den Briefen herausgeschnitten, freundlich übersandt mit dem Bemerken, daß die Schreiber 18 bis 32 Jahre alt waren und nicht nur brave Gesellen, sondern auch Handwerksmeister dabei. Ihre Versuche, mit dem Worte »Annonce« oder »annoncieren« fertig zu werden, haben zu folgenden Ergebnissen geführt: anonciren, Annoce, Anoce, Annocze, Anongse, Anogse, Anongce, Anodse, Anoscse, Anxunge, anocsieren, Anocne, Anochse, Anonene, Anonce, Anocksen, Annonze, Arnonce, Anoxe, Anoxse, Annolze, Annonxe, Anxe, Ancse, Annocsse, Annolze, annongzieren, anonkzieren, Arnonxe, Arnocse, Arnungse, Anungse, Angnose, arnongsieren, Arnonze, Hannoce, Ornakce, Ononze. Viele dieser Spielarten kehren oft wieder. So groß ist die Hilflosigkeit des gemeinen Mannes — in den letzten, nur einzelnen Schreibungen möchte man's fast Verzweiflung nennen — dem Klange des fremden Wortes gegenüber, und von allen diesen braven Leuten würde, so meint der Herr Schriftleiter des genannten Blattes, schwerlich einer das deutsche Wort »Anzeige« unrichtig geschrieben haben.

— **Heiteres.** Der Hannoversche Anzeiger erzählt in Nr. 213 vom 10. Sept. folgende wahre Geschichte aus dem Gerichtssaal. Der Steineträger G. hatte sich im Berufungsverfahren wegen groben Unfugs zu verantworten. Als er bei der Vernehmung über seine Personalien von dem Vorsitzenden gefragt wurde: »Sie sind Steineträger?« antwortete er: »Nein, das bin ich nicht.« Vorsitzender: »Was sind Sie denn?« Angeklagter: »Ich bin Baumaterialientransporteur.« Allgemeines Gelächter. — So der Bericht. Aber das Blatt setzt nicht hinzu, daß der Herr Materialientransporteur ungemein viele Gesinnungsgenossen hat, auch unter den Zuhörern und hinter den Tintenfässern des grünen Gerichtstisches, mögen sie sich bei seiner Äußerung noch so herzhaft am »allgemeinen Gelächter« beteiligt haben.

In einer Kirche in Sachsen sind die vermieteten Plätze mit den Namen der Mieter bezeichnet, die nicht vermieteten haben die schöne Aufschrift: Vacat (= frei). Das Kind einer zugezogenen Familie kommt nach dem ersten Besuche der Kirche nach Hause und sagt zur Mutter: »Die Vakats müssen aber reiche Leute sein; die haben so viele Plätze in der Kirche.«

— **Das Schenkendorfdenkmal in den Koblenzer Rheinanlagen.** Die Vereinsgenossen, die vor zehn Jahren an der VII. Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins in Koblenz teilgenommen haben, werden sich gewiß alle der ergreifenden Feier erinnern, die der Verein am Denkmal Schenkendorfs in

den Rheinanlagen veranstaltete. »Manches Auge — so schreibt der Festbericht (Ztschr. 1894, Sp. 184) — wurde feucht.« (Vgl. auch G. Saalfeld, Lose Blätter S. 138 ff.: Eine Schenkendorffeier.)

Auf einem jüngst in Koblenz abgehaltenen Wohltätigkeitsmarkt oder, auf gut persisch, Basar ging unter der Flagge »Basar-Woche« eine Druckschrift vom Stapel, der wir ein auf jenes Denkmal bezügliches Gedicht von Friedrich van Hoffs entnehmen.

Wer hat zubest in deutschen Zungen
die Freiheit und den Rhein besungen?
Max Schenkendorf, der hierzuland
die letzte Ruhestätte fand,
und dem die Rheinundmoselstadt
ein ehern Bild errichtet hat.
Schon vierzig Jahre stand und länger
der Freiheit und des Rheines Sänger
auf kleinem Raume eingeengt,
von Buschwerk und Gestrüpp bedrängt,
und konnte — gelt, das war nicht schön! —
den nahen Lieblingsstrom kaum sehn.
Da schlug die lang ersehnte Stunde
für ihn wie für die ganze Runde:
das Dickicht wurde weggefegt,
der Freiheitssänger freigelegt.
Nur allzufrei! Denn balde stund
er da wie nackt auf kahlem Grund.
Wohl sah er nun den Vater Rhein,
doch fror es ihn im Sonnenschein.
Und um ihn pflanzte man viel Stangen,
dran wurden Tafeln aufgehangen;
auf einer wies ein Finger lang
zur Festhall' hin, zum »Restaurant«[1]);
ich dacht', als ich dies Wort erschaut:
»o Muttersprache, Mutterlaut!« —
»Die Hunde an die Leine nehmen!« —
»Hier hat zum Schritt sich zu bequemen
sowohl der Fahrer wie der Reiter« —
»Radeln verboten« usw.
Ein Glück, daß dies verdrossen hat
die wackern Väter unsrer Stadt,
auf deren Wink die Stangen flogen
und dann im Bogen ward gezogen
ein grünes Halbrund hinter Maxen,
das hoch und höher möge wachsen.
Ein Glück! so wiederhole ich.
Warum? Es wäre sicherlich
auch noch der »Kunstwart« losgefahren
auf »Koblenzer Geschmacksbarbaren«.

Sprechsaal.

Im Stich lassen.

Die Erklärung, die für diese Redensart in Nr. 6 dieses Jahrganges versucht worden ist, hat manche Auslassung dazu im Leserkreise der Zeitschrift geweckt, zustimmende, ergänzende und auch widersprechende, deren Würdigung wohl geboten erscheint.

Vier Einsender, ein badischer Zego-, ein steirischer Tarockspieler, ein rheinländischer und ein anderer Skater,[2]) kommen darin überein, daß die Redensart zugleich Entstehung und weite Verbreitung dem Kartenspiel verdanke; aber ihre Ausführungen sind schon deshalb kaum überzeugend, weil sie die ursprüngliche Bedeutung von »im Stiche lassen« sehr verschieden angeben. »Im Stiche lassen«, schreibt der eine, heißt: den, welcher mit seinen besten Karten das Spiel in der Hand hat, gewähren lassen, ihn in der Verfolgung seines Planes nicht hindern, vonseiten seiner Partner: ihn nicht unterstützen! Ersichtlich ist hier an dritter Stelle eine Deutung angehängt, die sich aus den beiden vorhergehenden Sätzen nicht ableiten läßt, denn Spieler, die ihren mit besseren Karten ausgerüsteten Partner sein Spiel verfolgen lassen, tun nichts Tadelnswertes, wie es doch der Redensart gerade als wesentliche Färbung anhaftet. Auch zwei andere Spieler erinnern an die Vorwürfe, die es gibt, wenn die Vorderhand von der Hinterhand nicht (!!) »im Stiche gelassen« und die spielende Mittelhand dadurch nicht in der Mitte behalten worden ist. Aber in diesem Sinne wäre doch »im Stiche gelassen zu werden« öfter ein Vorteil, etwas Erstrebenswertes und kaum die geeignete Quelle, den durchaus übeln Sinn der Redensart daraus herzuleiten. Der letzte Vertreter der Ansicht, daß die Wendung dem Kartenspiel entstamme, begeht zwar diesen Fehler nicht, insofern er »im Stich lassen« deutet: das Blatt des Partners gestochen bleiben lassen, indem man den stechenden Gegner nicht übersticht; aber dann bleibt doch nur die Karte, nicht der Partner im Stich!

So führen diese Deutungen der Redensart aus dem Kartenspiel zu keiner festen klaren Vorstellung. Einen ganz anderen Weg hat denn auch ein Krainer Leser der Zeitschrift[1]) beschritten. »Warum, schreibt er, denkt man nicht an das zunächst Liegende, ‚die Nadel?' »Etwas im Stich lassen« heißt ursprünglich nichts anderes als: eine Näharbeit unfertig liegen lassen; das wird dann allgemein von jeder Arbeit gesagt«. Sicher treffend wird für diese Deutung eine verwandte Wendung bei Schmeller (II, 724) angezogen: »Das ist auch im Stich geblieben«; auch hat der Einsender schließlich recht mit der Meinung, die Wendung »alles im Stich lassen« bedeute nicht viel mehr als: »alles, wie es eben liegt und steht, plötzlich verlassen«. Aber anderseits ist doch gewiß nicht diese abgeblaßte Bedeutung, sondern die vollere, hier übler Sinn und ihre Anwendung auf Personen, das Ursprüngliche, und so bleibt es ein übler Behelf, wenn es darauf bezüglich nur heißt: »Die Übertragung auf Personen bietet kein Bedenken, und die weitere Bedeutungsentwicklung ‚ohne Hilfe lassen', ‚in Gefahr lassen' ist damit von selbst gegeben«. —

Die übrigen neun Zuschriften[2]) treffen zusammen in der Bestätigung der Bedeutung »Wegstelle«, kurze steile Wegstrecke für Stich. Gleichwohl wird in der Mellrichstädter durch sorgfältige Bestimmung der Begriffe Stich und lassen der Versuch gemacht, die Redensart im wesentlichen aus dem Turnierleben zu erklären: »Wenn die Leute, die dazu bestimmt sind, die Kämpfenden am Fortgange des Kampfes zu hindern, zwar den einen Kämpfer hindern, den anderen aber nicht, so lassen sie den ersten »im Stiche«, d. h. sie geben ihn dem Stiche des nicht gehinderten Kämpfers preis. Das gleiche ist dann der Fall, wenn bei Kampfunfähigkeit des einen Fechters der Gegner nicht gleich an der »Fortsetzung des Kampfes gehindert wird«. Zweifelsohne wird diese Erklärung dem Wortlaut gerecht, aber es bleibt bedenklich, daß Pflichtverletzungen zur Unparteilichkeit angehaltener Beamten eine so verbreitete Redensart veranlaßt haben sollen, und überdies bleibt die Anwendung der Redensart auf Sachen unerklärt. — Auch der Stuttgarter Einsender mag der Ableitung aus dem Fuhrmannsleben nicht zustimmen, weil es dann heißen müßte: »am Stiche lassen«; aber der Stich ist doch immer eine Strecke, und ein verunglücktes, ein dort sich selbst überlassenes Gefährt bleibt nicht an einer Außenseite des Stiches, sondern an einer Stelle innerhalb, also im Stiche liegen, wie ein Hindernis nicht am, sondern — wenigstens noch hemmender — im Wege steht, liegt.

Von den sieben zustimmenden Auslassungen heißen zwei auch die Annahme einer Umwandlung von Stieg in Stich gut. Nur

---

1) In Trier gibt es kein Domrestaurant, wohl aber eine Domschenke. Also Festhallenschenke? Nein! in Bremen gibt es keinen Rathauskeller, wohl aber einen Ratskeller. Sagen wir doch mit ähnlicher Kürzung Festschenke! Eine Koblenzer Festschenke hat — bei übrigens gleich guten Speisen und Getränken — weit mehr Aussicht, berühmt zu werden, als ein Koblenzer Festhallenrestaurant.

2) E. R. in Zapp (?); H. W. in Baden-Baden, mitgeteilt durch Geh. R. R. Haape daselbst; Ingenieur Stefan Siegert in Oberhausen (Rhld.) und Georg Weitzenböck in Graz.

1) Dr. Anton Wallner in Laibach (Krain).

2) Th. Franke in Wurzen, der aber auf Beobachtungen aus dem sächsischen Erzgebirge fußt; Josef Mittstadt in Mellrichstadt; Rektor Dr. Klett in Cannstatt; Oberkontrolleur Greiner in Stuttgart; Josef Tarneller in Missian-Eppan in Tirol; Arnold Abresch in Neustadt a. d. Haardt; Max Willing in Zweibrücken; B. Buchrucker in Elberfeld; Hugo Bauer in Alzey.

möchte Buchrucker dann wenigstens die Wendung »alles im Stich lassen« als die ursprüngliche ansehen und »vom ertappten Wilderer« herleiten, »der sich eilig aus dem Staube macht, Beute und Gerät im Dohnenstiege zurücklassend«. Franke gibt vor allem sachlich wertvolle Beobachtungen, die er selbst oder sein Vater an den bergigen, »stichreichen« Straßen in der Gegend von Glauchau, Limbach i. S. und Hohenstein-Ernsttal gemacht haben. »In der Regel, schreibt er, fuhren mehrere Gefährte zusammen und leisteten einander Vorspanndienste. Dabei hat dann manchmal der Vorspanner, wenn der erste Wagen oben angekommen war, die Pferde rasch abgespannt und wieder zurück zum eigenen Wagen gebracht, sich aber vom Gefährten, der nun ihm helfen sollte, statt dessen aber davonfuhr, ‚im Stich gelassen‘ gesehen. Auch ist es nach Erzählungen meines Vaters oft vorgekommen, daß Hinterzieher von Zöllen, die verfolgt wurden, an solchen steilen Stellen die Pferde ausspannten, den Wagen samt Inhalt aber ‚im Stich ließen‘, um sich zu retten und schwerer Strafe zu entziehen.« Namentlich die Vorherrschaft der Bedeutung von »preisgeben« erklärt derselbe Einsender aus den häufigen Erfahrungen fliehender Truppen, Geschütze, Gepäck- und Geschoßwagen an solchen Wegstellen stehen lassen zu müssen. Hugo Bauer (Alzey) schreibt: In hiesiger Gegend (südliches Rheinhessen und Nordpfalz) nennt das Volk ganz allgemein den Teil der Landstraßen, der über eine Anhöhe zieht, einen Stich (Stieg). Redensarten wie »das ist ein schöner Stich«, »der Stich ist nicht ohne« hört man bei Fuhrleuten, Radfahrern, Bauern usw. alle Tage. (Vgl. auch Geislingen an der Steig in Württemberg.)

Eben daß diese Ableitung der Redensart aus dem Fuhrmannsleben ihre Verbindung mit Personen- wie Sachobjekt gleich anschaulich und ursprünglich erklärt, ist es, weshalb ich sie aufrecht erhalten möchte. Auch liegt vielleicht darin, daß alle Zustimmungen und Bestätigungen für den Gebrauch von Stich in der Bedeutung Wegsteile aus dem gebirgigen Mittel-, Süddeutschland und Tirol kommen, ein Beweis dafür, daß die Redensart wirklich aus dem Verkehrsleben dieser Landschaften stammt. Dagegen will ich kein Gewicht legen auf die Möglichkeit, daß sich in Stich vielmehr Stieg mit palatalem Auslaut verberge, wenn diese auch für meine Heimat deshalb um so eher gegeben schien, als da umgekehrt auch Stich (von stechen) lang gesprochen wird. In Oberdeutschland ist namentlich nach den Zuschriften aus Cannstadt, Stuttgart und Missian-Eppan Sache und Redensart so volkstümlich beheimatet, anderseits die lange Aussprache von Stich, zumeist auch ein palataler Auslaut von Stieg so fremd, daß für Stich nur die Ableitung von stechen übrig bleibt: eine durch Stechen, durch Abstich entstandene Wegsteile.

Die Zuschrift aus Tirol veranschaulicht überdies die Wichtigkeit steiler Wegstellen für den Verkehr durch den Hinweis auf eine Tiroler sinnverwandte Bezeichnung besonders jäher Anstiege: Stickl, das allerdings seinerseits der Herkunft nach gleich dem Eigenschaftswort stickel = steil mit steigen zusammengehört. »Am Wege von Meran über Plars auf die Tell, heißt es, liegt an einer der steilsten Stellen der Straße der Hof Stickler, 1422 Heinz an der Stickl, 1369 Heinrich an der Stickel genannt. Gleichermaßen muß man, um von S. Leonhard in Passeir aus den Jaufen zu ersteigen, zuerst die Stickl überwinden. Beim Teiswirt beginnt der Anstieg. Dieses Anwesen hieß 1777 Hof an der unteren Stickl, 1349 Caspar filius quondam Jacobi de loco dicto an der Stickel, 1288 datz Stikkel des Zuoelenhof; dann folgen die Höfe Unter- und Oberstickl und Mairhof, 1488 mayrhoff an der Stickl.«

Zwickau i. S. Theodor Matthias.

Filderkraut (zu Sp. 90).

Die auf Sp. 90 dieses Jahrganges als möglich angedeutete Herleitung des Wortes »Filderkraut« (Art Sauerkraut) von der Hochebene »Filder« bei Stuttgart wird uns durch einige freundliche Zuschriften[1]) bestätigt. Danach ist »Filderkraut« eine bestimmte spitzköpfige Krautart, die in besonderer Güte auf jener Hochfläche wächst. Ursprünglich bezeichnete man jedenfalls nur das dort gewachsene Kraut so, dann aber auch jene Krautart ohne Rücksicht auf den Herkunftsort, ähnlich wie Teltower Rübchen u. ä. Auf den Fildern sind schon seit langer Zeit weite Strecken Landes mit Kraut bepflanzt. Man sagt, bei den Filderbauern stehe den ganzen Tag der Topf mit Kraut auf dem Ofen; die Leute machen sogar Krautkuchen. Das Filderkraut gilt in Süddeutschland für das beste und wird nicht nur in Württemberg und dem bayerischen Schwaben, sondern auch in Baden geschätzt und bis zum Main verschickt; in Höchst wird es seines Wohlgeschmackes wegen dem Mainzer Kraute vorgezogen. Es hat also für den Süden dieselbe Bedeutung, wie das Magdeburger Sauerkraut für den Norden.

Im Anschlusse daran sei noch eine Bemerkung über den Namen »die Filder« gestattet. Wir haben ihn auf Sp. 90 als weibliche Einzahl gebraucht, und so wird er auch tatsächlich verwandt. Ursprünglich aber und, wie es scheint, dortzulande überwiegend ist er sächliche Mehrzahlform, also nicht »auf der Filder«, sondern »auf den Fildern« (althochdeutsch Filderan). Buck führt in seinem oberdeutschen Flurnamenbuche »Fild« (vgl. »Gefilde«) mit der Mehrzahl »Filder« als Nebenform von »Feld« an. Wie diese Form lautlich zu erklären ist, ob etwa ihr Selbstlaut durch »Gefilde« beeinflußt ist, lassen wir unentschieden; vielleicht wird das Schwäbische Wörterbuch bald darüber Aufschluß bringen. Daß eine allgemeine Bezeichnung, wie »die Filder«, zum Eigennamen einer bestimmten Gegend werden kann, ist eine bekannte Erscheinung; man denke nur an »Mark«, »Landl« = Österreich ob der Enns, das »Bödeli« (Interlaken) u. ä. Noch näher liegt hier das in Bayern mehrfach so vorkommende »Gefild«, wie z. B. eine Gegend östlich von München heißt; »Gefilde« heißt auch ein Gehöft bei Eisenach.[1]) Endlich ist auch das nicht unerhört, daß eine Mehrzahlform, wenn sie als solche nicht mehr klar erkennbar ist, als Einzahl aufgefaßt wird; vgl. z. B. »die neue Kräme« in Frankfurt a. M. (eigentlich Mehrzahl von »Kram«). So wird auch der Name einer großen Waldwiese nördlich von Ulm »die Filde« oder »die Breitfilde«, ursprünglich eine Mehrheitsform sein; in ihr läge nur eine andere Pluralendung vor, wie denn schon im Althochdeutschen die Formen feldir und feld für die Mehrzahl nebeneinander stehen.

Braunschweig. K. S.

»Am Rande ihrer Mittel angekommen.«

Dunger sagt in dieser Zeitschrift 1903 (Nr. 7/8) Sp. 236 nach Mitte: »So ist es auch nicht richtig, wenn ... die Saale-Zeitung schreibt: eine Eisenbahngesellschaft sei am Rande ihrer Mittel angekommen. Es müßte heißen: sie ist mit ihren Mitteln zu Rande gekommen«.

Ich kann dem nicht beistimmen. Gewiß ist »mit etwas zu Rande kommen« eine »formelhafte Wendung, die keine nähere Bestimmung duldet«, aber das hindert doch nicht, daß das Wort Rand in anderen Verbindungen (und »am Rande von etwas angekommen sein« ist doch eine ganz andere Verbindung) nähere Bestimmungen zu sich nehmen kann. »Ich bin am Rande meiner Weisheit, meines Könnens, meiner Leistungsfähigkeit angelangt oder angekommen« ist völlig unanstößig. Das Vermögen, die Mittel, über die einer verfügt, wird man aber auch wohl als etwas flächenartig Ausgedehntes, daher von einem Rande Begrenztes ansehen dürfen. Und dann wäre es ein ganz richtiges und anschauliches Bild, wenn man sagt: »ich bin am Rande meiner Mittel angekommen« —: »Die Gesellschaft schien über unbegrenzte Mittel zu verfügen, aber infolge jahrelanger Mißwirtschaft ist sie nun doch am Rande ihrer Mittel angekommen« (d. h. da angekommen, wo die Mittel aufhören oder »anfangen aufzuhören«)! Vgl. (Sanders, Wörterb. II 1, 637:) Am Rande seines Lebens, Möser ... Bis man endlich am Rande [Ende] ist und sich betrogen sieht, Mendelssohn; (Deut. Wörterb. 8 Sp. 87:) »die Schweiz noch eben am Rande ihrer alten Verfassung«, Goethe ... »an des Ruhmes letztem Rande bist du eben angelangt«, Rückert.

Der von Rand abhängige Wesfall kann entweder 1. das Gebiet bezeichnen, auf dem man sich bisher bewegt hat, so daß

1) von Fräulein Luise Öhler in Tübingen und den Herren Prof. Dr. von Borries in Straßburg, Prof. Dr. Brunner in München, M. Epting in Höchst a. M., Pfarrer Erwin R. A. Kreuzer in Kempten, Pfarrer Schlenker in Creglingen, Oberlehrer Wilhelm Schmidt in Essen (Ruhr) und Karl Wetzel in Frankfurt a. M. Ihnen allen besten Dank!

1) Herr Geh. Oberbaurat Sarrazin teilt uns noch freundlichst mit, daß ein größeres Ackergebiet bei seiner Vaterstadt Bocholt in Westfalen die Flurbezeichnung »Fildeken« führt.

also »am Rande« gleichbedeutend ist mit »dicht vor dem Ende des diesseitigen Gebietes«; oder aber 2. das jenseit der Grenze liegende Gebiet; dann ist »am Rande« gleichbedeutend mit »dicht vor dem Anfange des jenseitigen Gebietes«. Dies ist der Fall in Wendungen wie: er steht am Rande des Grabes, des Abgrundes, des Verderbens, des Bankerotts; jenes z. B. in Fällen wie: er steht am Rande seines Lebens, ich bin am Rande meiner Leistungsfähigkeit, meiner Mittel angekommen, an des Ruhmes letztem Rande bist du eben angelangt. Wendungen der zweiten Art (wie »am Rande des Grabes«) mögen vielleicht etwas häufiger vorkommen und uns geläufiger sein. So mag es sich erklären, daß der Einsender des Satzes aus der Saale-Zeitung unwillkürlich nur daran gedacht und deshalb irrtümlicherweise den Ausdruck »am Rande ihrer Mittel angekommen« für unrichtig gehalten hat.

Kassel. Edward Lohmeyer.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

245) »Der Kaiser hat befohlen, daß bis zur Vollendung der zur Erhöhung des Schutzes für das Leben und die Gesundheit des beteiligten Personals des königlichen Opernhauses notwendigen Arbeiten das Opernhaus geschlossen wird.« (Zeitungsmeldung, mitget. von Institutslehrer Auer aus Kronbühl in der Schweiz.)

245) Der Kaiser hat befohlen, das Königliche Opernhaus bis zur Vollendung der Arbeiten zu schließen, die zur Erhöhung des Schutzes für das Leben und die Gesundheit der dort beschäftigten Personen notwendig sind.

Häufung von Hauptwörtern. »Königlich« mit großem Buchstaben zu schreiben, weil es eine amtliche Bezeichnung ist. »Opernhaus« gleich darauf wiederholt. — Zwischen der — und Arbeiten stehen nicht weniger als 17 Wörter. Eine ähnliche Trennung des Geschlechtswortes von seinem Hauptworte zeigen folgende eingesandte Beispiele: »Nachdem sich der dem Amtshauptmann Geh. Regierungsrat Dr. S. hier gemäß § 38 des Gesetzes über die Berichtigung von Wasserläufen und die Ausführung von Ent- und Bewässerungsanlagen vom 15. August 1855 zur Besorgung der bei der Ausführung der geplanten Talsperrenanlagen im Weißeritzgebiete und der hiermit zusammenhängenden Wasserlaufsberichtigung vorkommenden Geschäfte laut Bekanntmachung vom 17. November 1898 erteilte Auftrag ... erledigt hat« (aus einer sächsischen amtlichen Zeitung). — »Die in Anlaß der am 10. November 1883 stattgehabten 400jährigen Gedächtnisfeier des Geburtstages Dr. Martin Luthers in innigem Dank für die Heilsgüter der Reformation gegründete Lutherstiftung« (aus einer Kasseler Zeitung). — »Dieses auf der zur höchsten Vollendung dessen, was Sprache überhaupt sein kann, gesteigerten griechischen Sprache beruhende Latein hat etwas Internationales« (Herman Grimm in der Deutschen Rundschau v. J. 1889, S. 273). — »Ein bei einem Menschen bei normaler rechts- und linksseitiger Vorder- und linksseitiger Hinterextremität atavistisch dicht hinter dem rechtsseitigen Schultergürtel angehefteter rechtsseitiger Beckengürtel.« (Aus einem medizinischen Werke).

246) »Der Artikel stammt aus einer Feder, die die Sache und Verhältnisse sicher zu beurteilen vermag.« (Aus einer sächsischen Zeitung, mitget. von Prof. Dr. Uhle in Blasewitz.)

246) Der Aufsatz (Beitrag, Mitteilung, Bericht) stammt aus der Feder eines Mannes, welcher (der) die Sache und die Verhältnisse sicher zu beurteilen vermag.

Bei der Beurteilung schriftstellerischer Tätigkeit kann man unbedenklich von einer gewandten, geübten, leichten, schwerfälligen Feder sprechen, auch von einer kühnen, scharfen, satirischen Feder: Lessing nennt sogar Herrn Dusch »eine der fruchtbarsten Federn unserer Zeit«. Aber urteilen kann nicht die Feder, sondern nur die Person, die sie führt. Statt: »Feder, die die Sache und Verhältnisse« — besser: welche die Sache und die Verhältnisse —. Vor der Mehrzahlform »Verhältnisse« ist die noch einmal zu setzen, weil das vorhergehende die (bei Sache) die Einzahl bezeichnet.

247) »Niederösterreichische Landes-, Lebens- und Renten-Versicherungs-Anstalt.« (Name einer Anstalt in Niederösterreich, mitget. von Johann Hille in Lubitz.)

247) Niederösterreichische Landesanstalt für Lebens- und Rentenversicherung.

Der Beistrich (Komma) hinter »Landes-« ist falsch. Landes-, Lebens- und Renten- stehen nicht auf einer Stufe; nicht das Land, sondern Leben und Renten werden versichert — und zwar bei einer »Landesanstalt«. Solche langen Zusammensetzungen sind, wenn irgend möglich, aufzulösen. Man schreibe nicht: Kommunaleinkommensteuereinschätzungskommission, sondern: Ausschuß zur Einschätzung für die Gemeinde-Einkommensteuer; nicht: Kanalräumungskostenregulierungskommission, sondern: Ausschuß zur Regelung der Kosten für die Kanalräumung; nicht: Ansichtspostkartensammelverein (in Chemnitz), sondern: Verein von Ansichtspostkarten-Sammlern; nicht: ‚Puritin‘ Kesselstein-Verhinderungsmittel-Erzeugungs-Gesellschaft, sondern: Gesellschaft zur Herstellung von Puritin (Mittel gegen Kesselstein) oder kürzer: Puritin-Gesellschaft; nicht: Bekleidungsindustriegenossenschaftsfestmahl, sondern: Festmahl der Genossenschaft für das Bekleidungsgewerbe; nicht: Getreidezollerhöhungspetitionsbeteiligung, sondern: Beteiligung an dem Gesuch um Erhöhung des Getreidezolls; nicht: Antigotthardbahnbundessubventionskantone, wie der Kölnischen Zeitung einmal aus Bern geschrieben wurde, sondern, wie sie es umdeutschte: Kantone, die den Bundeszuschuß für die Gotthardbahn verweigerten (August Schmitz, Kampf gegen die Sprachverwilderung[2] S. 56).

248) »Ruf mich — aber erst breche mit der Vergangenheit.« (Aus dem Roman eines bekannten Schriftstellers, mitget. von Dr. Lohmeyer in Kassel.)

248) Ruf(e) mich — aber brich erst mit der Vergangenheit.

Die starken Zeitwörter, die in der Gegenwartsform ein i haben (er schilt, bricht, verbirgt, birst, flicht, ficht, hilft, stirbt, befiehlt, trifft, ißt), behalten das i auch in der Befehlsform: schilt, brich, verbirg, birst, flicht, ficht, hilf, stirb, befiehl, triff, iß.

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. Dunger in Dresden-Plauen, Kaitzerstraße 125.

Bücherschau.

Deutsches Sprachbuch für Berlin und Vororte. In sieben Heften. Im Auftrage des Berliner Lehrervereins bearbeitet von C. L. A. Pretzel, A. Rupnow und J. Tews.

Berlin W., Moritz Schnetter 1903. — 7. bis 1. Klasse. 40 + 60 + 72 + 64 + 96 + 108 + 128 S.: 20 + 30 + 30 + 30 + 30 + 35 + 40 ₰.

Schulhefte zugleich auf pädagogische und fachwissenschaftliche Gediegenheit anzusehen, gehört nicht immer zu den angenehmen Aufgaben des Berichterstatters; hier ist es eine Freude gewesen fast bis in jede Einzelheit. Vom Leichten zum Schweren, vom ausschließlich anschaulichen Stoff aus der Umgebung der Kinder auch zu Fernem in Welt und Geschichte wie zu mehr rein Gedanklichem fortschreitend, haben die Bearbeiter den Stoff durchaus folgerichtig und zweckentsprechend auf die sieben Jahrgänge verteilt und methodisch an Lesestücken zurechtgelegt, die in den späteren Heften oft zugleich Muster für viele im Geschäftsleben benötigte Schriftstücke bilden. In der Sprachlehre auf den starken Schultern Franz Kerns stehend, sind sie auch in den allmählich reichlicheren sprachgeschichtlichen Belehrungen, z. B. über Wortableitung und Wortfamilien, und in den stilistischen Übungen und Sätzen zur Schärfung des Sprachgefühls durchaus den besten Meistern, Grimm, Behaghel, und den Bahnen des Sprachvereins gefolgt, und nicht der letzte Vorzug besteht darin, daß mit dem im Titel gesteckten Ziele, ein Sprachbuch für Berlin und Vororte zu schaffen, Ernst gemacht ist, indem vom ersten Hefte an in Belehrung wie Übung alles das betont wird, worin das Berliner Hausdeutsch gegen Sprech- oder Sprachrichtigkeit verstößt. Die Fachausdrücke sind in den unteren Heften durchweg, in den letzten wenigstens an erster Stelle die deutschen, und überhaupt ist dem Fremdwort gegenüber die Stellung eingenommen, wie sie sich für Volksschulen und bei Männern, welche die Bestrebungen des Sprachvereins wirklich kennen, von selbst versteht: die der Abwehr alles überflüssigen fremden Sprachgutes. Ich zweifle nicht, daß tüchtige Volksschüler, die ihre sprachliche Bildung unter der Leitung ernst arbeitender Lehrer an der Hand dieser Sprachhefte erhalten, allen Aufgaben, die das spätere Leben an die Sprech- und Federgewandtheit des Durchschnittsmenschen stellt, vollauf gewachsen sein werden.

Zum Schluß einige Kleinigkeiten, in denen eine Verbesserung noch wünschenswert scheint: I, S. 23 ist Tür unter den Wörtern, die kein auslautendes e haben dürfen, zu streichen. II, 13 ist fälschlich das Gummi und III, 63 das Niet als die alleinige schriftsprachliche Form aufgeführt. III, 48 dürfen zumal nach der neuen Rechtschreibung, die in erster Reihe die vollen Formen vorschreibt, nicht du reizt, beizt, heizt ausschließlich angeführt werden. IV, 39 fällt ebenso wie V, 62 das Fehlen der Umstandswörter und -bestimmungen des Grundes auf, zumal S. 51 dann Übungen über Grund und Mittel folgen. V, 30 muß unbedingt die einschränkungslose Nebeneinanderstellung der Mustersätze der Baum ist grün (ein grüner), das Fest war glänzend (ein glänzendes), die Stube ist gedielt (eine gedielte) getilgt werden, da sie der breiten, doch nur in ganz bestimmten Fällen zulässigen zweiten Form Vorschub leistet.

Zwickau. Theodor Matthias.

Max Beheim-Schwarzbach. Deutsche Volksreime. Ein sprachlicher Scherz. Posen 1904. Verlag von Joseph Jolowicz. 42 S. 1,20 ℳ.

Das kleine hübsch ausgestattete Werkchen will dem Leser den unerschöpflichen Reichtum der deutschen Sprache an Formeln eindringlich vor Augen führen, die durch die Macht des Gleichklanges, sei es Stab-, sei es Endreim oder bloße Assonanz, aber z. T. auch ohne diese Mittel bloß durch den Tonfall unauflöslich aneinander gebunden scheinen. Die Wendungen »Tür und Tor«, »Weg und Steg«, »Brief und Siegel«, »Tun und Lassen« mögen als Beispiele der vier verschiedenen Arten verdeutlichen, was hier unter dem etwas unbestimmten Begriffe deutsche Volksreime befaßt wird. Ein Lebensbild, in gefälliger Mosaikarbeit aus solchen Steinchen zusammengesetzt, bildet den Hauptteil, Betrachtungen über Wesen, Wirkung, Herkunft dieser Volksreime gehen voraus und machen den Schluß, anspruchslos und nicht gelehrt, sondern auf unterhaltsame Belehrung berechnet. Ein paar ganz unnötige Fremdlinge passen nicht in die ansprechende Darstellung, am wenigsten die »direkten« Vergleiche, d. h. wirklichen. Die Bedeutung dieser »Volksreime«, d. h. der Bindung durch An-, Innen- oder Endreim, für die Wortzusammensetzung (Federfuchser, Scharrhans, maulfaul) sollte einmal erschöpfend untersucht werden. Den Stabreim hat übrigens auch die Kunst nicht verloren, nur, bis auf die bekannten Auffrischungsversuche, seinen bewußten, den Vers regelnden Gebrauch. Aber an dem Wohllaut gebundener Rede hat er einen viel größeren Anteil, als man gewöhnlich beobachtet. Walther von der Vogelweide hat ihn etwa in jedem zweiten Verse, und was er in Goethes Iphigenie wirkt, kann man z. B. in den Worten empfinden: »Das Land der Griechen mit der Seele suchend«. Man nehme ihn nur da einmal weg! Str.

Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts von Dr. Hugo Müller, Oberlehrer in Darmstadt. 135 S. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. 1904. 2 ℳ.

Der erste Teil dieser Schrift stellt den Verlauf der Reformbewegung klar und knapp dar, der zweite umfangreichere beurteilt die Ursachen, die Ziele und Ergebnisse. Diese Aufgabe kann bei der Einrichtung unserer höheren Schulen nur von einem Manne befriedigend gelöst werden, der den hohen Wert des klassischen Altertums für unsere Bildung zu schätzen befähigt ist, damit aber ein vielseitiges Verständnis für die Forderungen der Gegenwart und große Unbefangenheit des Urteils verbindet. Diese Eigenschaften besitzt der Verfasser. Seine Liebe zum Altertum ist unverkennbar (nur beiläufig: sie verrät sich auch in altertümlichen Bestandteilen seines Wortschatzes, in dem sich Konzession, Toleranz, Konsequenz, Prinzip, Kontinuität, Evidenz, Momente, Elemente und Faktoren und eine Zentralkadettenanstalt finden), aber sie macht ihn nicht blind gegen den Wandel der Zeiten. Überzeugt davon, daß der sprachlich-literarische Unterricht den Mittelpunkt unseres Schulbetriebes bilden muß, schlägt er den Bildungswert der alten Sprachen hoch an, doch ohne den der neuen Sprachen im geringsten zu leugnen. Für unsere Zeitschrift hat die Schulfrage nur so weit Wichtigkeit, als der Schule auch die Pflege der Muttersprache obliegt. Auch hier bewahrt der Verfasser seine Unbefangenheit. Zwar teilt er Mommsens Ansicht, daß schriftliches Übersetzen aus fremden Sprachen bei weitem (!) die zweckmäßigste Form der Bildung des deutschen Stils sei, und darin werden ihm viele widersprechen. Aber er erkennt doch mit freiem Blicke an, daß die Beherrschung der deutschen Sprache auch ohne das nach seiner Ansicht vorzügliche Mittel der alten Sprachen erreichbar ist, und gesteht selbst das freimütig zu, daß die Anzahl der deutschen Unterrichtsstunden weder für die Literatur noch für die Sprachkenntnis ausreicht. Wer sich also über die Einrichtung des Unterrichts an unseren höheren Schulen nach dem vorläufigen Abschlusse der sogenannten Schulreform belehren und das Urteil eines weitblickenden und besonnenen Mannes hören will, dem sei dieses Buch bestens empfohlen. Str.

Paul Schumann. Der Sachse als Zweisprachler. Vortrag im Bezirkslehrervereine Dresden-Land. Verlag von K. Reißner, Dresden. 68 S. 1 ℳ.

Prof. Schumann will den Sachsen zum Zweisprachler machen, das ist der Sinn des Titels und die Absicht des höchst beachtenswerten Buches. Wie das plattdeutsche, so soll das sächsische d. h. natürlich das obersächsische Kind in der Schule ein wirkliches Hochdeutsch lernen, ganz von Grund aus lernen; seine meißnische Mundart mag es daneben immerhin für den Hausbedarf und zwar ungeschminkt und ohne Scheu bewahren. Wie dies zu machen ist? Zunächst muß der Lehrer selbst eine gründliche Ausbildung in der Lautlehre (Phonetik) erhalten, um dann auf klare phonetische Einsichten gestützt und durch phonetische Übungen geschult, einen planmäßigen Sprechunterricht erteilen zu können, der nebenher die Gesundheit des Schülers fördert und ihm die nur im Reiche des harten und weichen b bekannten Qualen der Rechtschreibung erspart. Der Verfasser gibt gleich selbst die Umrisse einer genau auf den besonderen Zweck gerichteten Lautlehre, indem er die Eigenheiten der meißnischen Aussprache durchgeht und der Reihe nach bei Vokalen und Konsonanten die richtige Lautbildung lehrt. (Beiläufig: S. 30 steht, der Sachse verfüge nur über stimmlose Konsonanten; es sind nur Verschlußlaute gemeint.) In seinen Anforderungen schließt er sich an die »Grundzüge der Bühnensprache« an, die also auch hier beginnt im Sinne des Beschlusses der bremischen Philologenversammlung von 1899 auf die Schule zu wirken. Auch w will er zwischen

den Lippen und r mit der Zungenspitze gesprochen haben. Seine Anweisung, die Zunge für die Erlernung dieses Lautes, des Zungen-r, erst fähig zu machen, indem man möglichst rasch d-d-d-d-d-d-d spreche, läßt erkennen, wie große Schwierigkeiten hier zu erwarten sind. Die größten aber wird es machen, Ohr und Sprachwerkzeuge auf den Stimmton der weichen Verschlußlaute b d g und vollends gar des Reibelautes s einzurichten. Um das stimmhafte s zu erlernen, d. h. also um es vor allem erst kennen zu lernen und gewahr zu werden, empfiehlt er w, l, m, n, r, s anhaltend hintereinander zu sprechen und sich die Beteiligung der Stimmbänder, den Stimmton, durch Zuhalten der Ohren hörbar zu machen. Das Verfahren ist zweckmäßig, hören und sprechen lernen läßt sich so dieser den Mitteldeutschen ganz unbekannte Laut; ob sich aber seine richtige Anwendung für den nur mit dem stimmlosen s ausgestatteten Sachsen ganz wird erlernen lassen, weiß ich nicht. Ist es möglich, dann sicher nur durch eine mit der frühen Kinderzeit beginnenden Schulung; die dazu unter allen Umständen nötige starke Willenskraft und Beharrlichkeit fehlt der sächsischen Lehrerschaft nicht. Mitbegründet ist Prof. Schumanns Forderung durch den Hinweis darauf, daß gerade dem Sachsen durch seine mundartlichen Eigentümlichkeiten im größeren Vaterlande empfindliche Nachteile erwachsen, wie keinem andern. Das wird niemand bestreiten, der es erfahren hat, und je weniger sich heute der einzelne dem Verkehr mit Volksgenossen anderer Mundart entziehen kann, um so mehr haben Schumanns Forderungen Aussicht beachtet zu werden. Findet sich vollends die sächsische Regierung bereit, die Bewegung durch phonetischen Unterricht in den Seminaren zu unterstützen, so kann man auf den Verlauf dieser ganz eigenartigen Sprachregelung wirklich gespannt sein.

Str.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Die Farbe der Lüge und die Farbe des Lebens. Von Oskar Hauschild. — Hamburger Korrespondent vom 30. Januar 1904.

Ein Beispiel dafür, daß uralte Anschauungen trümmerhafte Reste in unserer Umgangssprache zurückgelassen haben, sind einige Redensarten aus dem Gebiete der Farben. Blau ist von jeher als die Farbe des Wunderbaren und Fabelhaften und dann weiter als die der Lüge, dagegen grün als die Farbe und das Sinnbild des Lebens betrachtet worden.

Max Erbe.

Eine deutsche Sünde. Von G. R. — Trierische Landeszeitung vom 27. April 1904.

An den Bedeutungen des Wortes **amüsieren** wird nachgewiesen, wie reich unsere Sprache ist. Denn da, wo der Franzose auf das eine Wort angewiesen ist, stehen uns ein Dutzend und mehr zu Gebote. Wenn man aus ihnen je nach Bedarf die richtige Auswahl trifft, wird man sich gewiß klarer und bestimmter ausdrücken, als mit dem fremdländischen Sammelsuriumwort.

Max Erbe.

Aus den Zweigvereinen.

Konitz. Am 9. September fand die erste Versammlung unseres im Frühjahre begründeten Zweigvereins statt. Der Vorsitzende, Gymnasialdirektor Dr. [illegible], hielt einen Vortrag über den Bedeutungswandel deutscher Wörter, dem sich ein Meinungsaustausch anschloß. Im geschäftlichen Teile erstattete der Vorsitzende über die Tätigkeit des Vorstandes und der Schatzmeister über den Stand der Kasse Bericht. Die Versammlung nahm die vom Vorstande vorgeschlagenen Satzungen einstimmig an. Der Vorstand ergänzte sich durch Zuwahl auf 5 Mitglieder. Zum Schluß meldeten sieben Herren ihren Beitritt an, so daß der Verein jetzt [illegible] Mitglieder zählt.

Briefkasten.

Herrn [illegible], Siemianowitz O.-S. Sie beanstanden [illegible] **»So wuchs Handel und Gewerbe«**, wie es scheint, wegen des Ausdruckes »wachsen«. Es ist zuzugeben, daß die Verbindung nicht gewöhnlich ist (besonders: »das Gewerbe wuchs«); man sagt lieber: »so nahm Handel und Gewerbe zu«. Aber anderseits soll man die Sprache nicht in spanische Stiefel einschnüren und ihre Ausdrucksfähigkeit nicht unnötig einschränken. Wenn Handel und Gewerbe »blühen und gedeihen« können, so können sie auch »wachsen«, d. h. an Umfang zunehmen, wie der Absatz, der Verbrauch usw. wächst. Daß die Dichtersprache in der Verwendung bildlicher Ausdrücke noch weiter geht, ist bekannt; vgl.: »munter entbrennt . . . das freie Gewerbe« (Schillers Spaziergang). Eher nehmen wir Anstoß an der Verwendung der Einzahl »wuchs«. Denn Handel und Gewerbe bilden nach unserer Empfindung nicht eine so eng zusammengehörige Einheit, daß sie als ein Begriff aufzufassen wären, wie es z. B. der Fall ist in Sätzen wie: »an ihm ist Hopfen und Malz verloren«, »auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz« (Schiller). Wir würden also vorziehen: »so wuchsen Handel und Gewerbe«, wie auch: »so blühten Kunst und Wissenschaft« u. ä. Indessen ist der Sprachgebrauch hier so schwankend, die Möglichkeit persönlich verschiedener Auffassung so groß, daß wir die Einzahl in dem besprochenen Satze nicht für falsch erklären können.

Herrn G. K. . . ., Berlin. Wir danken Ihnen für den freundlichen Hinweis, daß das auf Sp. 269 f. besprochene **»totsicher«** vielleicht dem englischen dead-sure nachgebildet ist, einem Worte, das schon für das Jahr 1589 belegt ist; dead (tot) dient zur Verstärkung zahlreicher Eigenschaftswörter, zunächst natürlich nur solcher, bei denen der Vergleich mit etwas Totem paßt. Übrigens halten wir die deutsche Übersetzung von dead-sure nur dann für »läppisch«, wenn man dem Englischen zuliebe den ersten Bestandteil als Eigenschaftswort ansieht und »totsicher« schreibt. Setzt man aber nach deutscher Auffassungsweise das Hauptwort ein und schreibt »todsicher« (wie »todkrank, todfroh« usw.), so scheint uns das Wort eine ganz brauchbare Bereicherung unserer Sprache zu sein; jedenfalls enthält es nichts Undeutsches.

Herrn W. . . ., Königsberg i. Pr. Es kann nur heißen: **»vieler solcher Nachrichten«** (nicht: solchen). Denn »solch« ist kein Eigenschaftswort im engeren Sinne wie »gut, schlimm« usw., in welchem Falle starke und schwache Beugungsform zulässig ist: »vieler guter (guten) Nachrichten«. Vielmehr ist »solch« ein fürwortartiges Eigenschaftswort, das hier auf einer Stufe steht mit den besitzanzeigenden Fürwörtern. Wie man also sagt: »dieser (jener, aller) unserer Freunde«, so auch: »vieler solcher Nachrichten, aller solcher Männer« usw. — Die amtlichen Rechtschreibregeln bieten keine Handhabe, die Schreibung **»Roh-heit«** (bei Silbentrennung) zu rechtfertigen. Das h der Stammsilbe fällt vor der Nachsilbe -heit aus: »Roheit«; und danach ist auch »Ro-heit zu schreiben und ebenso »Rau-heit, Ho-heit«. — Der Wesfall zu der Anrede »geehrte Anwesende« wird schwerlich jemals ohne Geschlechtswort vorkommen; er lautet also: »der geehrten Anwesenden«, wie der Werfall: »die geehrten Anwesenden«. In der Anrede muß ja das Geschlechtswort wegfallen. — Die Worte einer Ankündigung: »empfehle mein **aufs romantischste gelegene Etablissement** angelegentlichst« befremden Sie mit Recht. Die Steigerungsform »aufs romantischste« verträgt sich nicht wohl mit dem Zeitworte »liegen«. Denn die ursprüngliche Bedeutung von Verbindungen wie »aufs beste« ist die einer auf einen höchsten Grad gerichteten Bewegung. Solche Ausdrücke sind also nur zu verwenden bei einer Tätigkeit, nicht bei einem Zustande, zumal lebloser Gegenstände. Man richtet etwas aufs beste ein, bittet aufs dringendste, erledigt aufs schnellste, empfängt aufs freundlichste usw., auch gelingt, gerät etwas aufs beste u. ä. Aber man kann nicht wohl sagen: »die Blume riecht aufs angenehmste, die Speise schmeckt aufs beste, der Ort liegt aufs lieblichste« u. dgl. Anlaß zu jenem Mißbrauche hat das üble Streben nach superlativischer Ausdrucksweise gegeben. Übrigens ist weit schlimmer ein anderer Fehler; für **»mein . . . gelegene Etablissement«** muß es heißen: »mein . . . gelegenes Etablissement«.

Herrn D. H. . . ., Hamburg. Das niederdeutsche Wort **»Knick«** = Hecke hängt sicher mit »knicken« zusammen, wenn auch über den Grund der Benennung verschiedene Ansichten bestehen. Man denkt teils daran, daß die Zweige alle drei oder vier Jahre geknickt, d. h. gekappt werden (so Hildebrand im Grimmschen Wörterbuche), teils daran daß die jungen Schößlinge gebogen, eingeknickt und ineinander geflochten werden (so Heyne). Wir möchten die zweite Deutung für die richtigere halten; für sie spricht besonders

auch der rheinische Ausdruck »Gebücke« (von bücken = kräftig oder wiederholt biegen), worunter man früher eine aus niedergebogenen und ineinander verflochtenen Bäumen bestehende Befestigung verstand (im Gegensatze zu »Verhau«). Über den Ursprung des hamburgischen »Redder« (holsteinisch »Reller«) = Feldweg zwischen Knicken können wir nichts angeben.

Herrn C. P. . . . Leitmeritz. Die in der Leitmeritzer Mundart vorkommende Wendung: »das Beigel macht schon Gebogenes« = diese Levkoje biegt sich schon (verwelkt), ist zwar eigentümlich, trägt aber doch ihre Erklärung in sich. Ein Gegenstand, der (an sich) etwas Gebogenes macht, biegt sich. Ein ähnliches Beispiel entnehmen wir Schmellers Bayerischem Wörterbuche, das aus dem Jahre 1618 die Redensart anführt: »ein verbogens machen« = jemandes Pläne vereiteln, eigentlich verbiegen. Das zweite Mittelwort aber in sächlicher Form wird nicht selten hauptwörtlich gebraucht, z. B. »Gebratenes, Gebackenes, Geschriebenes« usw. — »Beigel« oder »Beil« ist ein gutes altes Lehnwort, das man getrost für »Levkoje« wieder einführen sollte. Denn obwohl es die Stammform von »Veilchen« und ursprünglich damit gleichbedeutend ist, kann doch jetzt keine Verwechslung mehr eintreten, weil für die Viola die Verkleinerungsform herrschend geworden ist. Man braucht deshalb auch nicht zu der im 17. Jahrhundert üblichen Verdeutlichung »Stengelveil« zu greifen. So findet sich auch für den Goldlack »Gelbveiglein« (Baumbach: »Die gelben Veiel«), die Aurikel heißt in den Alpenländern »Gamsveigerl«, das Leberblümchen in Oberösterreich »Hundsveigerl« usw.

Herrn W. K. . . . , Kassel. Sie machen zu dem Ausdrucke »Karten knuien« im Dörpter Studentendeutsch (Sp. 100) darauf aufmerksam, daß es im Niederländischen ein ganz gleichlautendes Zeitwort knoeien gibt mit der Grundbedeutung »kneten«, dann aber gewöhnlich = »pfuschen«. Dazu stellen wir noch das ostfriesische knojen = übermäßig arbeiten oder schlecht arbeiten. Die Übereinstimmung liegt auf der Hand, und man wird zu der a. a. O. vermuteten Herleitung aus dem Russischen nicht genötigt sein. Geht man von der Grundbedeutung »kneten« aus, so liegt eine ähnliche Begriffsübertragung vor wie in den Wendungen »Karten dreschen, einen Skat kloppen« u. ä.

Herrn L. . . . , Greifswald. Zu den Ausdrücken »Weide, Wiede« (Sp. 156) teilen Sie freundlichst mit, daß auch im Niederdeutschen Mecklenburg-Vorpommerns »Wiede« in der Form wêr (Mehrzahl wêden) für ein aus Weiden- oder anderen Ruten gedrehtes Band allgemein gebräuchlich ist. So heißen auch die zur Herstellung von Rohrdächern gebrauchten Weidenruten deckwêden. Die Koppeln, die an den Erntewagen die Lünsstangen mit den Rungen verbinden, werden noch lünswêden genannt, obwohl sie jetzt ausschließlich eisern sind, während früher gedrehte Wacholderzweige dazu dienten. Aber auch sonst ist das Wort niederdeutsch; Schambach in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Wörterbuche verzeichnet es in den Formen wede, wêe, wet, während die Baumart (Salix) wîe heißt (daneben auch wêe, wohl infolge Vermischung beider nahverwandter Wörter). Auch der in Mecklenburg und Vorpommern übliche Name der Ackerwinde (Convolvulus arvensis): wêrwinn ist weitverbreitet (märkisch wîewinde, göttingisch wêwinne); es wäre buchstäblich »Wieden — winde« d. h. eine Pflanze, die sich nach Art einer Wiede windet.

Herrn K. W. . . . , Frankfurt a. M. Nach den gründlichen Darlegungen von Matthias (Ztschr. 1900, Sp. 121ff., bes. S. 126f.) ist es durchaus richtig, zu sagen: »die Übertragung des Gesellschaftsvermögens als Ganzes«. Denn es liegt hier kein Beisatz zu »Gesellschaftsvermögen« vor, sondern ein Aussagewort zu »Übertragung«. Jene Wortverbindung läßt sich auflösen in den Satz: »das Gesellschaftsvermögen wird als (ein) Ganzes übertragen«, nicht aber in den Satz: »das Gesellschaftsvermögen, das (oder: insofern, weil es) ein Ganzes ist, wird übertragen«. Das Aussagewort aber steht bei dem Zeitworte immer im ersten Falle und bleibt in dieser Form auch dann stehen, wenn der dem Zeitworte zugrunde liegende Begriff (also hier »übertragen«) in Gestalt eines Hauptwortes erscheint. Übrigens könnte der zweite Fall von »Ganzes« nur lauten: »eines Ganzen«. — In dem Satze: die Bank ist als Hinterlegungsstelle für Mündelvermögen bestimmt worden« ist die Verbindung »bestimmen als« nicht zu billigen; es muß heißen: »zur Hinterlegungsstelle bestimmt worden«. Das entspricht gutem altem Brauche; vgl. z. B. »er bestimmte sich zum Herausgeber« (Goethe), »seine Talente bestimmten ihn zum Dramatiker« (Platen). Ebenso ist es bei »ernennen, wählen« u. ä. Das heute in solchen Fällen öfter begegnende »als« ist vor allem wohl durch einige begriffsverwandte Wörter, bei denen »als« berechtigt ist, wie »bezeichnen, aufstellen«, hervorgerufen worden. Aber es ist nicht nur eine unnütze, sondern auch eine unzweckmäßige Neuerung; denn häufig tritt noch eine weitere, begründende Bestimmung hinzu, für welche »als« genommen werden muß, z. B. »er wurde als die geeignetste Persönlichkeit zum Vormunde bestimmt«.

Herrn F. C. S. . . . , Frankfurt a. M. »Innerhalb« wird heute in guter Sprache nur mit dem 2. Falle verbunden. Wer etwa an Verbindungen Anstoß nimmt, in denen der 2. Fall als solcher nicht erkennbar ist, nehme seine Zuflucht zu »binnen«, das mit dem 3. Falle steht. Nötig aber ist es nicht; wir würden unbedenklich »innerhalb vier Monate« sagen. Näheres darüber s. Ztschr. 1901, Sp. 212f. Hat man aber die Möglichkeit, den 2. Fall kenntlich zu machen, so tue man das; also besser: »innerhalb dreier Monate« (nicht: drei). — In dem Satze: »die Preise verstehen sich für die Lieferung aller Röhren und Formstücke frei loco Lagerplatz der Stadtverwaltung am Bahnhof« ist das schöne »loco« natürlich völlig überflüssig, wie so manches Fremdwort. Denn die Stadtverwaltung wird doch nicht an dem Bahnhofe einer anderen Stadt einen Lagerplatz haben. Sollte aber dennoch eine genauere Bezeichnung nötig sein, so kann man's ja wohl auch deutsch ausdrücken: »am hiesigen Bahnhofe.« — »Die Rohrpressen sind so einzurichten, daß durch eine stellbare Platte auch kurze Röhren und Fassonstücke mit einer Länge bis herab zu 1 m probiert werden können« (es handelt sich um Röhren von 3—1 m Länge). Wer in dem vorstehenden Satze »herab« schreibt, nimmt seinen Standpunkt in der Höhe des geringsten Maßes; wer »hinab« sagt, nimmt ihn oben. Denn »her« bezeichnet eine auf den Standpunkt des Redenden gerichtete, »hin« eine sich von ihm entfernende Bewegung. Nun ist es aber naturgemäß, daß man zu seinem Standpunkte den Ausgangspunkt der Längenangaben wählt und nicht den Endpunkt; und danach ist »hinab« das Richtigere. Zwar ist in diesem Falle die Sache von nicht eben großer Bedeutung; im allgemeinen aber sollte man den Unterschied zwischen »her« und »hin« in Zusammensetzungen wie »herauf, hinauf« usw. gewissenhafter beachten, als es oft geschieht. — Sie fragen, ob der hohle Zylinder, der zu Wasserleitungs- und ähnlichen Anlagen gebraucht wird, das »Rohr« oder die »Röhre« heißt. Der heutige Sprachgebrauch scheint in einer seiner Tyrannenart entsprechenden Laune mit Vorliebe von dem einen Worte die Einzahl, von dem anderen, wenn auch nicht so ausschließlich, die Mehrzahl zu verwenden. Man wird nicht leicht sagen: die Röhre (einer Wasserleitung) ist geplatzt, sondern nur: das Rohr. Andererseits werden weit mehr »Röhren« gelegt als »Rohre«. So stehen auch nebeneinander »Rohrleitung« und »Röhrenleitung«. Man wird sich in diesem Falle mit der Feststellung des herrschenden Gebrauches zufriedengeben und also sagen müssen: Einzahl »das Rohr«, Mehrzahl »die Röhren« (seltener »Rohre«), wohlgemerkt in der oben angegebenen Bedeutung. Wem diese Unfolgerichtigkeit nicht in den Sinn will, der mag sich an einen ähnlichen Fall erinnern: »der Bau«, aber: »die Bauten«; vgl. auch noch: »die Statt« und »die Stätte«, Mehrzahl nur: »die Stätten«; »der Spalt« und »die Spalte«, Mehrzahl nur: »die Spalten«; »das Leid« und »das Leiden«, Mehrzahl nur »die Leiden«. Gemeinsam ist allen diesen Fällen eine Hinneigung zu der Mehrzahlform auf -en.

Herrn B. . . . , München. Nach Ihrer freundlichen Mitteilung sagt die Münchener Volkssprache regelmäßig »kuinieren« für »kujonieren«. Dadurch wird die Sp. 90 ausgesprochene Vermutung über die Herkunft von »kunieren« bestätigt.

Herren B. . . . , Elberfeld, und R. . . . , Berlin. Besten Dank für Ihre ergänzenden Angaben über »streiten« im Sinne von »schreiten« (Sp. 175). Danach sagt man in der westfälischen Mundart von Dortmund: gestrîen op't piäd sitten, auch in hochdeutscher Form: gestritten auf dem Pferde sitzen, und zwar vorzugsweise von Frauen, die im Männersitze reiten (vgl. bestrêen a. a. O.). Beachtenswert ist, daß auch in der mitteldeutschen Mundart von Sandersleben (Anhalt) und Umgegend »über den Bach streiten« gesagt wird oder wenigstens in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gesagt wurde. K. S.

Herrn R. P. . . . Landeshut. Düffert (oder Duffert) ist niederdeutsche Form von Taubert, Täubert, Täuberich. Man

könnte sich wohl denken, daß es eine pommersche Mutter als Kosenamen für ihren Jungen braucht, aber ein Zeugnis dafür hat sich nicht auffinden lassen, noch weniger für die Anwendung, an die Sie Sich selbst zu erinnern glauben, nämlich als scherzhafte Benennung der Kindernase, die vielleicht ihrer Spitzigkeit wegen einem Taubenschnabel verglichen werden sollte. **Düffel** kann kaum eine Nebenform desselben Wortes sein, sondern bedeutet dickes Wollenzeug. — Was ist aber **Koithan**, Mehrzahl **Koithäne**? In Stralsund, sagen Sie, nennt man so sehr einfache »Schlitten«, wie sie (ob noch jetzt? jedenfalls vor 10—20 Jahren) zu Vergnügungsfahrten über das Eis zwischen Stralsund und Altefähr auf Rügen benutzt wurden; keine wirklichen Schlitten, sondern bloße Gestelle, auf die zwei sehr einfache Holzbänke gelegt und mit Stricken befestigt werden, so daß, wer am Rande sitzt, mit den Beinen in der Luft schwebt. Die Pferde werden nur mit Stricken befestigt, um gleich losgeschnitten zu werden, falls sie einbrechen. Über das Wort hat man sich in der Stralf. Ztg. oft den Kopf zerbrochen, aber ohne Erfolg. Ob es holländisch ist? Oder altwendisch? Wir haben es auch nicht ermitteln können. H. Berghaus im Sprachschatz der Sassen Bd. 2 S. 199 bucht das Wort, erklärt aber abweichend von Ihnen: »Ein Name der Pferde bei den Bauern auf der Insel Rügen«. Vielleicht helfen freundliche Leser das Wort aufklären.

Herrn **W. B.** . . . ., Berlin. Über das Wort **träschieren**, das im Sinne von »unnütz quälen« in der Gegend von Burg bei Magdeburg gebräuchlich sein soll, haben wir nichts ermitteln können. Sollte es eine Nebenform von »dreschaken«, d. h. »prügeln« sein, das in niederdeutschen Mundarten begegnet? Auskunft darüber wäre erwünscht.

Herren **R. M.** . . . ., Kassel, **G. v. W.** . . . ., Memmingen, **F. N.** . . . ., Berlin. Beruhigen Sie sich; der Sprachverein wird nicht mehr der Fremdwörterhetze geziehen werden, wie jetzt noch immer oft genug von oberflächlichen Beurteilern geschieht, sobald es keine **Fremdwortsucht** mehr gibt. Freilich behauptet mancher, wie der Verfasser des Eingesandt in der Kasseler Allgemeinen Zeitung Nr. 249 vom 7. Sept., daß das schon jetzt der Fall sei, auch in der Kaufmannssprache. »Die deutschen Großkaufleute sind mit wenigen Ausnahmen alle gebildete, urteilsfähige Leute«, so sagt er, und wir bestreiten das natürlich nicht, wohl aber das weitere, »die ganz genau wissen, welche Fremdwörter zu entbehren sind und welche technischen Ausdrücke als unentbehrlich und adäquat beizubehalten wären«. Gleich dieses hübsche, mir leider unverständliche, »adäquat«, das er für unentbehrlich zu halten scheint, widerlegt die Richtigkeit dieser Behauptung für den Einsender selbst, und jeden Tag bringt uns der Postbote Geschäftsanzeigen ins Haus, die beweisen, wie viele — sonst gewiß auch recht gebildete und urteilsfähige — Großkaufleute das Fremdwort um jeden Preis suchen. Die Kleinsche Maschinenfabrik in Frankenthal baut Pumpen mit nur einer Stopfbüchse (statt mit zwei) und nennt sie nicht etwa Einer- sondern Unapumpen, die Blechwarenfabrik Industria in Berlin bietet ein verbessertes Sprachrohr an, nennt es aber Megaphon, die Hoflieferanten Barbarino u. Kilp in München zeigen ihr Speiseöl als Speise-Oil an. Das große Kohlengeschäft von F. Grobe in Berlin verschickt sein Preisverzeichnis nicht für den »Winter 1904/1905« sondern pro Campagne 1904/1905 und pro Brenncampagne 1904/1905. Es muß eben ein Fremdwort sein (oder auch mehrere: also nicht »bar« sondern »netto per Casse«). Diese Beispiele fielen mit Ihrem Briefe zusammen auf unseren Tisch, andere finden Sie auf Sp. 279 f. u. 282 f., und darum vermuten wir, die Hamburger und Elberfelder Kaufleute, die ihre Standesgenossen zu einer Besserung der Geschäftssprache auffordern, mögen ausreichende Gründe haben. Dem Verfasser des Eingesandt verzeihen wir aber gern allen Zorn gegen den Sprachverein zum Dank für die köstliche **Stilblüte** seines Hauswirts, die er aus der Verborgenheit eines heimlichen Gemachs ans Licht zieht: »Zuwiderhandlungen dieser Vorschriften ziehen Reparaturen nach sich.«

Herrn **v. H.** . . . ., Koblenz. Besten Dank für den Hinweis auf den **Druckfehler** auf Sp. 258 der vorigen Nummer. Altona hat kein Krematorium, wohl aber Hamburg und zwar in Ohlsdorf.

Herrn **A. B.** . . . ., Schöneberg. Das ist freilich nur **Medizinerdeutsch**, wenn ein Arzt einen amtlichen Vordruck, auf dem er 1. die deutsche Bezeichnung und 2. den wissenschaftlichen Namen einer Krankheit anzugeben hat, in der zweiten Zeile mit den Worten Meningitis tuberculosa ausfüllt, und das auf der ersten als Tuberculose verdeutscht.

Herrn **G. S.** . . . ., Reutlingen. Ein stilistisches Prachtstückchen ist die Aufforderung, die der Reutlinger Festausschuß an die in Schulräumen untergebrachten Turner gerichtet hat: „Wegen der Kleider-Reinigung — gegen angemessenes Trinkgeld — wolle sich an den Hausmeister gewendet werden.“

Geschäftlicher Teil.

Die **siebente** Nummer der »Mitteilungen für Sprachecken« ist im September erschienen. Sie wird ebenso wie die noch vorrätigen Nummern 4, 5 und 6 jedem unentgeltlich und postfrei gesandt, der bereit ist, für ihre Verwendung in Zeitungen zu wirken.

Oberlehrer Friedrich **Wappenhans**, **Plön** (Holstein).

Die Vortragskünstler Hofschauspielerin a. D. Frau Auguste Hofmann-Baison, Berlin W 62, Lutherstraße 2, Herr Ado Conrad, Lehrer für Redekunst und Gedächtniskraft, Berlin W 57, Bülowstraße 64, sowie Herr Otto Wiemer, Berlin SW 12, Wilhelmstraße 105 sind bereit, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands gelegentlich ihrer Vortragsreisen in unseren Zweigvereinen Vortragsabende zu veranstalten, und bitten sich mit ihnen rechtzeitig in Verbindung zu setzen. Beurteilungen ihrer Leistungen werden auf Verlangen von den Künstlern selbst postfrei zugesandt. Der Unterzeichnete kann diese wirklich künstlerischen Darbietungen, die sich auf die mannigfachsten Gebiete unserer Muttersprache erstrecken, nur wärmstens empfehlen; er ist der Meinung, daß den Zweigvereinen durch solche Veranstaltungen vielfach neues Leben erblühen kann.

Auch ich bin in diesem Winter bereit in unseren Zweigvereinen Vorträge zu halten. Die Vorstände bitte ich sich mit mir unmittelbar in Verbindung zu setzen.

Der Leiter des Werbeamtes
Dr. Günther Saalfeld.

Im dritten Vierteljahr 1904 gingen an

erhöhten Jahresbeiträgen ein:

je 5 ℳ. von den Herren Lehrer Kieslich in Rosario de Santa Fé (Argentinien) und Hauptpastor G. W. Wagener in Kapstadt.

F. **Berggold**, Schatzmeister.

Für die mir auf meine Bitte reichlich zugegangenen Ausdrucke auf Zündholzschachteln sage ich den verehrten Einsendern verbindlichsten Dank. Im übrigen bitte ich, von anderweitigen Arbeiten stark in Anspruch genommen, um ein wenig Geduld.

Landeshut i. Schl. Richard **Palleske**.

Briefe und Zusendungen für die **Vereinsleitung** sind zu richten an den Vorsitzenden,
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und **Beitrittserklärungen** (jährlicher Beitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die **Zeitschrift** an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 40, Haidestraße 55/57,
für die **Wissenschaftlichen Beihefte** an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das **Werbeamt** an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 40, Haidestr. 55/57. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

19. Jahrgang Nr. 11 Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins November 1904

Begründet von Herman Riegel

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

Diese Zeitschrift erscheint jährlich zwölfmal, zu Anfang jedes Monats, und wird den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unentgeltlich geliefert (Satzung 24). | Die Zeitschrift kann auch durch den Buchhandel oder die Post für 3 ℳ. jährlich bezogen werden.

Die Fremdwörter in der Schule.

In der 9. Direktorenversammlung der Provinz Sachsen, 1903, wurde auch die Frage erörtert: Wie haben sich die höheren Schulen zur Fremdwörterfrage zu stellen? Die »Verhandlungen« bringen nur folgenden Leitsatz des Berichterstatters darüber: »Die höheren Schulen haben sich zur Fremdwörterfrage ebenso zu stellen, wie es die weit überwiegende Mehrzahl der Gebildeten tut: sie sollen weder mit Fremdwörtern prunken noch sich in den Dienst einer unverständigen Puristerei begeben«.

Diese »These« kann man ohne weiteres »akzeptieren« — so könnten erfahrungsmäßig sehr viele Gebildete sagen. Wäre das nun prunken, wenn man als gebildeter Mensch These, Maxime, Postulat, akzeptieren sagte? Und wäre es anderseits unverständige Puristerei, falls man einfach Leitsatz, Grundsatz, Forderung sowie annehmen, billigen, gutheißen gebrauchte? Ohne Zweifel weder das eine noch das andere. Was folgt daraus? Der Leitsatz trifft nicht die wirkliche Sachlage. Was heißt Puristerei? Wem jedes aus fremder Wurzel erwachsene Wort, mag es auch Jahrhunderte alt und eingebürgert sein, ein Dorn im Auge ist, so daß er es, selbst mit Geschmacklosigkeit, ersetzen möchte, um nur ein deutsches Wort zu haben, der ist Purist und unverständig dazu. Man braucht nur an Verdeutschungen wie »Gesichtserker« für Nase, »Entwildner« für Zivilisator zu erinnern. Wer so verfährt, der hat kein Verständnis für Sprache und sprachliche Entwicklung. Und so tut auch kein Gebildeter, heute wenigstens nicht mehr.

Wer prunkt mit Fremdwörtern? Mancher tut's, der ein tüchtiger, von Herz und Art gebildeter Mensch sein kann, aber in kindischem Unverstande und seltsamer Schwäche seiner ungelenken Sprache einen leichten Aufputz geben will und vermeint, sie müsse in solcher Verbrämung feiner und vornehmer erscheinen. Es ist jener, der sich in seiner Unsicherheit oft genug zu unbeabsichtigter lustiger Wirkung vergreift.[1] Mancher tut's aber auch, der, sprachgewandt wie er ist, in gärender Bildung und voll Selbstgefühles, seine Rede mit dem Rauschgolde der Fremdwörter, die er sicher beherrscht, überklebt und mit allem Ernste an ihren wissenschaftlichen Eindruck glaubt. Er schwelgt in dem Übermaße dieser Wörter, sie sind ihm wie Wogen, von denen sich tragen zu lassen ihm höchste Lust und Leistung scheint. Beide Gattungen vertreten Personen, die in Witzblättern, Novellen, Romanen, Dramen ihre Rolle haben, immer mit einem Stich ins Lächerliche und Spottwürdige; nur bewahrt die eine mit ihren scherzhaften Fehlgriffen und Verwechslungen, wovon wohl jedem Beispiele vorschweben, die liebenswürdige Art.

Wenn unser Leitsatz also diese Pole des ungereimten Verhaltens gegenüber den Fremdwörtern treffen will, so hat er ja auch recht. Aber solche Übertreibungen nach beiden Seiten hin, Prunksucht wie Sprachreinigungswut, sind Ausnahmen und daher ungefährlich. In solchen Sprachsünden ergeht sich der wirklich Gebildete nicht; sie haben also auch in der höheren Schule keinen Raum. Und darum ist der Satz schief. Die Gebildeten sind nicht unvernünftig sprachreinigungswütig; sie prunken auch nicht mit Fremdwörtern; aber wohl sind bei ihnen, auch bei der überwiegenden Mehrzahl, in Wort und Schrift eine Menge davon in reichlichem Gebrauche, die willkürlich und unnötig sind.[1] Jede Zeitung, auch die große und vornehme, jedes wissenschaftliche Buch, jeder Roman, auch der gute, jede harmlose und wichtige Unterhaltung, Erörterung und Beratung in Öffentlichkeit und Alltag lehrt das. Dafür möge statt vieler wieder nur ein Beispiel dienen, das einem neuerdings öfter begegnet. Intervention! Wenn zwei kriegführende Staaten Lust zeigen, Frieden zu machen, so dürfen andere Staaten ihre guten Dienste anbieten. Das ist dann Vermittlung. Wollten aber fremde Regierungen aus eigenem Antriebe auf Schluß der Feindseligkeiten hinwirken, so wäre das nicht etwa Eingreifen (Ein-

1) R. Hildebrand zeigt übrigens in seinem Aufsatze »Von den Fremdwörtern und ihrer Behandlung in der Schule« (1879; Anhang zu seinem Buche »Vom deutschen Sprachunterrichte in der Schule«), wie auch in so vielen geläufigen fremdartigen Wörtern und Wendungen spaßhafte Irrtümer stecken, deren sich also ebenfalls die Gebildeten mit ernster Miene und ohne es zu wissen schuldig machen, wenn sie jene gebrauchen.

1) Hille, K., Zur Pflege des Schönen. Beiträge aus dem Unterrichte in den Mittelklassen des Gymnasiums. 2. Aufl. Paderborn. Schöningh. 1904 (vgl. Zeitschr. 1902 Sp. 217) bespricht in anregender Weise in einem besonderen Abschnitte (S. 67 ff.) auch die Fremdwörterfrage im Hinblicke auf die Schule und meint: Nicht mit Unrecht hat man in dem Gebrauche der Fremdwörter einen Maßstab der Bildung erkennen wollen. Der Gebildete unterscheidet sich vom Ungebildeten dadurch, daß er sie richtig anwendet, das Merkmal höchster Bildung aber ist, sie überhaupt nicht anzuwenden, sich »nur deutsch« auszudrücken. Auf diesem Standpunkte muß zweifelsohne der Lehrer stehen.

griff; unbefugtes E.) oder Einmischung (unberechtigte, zudringliche, aufdringliche, unerwünschte usw. E.), sondern Intervention.[1]

Der Grund dieser Vorliebe für die Fremdlinge ist nicht Prunksucht; es spielen hier viele Gründe; sie sind auch schon oft dargelegt worden.[2] Manche wirken schon von der Schule her. Neben nötigen Fach- und Kunstausdrücken will sich auch dort das entbehrliche Fremdwort nur allzu leicht einschleichen. Gerade die reifere Jugend, und nicht zum mindesten die geistig regsamere, hat Gefallen daran. Die verschiedensten Behörden sind in nachdrücklicher Weise bestrebt, reineres Deutsch in ihrem Bereiche zu fördern: ein Beweis, daß solche sprachlichen Wucherungen da sind. Wenn das Bemühen erfolgreich ist, so lehrt das, wie wenig wurzelecht die bekämpften Wildlinge sind. Vorarbeit oder vielmehr grundlegende Arbeit kann und soll vor allem die höhere Schule leisten, aber dann muß der Leitsatz etwa folgendermaßen lauten: »Die Schule soll die Schüler ihre Muttersprache verstehen und gebrauchen, schätzen, lieben und bewundern lehren. Darum soll sie sie unnachsichtlich dazu anleiten, deutsche Wörter zu gebrauchen und die zahllosen überflüssigen fremden aus Mund und Feder zu lassen.«

Selbst wenn dieser Satz befolgt wird, bleiben immer noch genug Fremdlinge in der wissenschaftlichen Unterrichtssprache übrig.

In diesem Sinne behandelt die Frage auch der Vortrag des Oberlehrers Dr. Fenge: »Über die Pflege unserer Muttersprache auf der höheren Schule«, der auf der 19. ordentlichen Hauptversammlung des Vereins von Lehrern höherer Lehranstalten der Provinz Posen, 1903, gehalten worden ist.[3] Er fand statt in Gegenwart dreier Mitglieder des Kgl. Prov.-Schulkollegiums, begegnete lebhafter Aufmerksamkeit und erntete durch den Mund des Vorsitzenden, Professor Huber, warme und anerkennende Worte des Dankes der Zuhörer. Im Gegensatze zu dem besprochenen lauen Leitsatze stellt sich der Vortragende ganz auf den Boden der Forderungen der preuß. Lehrpläne von 1892 und 1901, wie sie auch der Sprachverein vertritt. Der Lehrer soll durch eigenes Beispiel wirken, indem er sich selbst in strenge Zucht nimmt und vor seinen Schülern unnötige Fremdwörter, überhaupt Verstöße gegen die Reinheit der Sprache meidet. Merkt der Schüler, daß es dem Lehrer heiliger Ernst mit der Sache ist, so wird er ihm nacheifern. Ein wichtiges Hilfsmittel für die Erreichung des Zweckes scheint ihm die durch die Lehrpläne von 1901 im deutschen Unterrichte geforderte »Übersicht über einige Haupterscheinungen der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache« zu sein. Ferner soll alles, was dem Schüler in Wort und Schrift aus dem Gebiete des Schullebens, der Schuleinrichtungen und des Unterrichtsbetriebes entgegengebracht wird, ihm in schlichter Sprachform entgegentreten. Also z. B. Klassenlehrer (Ordinarius), Klassenarbeit (Extemporale), Verbesserung (Korrektur), Lehrerzimmer (Konferenzzimmer), Beratung, Sitzung, Versammlung (Konferenz), Aufsicht (Inspektion), wiederholen (repetieren), auswendiglernen, lernen (memorieren). In den Jahresberichten wie in den wissenschaftlichen Beilagen dazu kann und muß dem reinen

1) Sachs-Villatte übersetzt intervention nur mit »Dazwischenkunft, Vermittlung«.

2) Z. B. im ersten Abschnitte des Aufsatzes von G. Deile »Die höheren Schulen und das Fremdwort«. Päd. Stud., begonnen von W. Rein, N. F. XXIII, 1902, S. 141 ff., über den auf Sp. 330 dieser Nr. berichtet wird. Der Verf. hätte auch noch Vielseitigkeit der Bildung und der Sprachkenntnisse anführen können, die ihr Gegengewicht nicht in einem lebendigen, stets wachsamen Sprachgewissen findet.

3) Vgl. den Bericht über die 19. ord. Hauptvers. usw. Posen, Buchdruckerei von E. v. Houwald, 1903 S. 6 ff.

Deutsch noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. In den Lehrbüchern ist ein solches Streben unverkennbar, und auch in den Jugendschriften vollzieht sich langsam ein Wandel zum Besseren. Was die wissenschaftlichen Fachausdrücke betrifft, so muß gewiß manches bleiben. Die Meinung aber, daß an nichts von dem, was da gebräuchlich ist, gerüttelt werden dürfe, ist nicht als berechtigt anzuerkennen. Die Geschichte, Erdkunde und Naturwissenschaft verdienen in dieser Hinsicht besondere Prüfung. In der niederen Rechenkunst müssen jedenfalls die deutschen Ausdrücke verlangt werden, ebenso in der Pflanzenkunde die deutschen Namen. In der Sprachlehre, auch der deutschen, mag man die herkömmlichen fremdsprachlichen Kunstausdrücke anwenden.[1] Zum Schlusse weist der Vortragende der Schulbehörde die Aufgabe zu, durch bestimmte Maßnahmen die Pflege der Muttersprache in der erörterten Richtung zu fördern. Sie soll ein amtliches Verzeichnis sowohl der im äußeren Schuldienste gebräuchlichen Fremdwörter als auch der entbehrlichen fremdländischen Fachausdrücke mit bindender Kraft für alle preußischen Schulen aufstellen lassen, Lehrbücher und Jugendschriften aber, die diesen Vorschriften nicht entsprechen, ablehnen. Ferner sollen die deutschen Lehrbücher Aufsätze enthalten, welche die Schüler über den Zusammenhang des Fremdwörterunwesens mit den Zeiten der Schmach und Schwäche unseres Vaterlandes und über die Größe des Übels belehren. (Vgl. Ztschr. d. A. D. Spr. 1899, Sp. 118.)

Diese Ausführungen sind getragen von dem Gedanken, daß die Schule in erster Linie berufen ist, für Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit der Muttersprache einzutreten und die Jugend, welche dereinst Träger der Bildung sein wird, an diese sprachlichen Tugenden zu gewöhnen. Auch in Äußerlichkeiten, wo es ja manchem unwichtig erscheinen kann. Wir stecken noch so tief in der alten Überlieferung, daß ein Ersatz für die Namen solcher Äußerlichkeiten leicht erkünstelt und erzwungen aussieht. Indessen, wo alles gereinigt hat und noch reinigt, Post und Eisenbahn, Gericht und Verwaltung, Heer und Flotte, Berg- und Hüttenwesen, Baufach und Heilkunde, Tonkunst, Bühne und Tanz, selbst Gasthof und Küche, da könnte es bald einmal scheinen, als ob wir im Gymnasium ein wenig zurückgeblieben wären.[2] Im übrigen sprechen sich berufene Vertreter der Unterrichtswissenschaft in dem gleichen Geiste aus. Ad. Matthias redet ein kräftig Wörtlein gegen das Fremdwort in der höheren Schule[3], und auch Rothfuchs[4] bekennt sich offen als seinen Feind und meint zukunftsfroh: Das frühere Unwesen ist allenthalben auf der Flucht und der Sieg der Muttersprache zweifellos. Selbstverständlich sind aber auch sie nicht für einseitige, törichte Übertreibungen der

1) Dieser Standpunkt ist jedenfalls sehr maßvoll. Hille (a. a. O.) weist auf das Verdeutschungsbuch des A. D. Spr. »Die Schule, bearbeitet von K. Scheffler« hin und hält seine zweite Auflage (1903) für recht sehr geeignet, den Boden abzugeben, auf dem sich eine Mehrheit für die neuen Ausdrücke zusammenfinden könnte. Er erörtert dann anschaulich eine Reihe von Kunstausdrücken im Sprachunterrichte und bringt den Beweis, daß einfache deutsche Wendungen, die das Ding beim rechten Namen nennen, leichterem und schnellerem Verständnisse dienen müssen. Man muß ja immerhin die Schüler mit Ausdrücken wie Final-, Konsekutiv-, Adverbialsatz, Konjunktion, Präposition vertraut machen, wird aber mit Absichts-, Folge-, Umstandssatz, Bindewort, Verhältniswort bequemer und schneller fahren. Und so ist es mit vielem anderen. So wird auch die Verbindung mit der Volksschule aufrecht erhalten.

2) Hille a. a. O. S. 69.

3) Prakt. Pädagogik in Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, 2. Bd. 2. Abteil. S. 43.

4) Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichts, 1892, S. 45 Anm. 1.

Bestrebungen zu haben. Wirklich fremde Wörter (also nicht Fremdwörter), wie Prätor, Konsul, Archontat, wird keiner verdeutschen, ebensowenig ehrwürdige Lehnwörter; auch daß unter den eigentlichen Fremdwörtern viele wissenschaftliche Fachausdrücke (Akustik, Mechanik) oder solche sprachlichen Versteinerungen wie Investiturstreit, Restitutionsedikt, heilige Allianz aus mehr als einem Grunde Daseinsberechtigung haben und behalten, muß jeder zugeben. Der Schwarm der ohne Not gebrauchten Fremdlinge, deren Fehlen die Sprache klarer, natürlicher und darum schöner machen würde, bleibt noch groß genug. Und dagegen muß ein Volkskrieg entbrennen, gegen sie müssen sich alle Gebildeten zusammentun, und schon in der höheren Schule muß die Erziehungsarbeit dazu einsetzen. Sie hat nicht nur die Pflicht, sondern auch die Macht, in diesem Sinne die Muttersprache zu pflegen. Die letzten Sätze stellen den Gedankengang in dem anderen oben erwähnten Aufsatze (von G. Deile) dar, dessen warme, überzeugende, sachliche und besonnene Ausführungen und Forderungen sich im ganzen mit denen des Fengeschen Vortrages decken. So stellt er sich auch ganz auf den Standpunkt des Sprachvereins, in dessen auf Reinhaltung der Sprache gerichteten Bestrebungen er den notwendigen Ausdruck des vaterländischen Aufschwunges unserer Tage sieht. Er hebt im letzten Abschnitte noch hervor, daß eine Besprechung der Fremdwörter in jeglichem Unterrichte zur Belebung beitrage und fruchtbare Keime bildungsgeschichtlicher Belehrung enthalte. Unzweifelhaft müssen alle aufstoßenden unentbehrlichen Fremdausdrücke in ihre sprachlichen Bestandteile aufgelöst werden, schon damit sie besser behalten werden; das vermag einige Abwechslung in den Unterricht zu bringen, wenn er deren bedürfen sollte; es kann auch Bindeglieder zwischen den verschiedenen Unterrichtsfächern herstellen. Die Besprechung aber eines Wortes wie z. B. des höchst überflüssigen Intervention müßte, falls es begegnen sollte, so verfahren, daß sie mit kurzem Hinweise auf intervenir, intervenire zeigte, daß das richtige Wort für die Sache »Einmischung« ist. Und über »ein-mischen« mag sich die Unterhaltung noch ein Weilchen ergehen. Das bildet. Solcher Beispiele für fruchtbarste bildungsgeschichtliche, ungesuchte Plaudereien in der Schule in allem, besonders in dem deutschen Unterrichte über deutsche Wörter gibt Hildebrand in seinem bekannten Buche eine hübsche, vorbildliche Fülle, wie auch jede Nummer dieser Zeitschrift. Zum Schlusse sei die Bemerkung gestattet, daß es scheinen kann, als ob all das, was über das Fremdwort in der höheren Schule gesagt ist, wird und noch weiter gesagt und gefordert werden kann, in wirksamster Form bereits in dem ebenfalls oben erwähnten Aufsatze dieses verdienten Mannes über die ganze Frage ausgesprochen ist. Es kommt nur darauf an, in die Tat umzusetzen, was er meint. Und es muß immer wieder betont werden: Gefahr und Aufgabe liegen nicht sowohl an den beiden Endpunkten der Betätigungslinie, wo Prunksucht und übertriebene Reinigungssucht herrschen, sondern auf der Strecke zwischen diesen beiden Grenzen, wo das bequeme und gleichgültige Sichgehenlassen sündigt.

Wattenscheid. Karl Gomolinsky.

Der deutschschweizerische Sprachverein.

Schon wieder ein Verein! wird man in mancher Schweizer Familie widerwillig ausgerufen haben, als der Briefbote dieser Tage die Kunde überbrachte, es habe sich ein deutschschweizerischer Sprachverein gebildet und lade freundlich zum Beitritt ein. Doch man beruhige sich! Unser Verein wird seine Mitglieder nicht veranlassen, Zeit und Geld im Wirtshaus und bei Festen aller Art zu vergeuden; nein, es gilt im Gegenteil, daheim, im trauten ruhigen Familienkreise hie und da abends oder Sonntags der Muttersprache eine Stunde zu widmen und sich vielleicht jährlich einmal zur Vereinsversammlung einzufinden. Hervorgegangen ist der neue Verein aus der Vereinigung gleichgesinnter Männer unseres Landes, die letztes Frühjahr den Bundesrat in einer Eingabe um gleiche Behandlung der deutschen und der französischen Sprache im eidgenössischen Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und Zollwesen ersuchten. Der Aufruf und der Entwurf für die Satzungen sind verschickt, die Hauptversammlung soll auf Anfang November einberufen werden.

Pflege und Schutz der deutschen Sprache haben wir auf unsere Fahne geschrieben: Pflege, weil auch bei uns das Verständnis für den schönen und richtigen Gebrauch der Muttersprache oft fehlt und uns, wie allen deutschen Stämmen, eine Vorliebe für das Fremde angeboren ist. Nur so erklärt es sich, weshalb wir so viele unnütze Fremdwörter gebrauchen, und warum Kaufleute und Gewerbetreibende ihre Briefköpfe, Preislisten und geschäftlichen Aufschriften französisch drucken oder malen lassen, auch wenn sie von deutscher Kundschaft leben — Schutz, weil es an unserer Sprachgrenze noch manche vorwiegend deutsche Gemeinde gibt, der einfach von Amts wegen französische Schulsprache, französische Gemeindesprache, französischer Fahrplan und Bahnhof und französischer oder französisierter Ortsname aufgedrängt wird. Daß hiermit und namentlich mit der Schule die Verwelschung der deutschen Bevölkerung stark gefördert wird, liegt auf der Hand. Zwar einzelne Ortschaften fügen sich willig in ihr Schicksal, gilt doch zumeist das Französische als die viel wertvollere und vornehmere Sprache. Andern Gemeinden hingegen wird die Sache von den französischen Behörden, denen sie zugeteilt sind, gegen ihren Willen aufgezwängt.

Mit Mißtrauen betrachtet man darum bereits den neuen Verein, der es unternehmen will, diese Sache öffentlich zu besprechen, und der — sagen wir es gleich — die erste deutsche Antwort auf die unvermeidlichen französischen Fahrpläne, Bahnhöfe und ähnliche welsche Liebenswürdigkeiten im Oberwallis und in andern deutschen Gebieten bedeutet. Wir wünschen durchaus keinen nutzlosen Streit, wir fordern bloß die Beachtung eines unantastbaren Rechts. Sind unsere Gegner und Behörden verständig, so gewähren sie uns unser Recht ohne Widerrede. Verweigerten sie es uns aber und entständen wirklich Reibereien, was vorsichtige Leute zu vermeiden suchen, so ist das im Grunde nicht unsere Schuld, und es ist auch dann zehnmal besser für unser Land, der Hader breche jetzt schon aus, wo die Mißstände verhältnismäßig noch gering und die Geister noch nicht erhitzt sind. Heute könnten z. B. unsere Bundesbehörden im Eisenbahn- und Postwesen noch sozusagen über Nacht Gerechtigkeit schaffen, wenn es ihnen daran läge. Und ginge der Bund voran, so folgten wohl auch die Kantone und später die Gemeinden. Läßt man hingegen die Übelstände auch in Zukunft bestehen und anwachsen und sieht man dem Ding auch ferner unwillig aber stillschweigend zu, dann mehrt sich die Gefahr eines größeren, ernsthafteren Sprachenkampfes in unserm Lande allerdings bedenklich. Denn es ist doch kaum zu glauben, daß sich der Deutschschweizer bei der andauernden Verwelschung unserer Sprachgrenze nicht endlich doch auf sein Volkstum besinne und sich aufraffe, es zu verteidigen. Freilich, heute gehen weitaus die meisten Zeitungen unserer Sprachenfrage, sobald sie irgendwie heikel wird, noch scheu aus dem Wege. Aber warum sollte man sich denn über allbekannte und allseits gerügte Übelstände nicht freimütig aussprechen dürfen?

Wenn es irgendwo ein Land gibt, wo zwei Gegner ihre Gründe offen und ehrlich auseinandersetzen können, so ist das doch die Schweiz, die jedem ihrer Bürger sein Recht verspricht. Zudem wäre es traurig, wenn unsere Eidgenossenschaft schon wankte, sobald Deutsche und Welsche[1]) auf ruhige und maßvolle Art eine schwierige Frage erörtern.

Freilich gibt es Leute, die meinen, die Verwelschung einiger hundert oder tausend Deutschschweizer jährlich bedeute für unser Land keinen Schaden, bleibe doch auch ein verwelschter Schweizer immer noch ein guter Schweizer. Was würden wohl, möchte ich fragen, die Welschen dazu sagen, wenn es jemand einfiele, diesen Satz umzukehren! Doch im Ernst: handelte es sich bei der Verwelschung nur um Deutschschweizer, die in französisches Sprachgebiet übersiedeln, und würden anderseits die auf deutsches Sprachgebiet übertretenden Welschen deutsch, so würde ich nichts gegen den Wechsel haben; denn ich halte die Mehrsprachigkeit unseres Landes bei gerechter Verwaltung trotz gewisser Nachteile eher für ein Glück als für ein Unglück. Aber die Sache liegt eben anders. Die zahlreichen Deutschen, die auf französisches Sprachgebiet übersiedeln und sich dort ständig niederlassen, werden im nachfolgenden Geschlechte wohl französisch, die wenigen in deutsches Sprachgebiet verziehenden Welschen aber wissen ihre Sprache auch für ihre Nachkommen meist zu bewahren, ja sie verwelschen hier und da auch die ansässige deutsche Urbevölkerung. Das kann natürlich nur mittels der Schule geschehen. Darum fordern die Welschen überall, sobald sie irgendwie zahlreich genug sind, eine französische Schule. Mit der ihnen angeborenen Liebenswürdigkeit erreichen sie die Erfüllung ihres Wunsches bald. Wie scheel sähe man aber die Deutschen an, wenn sie sich unterstünden, in den vielen Ortschaften der französischen Schweiz, wo sie sehr zahlreich sind, deutsche Schulen zu verlangen! Unverzüglich würden die welschen Zeitungen über angebliche Germanisationsversuche schreien. Das beweist, wie grundverschieden französische und deutsche Denkart in Sprachenfragen sind, und daß wir Deutschschweizer darum den Dingen durchaus nicht ihren freien Lauf lassen dürfen. Eine Äußerung des »Valais Romand« dürfen wir uns hinter die Ohren schreiben. Dieses welsche Walliser Blatt sagte nämlich am 15. Febr. 1898: »A la fin du siècle qui va commencer, au seuil de l'an 2000, nos descendants, du Léman à la Furka, parleront la langue française et là sera notre revanche définitive, en dépit de toutes les réformes de timbres postaux, réclamées par la Gazette de Zurich.«[2])

Daß man aber auch in Frankreich den Rückgang unserer Sprache mit Behagen verfolgt, während wir Deutschschweizer größtenteils gleichgültig daran vorübergehen, zeigen folgende Zeilen des Pariser Blattes »Le Figaro« in Nr. 276 vom 1. Okt. d. J.:

»Schweiz. Sprachbewegung. Schon zu wiederholten Malen haben wir Gelegenheit gehabt, in unserer Zeitung über den Fortschritt der französischen Sprache in der Schweiz zu berichten. Nun bestätigen die soeben veröffentlichten Ergebnisse der Volkszählung unsere früheren Meldungen. Nach dem statistischen Amt gab es am 1. Dezember 1900:

2 312 949 Leute mit deutscher, 730 917 mit französischer, 221 182 mit italienischer, 38 651 mit rhätoromanischer und 11 744 mit anderer Muttersprache. Diese Zahlen bedeuten auf den ersten Blick wenig. Sie werden aber wichtig, wenn man sie mit denen früherer Volkszählungen vergleicht. Da findet man, daß von 1880 bis 1900, d. h. in dem Zeitraume von 20 Jahren das Französische um 6 %, das Italienische um 10 % zugenommen haben, das Deutsche aber 15 % verloren hat. Ein solches Ergebnis wird kaum nach dem Geschmack einiger reichsdeutscher und selbst deutschschweizerischer Gelehrter sein.«

Hier einige sprechende Beispiele französischer und deutscher Gesinnung. Der bernische Erziehungsdirektor (= Unterrichtsminister), ein Welscher von Geburt, hat im ursprünglich ganz deutschen Biel eine Reihe französischer Schulen zugelassen; in seiner Heimat aber, im Berner Jura, tritt er der Gründung deutscher Schulen in stark gemischtsprachigen und zum Teil vorwiegend deutschen Gemeinden schroff und »grundsätzlich« entgegen, weil der deutsche Einwanderer die französische Sprache seiner neuen Heimat anzunehmen habe.[1]) Und doch sollte man meinen, ein solcher Mann messe nur mit einer Elle. — Vor etwa zwei Jahren hat ein französischer Verein für die paar hundert zerstreuten Welschen im sonst reindeutschen Kanton Solothurn die Herausgabe einzelner Gesetze auch in französischer Sprache verlangt. Die Regierung lehnte aber das Gesuch mit Rücksicht auf die Folgen wohlweislich ab. Keinem der beinahe 100 000 Deutschschweizer im Welschland ist es wohl je in den Sinn gekommen, ein ähnliches Verlangen an eine französische Kantonsregierung zu richten, er hätte den Bescheid auch schon im voraus gekannt. — In Biel hat die in den letzten Jahrzehnten eingewanderte welsche Bevölkerung im ganzen Gemeindewesen so viele Rechte für ihre Sprache gefordert und erhalten, wie sie der deutschen Bevölkerung in Freiburg bei weitem nicht mehr gewährt werden, obschon Freiburg früher eine vorwiegend deutsche Stadt war und im Verhältnis auch heute noch mehr Deutsche aufweist als Biel Welsche. — Deutschschweizerische Schaffner verlangen die Fahrkarten auf den deutschen Strecken Freiburg — Bern und Delsberg — Basel wenigstens noch deutsch und französisch ab, welsche Schaffner aber meist nur französisch, es sei denn, sie hätten es vielleicht gerade mit einem Bauer zu tun. Auf französischem Gebiet wird nur französisch angeredet und ausgerufen.

Die Rücksicht, die wir gegen unsere französischen Eidgenossen für selbstverständlich halten, wird uns also nicht in gleicher Weise erwidert, sondern wir müssen sie fordern. Sonst dreht man uns eine Nase. Ein Franzose erkennt eben deutscher Kultur und deutscher Sprache, besonders aber unserer schweizer-deutschen Mundart, weder Gleichberechtigung noch Ebenbürtigkeit zu. Wären die Welschen in der Schweiz so zahlreich wie wir, und wir so wenig wie sie, so würde ohne allen Zweifel mit der Zeit die ganze Schweiz welsch. Gegenwärtig aber gibt es rund dreimal so viel Deutschschweizer als Welsche, und es kann für die ersten doch nur ein Zeichen von Schwäche und Mangel an Ehrgeiz sein, wenn sie trotzdem seit einem Jahrhundert unaufhörlich an Sprachgebiet zugunsten der Welschen verlieren.

Und wäre wirklich die Verwelschung deutscher Gegenden für unsern Staat unschädlich, so bleibt die Muttersprache doch für den

1) Darunter versteht man in der Schweiz allgemein den französischen Schweizer, nicht aber auch etwa den italienischen Schweizer.

2) Auf deutsch: »Am Schlusse des kommenden Jahrhunderts, beim Eintritt des Jahres 2000, werden unsere Nachkommen vom Genfersee bis zur Furka (Paß am St. Gotthard) französisch reden. Das wird die letzte Vergeltung sein, trotz der neuen Poststempel, wie sie die Zürcher Zeitung verlangt.« Das deutsche Oberwallis wurde nämlich früher auch mit französischen Poststempeln beglückt. Sie sind vor etwa vier Jahren auf Beschwerden hin abgeschafft worden, was welsche Blätter sehr verdroß, obschon sie sich sonst bestreben, französische Poststempel, Bahnhöfe, Fahrpläne u. dgl. in deutschen Gegenden als unschuldige »bagatelles« darzustellen.

1) Vgl. den auch in dieser Zeitschrift Sp. 48f. besprochenen Aufsatz Le Jura et l'allemand von A. Gobat in der Revue Jurassienne vom 15. Oktober 1903.

Deutschschweizer gewissermaßen Religion; sie ist ihm heilig. Mit dem Schwinden der Sprache, der Mundart wie der Schriftsprache, verfiele auch das ursprüngliche Wesen des einzelnen Bürgers, der Familien und des ganzen Volkes, verfielen deutsches Wesen, deutsche Sitten, deutsche Bildung, die uns lieb sind, den Grundzug des Großteils der Schweizer und ihrer Tüchtigkeit bilden und vornehmlich dem Lande seinen heutigen Charakter verliehen haben, auch wenn wir in manchen Dingen, wo wir's für gut finden, dem Französischen den Vorzug geben. Der Deutschschweizer hat aber auch wirtschaftlichen Nutzen davon, wenn das deutsche Sprachgebiet sowohl bei ihm als anderswo ungeschmälert bleibt. Je weiter sich der Machtbereich einer Sprache erstreckt, um so größer wird stets das Absatzgebiet für gewerbliche wie für geistige Erzeugnisse, um so größer der Weitblick des einzelnen. Mit tausend Fäden hängt das Leben eines gleichsprachigen Volkes zusammen, mögen es im Laufe der Zeiten Ereignisse aller Art politisch und damit wirtschaftlich noch so geschieden haben. Darum werden auch alle Deutschen auf der Erde stets unsere Brüder sein. Ihre Kultur beeinflußt bis zu einem hohen Grade die unsrige, und umgekehrt die unsere die ihre. Das vermag niemand wegzustreiten. Trotz der grundsätzlichen Abneigung gegen alles Reichsdeutsche, die kurzsichtige und engherzige Deutschschweizer hie und da beweisen, bleibt es für alle Einsichtigen dabei, daß ohne einen starken Rückhalt am reichsdeutschen Geistesleben das unsrige unrettbar verkümmern würde. All das hindert uns nicht, doch gute Schweizer zu sein. Sind alle übrigen Deutschen gleichsam unsere Brüder, so ist die anderssprachige Schweiz für den deutschschweizerischen Volksteil sozusagen die angetraute Frau, mit der ihn die Geschichte für ewig verbunden hat. Auch vom Geiste und Wesen dieser Gefährtin nimmt er an und gibt von dem seinigen an sie ab. Aber die Verbindung zwischen der deutschen und der romanischen Schweiz zielt doch mehr auf die Förderung des wirtschaftlichen Lebens und auf den Schutz der Freiheit und Unabhängigkeit unseres Schweizerlandes. Und die Zeit hat dargetan, daß wir darin viel erreichen können, ohne daß die deutsche, französische, italienische Eigenart unserer Stämme damit aufhöre. Aber die Liebe zu unsern Brüdern jenseits des Rheins, des Juras und des Südabhanges der Alpen ertötet mit nichten die Liebe und Treue, die wir Schweizerstämme einander schuldig sind, auch wenn vielleicht hie und da ein hartes Wort unter uns gesprochen werden muß. Der deutschschweizerische Sprachverein wird es also als seine Aufgabe betrachten, in Schule, Familie, Gesellschaft, Presse, Amts- und Geschäftsleben für unsere Muttersprache zu wirken. Er will Liebe und Verständnis für sie wecken, ihren richtigen reinen Gebrauch und in hochdeutschem Gespräch oder hochdeutschen Reden eine gute, schöne Aussprache fördern, die auch unsern Welschen verständlich ist. Er will auch über Wert und Nutzen der deutschen Sprache und über ihre Verbreitung aufklären und ihre Würde überall wahren helfen. Arbeitet man zielbewußt und mit Ausdauer, so wächst in unserem Lande die Liebe und das Verständnis für die Muttersprache, unser deutsches Selbstbewußtsein wird gefestigt, und manche heutigen Übelstände werden von selbst verschwinden. Über die Art und Weise des Vorgehens wird die Hauptversammlung der Mitglieder Klarheit verschaffen. Ein jeder soll dessen versichert sein, daß alles gern angehört, geprüft und womöglich berücksichtigt wird, was unserm Zwecke, der Hebung und dem Schutze der deutschen Sprache, dienen kann.

Und weil ich hier, in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, schreibe, die ihre Spalten uns Deutschschweizern schon so manchmal bereitwillig zur Verfügung gestellt hat, darf ich vielleicht auch den Wunsch aussprechen, die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins möchten uns in der Geltendmachung der deutschen Sprache zukünftig so wirksam wie möglich unterstützen. Es sollte durchaus nicht mehr so häufig vorkommen, daß reichsdeutsche Touristen schon am Bahnhof zu Basel ihr Französisch erproben, daß sie ihre Fahrkarten durchaus in francs und centimes und nicht wie wir in Franken und Rappen lösen wollen, daß sie nur nach Bienne, Fribourg, Sion und Viège statt nach Biel, Freiburg, Sitten und Visp fahren, daß sie in Luzern mit den Kellnern französisch reden und sich in den Gasthöfen mit französischen Speisekarten und französischen Rechnungen zufrieden geben. Der deutsche Vergnügungsreisende kommt nicht als Lieferant zu uns, sondern als Kunde, und als solcher möge er überall — auch in der romanischen Schweiz, wo es angeht — in unauffälliger Form als selbstverständlich die deutsche Sprache gebrauchen, wie es umgekehrt der Franzose in der deutschen Schweiz auch tut. Die Touristen werden unsrer Sache damit viel nützen, und wir sind ihnen dankbar dafür.

Beherzigen wir alle den Spruch:

Ein Recht wird nicht geschenkt, es muß erkämpft werden.

Zollikon-Zürich. J. Brodbeck-Arbenz.

Engländerei in Frankreich.

Nachdem schon vor 17 Jahren einmal das »Petit Journal« dem Eindringen englischer Wörter in das Französische ein lautes Halt entgegengerufen hat (s. Ztschr. 1887, Sp. 223/4), erhebt jetzt Jean d'Orsay im »Matin« (Nr. 7520 v. 27. Sept. 1904) den gleichen Ruf; denn drüben wie hüben ist zur Zeit Englisch Trumpf. Daß dieser Ruf bei allen französischen Blättern ein Echo gefunden hat, und daß es keins gibt »qui aujourd'hui ne lève au ciel une plume désolée«, das geht aus einem Pariser Briefe des Journal de Genève vom 12. Oktober hervor. — Es ist zwar nur eine Mode, sagt d'Orsay, gerade wie der Cake-Walk, aber nachgerade könnte sie doch einer anderen Platz machen; denn anfangs zwar sagt man bei solch eingeschmuggeltem Fremdworte noch beschönigend »comme disent les Anglais«, aber bald schon haften sie fest »et ils établissent chez nous des colonies«. Jeder sportsman bildet sich ein, er müsse eine Sprache sprechen, die eben nur der Eingeweihte versteht, und die Mode hat es nun schon so weit gebracht, daß der Gebildete, wenn er auch gerade seine Wäsche nicht in London waschen, seine Kleider dort nicht machen lassen kann, doch meint, er müsse sich wenigstens durch die Sprache als gentleman ausweisen, also: on ne voyage plus — on fait du touring, on ne se promène plus — on fait du footing; man wirft um sich mit five o'clock tea, select, yachting, smart, high-life, garden-parties, mail-coaches usw., und man bringt so ein Französisch zustande, in dem jedes fünfte Wort ein englisches ist. — Und wie spricht man sie aus? Auf dem turf geht es noch an, aber bei den Radrennen, und in den Athletic Clubs, die man früher Sociétés Athlétiques nannte, — ein Engländer würde seine Wörter nicht erkennen: der starter wird zum startähr, der speaker zum spe-akähr, und überall hört man es niesen scratch, match, — match, scratch. — Und was soll ein Deutscher denken, der durch die Pariser Straßen geht? Der tailleur ist zum tailor geworden, der pharmacien zum chemist, der coiffeur zum hair-dresser, und dieser preist shampooing und cold-cream an. Wird sich der Deutsche nun nicht nach London wenden mit seinen Aufträgen statt nach Paris, da dieses ja offenbar doch nur noch die succursale von jenem ist? — Und in einem französischen Kleider-

schrank hängen nur noch smokings und waterproofs, der mackintosh und die snowboots, die knickerbockers und leggings; auf der Eisenbahn gibt es sleeping-cars, und auf der tramway ist es verboten, mit dem wattman zu sprechen und die Leine des trolley zu berühren. — Erröten machen sollte die europäischen Franzosen, heißt es dann weiter, daß ihre Landsleute in Klondyke eine schwarze Liste von englischen Wörtern aufgestellt haben, die sie künftig vermeiden wollen. Also das Volk muß sich erheben: allons, parlons français! Einen Verein zur Verbreitung des Französischen im Auslande gibt es; warum keinen, um es im Inlande gegen die englische Hochflut zu schützen? — In einem späteren Aufsatze (»Matin« Nr. 7530 v. 7. Oktbr.) berichtet Jean d'Orsay über die zahlreichen Zuschriften, die er erhalten hat: Einer erklärt es für eine Ehrenpflicht jedes Franzosen, seinen Kindern die Sprache rein zu überliefern, weil sie ein Teil des Erbes der Väter ist. — In Kanada sprechen ²/₃ aller Franzosen englisch; sollen denn die Engländer da das letzte Band zerreißen, das die Franzosen ans Vaterland knüpft? — Lasset uns nicht den snobs und sportsmen nachahmen, die es scheinbar für eine Schande halten, reines Französisch zu sprechen! Gründen wir eine »Ligue pour l'intégrité de la langue française«. — Selbst die englischen Zeitungen haben mir recht gegeben, versichert d'Orsay; aber einen französischen Sprachverein hält er nicht für nötig, er vertraut auf den guten Geschmack jedes einzelnen: jetzt ist der Katze die Schelle umgehängt, jeder weiß, daß es nicht mehr Mode ist, die englischen Wörter zu gebrauchen, Spott und Hohn werden das übrige tun, und bald wird man von den Zeitungen, auch von den Sportblättern, verlangen, daß sie wieder reines Französisch schreiben. Jean d'Orsay ist, wie man sieht, sehr zuversichtlich, und nur nach den Sportleuten schielt er am Schlusse mit der bänglichen Frage: »Que pensent, sur ce sujet, nos confrères de la presse sportive?« Und doch, bei dem völkischen Stolze der Franzosen ist es dort vielleicht eher möglich, daß solcher Ruf nicht erfolglos verhallt wie so oft bei uns. Uns aber möge besonders zur Beherzigung dienen, was der Franzose schamvoll fragt: »Was wird der Deutsche sagen, der nach Paris kommt?« Denn viel besser sieht es ja auch bei uns nicht aus, eher noch schlimmer, und leider können wir noch immer wieder neue Beweise auch für unsere »Engländerei« beibringen. Hoffen wir mit Jean d'Orsay daß sie hüben wie drüben nur eine Mode ist und wie alle Moden bald wieder vergeht! Und wie er ruft: »Allons, parlons français!«, so müssen wir immer wieder rufen: »Auf! sprechen wir Deutsch!«

Bonn. J. E. Wülfing.

Über den Namen der Stadt »Ettlingen«.

In der neuen Festhalle zu Ettlingen ist dieser Tage unter einem Bilde des von Delphinen getragenen Flußgottes Neptun mit großen Buchstaben der Spruch angebracht worden:

Dem Gott Neptun geweiht
Ward sie in alter Zeit
Genannt die Neptunstadt,
Aus Neptun ward Neptingen,
Heut heißt sie stolz Ettlingen,
Die alte Badnerstadt.

Die Aufstellung Neptun, Neptingen, Ettlingen muß jedoch als unrichtig bezeichnet und als in das Gebiet der »Volksetymologie« gehörig abgewiesen werden.

Im Bannkreis derselben Volksetymologie befand sich schon im XV. Jahrhundert der Humanist Franziskus Friedlieb, genannt Irenicus, ein geborener Ettlinger, dem der Verfasser des angeführten poetischen Spruches die falsche Ansetzung des Namens entnommen zu haben scheint.

Irenicus berichtet nämlich in seiner »Exegesis Germaniae«, Lib. XI. 385 ff. über seine Vaterstadt:

»Die Stadt Ettlingen . . . ward einst von den Trojanern erbaut. Denn der Trojaner Phorzys, dessen Homer erwähnt, war der Erbauer Pforzheims und der dabei liegenden Höfe. Da er nämlich in jener Gegend den Fluß Aenz (Enz) fand, so hielt er dieses für eine göttliche Vorbedeutung wegen des Namens seines Führers Aeneas, und legte . . . den Grund zu einer Stadt. Als er und seine Nachkömmlinge von da zwei Meilen weiter zogen, entdeckten sie einen andern Fluß, und an demselben einen Hirten, und nachdem sie ihn um des Flusses Namen gebeten, und Alb vernommen hatten, freute sich ungemein Phorzys, der sich des Askanius, des Sohnes seines Führers Aeneas und Erbauers der Stadt Alba longa, erinnerte, über diesen zweiten göttlichen Wink, und hielt es für der Mühe wert, wenn er auf diesen höheren Fingerzeig eben das für den Sohn täte, was er vorhin für dessen Vater vollbrachte. Er baute also eine Stadt, die um so mehr in die Länge sich dehnte, je schmäler sie war, und nannte sie Alba longa . . . In der Folge errichtete er (Phorzys), des Aeneas und seiner Schicksale eingedenk, auf der Spitze eines Berges bei Ettlingen einen Tempel, dem Neptun geweiht, woher die Stadt Possidonopolis d. h. Neptuns Stadt genannt wurde . . . Als in der Folge diese Stadt unter die Botmäßigkeit der Römer kam, wurde sie nach der römischen Benennung Neptingen von Neptun genannt; nach ihrem Übergange zum rechtmäßigen Glauben aber wurde der Tempel und die Burg auf jenem Berge, zu deutsch ‚Burgstädtel' genannt, von Grund aus zerstört, . . . ihr Name wieder geändert und statt Neptingen ‚Ettlingen' genannt«. (Nach P. J. Schneider »Versuch einer medizinisch-statistischen Topographie von Ettlingen und dessen nächster Umgebung, Karlsruhe 1818, S. 22.)

Die Etymologie von Ettlingen stellt sich weit nüchterner dar, als Irenicus meint. Zunächst wäre es auffallend, daß gerade Ettlingen zu Ehren eines Gottes seinen Namen führen sollte. Unter sämtlichen Orten Badens dürfte sich kein einziger finden, der nach einem Gott — sei es ein römischer oder germanischer — benannt wäre; sie sind vielmehr zumeist nach ihren Gründern oder gewissen topographischen Eigentümlichkeiten der Örtlichkeit benamst. (Auf Namen von »Heiligen« gehen allerdings verschiedene Orte Badens, aber meistens spätere Gründungen, zurück.) Sodann ist die Form Neptingen, die beweiskräftig sein soll, völlig aus der Luft gegriffen; sie findet sich — man vergleiche dazu Kriegers Topographisches Wörterbuch von Baden — nicht unter den dort aufgezählten überlieferten Wortformen vor. Sie ist eben ein Phantasiegebilde des Irenicus, wie die ganze Geschichte, die er berichtet. Die wesentlichsten geschichtlichen Formen des Namens sind vielmehr: 788 Ediningom; wohl etwas später: Etiningen, 1150 Etiningun, 1234 Etteningen, 1256 Etheningen, 1277 Ethningen, 1288 Ettilingen, später Ettlingen.

Diese Formen führen zu der einzig richtigen Etymologie, die auch bei Krieger a. a. O. angegeben ist: »Bei den Angehörigen des Etini.«

Also: der Gründer von Ettlingen war ein Mann namens Etini; oder besser gesagt: ein Etini ließ sich mit seiner ganzen Sippe, mit seinen Geschlechts- und Markgenossen da, wo jetzt Ettlingen steht, nieder. Letzteres folgt nämlich aus der Ortsnamenendung »ingen« oder »ingom«. Sie ist gemeingermanisch. Von den langobardischen, burgundischen und westgotischen »ingen« im Süden (»engo« in Oberitalien, »inges« in Savoyen, »ange« in Lyonnais und im Limousin) lassen sich die Orte auf »ingen verfolgen durch ganz Deutschland bis zum äußersten Norden, bis nach Jütland hinein. Die Endung »ing« drückt in der alten Sprache ein Besitzverhältnis, eine Zugehörigkeit aus. Die Be-

nennungen auf »ingen« sind sogenannte »patronymische« Bildungen, die als Dative des Plurals mit hinzugedachtem »ze« (zu) aufgefaßt werden müssen; wie z. B. auch die benachbarten ze Cnutlingen 793 = bei den Angehörigen des Cnutilo, heute Knielingen, (ze) Ysingen 919—934 = bei den Angehörigen des Iso, heute Eisingen; ähnlich ist Etiningen zu Etin(i) gebildet.

Es fragt sich nur noch: läßt sich heutiges »Ettlingen« mundartlich »Ettlenge«, anstandslos aus altem Etiningom erklären? Diese Frage muß bejaht werden. Das erste i ist infolge seiner Unbetontheit völlig geschwunden; ing lautet im Schwäbischen »eng«; die lange Endung -om ist zu -en abgeschwächt, in der Mundart gar zu -e. Daß aber -ningen in Namen zu -lingen, oder -lege geworden ist, hat auch nichts Befremdendes an sich, wenn wir hochdeutsche Wörter, in denen n zu l gewandelt ist, wie Kümmel aus lat.-germ. cuminum, Esel aus asinus, Orgel aus organum, oder noch besser, wenn wir andere Ortsnamen zum Vergleiche heranziehen, wie etwa Gündlingen (bei Breisach) aus Cundininga 854; Klengen (bei Villingen) aus Cheneinga 793, Chnewinga 821; Landshausen (bei Eppingen) aus Nantoshusen 1232.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß der obengenannte Mannsname Etin(i) eine Ableitung vom einfachen Personennamen Eto ist, nach welchem u. a. unser badisches Ettenheim (= Heim des Etto) und die schweizerischen Ettiswil und Ettingen benannt sind.

Ettlingen. Otto Heilig.

Kleine Mitteilungen.

Zur amtlichen und behördlichen Sprachreinheit. Zu den deutschen Bundesstaaten, die von Amts wegen den veralteten Bräuchen der zünftigen Schreibstubensprache zuleibe gehen, ist nun auch Sachsen-Altenburg getreten. Unterm 19. September hat nämlich das Herzoglich Sächsische Gesamtministerium eine von v. Borries gezeichnete ausführliche Verordnung über den Geschäftsverkehr der Staats-, Gemeinde-, Kirchen- und Schulbehörden erlassen, die gewiß geeignet ist, die Amtssprache nach den Anforderungen der Gegenwart umzugestalten, wenn man nur auch künftig von oben her und zwar immer wieder darauf achtet, daß die verständigen und heilsamen Vorschriften wirklich befolgt werden. Den grundsätzlichen Unterschied der alten und der neuen Zeit in dieser Hinsicht würde man etwa so bezeichnen, daß ehemals der Beamte auch in seinen Schriftsätzen seine abgeschlossene Standeswürde zum Ausdruck zu bringen bedacht war, während er heute den größten Wert darauf legt, von jedermann leicht verstanden zu werden, und sich daher in Satzbau und Wortwahl der gebildeten Umgangssprache nach Möglichkeit nähert. In dieser Richtung liegen auch die altenburgischen Vorschriften, die sich über viele Einzelheiten der Formen verbreiten, als allgemeine Forderung aber folgendes voranstellen: »Die Schreibweise der Behörden soll knapp und klar sein, ihrer Stellung zueinander und zum Publikum auch in der Form entsprechen und sich der allgemein üblichen Sprache des Verkehrs anschließen. Die Sätze sind möglichst kurz zu halten, jedenfalls ohne viele Einschiebungen und Zwischensätze. Entbehrliche Fremdwörter, veraltete Kanzleiausdrücke und überflüssige Förmlichkeiten sind zu vermeiden . . . . Als Vorbild für die Sprachreinheit kann das Bürgerliche Gesetzbuch dienen.«

In bezug auf die Sprachreinheit hat auch die Königlich Sächsische Staatsregierung jüngst wieder einen Schritt getan, indem sie im amtlichen Verkehr, im Etats-, Kassen- und Rechnungswesen u. a. folgende Verdeutschungen angeordnet hat. Defektposten: Fehlbeträge, Fonds: Vermögensmassen, Gratifikationen und Remunerationen: außerordentliche Zuwendungen oder Vergütungen, Inventarien: Ausstattungsstücke, Materialien: Vorräte, mobil: beweglich, Mobiliar: Gebrauchsgegenstände, Naturalienverwaltung: Sachverwaltung, Nettovermögen: Reinvermögen, Tantiemen: Gewinnanteile, materiell: sachlich, transitorisch: künftig wegfallend, Akkordlöhne: Stücklöhne, Auditoriengelder: Vorlesungsgelder, Aversum: Bauschsumme, Departement: Geschäftsbereich, Emballage: Verpackungsmittel, Etikettierung: Bezeichnung, Formulare: Vordrucke, Funktionen: Dienste, Insertionen: Einrückungen, Kataloge: Sammlungsverzeichnisse, Kategorie: Gruppe, Kollegiengelder: Lesegelder, Legitimationskarten: Ausweiskarten, Meliorationen: Grundstücksverbesserungen, Objekte: Gegenstände, Provisionen: Vermittlungsgebühren, Regieaufwand: Verwaltungsaufwand, Utensilien: Gerätschaften.

In Königsberg haben die Stadtverordneten am 27. September über eine neue Grundsteuerordnung beraten, und der Bericht der Ostpreußischen Zeitung (Nr. 268 v. 29. September) enthält darüber die Bemerkung: »Die Abteilung hatte nur einige unwesentliche, aber charakteristische Veränderungen vorgenommen, nämlich die Beseitigung einiger Fremdwörter. Im § 4 soll es heißen statt ‚Magistratsdirigent' ‚Bürgermeister' und im § 9 statt ‚solidarisch' ‚Gesamtschuldner'.«

— **Aus der Ostmark.** Der preußische Unterrichtsminister hat folgende Verordnung erlassen:

»Wir fordern, daß die Lehrer sich nur der deutschen Sprache bedienen, zumal denjenigen gegenüber, welche die deutsche Sprache in ausreichendem Maße beherrschen. Wir verlangen ferner, daß die Lehrer in der Familie nur deutsch sprechen, und machen den Herren Kreisschulinspektoren zur Pflicht, bei jeder Gelegenheit, insbesondere bei den Jahresrevisionen, sich zu vergewissern, inwieweit die Lehrer diesem Erlaß nachkommen. Die Befolgung des Erlasses wird damit bewiesen, daß die Kinder des Lehrers beim Eintritt in die Schule die deutsche Sprache beherrschen. Sollte ein Lehrer diesem Erlaß nicht nachkommen, so ist hiervon der königlichen Regierung Anzeige zu erstatten, und es ist dem betreffenden Lehrer die Ostmarkenzulage zu entziehen. Wenn diese Maßnahme wirkungslos sein sollte, ist gegen den Lehrer das Disziplinarverfahren auf Amtsentlassung zu eröffnen.«

Die Entschiedenheit, mit der hier die Behörde vom deutschen Volksschullehrer die Vertretung der deutschen Sprache fordert, muß jedermann, der mit der Lage des Deutschtums in unseren östlichen Provinzen bekannt ist, dankbar begrüßen. Und über die dort herrschenden Verhältnisse redet das kurze Schriftstück einen ganzen Band.

— **Aus Nordschleswig.** Ein Ziegeleibesitzer in Mögeltondern stand mit einer Flensburger Eisengießerei in Geschäftsverbindung, hatte auch persönlich mit deren Leitern verhandelt und sich dabei stets der deutschen Sprache bedient. Da geht vor kurzem bei dem Flensburger Eisenwerk eine neue Bestellung von ihm in dänischer Sprache ein, die dort nicht verstanden wird. Er wird gebeten, den Auftrag in deutscher Sprache zu wiederholen, antwortet aber auf das höfliche Ersuchen, es falle ihm nicht ein, in seinem Geschäft einen deutschen Korrespondenten anzustellen. Darauf hat ihm die Leitung des Flensburger Eisenwerks folgendes erklärt: »Wer in Schleswig wohnt und mit einem Schleswiger korrespondiert, muß sich nach unserer Auffassung vom geschäftlichen Verkehr der deutschen Sprache bedienen, um so mehr, wenn mündliche Verhandlungen wiederholt gezeigt haben, daß er der deutschen Sprache mächtig ist. Ist Ihnen die Beobachtung dieser Form bei unserer Geschäftsverbindung nicht genehm, dann haben wir nichts dagegen einzuwenden, diese Verbindung abzubrechen.« Alle Achtung vor dem hochgesinnten deutschen Kauf-

manne, der über dem eigenen nächsten Geschäftsvorteil das Wohl des Ganzen und die nationale Ehre nicht vergißt! Das dänische Blatt Flensborg Avis benutzt zwar sein Schreiben, um eine Hetze gegen die deutschen Geschäftsreisenden aufzubieten, aber nach Ansicht der Hamburger Nachrichten, die den Fall in Nr. 726 v. 14. Okt. bekannt gemacht haben, werden die natürlichen Verhältnisse den deutschen Handel schützen.

— **Die Amtssprache der Universität Wien.** Vor zwei Jahren hat unsere Zeitschrift (1902 Nr. 12 Sp. 348) die Mitteilung gebracht, daß die Wiener Universität das Deutsche zur alleinigen Amtssprache erhoben und den früheren Gebrauch beseitigt habe. Dieser hatte für alle Eingaben an die akademischen Behörden außer der deutschen die lateinische Sprache freigegeben, ja auch andere Sprachen zugelassen, wenn nur eine beglaubigte Übersetzung deutsch oder lateinisch beigelegt wurde. Jetzt weiß die Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung (Nr. 231 S. 56 v. 8. Okt. 1904) von einer Kundmachung des Rektors Dr. Schindler zu berichten, höchst sonderbaren Inhalts. Er bringe den Studierenden zwei (!) Beschlüsse des akademischen Senats in Erinnerung, wonach Eingaben nur in deutscher Sprache zulässig und die akademischen Behörden angewiesen seien, nur solche Dokumente zu signieren, die in deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt seien oder, wenn in einer anderen Sprache abgefaßt, eine beglaubigte Übersetzung in einer der beiden genannten Sprachen beigeschlossen hätten. — Wer hat den Unsinn gemacht, München oder Wien? Der Berichter oder der Rektor? Es ist doch fast undenkbar, daß die Wiener Hochschule, also die Hochburg deutscher Wissenschaft in den habsburgischen Landen, einen erst vor ganz kurzer Zeit so bestimmt erhobenen Rechtsanspruch der deutschen Sprache glatt wieder fallen ließe und noch dazu in der Form, als kümmere man sich gar nicht um den Widerspruch, zwei einander aufhebende Verfügungen gleichzeitig für gültig zu erklären.

— Auf das schwer kämpfende und hartbedrängte **Deutschtum in Südtirol** ist in diesen Blättern schon wiederholt, z. B. 1901 Sp. 205 f., 1902 Sp. 287, zuletzt 1903 Sp. 118 hingewiesen und dabei auch der Bemühungen des deutschen Schulvereins gerade um diese Gegenden gedacht worden. Ein Bericht über die Tätigkeit dieses Vereins in Südtirol während des vergangenen Jahres, verfaßt von Dr. Rohmeder in München und abgedruckt in Nr. 233 und 234 der Bozner Zeitung (v. 12. u. 13. Okt. d. J.), gibt ausführlichen Bescheid über den gegenwärtigen Zustand und erhebt dabei gegen zwei Deutsche die schwere Anklage, daß sie die überall mit großen Mitteln arbeitende, von Italien aus mächtig geförderte Bewegung, die die italienische Sprache und Sitte bis zu den beschneiten Zinnen der Ötztaler und Zillertaler Alpen ausbreiten will, auch ihrerseits unterstützen. Es ist ein Baron von Zeifertitz, der auf seinen drei großen Ziegeleien in dem Weiler Siebeneich bei Terlan in der Nähe von Bozen ausschließlich Italiener beschäftigen und bemüht sein soll, ihnen zu einer eigenen italienischen Schule zu verhelfen, während sie bisher in die Gemeinde Terlan eingeschult sind. Ebenso soll Freiherr Erwin von Kettenburg, ein Reichsdeutscher aus Mecklenburg und Herr des Schlosses Fragsburg bei Meran, auf seinen ausgedehnten Besitzungen grundsätzlich nur Italiener anstellen und durch Einrichtung einer welschen Schule und welschen Gottesdienstes mitten im deutschen Lande künstlich eine italienische Sprachinsel geschaffen haben. So wenig Verständnis für die einfache Tatsache, daß Wohl und Wehe des Volksganzen schließlich auch Wohl und Wehe des einzelnen Volksgenossen bestimmt, kann nur bei Deutschen vorkommen.

— **Vom italienischen Sprachverein.** In der Oktobernummer (Sp. 284) ist darüber Beschwerde geführt worden, daß ein deutscher Bergwerksbetrieb unbedacht die Verbreitung der italienischen Sprache fördert. Noch größer wäre das Unrecht, wenn eine deutsche Behörde zu ähnlicher, allzu weitherziger Förderung fremder Sprachgemeinschaft mitwirkte und Geldmittel dazu aufwendete. Nach einer an den Nürnberger Fränkischen Kurier gerichteten Zuschrift (in Nr. 516 vom 8. Okt.) aus Hersbruck besteht dort während des Sommers eine Sonntagsschule für die jugendlichen italienischen Arbeiter, an der ein natürlich italienischer Lehrer in Geschichte, Geographie und Rechnen unterrichtet. Der Schulschluß ist mit einer besonderen Feier begangen worden; bei dem angeschlossenen Festmahl hat nicht nur der italienische Konsul, sondern auch der bayrische Bezirksamtmann gesprochen, und beide verhießen vermehrte Unterstützung; denn auch die bayrische Staatsregierung leistet bereits einen Beitrag zur Unterhaltung der Schule. Das alles möchte hingehen, wenn die Zuschrift nicht einige befremdliche Andeutungen enthielte. Sie stellt nämlich selbst ganz unbefangen die patriotischen Ziele der Schuleinrichtung an die Spitze und dem zivilisatorischen, d. h. wohl bloß unterrichtlichen voraus und bezeichnet ferner als Vertreter dieser Ziele die Stifterin der Schule, die Società Dante Alighieri, die harmlos als italienischer Sprachverein übersetzt wird. Wir sind über die Bestrebungen dieses Vereins nicht unterrichtet; steht er mit der Lega nazionale im Bunde, die z. B. in Südtirol den heißen Kampf gegen das Deutschtum führt? Hat er selbst teil an diesem Kampfe? Wir wollen's nicht hoffen. Sollte wirklich diese Società und ihr »Nürnberger Komitee« ähnliche Ziele verfolgen, wie die Alliance française für die französische Sprache, so würde sich die bei ganzen 16 Schülern auffällig große Feierlichkeit unangenehm erklären, und sich zugleich herausstellen, was gewiß selbst für Deutsche eine Merkwürdigkeit wäre, daß fremdnationale Bestrebungen durch die Geldmittel eines deutschen Bundesstaates gefördert würden. Das ist uns freilich ganz unwahrscheinlich, aber eine Aufklärung über den eigentümlichen Hersbrucker Bericht wäre doch sehr zu wünschen.

— **Vom Machtbereich der deutschen Sprache.** Die Deutsch-asiatische Warte (Nr. 36 v. 3. Sept.) begrüßt das Erscheinen eines Lehrbuchs der deutschen Sprache für Chinesen als ein gutes Zeichen dafür, daß die deutsche Sprache in China, insbesondere in Schantung Wurzel geschlagen habe. Man wird das für berechtigt halten, wenn man erfährt, daß sich für dieses von P. C. Teufel verfaßte Buch eine Neuauflage nötig gemacht hat, nachdem es kaum vollendet war; und der Erfolg ist um so erfreulicher, je weniger bisher die deutsche Sprache in China gegenüber der englischen aufkommen konnte. Schulen für diesen Zweck gibt es vor der Hand nur sehr wenig, so in Itschang, Nanking und Schanghai. In diesem Sommer meldeten die Mitteilungen des Deutschen Schulvereins, daß der Missionar Lindenmeyer eine solche in Kiayingtschau bei Swatau errichtet habe. In anderen Orten sind ähnliche Anstalten geplant. Aber es sind doch recht bescheidene Anfänge.

Von der Fürsorge deutschamerikanischer Geistlicher für die deutsche Sprache ist an dieser Stelle häufig und noch in der vorigen Nummer Sp. 288 die Rede gewesen. Seitdem hat wieder einer, der Pastor Martin Holz von der evangelisch-lutherischen St. Paulskirche in Denver (Kolorado), einen dringlichen Mahnruf an seine Landsleute gerichtet. »Es ist leider eine Tatsache«, so beginnt er, »daß die Jugend des deutschen Volkes in Amerika nicht viel von der deutschen Sprache weiß. Warum? Weil sie nicht in ihr unterrichtet wird.« — Aber man müsse sie unterrichten und ihre Herzen erwärmen für das deutsche Reich

und seine Geschichte, den deutschen Geist und seine weltumspannende, weltdurchleuchtende Kraft, für die deutsche Sprache. »Dieses Erbe«, so schließt er nicht ohne bedeutsame Bitterkeit, »sollte jeder echte Deutsche seinen Kindern hinterlassen, die dann auch gute Bürger unseres so reich gesegneten Landes werden. Die wissenschaftlich gebildeten Amerikaner, vom ersten Beamten unseres Landes an, halten mehr auf die deutsche Sprache als manche Deutsch-Amerikaner, deren höchstes Streben dahin zu gehen scheint, das Deutsche so schnell als möglich zu vergessen.«

— Erfreuliches über das **Deutschtum in den Vereinigten Staaten** von Amerika entnehme ich einem Neuyorker Briefe, der in Nr. 457 der Neuen Preußischen Zeitung (Kreuz-Zeitung) abgedruckt ist. Während die Versammlung der »Interparlamentarischen Union zur Förderung des Weltfriedens« in St. Louis stattfand, an der auch 23 deutsche Abgeordnete teilnahmen, tagte dort zugleich die Hauptversammlung des deutschen römisch-katholischen Zentralvereins, und sie nahm verschiedene Beschlüsse an, welche die Erhaltung des Deutschtums in Amerika bezwecken. Der Brief berichtet: »Vor allem wurde den Eltern empfohlen, ihre Kinder in die deutschen katholischen Pfarrschulen zu schicken, wo das Deutsche die Unterrichtssprache ist. In den Staatsschulen tritt nämlich die deutsche Sprache höchstens noch als Lehrgegenstand auf, meistens ist aber auch das nicht einmal der Fall, oder der Unterricht ist wahlfrei. Ferner wurde an die deutschen katholischen Eltern die dringende Bitte gerichtet, im Familienkreise deutsch zu sprechen und besonders die Kinder dazu anzuhalten.« Der Briefschreiber erwähnt dann noch, daß der deutsche katholische Zentralverein blühe, trotz des oft behaupteten Niederganges des Deutschtums in Amerika. Er zähle jetzt 591 Zweigvereine mit 50257 Mitgliedern, die aber nicht bloß ihre Namen hergäben, sondern meist rührig für die Vereinszwecke mitarbeiteten.

Steele. Franz Küppers.

— **Zum Veralten der Fremdwörter,** worüber in der Septembernummer (Sp. 252 ff.) der Vortrag von Bruno Buchrucker bemerkenswerte Mitteilungen macht, bin ich im Falle auch einen Beitrag zu liefern. Ich las vor kurzem die hübsche Erzählung von Eichendorff Aus dem Leben eines Taugenichts, und weil mir darin einige auffallende Fremdwörter begegneten, schrieb ich sie heraus. Es ist nun wunderbar, wie sich das, was Buchrucker von Werthers Leiden sagt, an der etwa 50 Jahre jüngeren Erzählung des Romantikers bewährt. Ich habe nämlich die folgenden Wörter herausgeschrieben: Tableau, Divertissement, Amour, Condition, Devotion. Meriten, Conduite, Metier, Rage, Raison, Courage, — deliziös, passabel, korpulent, charmant, — vazieren, parlieren, meditieren, embrassieren, diskurieren. Man kann wohl von allen diesen zwanzig einst mehr oder weniger verbreiteten und der Umgangssprache angehörenden Wörtern sagen, daß sie veraltet oder am Veralten sind — jetzt, noch nicht fünfzig Jahre nach des Dichters Tode. Höchstens meditieren und Devotion mögen als gelehrte Wörter noch wirklich in Blüte stehen. Acht unter den zwanzig Wörtern, nämlich Divertissement, Amour, Meriten, Conduite, Rage, vazieren, diskurieren und embrassieren, wird heute nur noch verstehn, wer Französisch oder Latein gelernt hat, und auch ihm wird es nicht einfallen, sie zu gebrauchen. Die übrigen wird jedermann als altmodisch oder geschmacklos zu vermeiden trachten, wenigstens auf dem Papier. Nur in der mehr oder weniger schlottrigen Schreibweise scherzhafter Darstellungen sind sie noch zu gebrauchen, und selbst in der Umgangssprache werden Wörter wie charmant, passabel und korpulent nicht mehr lange geduldet werden. Sie sterben ab.

Wie von Werthers Leiden, so kann man auch von dem »Leben eines Taugenichts« sagen, daß die Fremdwörter darin nicht zahlreich wären; denn selbst wenn sich außer den zwanzig angeführten noch eines oder das andere finden ließe, das mir entgangen wäre, so wäre das immer noch sehr wenig auf hundert Seiten der Reclamschen Ausgabe.

Sitten. Eduard Blocher.

— **Die Fremdwörter im Elektrizitätswesen.** Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, wie gerade dieses Fach mit entbehrlichen Fremdwörtern — meist amerikanischer Herkunft — überschwemmt wird. Sonderbar ist dabei, daß ein Deutschamerikaner namens Charles Proteus Steinmetz der Urheber vieler dieser Wörter ist. Allmählich fängt man jetzt aber doch in deutschen Fachkreisen an, gegen den Unfug vorzugehen. So äußert sich z. B. Dinglers Polytechnisches Journal (Heft 33 vom 18. 3. 04. S. 528) in der Besprechung eines Werkes von Steinmetz wie folgt: »Die Sucht nach neuen Wortbildungen, bei denen sich niemand, er mag noch so international sein, etwas vorstellen kann, trägt zur Verwirrung nicht unwesentlich bei, zumal da sie alle denselben Schwanz haben und nur am Kopfe erkenntlich sind, denn es dürfte nicht nur dem Anfänger Schwierigkeiten machen Induktanz, Impedanz, Reaktanz, Reluktanz, Resistanz, Admittanz, Suszeptanz usw. gehörig auseinander zu halten«. So urteilt ein Fachmann über die vielgerühmte Genauigkeit und Klarheit der Bezeichnung sachlicher Begriffe durch Fremdwörter.

Z.

— **Beamtensprache und Zeitungsdeutsch.** Über hunderttausend Fremde haben während des Monats August in den »Gasthöfen, Hotels garnis und Chambres garnies«, wie es in der preußischen Beamtensprache heißt, Aufnahme gefunden. So sagt eine Berliner Zeitung (Morgenzeitung vom 7. 9. 04.). Wir würden uns über diese sprachliche Feinfühligkeit freuen und sie als Bundesgenossin begrüßen, wenn nur die Zeitungen selber danach handeln wollten. Davon ist aber leider gar keine Rede. Die meisten Tagesblätter wimmeln nicht nur von entbehrlichen und geschmacklosen Fremdwörtern, sondern auch von Verstößen gegen die Regeln der deutschen Sprache überhaupt. Wenn ein Tischler seinen Hobel oder ein Schneider seine Nadel so mangelhaft handhabte, wie die Mehrzahl der Zeitungsberichterstatter ihre Feder, so würde ihnen niemand ihre Ware abnehmen. Im Zeitungswesen aber findet anscheinend jeder Pfuscher lohnende Verwendung. Dafür sorgen schon die vielen »Affären«. Dasselbe Blatt, das auf der ersten Seite obigen Ausspruch brachte, enthielt auf der zweiten den Satz: »Der Angeklagte, ein junger, völlig unbescholtener Mann, wohnt als Chambregarnist bei den Eheleuten Schmidt«. Also die alte Geschichte vom Splitter und vom Balken!

Z.

— **Coulant.** Das bekannte kaufmännische Fremdwort coulant ist mir neulich unter besonders neckischen Umständen begegnet. Ich bekomme ein Verzeichnis gebrauchter Bücher zu herabgesetzten Preisen zugesendet, einen sogenannten »Antiquariats-Katalog«, abgesendet von Friedrich Meyer Buchhandlung in Leipzig. Auf der Innenseite des Umschlagblattes steht eine Geschäftsempfehlung deutsch, englisch und französisch. Hier stehen den deutschen coulantesten Bedingungen in dem französischen Wortlaute — coulant ist doch französischen Ursprungs und könnte mit entgegenkommend wiedergegeben werden — les conditions les plus avantageuses gegenüber, also die vorteilhaftesten. Und englisch sind the most favorable conditions angeboten, die günstigsten. Ein Mangel an bezeichnendem Ausdruck besteht also im Deutschen keineswegs, eher könnte die Wahl schwer werden. Aber ein Fremd-

wort, das in der Fremde selbst fremd ist für diesen Fall, muß herbei. Warum? Darum! E. Henschke.

— **Sammlung obersächsischer Volkswörter.** Der unsern Lesern durch seine Schrift »Der Sachse als Zweisprachler« (vgl. vor. Nr. Sp. 298) bekannte Schriftleiter des Dresdner Anzeigers Prof. Dr. Schumann hat sich mit Prof. Dr. Dunger, Stadtschulrat Dr. Lyon, Dr. Alfred Meiche, Prof. Dr. Karl Müller, Privatdozent Dr. Reuschel und Bürgerschullehrer Martin Frieß zusammengetan, um eine Sammlung obersächsischer Volkswörter in die Hand zu nehmen. Sie soll sich erstrecken auf die Gebiete Dresden-Meißen-Nossen, Lommatzsch-Riesa-Großenhain, Geithain-Leisnig, Döbeln-Chemnitz-Roßwein, Freiberg-Brand-Frauenstein-Bienenmühle-Altenberg, Frohburg-Borna, Grimma-Oschatz, Radeberg; nach Süden und Osten würde eine Linie nördlich von Werdau nach Zschopau-Altenberg-Pirna-Radeberg, nach Westen die Pleiße die Grenze sein. Aber selbst bei dieser klugen Beschränkung der Aufgabe kann sie nur unter Mitwirkung aller heimatliebenden Kräfte dieses Bereiches zustande gebracht werden, und so ergeht denn auch an die obersächsischen Leser dieser Zeitschrift die Aufforderung, alles was ihnen an Ausdrücken volkstümlicher Art bekannt ist, mit den Bedeutungen aufzuzeichnen und an Prof. Dr. Paul Schumann, Dresden-Altstadt, oder auch an eines der anderen Mitglieder des Ausschusses einzusenden und dabei nichts zu gering zu achten. Z. B. Ausdrücke für Verrichtungen des täglichen Lebens, essen und trinken, arbeiten, spielen, schlafen, sterben (töten) usw. usw., Bezeichnungen für Geräte und Werkzeuge in allerlei Handwerken und Gewerben, für Örtlichkeiten, Gebäude, Straßen oder Gassen, Feldfluren, Waldgegenden, Pflanzen und Tiere. Auch allerlei Redensarten in Handel und Wandel (z. B. e Geschigge dran machen = bei Festsetzung des Preises entgegenkommen), Scherz-, Spott- und Liebkosungsworte, -reden und -reime, alles ist willkommen. Einzelne Wörter werden oft am besten verständlich im Zusammenhange eines ganzen Satzes, eines Spruches und dergl. Wer den Bearbeitern eine Wohltat erweisen will, schreibe jeden Ausdruck auf einen besonderen Zettel. Unerläßlich ist neben der Angabe der Bedeutung die des Ortes oder der Gegend, wo die Wörter tatsächlich gebraucht werden, notwendig auch, die Wörter in der Lautform aufzuschreiben, die sie in der Mundart wirklich haben, nicht nur in der Form, die sie nach der Meinung des Aufzeichners haben würden, wenn sie schriftsprachlich wären. Auch die Unterschiede der Aussprache, die zwischen Dorf und Stadt wahrzunehmen sind, sollen berücksichtigt werden. Doch genügt es, wenn das Gehörte annähernd richtig wiedergegeben wird; die Kenntnis einer wissenschaftlichen Lautschrift wird nicht vorausgesetzt.

Für die süddeutschen Mundarten sind umfassende Wörterbücher schon geschaffen oder noch im Werke, auch für Niederdeutschland. Nur Mitteldeutschland stand bisher zurück. Nun aber bergen alle unsere Mundarten einen reichen Schatz von Wörtern, die der Schriftsprache überhaupt fremd oder nur in anderer Bedeutung bekannt sind. Wie oft behilft sich der »gebildete« Deutsche mit einer farblosen, matten Gedankenmarke, wo ihm die heimatliche Mundart einen treffenden Volksausdruck böte. Also einmal zur Verständigung zwischen Bildung und Volk und sodann nicht minder zu der immer wieder notwendigen Bereicherung und Auffrischung der Schriftsprache haben die Hüter der Muttersprache die Pflicht, den noch vorhandenen Reichtum unserer Volksmundarten kennen zu lernen und durch seine Buchung vor dem Untergange zu bewahren. Und wer die besonderen Zusammenhänge solcher Bemühungen mit dem Sprachverein wissen will, der sei nur an die von Paul Pietsch ausgegangenen Anregungen und trefflichen Darlegungen im Jahrgang 1897 unserer Zeitschrift Sp. 33—39 u. Sp. 177 f. erinnert.

Sprechsaal.

Erklärung.

Herr Professor Brenner hat mir in Nr. 10 der Zeitschrift in Form eines Wunsches Mut und Gewissenhaftigkeit abgesprochen. Ob diese persönliche Herabsetzung eines Gegners in den Augen der Leser der von ihm vertretenen Sache förderlich ist, möge er selbst beurteilen. Auf die Mahnung, mir eine Nummer der Zeitschrift und eines ihrer Beihefte gründlich anzusehen, erwidre ich, daß ich etwa zehn Jahre lang Mitglied des Sprachvereins gewesen bin und Zeitschrift wie Beihefte während dieses Jahrzehnts ziemlich genau gelesen habe. Ich bin ausgetreten, weil mir die von dem Verein veranlaßte Verdeutschung von Fremdwörtern allmählich bedenklich zu werden begann, obwohl ich mit andern Seiten seiner Tätigkeit noch jetzt sympathisiere. Einen Versuch zur Verständigung über die bei der Ausmerzung von Fremdwörtern einzuhaltenden Grenzen wird die Vorrede zu der in den nächsten Wochen erscheinenden zweiten Auflage des ersten Teils meiner »Kulturentwicklung im Spiegel des Lehnworts« bringen. Es wird sich ja zeigen, ob der Sprachverein und seine Zeitschrift meine ernsten und durchaus sachlichen Bedenken, mit denen ich übrigens keineswegs allein stehe, anerkennen wird.

Friedrich Seiler (Luckau).

Herrn Dr. Seiler Mut und Gewissenhaftigkeit überhaupt abzusprechen, ist mir natürlich nicht eingefallen; ich wünschte aber diese beiden Eigenschaften auch dem Sprachverein gegenüber mehr betätigt, als ich bisher bei ihm beobachten konnte. Die Äußerungen in Heiligs Zeitschrift, zumal der feindselige Ton, verraten von Sympathie für irgend eine Wirksamkeit unseres Vereines gar nichts. Ich kann jene Äußerungen mit wirklichem Eindringen in die Bestrebungen und Leistungen des A. D. Sprachvereins noch heute nicht in Einklang bringen. O. Brenner.

Herr Direktor Seiler hat auf seine »Erklärung« deshalb nicht verzichten wollen, weil er sich durch die Ausführung in Nr. 10 dieser Zeitschrift persönlich verletzt fühlt. Aber er läßt dabei ganz außer acht, daß er den Streit vom Zaune gebrochen und die Abwehr Brenners seinerseits durch empfindliche — noch dazu vollkommen unbegründete — Herabsetzung des Sprachvereins erst herausgefordert hatte.

Dagegen kann jeder Versuch einer sachlichen Verständigung bei dem Sprachverein und seiner Zeitschrift zuverlässig auf ruhige Prüfung rechnen.

Der Herausgeber.

Dreieinhalbzinsige Schuldverschreibungen.

Dem Sprachvereine und seinen Bestrebungen ist es zu danken, daß man jetzt statt Prozent so häufig v. H. liest: eine neue Anleihe zu 3 v H.; die Aktien verzinsen sich zu 6 v. H. usw. usw. Aber man liest nun auch häufig: »Die Ausgabe der 6 v. H. Anleihe der und der Gesellschaft«, »die 3 v. H. Konsols gaben gestern 1 v. H. nach« usw.; ja, kann man das wirklich lesen? Man schreibt es und druckt es, aber lesen? Wie denn? Etwa »die sechsvomhundertige Anleihe«, »die dreivomhunderten Konsols«? Nein! Die meisten werden dieses »v. H.« unbeirrt wieder zu »prozentig« auflösen, und darum sage ich: v. H. ist eine treffliche Verdeutschung für Prozent, aber nicht für prozentig. Nun haben wir »verzinslich« und sprechen z. B. von »österreichischen silberverzinslichen Papieren«, aber »dreieinhalbverzinsliche Konsols«? Das ist zu schwerfällig, und darum, meine ich, steht nichts im Wege, ein neues Eigenschaftswort von Zins zu bilden, nämlich »zinsig«, das bisher wohl nur in der Zusammensetzung »wachszinsig« vorgekommen ist, also zu sprechen von »sechszinsigen Chinesen«, »dreieinhalbzinsigen Konsols« usw. Daß man diese Verdeutschung nicht überall anwenden, z. B. nicht von einer »zweizinsigen Karbollösung« sprechen kann, schadet nichts. Kann man etwa einfach »zweiteilige Karbollösung« sagen? Sonst bringt vielleicht ein findiger und deutschgesinnter Apotheker auch für die »zweiprozentige Lösung« eine brauchbare Verdeutschung.

Mein Vorschlag wird auch dadurch nicht überflüssig, daß soeben (23. Sept.) die »Deutsche Zeitung« einen anderen verbreitet, der in der »Zeitschrift für Dampfkessel- und Maschinenbetrieb« gemacht worden ist und der dahin geht, man solle »v. H.« ganz fallen lassen und durch »Hundertstel« (Hl. abgekürzt) ersetzen, dann könne man z. B. auch in dem Satze »der Kaufmann rechnet nach Prozenten« das Fremdwort verdeutschen, was bei »vom Hundert« nicht möglich sei. Das ist ganz hübsch, aber daß uns für »prozentig« ein deutsches Eigenschaftswort fehlt, daran hat der Verfasser dieses Vorschlages auch nicht gedacht, denn von »dreihundertsteligen Konsols« wird er wohl nichts wissen wollen, da man es kaum aussprechen kann. Auch das »Hundertstel« ist ja eigentlich schon reichlich zungenbrecherisch, und es dürfte nicht gar viel Aussicht auf Verbreitung haben, obschon es jene Zeitschrift der preußischen Dampfkessel-Überwachungsvereine in Zukunft ausschließlich gebrauchen will, denn »das Kapital verzinst sich mit 3½ Hundertsteln« ist weniger deutlich, und spricht sich weniger flüssig, als »verzinst sich mit 3½ v. H.« Man sieht auch hier wieder, daß wir für ein Fremdwort nicht immer mit einer Verdeutschung auskommen — man denke an Interesse und Milieu und so manches andere »vielsagende« Fremdwort —: in jenem Satze vom Kaufmann u. ä., zum Beispiel »hier kommt es auf die Prozente an«, wo von »Prozenten« die Rede ist, verdeutsche man immerhin durch Hundertstel, obgleich zu fürchten ist, daß wir das Fremdwort da am schlechtesten los werden, anderseits je nach dem Zusammenhang andere Verdeutschungen wie »Zinsen», »Erträgnis«, »Gewinnanteil« u. ä. passender erscheinen werden; wo man aber von »5%« (Prozent) spricht, behalte man »v. H.« bei, das sich schon weitester Verbreitung erfreut, und wo ein Eigenschaftswort erforderlich ist, versuche man es einmal mit meinen »dreizinsigen Schuldverschreibungen«.

Bonn. J. E. W.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

249) »Das Haus war ausverkauft und ließ es nicht an reichem Beifall für die einzelnen Darsteller fehlen.« (Zeitungsbericht über eine Theatervorstellung.)

249) Das Haus war ausverkauft; die Zuschauer ließen es nicht an reichem Beifall für die einzelnen Darsteller fehlen.

»Haus« wird hier in doppeltem Sinne gebraucht. Zuerst bezeichnet es die Gesamtheit der im Theater vorhandenen Plätze, sodann die auf den Plätzen sitzenden Zuschauer (vgl. Nr. 206). Man kann unbedenklich sagen: Das Haus war ausverkauft (d. h. die Plätze); das Haus spendete Beifall (d. h. die Zuschauer). Aber man sollte nicht ein solches mehrdeutiges Wort in demselben Satze in verschiedenem Sinne gebrauchen. Noch schlimmer ist es, wenn ein Rechtsanwalt schreibt: »In anliegender Vollmacht des Klägers erhebe ich Klage« (mitget. von Referendar Dr. Riedinger in Breslau). Er hätte schreiben müssen: »In Vollmacht des Klägers laut beiliegender Urkunde.« Denn die Vollmacht als das Recht, jemand zu vertreten, kann man nicht beilegen, sondern nur die Vollmacht als das Schriftstück, das dieses Recht beurkundet. So hat man auch an einem Satze dieser Zeitschrift 1903, S. 221, nicht mit Unrecht Anstoß genommen: »ein Mittagsmahl, das von dem Breslauer Zweigverein gespendet wurde und in gehobenster Stimmung verlief.« Wenn man von einem Mittagsmahle spricht, das gespendet wird, so denkt man an den Preis der Gedecke, an die Folge der Speisen, an die aufgetragenen Weine; ein solches Mahl wird verzehrt, aber es kann keine gehobene Stimmung haben.

Bem. Die Herren Pietsch und Matthias nehmen an dem Doppelsinn der Worte Haus und Mittagsmahl keinen Anstoß.

250) »Für unser Stadtparlament, das dessen Vorsitzender . . zu einer Sitzung am gestrigen Abend in den Saal des Kaufmannshauses einberufen hatte, war diese ein besonders wichtiger Tag.« (Aus einer Kasseler Zeitung, mitget. von Bibliotheksdirektor Dr. Lohmeyer in Kassel.)

250) Zu einer besonders wichtigen Sitzung war unsere Stadtvertretung (Stadtverordneten-Versammlung) von ihrem Vorsitzenden ... auf gestern abend in den Saal des Kaufmannshauses einberufen worden.

Eine Abendsitzung ist kein Tag. »Am gestrigen Abend« kann man statt auf »Sitzung« auch auf »einberufen« beziehen; die Einberufung hatte aber natürlich vorher stattgefunden.

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. Dunger in Dresden-Plauen, Kaitzerstraße 125.

Bücherschau.

W. Viëtor, Deutsches Lesebuch (zugleich in der amtlichen Schreibung), als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache herausgegeben. Erster Teil. Fibel und erstes Lesebuch. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Teubner 1904. XII u. 158 S. kl. 8, geb. 3 ℳ.

Nicht als Schulbuch soll hier die jüngste Veröffentlichung des angesehenen Phonetikers beurteilt werden; Vietor hat in der 1. Auflage (1899) erklärt, daß er vor allem auf den Einzelgebrauch von seiten der Lehrer hoffe, und ich erwarte, daß auch andere Freunde unserer Sprache an dem Büchlein lebhaften Anteil nehmen werden.

Der Verf. hat in dieser Auflage die »Erläuterungen« am Schluß vermehrt und die offenen (kurzen) i, ü, u durchwegs bezeichnet. Die Aussprache, die er in beiden Auflagen lehrt, ist ungefähr dieselbe, die Siebs in dem bekannten Buch (1898) empfiehlt.

Der »Kehlverschlußlaut«, d. i. das geräuschvolle Aufknacken der Stimmbänder, das in Norddeutschland den anlautenden Vokalen vorausgeht, »ein leichter Hustenstoß« (S. 145), »in der süddeutschen Aussprache nicht gebräuchlich« und »im Kunstgesang vermieden« (S. 4), gehört nach dem Verf. zum mustergültigen Deutsch; er scheint ihm so wesentlich, daß gleich am Anfang (S. 4 und 5) die Vokale nicht, wie die andern Laute, für sich, sondern mit dem Knackzeichen davor den Lesern vorgeführt werden. — Über die Aussprache der langen e-Laute, vor denen das an Vorschriften so reiche Buch von Siebs unschlüssig Halt macht, läßt der Verf. die Schreibung entscheiden: man habe dann, aber auch nur dann das lange e offen auszusprechen, wenn ä geschrieben steht. Bekanntlich trifft das, auch in der heutigen Schreibung, meistens die Umlauts-e, also gerade solche e, die in den Gegenden, wo man noch zweierlei lange e unterscheidet, geschlossen ausgesprochen werden. — Unbetonte geschlossene Vokale, wie die o in Numero,[1]) Logis, läßt er dehnen; er gibt zu, daß u und i in »Musikant« von den Mitteldeutschen und den Süddeutschen »verkürzt« werden, fügt aber hinzu: »Besser bleibt hier die Länge erhalten« (S. 158). Warum das besser sei, sagt er nicht. Auch in echt deutschen Wörtern will er unbetonte Vokale nicht gern ganz verkürzen lassen, wie z. B. in den ersten Silben von »zufrieden«, »daran«

1) Das Wort »Numero« gebraucht der Verf. auf den ersten Seiten, wo er die den einzelnen Lesestücken vorgesetzten Zahlen in Lautschrift wiedergibt. Gewiß kann man ein solches »1.«, »2.« . . . »Numero Eins«, »Numero Zwei« . . . lesen; aber geradezu vorschreiben oder empfehlen würde ich das nicht. Wir haben ja eine gut verdeutschte Form dieses Fremdwortes (Nummer), und selbst dieses alte Fremdwort ist hier, wie meistens, überflüssig, weil »Zahl« dasselbe sagt — ganz abgesehen davon daß hier auch »Zahl« entbehrlich ist, weil jedermann weiß, daß 1, 2 . . . Zahlen sind.

klein wird«, in volkstümlich scherzhafter Übertreibung sagt: »er kriecht in ein Mauseloch«, so hat auch das Pflanzenreich Bilder zur Bezeichnung eines solchen winzig kleinen Raumes geliefert. Schon Walther von der Vogelweide sagt: mîn herze swebt in sunnen hô: daz jaget der winter in ein strô; und noch heute besteht in Schwaben die Redensart: einen in einen Strohhalm schwätze. Zu derselben Vorstellung eignen sich nun auch sehr wohl die schmalen, sichelartig gekrümmten Hülsen des Bockshornklees, der früher als heilkräftig viel gebaut wurde und dem Vorstellungskreise des Volkes sicher eine ganz vertraute Erscheinung war. Man könnte auch an das Johannisbrot denken, das auch (in Österreich) »Bockhörndl« genannt wird und schon im Gotischen haurn hieß. Der sinnliche Hintergrund wäre dabei derselbe. Später hat man dann offenbar an das wirkliche Horn des Ziegenbockes gedacht, ohne indes die Grundanschauung aufzugeben. So heißt es in Lohensteins Cleopatra: »der in ein Bockshorn kroch, als ich den Brutus trieb und Cassius aus Rom«; vgl. das alte Sprüchlein: »da die Treue war verlorn, kroch sie in ein Jägerhorn, der Jäger blies sie in den Wind, das macht, daß man sie selten findt«. Das immer stärkere Verblassen der sinnlichen Vorstellung hat dann zur Ersetzung des ursprünglich allein berechtigten und bezeugten unbestimmten Artikels (in ein Bockshorn) durch den bestimmten (ins Bockshorn) geführt. — Man sagt: »er **strotzt von** Gesundheit«; denn »strotzen« ist soviel wie »zum Aufplatzen voll sein«, und mit dem Begriffe des Vollseins läßt sich füglich nur »von« verbinden. Wir haben auch in den Wörterbüchern nur Belege für »von« gefunden. Die Verwendung des Verhältniswortes »vor« ist nicht zu billigen; sie beruht auf einer unklaren Erfassung des Begriffes »strotzen«. Richtig ist »vor« zur Angabe des Grundes bei Ausdrücken wie »platzen, bersten«, z. B. »er platzt vor Neid, berstet vor Wut«; aber »strotzen« ist eben noch kein Platzen, sondern nur ein »Vollsein«. — Man kann beides sagen: »ähnlich **verhält es sich mit**« und »**bei** einem Kinde«, jedoch mit einem leichten Bedeutungsunterschiede. »Mit« stellt das Kind selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung, »bei« dagegen weist auf Erscheinungen oder Verhältnisse hin, die an einem Kinde in Betracht kommen. Es ist klar, daß im einzelnen Falle oft beide Auffassungen zulässig sind. — Man pflegt zu sagen: »**von (aus) der Hand in den Mund** leben«, wobei das Verhältniswort »in« zuweilen auch durch »zu« ersetzt wird. Danach ergeben sich vier Möglichkeiten, die alle mit klassischen Zeugnissen belegt werden können: »von der Hand in den Mund« (Freiligrath), »aus der Hand in den Mund« (Goethe, Treitschke), »von der Hand zum Munde« (Niebuhr), »aus der Hand zum Mund« (Goethe). Dagegen ist die artikellose Fügung »von Hand zu Mund« ungebräuchlich; wir können dafür nur eine Goethische Stelle anführen: »als wenn das so von Hand zu Munde ging«, und hier ist offenbar das Versbedürfnis für die ungewöhnliche Form verantwortlich zu machen.

Herrn K...., Hochfelden. Sie wünschen eine Deutung des Wortes »Niete«, wie es in einer bestimmten Anwendung im Elsässischen erscheint. Dort besteht nämlich der Brauch, daß junge Drescher zur Strafe für ein Vergehen in der Scheune eine »Niete« bekommen; zu diesem Zwecke wird ein Knebel quer über das Kreuz des Betreffenden gelegt und mit einem anderen Knebel der Länge nach darauf geschlagen, ein begreiflicherweise sehr schmerzhaftes Verfahren. Wir vermuten, daß hier nichts als eine Übertragung des Begriffes »nieten« (= festhämmern) vorliegt, nur daß die Vorstellung des Befestigens vor der des Schlagens ganz zurückgetreten ist. Der Volksmund liebt es, das Prügeln mit einer der zahlreichen »schlagenden Äußerungen« des Handwerkers zu vergleichen. Da wird nicht nur »gedroschen« und »gekeilt«, sondern auch (in der Schülersprache) »verlötet« und endlich (nach Schmellers Bayerischem Wörterbuche: um München) »genietet«. Das elsässische »eine Niete bekommen« ließe sich hier zwanglos anreihen. »Die Niete« aber ist eine alte Nebenform zu dem schriftgemäßeren: »der (das) Niet«, die noch heute landschaftlich weit verbreitet und doch wohl auch elsässisch ist.

Herrn K. E...., Hannover. Den Formen »dem **Belangen**, die Belangen« (im Sinne von Interesse), die in der Zeitschrift des Alldeutschen Verbandes häufig begegnen, liegt vermutlich die zum Hauptworte erhobene Nennform »das Belangen« zugrunde. Das scheint uns aber eine ziemlich willkürliche und überflüssige Neuerung zu sein für das ältere »der Belang«, das jetzt nebst den Zusammensetzungen »belangreich« und »belanglos« vielfach mit Glück für die Sippe von »Interesse« gebraucht wird (vgl. Jahrg. 1903, Sp. 324). Vielleicht hat der Wunsch, eine Mehrzahlform zu bilden, zu jener Neuerung geführt. Wir würden aber lieber noch die Pluralform »die Belange« sehen als das ganz ungewöhnliche »das, die Belangen«.

Herrn Th...., Wien. Wenn in den Zeitungen, namentlich in den österreichischen, die Wendung »**eine Rolle spielen**« bis zum Überdrusse angewandt wird, so zeugt das freilich von Geschmacklosigkeit oder Ausdrucksarmut. Aber an sich ist die Verwendung jener bildlichen Redensart auch für leblose Gegenstände oder Verhältnisse schwerlich zu verwerfen. Der Vergleich nicht nur der Schaubühne mit der Welt, sondern auch umgekehrt der Welt mit einer Schaubühne ist uns sehr geläufig. Und die ernstesten Dinge der Weltgeschichte können dem Beschauer als ein Drama erscheinen, in dem die Beteiligten diese und jene Rolle spielen. Es entspricht also nur dem ganzen Zuge unseres Denkens und Redens, wenn wir in weiterer Übertragung auch abgezogene Begriffe, wenn wir Verhältnisse, Zeitströmungen usw. als handelnde Personen eines Dramas auffassen und also sagen: »die soziale Not, die Cholera, der Krieg, die französische Revolution spielt eine Rolle«. Man denke an Gemälde wie die apokalyptischen Reiter von Cornelius, die Böcklinsche Pest oder den Stuckschen Krieg; da hat man die unheimlichen Mächte, die im Völkerleben eine so verhängnisvolle »Rolle spielen«, leibhaftig vor sich. Aber freilich die stete Anwendung immer desselben Bildes wird zum »Unfuge«; und es stehen ja genug andere Ausdrücke zur Verfügung.

Herrn K. B...., Torgau. Daß man das Ausscheiden des Eisengehalts aus einem stark eisenhaltigen Wasser nur mit »**enteisenen**«, nicht aber mit »enteisen« bezeichnen darf, ist schon einmal Jahrg. 1899, Sp. 128 betont worden. Das n von »Eisen« ist ein wesentlicher Bestandteil des Wortstammes und darf deshalb nicht wegfallen, vgl. »zeichnen, regnen« von »Zeichen, Regen«. »Enteisen« könnte man nur von »Eis« ableiten. Für »enteisenen« ließe sich auch »enteisnen« sagen (oder wohl richtiger: schreiben), ja letztere Form wird durch »zeichnen, regnen« empfohlen. Die Behandlung des zweiten Mittelworts (»enteisnet« oder »enteisent«?) muß sich vernünftigerweise nach den bereits bestehenden Vorbildern richten; freilich steht hier die Schriftsprache (»geregnet, gezeichnet«) nicht in Einklang mit der überwiegenden Aussprache in ungezwungener Rede (»geregent, gezeichent«; s. Näheres darüber Jahrg. 1899, Sp. 186ff.). Solange hier kein Ausgleich geschaffen ist, wird man gut tun, »enteisnet« zu schreiben, das man immerhin als »enteisent« aussprechen mag. — In dem Ausdrucke »er **will es nicht Wort haben**« ist »es« der alte Wesfall zu »es«, der in der alten Sprache vom Wer- und Wenfalle lautlich geschieden war (1. 4. Fall ez, 2. Fall es), heute aber nur noch in einzelnen formelhaften Wendungen erhalten ist und nicht mehr als Wesfall empfunden wird, sondern mit dem Wenfalle, wie lautlich, so auch begrifflich zusammengefallen ist. So: ich bin es zufrieden (froh), er ist es wert (würdig), sie haben's kein Gewinn. »Er will es nicht Wort haben« ist also soviel wie: »er will dessen nicht Wort haben«, und »Wort haben einer Sache« ist = mit seinem Worte für eine Sache (etwas vorher Gesagtes) einstehen. Ähnlich sagte man früher auch: »eines Dinges gestehen« = für etwas einstehen. — Das Wort »**Kalbe**« (= weibliches Kalb, das über ein Jahr ist und noch nicht gekalbt hat, also in der Mitte zwischen Kalb und Kuh) ist noch heute mundartlich (mittel- und oberdeutsch) weit verbreitet. Ob irgendwo mit dem Worte der Begriff des weiblichen Kalbes schlechthin verbunden wird, wissen wir nicht; gefunden haben wir darüber nichts. Wohl aber wird der Begriff von »Kalbe« nach der anderen Seite hin ausgedehnt. Im Sächsischen wird das Tier noch in der ersten Zeit nach dem (ersten) Kalben so genannt, im Schweizerischen selbst bis es zum zweiten Male trägt. So erscheint auch bei Martin Opitz eine säugende Kalbe. Gleichbedeutend mit »Kalbe« im engeren Sinne sind: »Kalbin«, »Kalbel« (schwäbisch), »Färse« (mittel- und niederdeutsch), »Quee« oder »Queen« (niederdeutsch); auch »Rind« wird landschaftlich in gleichem Sinne verwandt. — Die Bewohner der Insel Cypern als »**Cyprioten**« zu bezeichnen, liegt für den Deutschen keine Veranlassung vor. Mag der Franzose und Engländer immerhin Cypriot sagen nach neugriechischem Vorbilde (denn altgriechisch ist nur *Κύπριος*, lateinisch Cyprius): wir können hier die fremdartige Endung ebensogut entbehren wie in »Athenienser, Japanese« u. a. In einem Aufsatze der Grenzboten (Juni 1904) finden wir durchweg »Cyprioten«, offenbar nach dem Englischen. Es scheint, als ob erst seit Beginn der englischen Verwaltung die

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Die Sprachenfrage in den deutschen Kolonien. Von Schreiber. Neue Preuß. (Kreuz-)Zeitung Nr. 465 v. 8. Okt. 1904.

Viele in den deutschen Kolonien lebende Deutsche leisten bequem und gedankenlos der englischen Sprache und Mache dadurch Vorschub, daß sie sich englisch oder durch Pidginenglisch mit den Eingeborenen verständigen. Für den Ernsthaften kann bloß in Frage kommen, ob die Eingebornen die deutsche Sprache oder die Deutschen die der Eingebornen lernen sollen. Der Verfasser befürwortet weder nach dem Vorbild der Holländer jenen, noch nach dem der Engländer diesen Weg allein einzuschlagen, um künftig zu einer einheitlichen Verkehrssprache mit und zwischen den sprachlich ungemein zersplitterten Stämmen zu gelangen und sie sittlich und geistig zu heben, sondern beide zugleich. Kein Beamter, kein Kaufmann, kein Pflanzer unterlasse es, die Sprache der Eingebornen zu erlernen, keiner aber auch, seiner Muttersprache bei den Eingebornen Eingang zu verschaffen und nur ihr! Str.

Joseph Lammertz. I. Woran erkennt man die Kürze oder Länge der Selbstlaute? II. Die Anordnung des Rechtschreibestoffes nach dem Klange der Laute. III. Die Begründung der Groß- und Kleinschreibung durch die Sprachlehre. IV. Der Apostroph eine Kinderei? V. So! Eine Rechtschreibe-Plauderei. — Aufsatz II und III in den Nummern 27—29 und 30—33 der Donauwörther »Katholischen Schulzeitung«; die anderen in Nr. 26, 41 und 44 der Aachener »Rheinisch-Westfälischen Schulzeitung«.

Der Verfasser verfolgt (wie in den Spalte 266 besprochenen zwei Abhandlungen) den löblichen Zweck, die Sehnsucht nach Einheit, Einfachheit und Folgerichtigkeit der Rechtschreibung zu befriedigen, zu welchem Zwecke er auch Schreibweisen bespricht, die nicht in dem amtlichen Regelbuche festgelegt sind. Auch von den hier gemachten Vorschlägen werden manche auf Widerspruch stoßen; im ganzen aber verdienen diese auf sorgfältiger Beobachtung und reicher Erfahrung beruhenden Ausführungen volle Beachtung. Besonders erfreulich ist, daß Lammertz (in I und II) im Gegensatz gegen den vielfach herrschenden Grundsatz »Es muß durchs Aug' hinein« dem Ohre zu seinem Rechte verhilft; ansprechend ist namentlich (in II) die Unterscheidung der fünf Fälle: Gleichschreibung, stetige Andersschreibung, nachweisbare (besser wohl: erklärbare) Andersschreibung, nicht nachweisbare (nicht erklärbare) Andersschreibung, widersprechende Andetsschreibung. — In Aufsatz III sucht Lammertz insbesondere die Begriffe Haupt-, Für- und Zahlwort aufs genaueste zu bestimmen und gegeneinander abzugrenzen; in IV verteidigt er das Häkchen gegen Wustmanns unberechtigten Spott; Nr. V beschäftigt sich mit der schwierigen Frage, wann »so« mit einem nachfolgenden Eigenschafts- oder Umstandswort zusammenzuschreiben sei. — Von Einzelheiten möchten wir nur zwei herausgreifen. In III, S. 237, Anm. 2 wird der Ausdruck »Gedankendingwort« als sonderbar bezeichnet. Wir geben zu, daß er jüngeren Schülern unverständlich ist; für diese ist er auch nicht bestimmt. Daß es aber Gedankendinge gibt, ist unseres Erachtens unbestreitbar; vergl. die Sätze: »es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken« und »(Gott,) der große Dinge tut«. — Daß die Verbindung von »so« mit »oft«, »sehr«, »wenig«, wenn sie als Fügewort erscheint, jedenfalls getrennt zu schreiben sei, will uns nicht einleuchten; auch für die zusammengehörigen Bindewörter »sooft — sooft«, »sosehr — sosehr«, »sowenig — sowenig« möchten wir die Zusammenschreibung vorziehen.

Ludwigsburg. Karl Erbe.

Skizzen zu einem neuen Bildungsideal. Von Dr. Paul Harms. — Tägliche Rundschau vom 23. August 1904 und folgende.

Mit Bezugnahme auf ein Büchlein von Gurlitt: „Der Deutsche und sein Vaterland" stellt der Verfasser fest, daß wir auf die gesündere Bahn einer Entwicklung, die dem Deutschen neue Lebensbedingungen ermöglicht, nur durch gänzliche Umänderung unseres Schulwesens kommen können. Denn alles, was bisher auf diesem Gebiete geschehen sei, sei nur Flickwerk gewesen und habe weder die Sozialdemokratie noch den die letzten Reste freien Bürgertums erdrückenden Bureaukratismus zu bekämpfen vermocht. Sie sei an Goethe und Bismarck zu achtlos vorübergegangen. Um wirklich Deutsch zum Mittelpunkt des Unterrichts machen zu können, müsse man den Mut haben, Latein und Griechisch endgültig über Bord zu werfen. Vielmehr lehre man das Wesen der Sprache verstehen an der Muttersprache. Man beginne mit der heutigen Sprache und steige zur Kenntnis des Mittel- und Althochdeutschen und des Gotischen auf. Wenn unsere Primaner erst Wulfila lesen könnten statt Tacitus, würden sie einmal die Biegsamkeit des Geistes wiedererlangen, die uns verloren gegangen sei, und sodann den jetzt alles wissenschaftliche Bestreben beherrschenden Gedanken verstehen lernen, daß alles, was ist, die Frucht organischen Wachsens sei. Im Literaturunterricht seien Goethe, Schopenhauer(!) und Bismarck, aber auch Tolstoi, Ibsen(!) und Zola(!!) mehr als bisher zu berücksichtigen, in der Kunst sei für Richard Wagner Verständnis zu erwecken und schließlich der Mensch als organisches Wesen im Rahmen der Natur begreiflich zu machen. — Man sieht, die Ziele sind so gesteckt, daß für ihre Gesamtheit kaum einzelne zu gewinnen sein dürften.

Max Erbe.

Gotthold Deile, »Die Stellung der höheren Schulen zu den Fremdwörtern.« — Reins Pädag. Studien (N. F. XXIII, 141—153).

Von den eigentlichen Fremdwörtern sind zu unterscheiden die fremden Ausdrücke (Prätor, Konsul) und die Lehnwörter. Sie müssen bleiben. Ebenso die unentbehrlichen Fremdwörter. Das sind solche fachwissenschaftlichen Ausdrücke, die, wie Philosophie, Theologie, kurz den weiten Inhalt eines Begriffes wiedergeben und Gemeingut aller gebildeten Völker sind; ferner erstarrte Wortbildungen für ganz bestimmte geschichtliche Tatsachen (Investiturstreit) oder für eigenartige Verhältnisse und Begriffe (Romantik, Byzantinismus), sowie auch gebräuchliche Titel und Bezeichnungen von Schularten und Schulklassen. Entbehrlich sind vor allem die Fremdausdrücke des Umgangs, Verkehrs und die allgemeinwissenschaftlichen. Ihnen huldigen oder gleichgültig gegenüberstehen bedeutet Unwahrhaftigkeit in Gedanken und Gesinnung, Bequemlichkeit, berechnende Eitelkeit, Mangel an vaterländischem Empfinden, also Fehler des sittlichen Charakters. Da sie außerdem nur für den verständlich sind, der sprachlicher Bildung teilhaftig zu werden in der Lage ist, so schaffen sie für die höhere Klasse des Volkes eine besondere Sprache und vertiefen die Kluft zwischen den Ständen. Die Fremdlinge zu bekämpfen ist also Pflicht der Schule, nicht nur weil sie zur Pflege guter und reiner vaterländischer Rede anleiten soll, sondern jene liegt auch in ihren allgemeinen Erziehungsaufgaben. Sie hat sich bis jetzt am wenigsten an dem rühmlichen Kampfe beteiligt. Aber auch diese Arbeit für die Zukunft ist ein wichtiger Teil ihrer Tätigkeit. Ihre Mittel sind teils vorbereitend: überall schlichte deutsche Ausdrücke, besonders bei den Übersetzungen aus den Fremdsprachen; das Beispiel des Lehrers; vorsichtige Auswahl jeglichen Lesestoffes; Einwirkung auf Verfasser und Verleger von Lehr- und Übungsbüchern; Beseitigung der entbehrlichen Fremdwörter in den Wörterverzeichnissen für die deutsche Rechtschreibung; teils unmittelbare Einwirkung auf den Willen der Schüler durch Lehre und Gewöhnung, die das Verständnis für die Schönheit und den Reichtum der deutschen Sprache und ihre Entwicklung verfolgt. Das ist vor allem Sache des deutschen Unterrichts an den Meisterwerken der Literatur und den Aufsätzen. Jahresberichte und wissenschaftliche Beilagen müssen auch vorbildlich sein. Ausdeutende Besprechung der gebräuchlichen Fremd- und Lehnwörter in allem Unterrichte kann für bildungsgeschichtliche Einsicht Nutzen stiften. Das ist der beherzigenswerte Inhalt des Aufsatzes.

Stettin. Fischer.

Briefkasten.

Die Schriftleitung bittet, alle Anfragen mit Namensunterschrift und Wohnungsangabe zu versehen, damit die für den Briefkasten ungeeigneten brieflich beantwortet werden können.

Herrn L...., Montigny bei Metz. Die Redensart »ins Bockshorn jagen« (früher immer: in ein Bockshorn jagen oder zwingen) wird jetzt von Rudolf Wustmann (Grenzboten vom 18. Juni 1903) und A. Götze (Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. IV, 4, 330 f.) auf die Früchte des Bockshornklees (Trigonella foenum graecum) zurückgeführt, die noch heute z. B. in Tirol als »Bockshörndl« bezeichnet werden. Wie man von dem Eingeschüchterten, der »ganz

Sarah Bernhardt: Le Duc de Reichstadt. Costümes, Accessoires, armes du Théâtre Sarah Bernhardt de Paris. Hoffen wir, daß alle Aachener, die etwas auf sich halten, hingegangen sind, während der sechs Akte nie vergessen haben zu zeigen, daß ihnen kein französisches Wort entging, und auch im übrigen die deutsche Würde tadellos gewahrt haben. — Eine Frau von G.... sucht in der Köln. Zeitung nach Saarbrücken eine bonne superieure zur Kindererziehung, zum Ausbessern der Wäsche und zum Schneidern. Gewiß ist zum Wäscheflicken und zum Schneidern das Französisch unentbehrlich. — Unklar ist uns, ob auch in folgendem Falle eine Französelei vorliegt oder was es sonst für eine Bewandtnis damit hat, daß eine im Verlag von Fontane & Co., Berlin kürzlich erschienene Schrift von F. Bornhak den Titel trägt: Le palais de l'empereur Guillaume le Grand, Sous les Tilleuls, Berlin. Notice historique, publiée sur l'initiative de Son Altesse Royale la princesse Louise de Prusse, Grand-duchesse de Bade.«

Herrn E. W. ..., Hagen. Die Annoncen-Expedition von Daube & Co. in Frankfurt a. M. ist schöpferisch auf dem Gebiete des Kaufmannsdeutsch. »Zu unserm Bedauern auf unser Letzt-Ergebenes, mit welchem wir die höfliche Bitte an Sie richteten, vor Vergebung Ihrer neuen Publicität (!) auch unserem Institut Gelegenheit zur Abgabe einer Specialofferte zu gewähren, noch ohne Ihre gefl. Nachrichten, gestatten wir uns heute, Ihnen unsere Annoncen-Expedition in gefl. Erinnerung zu rufen.« Ja, wer über solche Stilkunst verfügt, der darf kühn erwarten, daß die von ihm ausgearbeiteten Entwürfe zu Anzeigen den vollen Beifall des Bestellers finden und — wieder eine nette Stilblüte — »dazu beitragen werden, seine neue Publicität in günstigster Weise zu beeinflussen.« Publizität bedeutet Öffentlichkeit, Offenkundigkeit; der Empfänger des Schreibens sollte vielleicht »Publikation«, d. h. Veröffentlichung, Anzeige darunter verstehen und wird ja wohl auch so gut gewesen sein, es zu tun. Die schönste Leistung dieses Klassikers ist aber die schließliche Bitte um Nachricht, »per wann« Ihnen Erinnerung erwünscht sein würde; worauf Sie ja stilgerecht etwa antworten könnten: »Per morgen, per morgen, nur nicht per heute.«

Heiteres. Die Erwähnung des Wortes »überlaufen« im Briefkasten der Septembernummer (Sp. 268) hat einen Leser an eine Warnungstafel in der Nähe des altenburgischen Dorfes Schwanditz erinnert, die folgende wohlgelungene Inschrift trägt oder trug: »Das Überlaufen meiner Wiesen ist bei Pfändung verboten. Der das Gut übernommene H.... v. B....«

Geschäftlicher Teil.

Herr Gymnasialoberlehrer a. D. Dr. G. Saalfeld hat auf einer mit Vorträgen verbundenen Werbereise neue Zweigvereine ins Leben gerufen in Apolda (mit vorläufig 50 Mitgliedern), Baden-Baden (42), Basel-Lörrach (16), Kaiserslautern (35), Lippstadt (31), Montabaur (24), Rastatt (36), Steele (55), Weinheim a. d. Bergstraße (24).

Die von Herrn Dr. Saalfeld ins Leben gerufenen Zweigvereine des Allg. Deutschen Sprachvereins haben mit diesen letzten Neugründungen die Zahl 200 überschritten. Ich nehme das zum Anlaß, um dem tatkräftigen Förderer unserer Sache für seine unausgesetzten, ebenso arbeitsvollen wie erfolgreichen Bemühungen um die Ausbreitung des Deutschen Sprachvereins dessen herzlichen Dank hierdurch auch öffentlich auszusprechen.

O. Sarrazin, Vorsitzender.

Von der Geschäftsstelle, Berlin W 30, Motzstraße 78, können bezogen werden:

I. Zeitschrift, Beihefte, Inhaltsverzeichnis.

Einzelne Nummern der Zeitschrift, je 0,30 ℳ.

Einzelne Jahrgänge der Zeitschrift: 1886—1903, je 2 ℳ.

Die wissenschaftlichen Beihefte: 1. Reihe: Heft 1—5, 2. Reihe: Heft 6—10 (Heft 9 ist vergriffen), 3. Reihe: Heft 11—20 (Heft 17—18 ist vergriffen), 4. Reihe: Heft 21—25 zum Preise von je 0,30 ℳ. für das Heft.

Inhaltsverzeichnis zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, zu den Beiheften und sonstigen Veröffentlichungen des Vereins, 1886—1900, 4 ℳ., bei postfreier Zusendung 4,30 ℳ.

II. Verdeutschungsbücher.

1. Die Speisekarte (4. verbesserte Auflage), 0,60 ℳ.
2. Der Handel (3. sehr vermehrte Auflage), 0,60 ℳ.
3. Das häusliche und gesellschaftliche Leben, 0,60 ℳ. (z. Z. vergriffen und in neuer Bearbeitung).
4. Deutsches Namenbüchlein (3. Auflage), 0,50 ℳ.
5. Die Amtssprache (7. Auflage, 32. bis 36. Tausend), 0,80 ℳ.
6. Das Berg- und Hüttenwesen, 0,50 ℳ.
7. Die Schule (2. Auflage, 21. bis 24. Tausend), 0,60 ℳ.
8. Die Heilkunde (4. Auflage), 0,60 ℳ.
9. Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz, 0,60 ℳ.

III. Sonstige Schriften.

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen (X u. 339 S.), ungebunden 2,40 ℳ., gebunden 3 ℳ.

Dunger, Dr. Hermann, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache, 0,30 ℳ.

Erler, Julius, Die Sprache des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches, 0,50 ℳ.

Meigen, Dr. Wilhelm, Die deutschen Pflanzennamen (VIII und 120 S.), 1,60 ℳ.

Schrader, Dr. Otto, Vom neuen Reiche, 0,60 ℳ.

Zöllner, Dr. Friedrich, Die Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft, 1,80 ℳ.

Abzüge des Aufrufs und der Satzungen sowie Probenummern der Zeitschrift sind unentgeltlich zu beziehen.

Als Werbemittel werden empfohlen und postfrei vom Schatzmeister versandt:

Postkarten mit dem Wahlspruche des Vereins.

Tennistafeln mit den Verdeutschungen der Spielausdrücke (aufgezogen und gefirnißt postfrei 1 ℳ.).

Einfache Werbekarten.

Dreiteilige Werbekarten (mit »Aufruf« und »Antwortkarte«).

Briefbogen mit dem Wahlspruche des Vereins, 100 Stück 1,30 ℳ.

Tanzkarten.

Briefe und Zusendungen für die Vereinsleitung sind zu richten an den Vorsitzenden,
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und Beitrittserklärungen (jährlicher Beitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die Zeitschrift an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 40, Haidestraße 55/57,
für die Wissenschaftlichen Beihefte an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das Werbeamt an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 40, Haidestr. 55/57, — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

Form »Cypriot« auch bei uns aufgekommen oder wenigstens häufiger geworden sei. Früher sagte man »**Cyprier**«, so steht's z. B. in Wörterbüchern, auch in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung des Othello (II, 1. III, 3), oder auch »**Cyprer**« (ebenda II, 3 »Cyprerwichte«). Und diese Formen sollten beibehalten oder wieder eingeführt werden, zumal die zweite, wie auch »Syrer, Assyrer« u. a. den Formen »Syrier, Assyrier« vorzuziehen sind. „Cyperner« ist ausgeschlossen, weil das n nicht zum Stamme gehört; es ist auch ganz ungebräuchlich. Endlich »der Cyper« zu sagen nach dem Muster »Pommer: Pommern«, wäre recht gewagt und aussichtslos. Die Form »**Cyperwein**« (Wieland sagt »Cypernwein«) erklärt sich wohl entweder als Abkürzung von »Cypernwein« oder geht auf eine ältere Form des Inselnamens »Cyper« zurück, die ich freilich nicht nachweisen kann, die aber doch wohl vorauszusetzen ist. Ebenso »Cyperkrieg« (Schlegel-Tieck Othello I, 1), »Cyperkatze«. Als Eigenschaftswort hat die Form »**cyprisch**« zu gelten. Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Sarrazinsche Einheitsschreibung »Zypern, Zyperwein« mit z vorschreibt.

Herrn L.... An der Schreibweise »**Charlottenburg**« können wir nichts ändern. Die Ortsnamen sind über die neue Rechtschreibung, in Preußen wenigstens, erhaben; ja die Festhaltung des th in Ortsnamen ist ausdrücklich verfügt worden. Nur in Württemberg ist die neue Schreibung teilweise auch für die Ortsnamen eingeführt (s. Sp. 258). Aber selbst dem Vornamen »Charlotte« ist von der neuen Rechtschreibung das ch gelassen worden, um so weniger ist also an »Charlottenburg« zu rütteln und dafür »Scharlottenburg« zu schreiben. — Weshalb es ferner eigentlich »Karlottenburg« heißen müßte, wie Sie meinen, sehen wir nicht ein. Das Schloß ist nach der preußischen Königin Sophie Charlotte benannt worden; hier hat also die französische Namensform Charlotte zu gelten, nicht die italienische Carlotta. Zugunsten der letzteren Form darf man sich auch nicht auf die Villa Carlotta am Comer See berufen, die ihren Namen der preußischen Prinzessin Charlotte verdankt; denn hier liegt offenkundig eine Anpassung an das Land vor, in dem jene Besitzung liegt. Man kann auch nicht sagen, daß es statt »Charlotte« überhaupt »Karlotte« heißen müßte. Denn dieser Name ist bei uns eben in der französischen Form üblich geworden; ein »Karlotte« gibt es nicht.

Herrn M. R...., Leipzig. Zur Erklärung des Ausdruckes »**käbisches** Schaf«, der in Halberstadt und Aschersleben üblich ist, setzen wir hierher, was Danneil in seinem Wörterbuche der altmärkisch-plattdeutschen Mundart bringt: »Kaow, Käöw, der Husten und Schnupfen, Adj. käöwsch, das auch von einer Krankheit der Schafe gebraucht wird«. ao bezeichnet einen zwischen a und o liegenden Laut, ebenso steht äö zwischen ä und ö; dem mundartlichen käöwsch entspricht genau ein hochdeutsches »käbisch«. Genaueres über die Art dieser Krankheit können wir nicht beibringen.

Herrn H. R...., Elberfeld. Das Fehlen des Wörtchens »da« hinter »zumal« auf Sp. 259 (»zumal der sinngemäße Ausdruck ...«) beruht nicht auf einem Druckfehler, sondern ist so gewollt. »Zumal« für »zumal da« ist durchaus richtig und schon wiederholt in diesen Blättern in Schutz genommen worden (vgl. 1902, Sp. 300 und besonders ganz kürzlich 1904, Sp. 43). — Warum soll man nicht sagen können: »ich wurde **angenehm enttäuscht**?« »Enttäuschen« ist soviel wie »von einer Täuschung befreien«. Nun ist wohl meistens mit der Täuschung der Begriff einer angenehmen Vorspiegelung verbunden, aber doch nicht notwendig. Ich kann mich z. B. über den Charakter eines Menschen auch derart täuschen, daß ich ihn für unredlich halte. Werde ich dann von dem Gegenteile überzeugt, so ist das eine angenehme Enttäuschung. Und so kann ich überall, wo ich etwas Unangenehmes angenommen oder erwartet habe, angenehm enttäuscht werden. — Ob es heißen muß: »**nach** $1^1/_4$ ($1^1/_2$) **Jahren**« oder »**Jahre**«, hängt davon ab, wie man die Zahlen ausspricht. Es ist zu sagen: »nach ein und einem Vierteljahre (halben Jahre)«, aber »nach ein einviertel (fünf viertel) Jahren, ein einhalb (anderthalb) Jahren«. In dem zweiten Falle verbinden wir mit dem zu einer Einheit gewordenen Zahlbegriffe die Vorstellung einer Mehrheit, auch wenn die zwei Jahre nicht voll sind. Ja, es muß auch heißen: »nach $^3/_4$ Jahren (drei Vierteljahren)«. Die Verwendung der Mehrzahlform »Jahre« erklärt sich hier daraus, daß »Viertel« und »Jahr« eine einheitliche Verbindung eingegangen sind, daß also gar nicht von mehreren Jahren, sondern von mehreren Vierteljahren die Rede ist.

Herrn R. St...., Heidelberg. »Das **vergessene Taschentuch**« ist nicht ebenso gutes Deutsch wie »die verlorene Handschrift«. Das Mittelwort in attributiver Stellung dient vorzugsweise zur Bezeichnung von Zuständen. Das ist der Fall bei »der verlorenen Handschrift, dem vergriffenen Buche, dem verblühten Baume« u. ä., sie sind verloren, vergriffen, verblüht. Anders verhält es sich mit dem »vergessenen Taschentuche«. Dies ist um so härter, als man die Bezeichnung der Person vermißt, welche vergessen hat. Aber auch »das von mir vergessene Taschentuch« ist minder gut als ein Beziehungssatz: »das Taschentuch, das ich vergessen habe«.

Herrn v. R...., Oldenburg. Die Mehrzahl von »Kartoffel« heißt »**Kartoffeln**«. Die weiblichen Wörter auf -el bilden, wie die weitaus meisten weiblichen Wörter überhaupt, ihre Mehrzahl mit n, z. B. »Trüffeln, Zwiebeln, Mispeln, Wurzeln« u. v. a. Die Weglassung des n ist eine Nachlässigkeit, die leider heute nicht selten ist, zumal wenn es sich um Gerichte handelt, z. B. »eine Schüssel Bratkartoffel«. Oder sollte hier gar keine Mehrzahl vorliegen, sondern eine kollektive Einzahl, wie »Obst«? Auch dem steht aber der gute Sprachgebrauch entgegen. — Für **Militaria** bietet das Verdeutschungsbuch »die Amtssprache«: »Heeresangelegenheiten, Heerdienstsachen, Soldatensache, Soldatenbrief«. Aber auch »**Heersache**«, das Sie vorschlagen, oder besser wohl »Heeressache« wäre ein geeigneter Ersatz. K. S.

Herrn Dr. J. W...., Charlottenburg. Sie teilen uns freundlichst mit, daß der Erfinder des **Obesity-Reducers** (siehe Sp. 283) wirklich kein Engländer ist; das geht aus einer Anpreisung des Kaufhauses von Karl Braun in Charlottenburg hervor, in der es heißt: »Sandows Muskel- und Körperstärker! Der vollkommenste Zimmer-Turnapparat! Erfunden von Eugen Sandow, dem stärksten Mann der Welt. Ein Deutscher! Die größte Autorität auf dem Gebiet der physischen Erziehung«. Nun, das läßt sich hören; Karl Braun hat da wenigstens den Obesity-Reducer zu einem Muskel- und Körperstärker gemacht, und den werden ihm wahrscheinlich die Leute eher abkaufen als den unverständlichen Obesity-Reducer; er hat ferner Grip-Hanteln — für uns neu — durch »federnde Hanteln« übersetzt, und als »vollständigen Turnapparat« erklärt er den »combined developer«. Das ist ja immerhin ein löbliches, wahrscheinlich allerdings auch geschäftlich notwendiges Bestreben; ob aber Herr Sandow, der in England leben und dort die sogenannte »physical culture« lehren soll, damit einverstanden ist? Sicher täte er gut daran, und noch besser, wenn er sein Turngerät in Deutschland überhaupt nur mit deutscher Bezeichnung anpreisen ließe. J. E. W.

Herrn H...., Ludwigsburg. **Würderung** und **würdern** für Taxe, taxieren, Schätzung, abschätzen sind in der Tat altüberlieferte Rechtswörter und wahrscheinlich nicht nur in der sächsischen Stadt Großenhain noch üblich. Georg v. d. Gabelentz hat in seinem Werke »Die Sprachwissenschaft« einen Abschnitt »Sprachwürderung«. **Kalamitose** und gar **Mitkalamitose**, wie die dortige Amtssprache teilnahmvoll Besitzer und Mitbesitzer eines von Brandschaden betroffenen Gebäudes bezeichnet, scheinen zwar nach Ihrer Mitteilung bei der sächsischen Behörde sehr beliebt zu sein, sind aber auch kaum ihr Sonderbesitz und gewiß trotz des gefühlvollen Zuges nicht nachahmenswert.

Herren L. F. D...., Oberhausen und E. E...., Freiburg. Daß die Aachener im Französischen die Zensur »Gut« haben, ist schon manchmal in unserer Zeitschrift gerühmt worden. Nun ist ihnen die besondere Ehre eines Gastspiels der Sarah Bernhardt zuteil geworden, einer Dame, irren wir nicht, die besonders durch ihre verständnisvolle Verehrung und feine Artigkeit gegen das deutsche Volk bekannt ist. Und die Aachener wissen die Ehre zu schätzen — versteht sich; müßten die Leser des »Volksfreundes« nicht gerade die Erhöhung der Gastspielpreise deutlich und deutsch erfahren, so wäre gewiß die Anzeige des Stadttheaters ganz französisch. Schade, die dumme Rücksicht auf den ungebildeten Haufen hat doch die Wirkung beeinträchtigt. Und wirds nicht auch Mme. Sarah verletzen, außer deutschem Gelde auch noch eine halbdeutsche Theateranzeige hinnehmen zu müssen? Doch — ich grolle nicht. Würdevoll bleibt immer noch, was sie da im »Volksfreund« anzeigen, nämlich buchstabengetreu: Une Representation de Mme. Sarah Bernhardt et de sa Compagnie du Théâtre Sarah Bernhardt de Paris Administrateur général M. Victor Ullmann. L'Aiglon. Drame en six Actes de Edmond Rostand. Mme.

züglich einzudrängen scheint. Der Ausdruck: »Die Parteien sind sich darüber einig, daß . . .« läßt sich m. E. so streng nicht verdammen (vgl. hierüber bereits Zeitschrift 1899, Sp. 206); das »sich« stammt schwerlich aus dem Polnischen, wie Bruns meint, sondern ist wohl ein Wemfall der Teilnahme, der allerdings durchaus überflüssig ist und bei häufigerer Wiederholung, die mir bisher noch nicht aufgefallen ist, unerträglich werden kann.

Mit vollem Rechte hebt Bruns den großen Fortschritt hervor, den das Deutsch gerichtlicher und notarieller Urkunden gemacht hat; der Fortschritt springt schon für die letzten 25 Jahre in die Augen. Sehr hübsch bemerkten kürzlich die Grenzboten vom 3. November 1904 (S. 254, P. von Hedemann): »Der Kanzleistil ist nichts als das Ringen mit dem Ausdruck, den eine im Schreiben unbeholfene Zeit für schwierig wiederzugebende Dinge niemals recht zu finden vermochte; man sieht ordentlich, wie der Schreiber die Anstände, die gegen den Eindruck jedes seiner Worte vom Leser erhoben werden könnten, immer von neuem abzuwehren sucht und so sich windend oder spreizend nur von einer Anfechtung in die andere gerät; der Kanzleistil ist ein mühsamer, ein gequälter Stil; er ist der natürliche Stil derer, die die Hoheit der Obrigkeit schriftlich einprägen sollen, ohne daß sie selbst kraft ihrer Bildung von dieser Hoheit erfüllt sind.« Auf dem ganzen Gebiete von Recht und Sprache gibt es nun nichts Erfreulicheres als zu beobachten, wie sich mit der innerlichern Vertiefung der Herrschaft über den Rechtsstoff auch die Sprache unserer höchstrichterlichen Entscheidungen mehr und mehr von den Schlacken reinigt, die ihr anfangs anhafteten, wie namentlich dem obersten Hort der deutschen Rechtseinheit, dem Reichsgericht, die Sprache selber zur Begründung seiner Urteile dienstbar wird; es sei nur an das wuchtige und denkwürdige: »Aber darin hat man sich geirrt« in dem Urteil vom 28. Oktober 1899 (Entsch. Bd. 44, S. 112) erinnert, wodurch das Reichsgericht der versuchten Umgehung des Börsengesetzes entgegengetreten ist. Um so betrübender wirkt es, wenn man sich dann auf einmal wieder von einem Satzungeheuer folgender Art angefallen findet (Urt. vom 3. Juni 1902, Entsch. Bd. 51, S. 405): »Nahm die Rechtsprechung des Reichsgerichts damals an, daß in einem Falle wie dem hier in Frage stehenden der Erwerb zugunsten des Dritten schon unmittelbar durch den Vertragschluß im Zeitpunkte des letztern, wenn auch bedingt, erfolge, und daß beim Eintreten des Konkurses über den Nachlaß des Versicherungsnehmers die fragliche Anfechtung der bezüglichen Rechtshandlung in den betreffenden Fällen der Konkursordnung ausgeschlossen erscheine, weil nach dem Gesagten in Rücksicht des Anspruches auf die Auszahlung der Versicherungssumme ein Fortgegebensein aus dem der Verteilung an die Konkursgläubiger unterliegenden Vermögen nicht stattgefunden habe, so gilt gegenwärtig in betreff des Ausschlusses der Anfechtung deshalb dasselbe, weil auch nach dem jetzigen Rechtszustande eine Minderung der Masse in der fraglichen Richtung als vorliegend nicht zu erachten ist.« Wer würde wohl heute noch von den römischen Juristen reden, wenn sie ihre responsa in ein entsprechendes Latein gekleidet hätten?

Berlin. Otto Hagen.

Die Verdeutschungen des Deutschen Lawn-Tennis-Bundes.

In seinen Satzungen hatte der Deutsche Lawn-Tennis-Bund, wie s. Z. in dieser Zeitschrift (1902 Sp. 205/6) erwähnt, als eine seiner Aufgaben bezeichnet, deutsche Spielausdrücke zu schaffen. Nach eingehenden Beratungen ist nun eine Liste dieser Ausdrücke auf einem Blatte von der Größe der vom Sprachverein herausgegebenen Tennistafel erschienen.[1]) Während aber unsre Tennistafel die englischen Wörter mit ihren Verdeutschungen alphabetisch aufführt, unterscheidet die Liste des Tennisbundes ohne alphabetische Folge zwischen A. Einzelausdrücken, namentlich in Ausschreibungen, Programmen und Zählkarten, und B. Redewendungen a) der Spieler, b) der Schiedsrichter. Doch, wenn auch verschieden in der Anordnung, stimmen die Verzeichnisse des Bundes und des Sprachvereins sachlich überein, da die Verdeutschungen in beiden fast durchgängig die gleichen sind. Diese sachliche Übereinstimmung ist auch ganz natürlich; denn im wesentlichen beruhen ja beide Veröffentlichungen auf den verdienstvollen Arbeiten des Freiherrn Robert von Fichard, der als Sachkenner, gewandter Schriftsteller und Freund unsrer Bestrebungen schon seit Jahren, auch in dieser Zeitschrift, gegen den Unfug des Gebrauches der englischen Sprache im Tennisspiel aufgetreten ist. Die von ihm vorgeschlagenen Verdeutschungen sind geradezu mustergültig, weil sie Kürze mit leichter Verständlichkeit verbinden.

Angesichts der großen Beliebtheit, deren sich das Körper und Seele erfrischende Tennisspiel jetzt in Deutschland erfreut, kann das Vorgehen des Bundes vom nationalen Standpunkt aus als bedeutungsvoll und hocherfreulich bezeichnet werden. Damit soll das Verdienst, das sich der Sprachverein durch die Herstellung und kostenlose Verteilung seiner Tennistafeln erworben hat, keineswegs in den Schatten gestellt werden. Gewiß haben unsre Tafeln schon so manchem das sprachliche Gewissen geschärft und ihm geholfen, sich von einer törichten Gewohnheit zu befreien — von absichtlicher Verleugnung der Muttersprache wird wohl nur in wenigen Fällen die Rede sein können. Was aber unsern Tafeln fehlt, ist das für uns Deutsche nun einmal so wichtige amtliche Gepräge und der dadurch erzeugte Druck von oben. Die Verdeutschungen des von allen Tennisspielern anerkannten Bundesvorstandes besitzen aber beides, und so ist zu hoffen, daß ihre Wirkung auch nachhaltig sein wird. Wie der um das Zustandekommen des Verzeichnisses sehr verdiente Schriftführer des Bundes Regierungsrat von Jecklin mitteilt, ist auf den Berliner Turnieren das Englische bereits seit vorigem Jahre verschwunden. Nun gilt es, ihm auch beim Übungsspiel den Garaus zu machen.

In einem der Liste beigegebenen Geleitworte berichtet der Bundesausschuß über sein Vorgehen in der Verdeutschungsfrage. Danach machte er im vergangenen Jahre in allen Bezirken seines Bereiches Erhebungen über die schon gebräuchlichen deutschen Ausdrücke. Dabei trat die erfreuliche Tatsache zutage, daß fast überall neben den englischen deutsche Wörter und Wendungen beim Spielen eingebürgert waren. »Zugleich erwies sich«, heißt es dann, »auch bei diesem Anlasse wieder der Reichtum unserer Sprache darin, daß für den englischen Fachausdruck meist mehrere deutsche Bezeichnungen zur Verfügung standen.« Und weiter: »Die vorliegende Zusammenstellung soll in erster Linie dem unabweisbaren Verlangen nach einer einheitlichen deutschen Turniersprache Rechnung tragen. Der Bund erwartet von seinen Mitgliedern, daß sie auf ihren Turnieren, soweit nicht die Beteiligung von Ausländern im einzelnen Falle den Gebrauch der englischen Sprache als der internationalen Turniersprache ausnahmsweise erforderlich macht, lediglich die anerkannte deutsche

1) Anerkannte deutsche Übertragung der beim Spiele notwendigen und gebräuchlichen englischen Ausdrücke und Redewendungen, festgestellt in den Sitzungen des Bundesvorstandes zu Pfingsten 1903 und 1904 auf Grund des § 2 Nr. 4 der Bundessatzung. Deutscher Lawn-Tennis-Bund (Eingetragener Verein).

Übertragung zur Anwendung bringen und sich künftig in den Ausschreibungen und Turnierberichten der unnötigen Anwendung fremder Einzelworte enthalten. Der Bund erhofft aber weiter, daß seine Veröffentlichung ein wirksames Hilfsmittel sein möge, um auch beim Übungsspiele auf deutschen Plätzen das vielfach noch übliche radebrechende Sprachgestümper mehr und mehr zurücktreten und schließlich ganz verschwinden zu lassen. Wenn künftig aus dem Munde deutscher Schiedsrichter und Spieler nur die Laute der Muttersprache erschallen, dann wird dem deutschen Lawn-Tennis-Sporte sich auch die große Menge derer nicht mehr fernhalten, die in ihm heute nur eine tadelnswerte Ausländerei erblicken. Erst dann wird das Spiel in Deutschland wahrhaft volkstümlich werden können.«

Diesen wackren Worten wäre nichts weiter hinzuzufügen als der Wunsch, daß sie in allen Kreisen der Tennisspieler einen wirkungsvollen Widerhall finden mögen.

Plön. Friedrich Wappenhans.

Zur Deutung altdeutscher Vornamen.

Mit Recht hat Konrad Rudolph bei einer Besprechung meiner »deutschen Kosenamen« (Berlin, Deutscher Verlag) in dieser Zeitschrift (1903 Sp. 53) hervorgehoben, »wie schwierig und zweifelhaft die Deutung der alten Namen oft ist. In vielen von ihnen, wie in denen auf -land und -burg gebildeten, läßt sich ohne sanfte Gewalt ein Hinweis auf irgend eine persönliche Eigenschaft kaum finden«.

Und doch können wir uns nur mit Eduard Reuter (in einer Besprechung der »Berliner Vornamen« von Pulvermacher, Berlin 1902, vgl. Zeitschr. 1902 Sp. 278) dem Wunsche von ganzem Herzen anschließen, daß das Verständnis für die deutschen Vornamen wachsen und dazu auch unser deutsches Namenbüchlein beitragen möge. Es wird sich nur darum handeln, die Bedeutung, die wir der Wirksamkeit einer Zusammensetzung beimessen, ebenso wissenschaftlich nachzuweisen, wie wir hier die dazu verwandten Stämme einzeln gedeutet finden. »Roland« oder »Ruhmland«, »Diet- oder Volksland«, »Ger- oder Wurfspießland«, »Herme-, Irmin- oder Starkland« befriedigt uns ebensowenig, als etwa »Ger- oder Wurfspießburg«, »Leode- oder Leuteburg«, »Wit- oder Waldburg«, »Ed-, Kuni- oder Stammburg«, »Hilde- oder Kampfburg«, »Friedeburg« u. a. dergl. Vornamen. Wir werden auf eine wissenschaftliche Begründung der Bedeutung näher eingehen müssen, zu welcher sich zwei Stämme erst durch die Zusammensetzung selbst fester verbinden, wie sie heutzutage nicht mehr gut möglich ist. Es gibt nun, sagt Prof. Justi (Marburg) in seinem Handbuche »über die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen« (Göttingen 1861 S. 117) eine Art Wortzusammensetzung, welche einen ganzen bezüglichen Satz zu einem Worte vereinigt, das aber wie der ganze Satz bezügliche (relative) Bedeutung hat. Die indischen Grammatiker, denen wir eine klare und zweckmäßige Einteilung aller zusammengesetzten Wörter verdanken, nennen diese Art nach einem daraus entnommenen Beispiel, »bahuvrîhi« d. h. »dessen Korn viel ist«, »der einen großen Grundbesitz hat«, was unserem deutschen Vornamen Hermeland oder Irmeland entspricht, »der ein großes oder Irminos Land hat«, vgl. irminsûl die große Säule, irminthiod der große Gott (Irmino) der heidnischen Sachsen oder Herminonen, von denen uns Tacitus (Germania Kap. 2) berichtet. Darnach erklären sich auch die anderen Namen auf -land: Roland »ein Ruhmland habend«, mit Ruhm sein Land behauptend, wie Uhlands »Königin Bertha« von ihrem »kleinen Roland«, der sie so schön mit ihrem großen Bruder, dem Kaiser Karl, seinem »Ohm«, versöhnt hat, vorahnend wünscht:

»Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland«.

Wenn Weigand in seinem sonst so tüchtigen Wörterbuche den Namen »Roland« mit »der durch Ruhm weithin Gewaltige« erklärt, trifft er das Richtige weniger. Dietland heißt also »des Volkes Land habend«, der des Volkes Land ungeschmälert erhalten und behaupten möge, wie denn schon nach Cäsars Buch (6 Kap. 23 § 7 ff.) über den gallischen Krieg alles von dem deutschen Kriegsvolke eroberte Land dem Speere des Herzogs verfiel, Gerland »ein Wurfspießland habend«, mit dem Gere Land behauptend oder wohl gar erst noch sich erwerbend, wie ja noch Otto der Große, um die Grenze seines Reiches gegen Norden zu bezeichnen, seinen Speer hinauswarf in die ihn bespülende See, den »Ottensund«.

So lassen sich auch die mit -burg zusammengesetzten weiblichen Vornamen ohne alle Schwierigkeit erklären.[1]) Sowie nämlich der Mann hinaus mußte ins feindliche Kriegerleben, so waltete daheim und war zur Zeit der Fehde auch wohl eines feindlichen Angriffs gewärtig die Frau eines mittelalterlichen Helden, den wir uns eben nicht ohne seine Burg denken können, wie das Goethe im Götz, Akt 3, so schön schildert. Während aber zu dieser Zeit ein Knecht von der »gnädigen Frau« Kohlen verlangt und Blei heranschaffen soll, damit Lerse Kugeln gießen kann, haben wir es hier noch mit einer Zeit zu tun, wo man eine solche Ritterburg nur mit Stangen oder Spießen verteidigte oder angreifen konnte. Daher heißt wohl Gerburg eine Tochter, »die eine mit dem Gere zu verteidigende Burg hat oder haben wird«, Edburg oder Otburg »die eine zum Gute (altsächs. ôd) gehörige Burg hat oder einmal mitbekommt«, Kuniburg »die eine ihrer ganzen Familie (got. kuni, ahd. kunni), wenn auch nur im Kriegsfalle, als Zufluchtsstätte dienende Burg hat«, Leodeburg »die eine Burg hat, in die sich ihre Gutsleute bei Kriegszeiten bergen können«, Waldeburg, Walburga oder Walpurgis »die eine mit Gewalt der Waffen zu verteidigende oder zu nehmende Burg hat«, Hildeburg »die eine mit Kampf (ahd. hilta, hiltja) zu behauptende Burg hat«, Willeburg, »die mit Willen, also gern ihre Burg halten wird«, wohl ein jüngerer Name, der sich aus der Zeit des sinkenden Rittertums herschreibt, wo es schon Mühe machte, die Nachkommenschaft im Besitze einer Stammburg zu erhalten.

Wir Neueren haben den Sinn für diese Art Zusammensetzung in unserer Sprache fast verloren. Um so angesehener waren dergleichen Zusammensetzungen im alten Deutschland, wie sie denn auch Justi a. a. O. unter dem Namen einer höheren Art der Zusammensetzung aufführt. Wir könnten eine ganze Reihe von Namen aufzählen, welche hierhergehören, wie die meisten auf -fried: Waldefried, Edelfried, Siegfried, Eilfried oder Egilfried, Stilfried, Wilfried, Irmfried oder Hermenfried, Humfried, Ehrenfried statt Ern- oder Arnfried, Reinfried, Gerfried, Herfried oder Arefried, Ansfried, Ratfried, Dietfried oder Theofried, Baltfried oder Baldefried, Guntfried, Gotfried und so noch viele andere auf -hild oder -hilde, -helm oder -halm, -ger oder -gar, die alle dieselbe Erklärung als bezügliche Zusammensetzungen finden können.

---

1) Besonders ein Vorbehalt muß diesen Deutungsversuchen gegenüber doch wiederholt werden. Oft wurden Namen aus den Bestandteilen der Namen z. B. beider Eltern geformt: das konnte nicht immer sinnvolle Gebilde ergeben. Str.

Was die Umkehrung solcher Zusammensetzungen betrifft, so schwindet zwar ihre bezügliche Bedeutung, aber ihr Sinn verschiebt sich dabei nur unwesentlich: Wolfgang ist »der einen Gang wie ein Wolf hat«, so entschieden und siegesgewiß, wie denn Raben und Wölfe nach Grimms Mythologie (III S. XVI) auch Wodans Siegesnahen wittern, Gangolf »der hinsichtlich seines Ganges wie ein Wolf ist«, also ebenso bestimmt und entschieden.

Alle die angeführten Beispiele beruhen auf einer Unterordnung des einen der beiden zusammengesetzten Wörter unter das andere, wie wir das soeben an Wolfgang sahen, der den Gang eines Wolfes hat, Gangolf, der hinsichtlich des Ganges wie ein Wolf ist. Es gibt aber auch eine Zusammensetzung von selbständig nebeneinander bestehenden beigeordneten Wörtern, von den indischen Grammatikern dvandva genannt, d. i. dva + dva »zwei + zwei«, vgl. Justi a. a. O. S. 79. Verschiedene Nomina, welche im gleichen Kasus stehend durch »und« zu verbinden sind, können ohne jene Partikel zusammengesetzt werden. Wir sagen »dreizehn, vierzehn, fünfzehn« usw., aber »einundzwanzig, zweiundzwanzig« usw., jenes sind eigentliche, dies uneigentliche Zusammensetzungen. Mehr erhielten sich solche Bildungen im Deutschen, wie Justi geltend macht, namentlich in der Volkssprache, z. B. »kohlkesselrabenschwarz« d. i. schwarz wie ein Kohlenkessel und wie ein Rabe, »schneemilchweiß«, weiß wie Schnee und Milch. Dagegen haben sich in unseren Vornamen noch Reste solcher Bildungen erhalten. Hierher gehören die doppelten Tiernamen, denn gedoppelt mußte nun einmal der Name des Kindes sein, der ja das ganze liebe Leben und auch noch nach dem Tode der guten Eltern vorhalten sollte: Bernulf »der wie ein Bär und auch wie ein Wolf sein soll«, Ebrulf »Eber und Wolf«, Arnulf oder Arulf »Aar und Wolf«, Wolfram »Wolf und Rabe«. Ebensowenig geizte man mit Eigenschaften, die man dem zukommenden Kinde anwünschte, wenn es sie nicht etwa gar schon mit auf die Welt gebracht zu haben schien: Baldomar »tapfer und berühmt«, Trudbert »lieb und schön«, Swidbert »kühn und schön« und dergl.

Noch reichlicher sind die beiordnenden Zusammensetzungen in den alten Namen vertreten, wenn sie in die anschaulichere Form der bezüglichen Zusammensetzung gekleidet sind. Da gibt es einen Gerbrand »der Ger und Schwert hat«, d. h. der kriegerisch gesinnte Vater gibt beides dem lieben Kinde, bei der Ger- oder Schwertprobe, von der uns Simrock in seiner Mythologie § 146 zu berichten weiß. Man holte auch wohl noch die blinkende Streitaxt hervor, wie der Name Agobard (»der Schwert und Beil haben soll«) beweisen kann. Ja, man zeigte dem Erstgeborenen auch wohl die vor den Toren versammelte Menge des einmal zu beherrschenden Volkes, und ein Herold der elterlichen Freude verkündete die Geburt eines Thronfolgers, wie seiner Zeit Papa Wrangel: Volther oder Volker »der Volk und Heer haben soll«, ein Name, der wie die Schreibung Volker beweist, bald nicht einmal mehr verstanden wurde, Mutwald oder Modwald »der nicht bloß die Macht, sondern auch den Mut haben wird, sie zu gebrauchen«, Meinwerk »der das Vermögen, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen, haben möge, Ratmund »der Rat und Schutz hat«, also auch gewähren kann, Reinald, Reinold, Reinhold »der die Gewalt, wie den Entschluß sie zu gebrauchen hat«. Das sind bedeutungsvolle Namen, die mit unseren Stammesgenossen zum Teil schon durch die Völkerwanderung in alle Winde verbreitet worden sind. So zähle ich allein zu dem zuletzt genannten Namen 21 verschiedene französische Formen, meist liebkosende Familiennamen: Regnauld, Renald, Reginaud, Raynaud, Reynald, Renal, Raynal, Reynal, Renauldin, Regnauldin, Renaudin, Renauldou, Raynaudon, Renaudier, Renaudat, Renaudet, Regnaudet, Renoult, Renaudot, Renodeau, Renaudeau (vgl. E. Ritter, Les noms de famille, Paris 1875).

Luckau. Joseph Sanneg.

Kleine Mitteilungen.

Vom Machtbereich der deutschen Sprache. Dem Deutschtum Ungarns droht die völlige Vernichtung. Wir haben unsern Lesern schon in Nr. 7/8 Sp. 206/7 den Gesetzentwurf bekannt gemacht, durch den der ungarische Unterrichtsminister nichts anderes beabsichtigen kann. Er bestimmt, um kurz an die Hauptpunkte zu erinnern, für die Volksschule einen niederen sechsjährigen und einen höheren dreijährigen Lehrgang. Letzterer soll nur madjarische Unterrichtssprache erhalten. Auf der sechsjährigen Unterstufe dagegen darf in staatlichen Schulen, doch nur für Religion und Sittenlehre, auch die Muttersprache verwendet werden, in nichtstaatlichen bestimmt die Unterrichtssprache der Schulerhalter. »Wenn jedoch« — aber das muß wörtlich gegeben werden, sonst glaubt's der Leser wahrscheinlich nicht — also:

»Wenn jedoch in einer Volksschule mit nichtmadjarischer Unterrichtssprache die Muttersprache von mindestens 20 v. H. der Gesamtheit der eingeschriebenen Zöglinge die madjarische ist, oder wenn unter den gesamten Zöglingen sich mindestens 20 mit madjarischer Muttersprache befinden, so ist auch die madjarische Unterrichtssprache anzuwenden.«

Und weiter § 15:

»In allen Elementar-Volksschulen, in denen die Unterrichtssprache nicht die madjarische ist, ist der Unterricht in dieser Sprache in einem solchen Maße durchzuführen, daß die Kinder nichtmadjarischer Muttersprache sich die madjarische Sprache so aneignen, daß sie ihre Gedanken madjarisch aussprechen, ferner fließend madjarisch lesen, schreiben und rechnen können.«

Noch nicht genug: wo die Beherrschung des Madjarischen in dem sechsjährigen Lehrgang nicht erreicht wird, Strafjahr für die Schüler, Maßregelung für die Lehrer!

Gründe und Zwecke dieser madjarischen Gewalttätigkeit liegen ja klar genug am Tage. Man hat schmerzlich eingesehen, daß vor der Hand die ersehnte Einführung der madjarischen Dienst- und Befehlssprache in das k. und k. Heer unmöglich war. Nun soll erst die Schule vorarbeiten, und ihr Ziel muß sein, die deutsche Sprache auszurotten.

Jetzt, wo die Verhandlung des Gesetzentwurfes im ungarischen Reichstage bevorsteht, beginnt er mit Recht auch die reichsdeutsche Tagespresse in Bewegung zu setzen. So druckt die Tägl. Rundschau einen schönen und lehrreichen Aufsatz ab[1]), der nicht nur die Geschichte der deutschen Arbeit in einem Teile dieser deutschungarischen Siedelungen darstellt, sondern auch einen Überblick über die madjarischen Angriffe gegen die deutsche Sprache enthält. Sie stellen sich als immer umfassendere und offnere Verletzungen des den Deutschen Ungarns vormals durch das sog. Nationalitätengesetz feierlich verbürgten Rechtes ihrer Muttersprache heraus. Im Jahre 1867 hatte Ungarn die durch den Aufstand von 1848 und 1849 verwirkte Selbständigkeit und auch die damals von ihm losgetrennten Landschaften zurückerhalten. Das Jahr danach schufen großdenkende und kluge Madjaren Franz Deak, Eötvös u. a. jenes Grundgesetz, um die im Reiche der Stefanskrone wohnenden anderen Völker für ihre Dienste beim Ausgleich mit Österreich den gegebenen Versprechungen gemäß zu lohnen und sie dauernd zu

1) Im »schwabischen« Banat [»schwabisch«; denn »schwäbisch« kränkt die Madjaren!]. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau Nr. 258 bis 260 vom 2.—4. Nov. 1904.

gewinnen. Es schloß sie unter dem Begriffe einer »politischen Nation« fest zusammen, indem es ihnen zugleich alle Rechte nationaler Selbständigkeit, vor allem das Recht der Muttersprache sicherte. Überall, wo sie die Mehrheit haben, soll ihre Sprache für Behörde und Schule amtlich sein, und wo sie in Minderheit sind bis zu einem Fünftel in der Gemeinde hinab, dürfen sie Verhandlungen und Berichte in ihrer Sprache fordern. Vor Gericht kann jeder in seiner Muttersprache sein Recht suchen, jeder behördliche Bescheid muß ihm auch in dieser übermittelt werden, und jeder Beamte ist verpflichtet, im Verkehr mit den Gemeindebewohnern deren Sprache zu gebrauchen.

So bestimmt jenes Grundgesetz, das im wesentlichen noch heute zu Recht besteht. Aber schon nach vier Jahren machte die Hauptstadt Ofen-Pest den ersten Vorstoß dagegen, schloß durch ihr »Munizipalgesetz« von 1872 die deutsche Verhandlungssprache aus, beschränkte die deutsche Schule, beseitigte das Deutsche Theater usf., trotzdem noch 2/3 der hauptstädtischen Bevölkerung Deutsche waren. Zehn Jahre später ging man in der ganz deutschen Hauptstadt des Banates, in Temesvar, mit gleichen Neuerungen zugunsten der madjarischen »Staatssprache« vor. Aber wie hier der ländliche Kern mit seinen Dorfschulen, so blieb noch überall die Volksschule eine Schutz- und Pflegestätte der deutschen Sprache, bis 1879 der ungarische Reichstag durch neue Gesetze die Einführung verbindlichen madjarischen Unterrichts im ganzen Bereich der Volksschule erzwang. Aber auf eine Staatsschule in Ungarn kommen immer zwölf nichtstaatliche; wollte man auch greifbare Erfolge dieses Sprachunterrichts, so mußte man versuchen, von nun an mit sanften Lockungen den deutschen Gemeinden ihre Schulen zu entwinden. Aber da ertönte zuerst der mahnende Gegenruf: »Verschenkt eure deutschen Schulen nicht!« Und er war wirksam. Überall begann es sich unter den Deutschen zu regen. Wie aus Siebenbürgen, so ziehen aus dem Banat, der Bacska, aus Slawonien immer mehr deutsche Hochschüler nach Wien, nach Graz, nach dem hessischen Marburg, um in der Ferne ihre deutsche Sprache und Bildung zu sichern und — heimgekehrt, gegen das Recht nie eine öffentliche Anstellung zu erlangen. Da ist den Deutschen Ungarns denn doch mit der Zeit das Schlafen vergangen, und nun kommt der Schulgesetzentwurf und wird sie hoffentlich vollends wecken. Wie tief diese neueste Gewalttat von ihnen empfunden wird, beweist z. B. der abenteuerliche Gedanke, der nach der Deutschen Zeitung unter den Siebenbürger Sachsen hat auftauchen können, sich ihr Deutschtum durch Gesamtauswanderung nach Deutschsüdwestafrika zu retten.

Angesichts dieser traurigen Tatsache politischer Gewaltmaßregeln, denen sich übrigens Beweise von Gehässigkeit einzelner mühelos anreihen ließen, berührt es eigentümlich, wenn noch vor kurzem in einer deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift[1]) ein Mann des Namens Kemény behaupten konnte, »daß die Unterdrückung deutscher Kultur und der Deutschenhaß in Ungarn in das Gebiet von Märe und Legende gehören«. Er meint sogar, es »gegenständlich nachgewiesen zu haben«. Aber wo ist der Nachweis? Daß in den ungarischen Mittelschulen die deutsche Sprache »vermöge ihrer praktischen Wichtigkeit« in so und so viel Stunden betrieben wird, das wissen wir alle längst. Doch der dreiste Herr mutet seinen deutschen Lesern eine vollständige Unkenntnis der ungarischen Verhältnisse zu. Man durchdenke nur folgende köstliche Belehrung: »Das Deutsche wird nämlich in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes in ungleichem Maße gesprochen. In manchen Städten treten die Schüler mit ziemlich ausgebreiteter (!) Kenntnis der deutschen Sprache in die Mittelschule, während an den meisten Orten das Deutsche ganz einer Fremdsprache gleichkommt«. Und die auch dem Herrn Kemény wohlbekannte jahrzehntelange Vergewaltigung der deutschen Sprache streift er mit der ganz beiläufigen Bemerkung, »daß der Deutschunterricht aus unsern Volksschulen seit einigen Jahren stets mehr schwindet«.

1) Der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an den Mittelschulen Ungarns in der Monatsschrift für höhere Schulen. 1904. 9./10. Heft. S. 492—496. Dem Verfasser ist es gelungen, außer den obengenannten Nebenbemerkungen auch noch die madjarische Übersetzung des Namens Ofen-Pest und nebenher auch die Preßburgs in die Monatsschrift einzuschmuggeln.

Es sind zwei Millionen deutscher Sprachgenossen, deren Volkstum dort mit immer rücksichtsloserer Gewalt bedrängt, gedrückt und, wenn kein Retter erstünde, erdrückt werden soll. Kein Deutscher, der den volkserhaltenden Wert der Sprache kennt und den Zusammenhang eines Volksganzen auch über trennende Staatsgrenzen hinaus fühlt und würdigt, kann den zu erwartenden Verhandlungen im ungarischen Reichstage teilnahmlos gegenüberstehen.

— **Aus der Schweiz.** Unter der Spitzmarke »Bitte, deutsch!« liest man im Berner Tagblatt (Nr. 533 v. 10. Nov.) ein Eingesandt; es ist ein ganzer, mit großer Frische und Lebhaftigkeit geschriebener Aufsatz, dessen Inhalt kurz durch den Schlußabsatz gekennzeichnet werden kann.

»Und nun der Ernst der Sache. Dagegen ist nichts einzuwenden, daß ihr auf eure ausländische Kundschaft Rücksicht nehmt, daß ein Genfer bei den Bundesbahnbehörden nicht lauter seiner Muttersprache unkundige Leute treffe — aber malt und schreibt und schreibt doch nur euer Französisch nicht sinn- und grundsatzlos an jede unschuldige getünchte Wand! Sagt den Leuten in ihrer Sprache, was sie wissen müssen, um nicht in Verlegenheit zu kommen, und im übrigen wartet, bis sie euch fragen und ihre Unkenntnis der Landessprache zeigen! Überall aber tut, was ihr euch selbst, eurer Würde und eurer deutschen und deutschschweizerischen Kundschaft schuldig seid: stellt die Landessprache obenan und nicht in zweite Linie! Wollt ihr aber deutsch sprechen, so nennt ein Haus nicht chalet und eine Eisbahn nicht rink! Glaubt mir nur, euer Kauderwelsch bringt euch keinen roten Rappen mehr in die Tasche, als euch ein anständiges, heimeliges, stolzes Deutsch bringen würde!«

Vorher also wird den Torheiten der Ausländerei und Sprachmengerei mit Heiterkeit zu Leibe gegangen, fordert diese deutsche Schwäche doch in allen ihren Gestalten und Erscheinungen Spott und Gelächter heraus. Auch davon möge hier ein Beispiel Platz finden, weil es zugleich lehrt, welcher Mannigfaltigkeit diese Ausländerei fähig ist. Nachdem ausführlich von den gewöhnlichen Fremdsprachen die Rede gewesen ist, für die sich in der Schweiz eine oft mißliche Vorliebe bekundet, fährt der Aufsatz fort:

»Wer aber glaubt, wir deutsche Schweizer sprächen nur französisch und englisch, der frage einmal in Zug nach. Da fand diesen Herbst statt ein Dia Suizo-Argentino, zu deutsch eine gemütliche Zusammenkunft von Schweizern, die einmal in Argentinien gewesen sind. Obschon denen nun dort drüben alles so spanisch vorkam, daß sie lieber wieder in die alte Heimat zurückkehrten, so tun sie jetzt, als ob ihnen das Rollen des spanischen Brusttons vertrauter wäre als ihr Schwizerdütsch, und stolz, wie es einem Spanier geziemt, nennen sie ihren Jaß- und Jodeltag Dia und drucken in Solothurn ein Blättchen ‚El Suizo-Argentino‘. O ihr lieben Leute, wer euch im Ausland kennen gelernt hat, wer an eurem Spanisch, Französisch, Englisch gleich nicht nur den deutschen Schweizer erkennt, sondern sogar den Kanton, aus dem ihr stammt, wer da weiß, wie wenige von euch die fremde Sprache recht gelernt haben, der lächelt bloß über euern Dia!«

Das ist gewiß scherzhaft; aber wie lange ist es her, da bezeugten es auch noch bei uns im Reich die Kinder eines Hauses durch ihre Vornamen Charles, George usw., wenn ein Anverwandter wirklich oder beinahe nach Amerika gereist war.

Der Verfasser ist an den unterzeichneten Anfangsbuchstaben seines Namens E. B. leicht zu erkennen als ein unsern Lesern wohlbekannter Vorkämpfer der deutschen Sprache in der Schweiz. Wie dringend not aber dem lieben Schweizerlande so einsichtige Männer sind, das läßt sich kaum deutlicher machen, als es unabsichtlich die Leitung des Berner Tagblattes getan hat, indem sie den Ausführungen ihres Mitarbeiters folgendes Geleitwort mitgab:

»Der Herr Einsender reitet ein Steckenpferdchen, das vielleicht nicht ganz in das Zeitalter der stets sich entwickelnden ‚Fremdenindustrie‘ paßt. Aber er reitet es gut, und so mag es vortraben.«

Sie hätte ihm auch sagen können: deines Geistes hab ich keinen Hauch verspürt. Sehr bezeichnend ist auch, wie giftig die Gazette de Lausanne an zwei Stellen ihrer Nr. 267 (vom 11. Nov.) über E. B. herfällt: die blutigen Vorgänge in Innsbruck erscheinen ihr nicht viel schlimmer. Und von irgend einer Achtung des fremden Rechts, die in den deutschschweizerischen Kundgebungen nie fehlt, findet sich in dem französischen Blatte auch nicht eine Spur. Ja, der deutschschweizerische Sprachverein findet ein weites Arbeitsfeld. Gelingt es ihm aber, die Einsicht zu verbreiten, daß die der »Bitte um Deutsch« zugrunde liegenden Anschauungen recht sehr zeitgemäß sind, so kann ihm denn auch der Nachweis nicht mehr schwer fallen, daß die den Schweizern begreiflicherweise so am Herzen liegende »Fremdenindustrie« dadurch keineswegs geschädigt, sondern im Gegenteil überaus gefördert werden wird. Denn daß die Mehrzahl der schweizerischen Gäste Deutsche und zwar Reichsdeutsche sind, ist eine bekannte Tatsache, und haben bisher auch nur verhältnismäßig wenige ihre Unzufriedenheit mit der Zurücksetzung ihrer Muttersprache in der Schweiz laut ausgesprochen, so kommen doch auf jeden von diesen Tausende, die stillschweigend den Verdruß auch empfunden haben. Aber das Wohlbefinden des Gastes pflegt für diesen und den Wirt gleich vorteilhaft zu sein.

— **Muß-Deutsch.** Nach einer Mitteilung des Deutschen Schulvereins hat eine Prager Versammlung nichtdeutscher Hochschüler, d. h. allslawischer Studenten, wieder einmal erleben müssen, daß sie wie für andere Dinge, so für ihre Beratungen zur Ausrottung des Deutschen die verhaßte deutsche Sprache nicht entbehren kann. Sie mußten das böse Deutsch ausschließlich als Verhandlungssprache verwenden, und wer empfände nicht den Seelenschmerz dieser guten Freunde, wenn sie das in ihrem Verhandlungsbericht eingestehen, weil »es leider Tatsache ist, daß man zur deutschen Sprache zum Zweck der gegenseitigen Verständigung Zuflucht nehmen mußte«. Es bleibt also wohl noch eine gute Weile bei dem s. Z. auch in unserer Zeitschrift (Sp. 14) berichteten Satze: »Die allgemeine slawische Sprache ist doch die deutsche.«

— Die in der vorigen Nummer (Sp. 317/318) besprochene **Verordnung des Kgl. sächs. Finanzministeriums** zerfällt in zwei Teile. In dem ersten werden die Behörden angewiesen, sich nicht nur bei Aufstellung des Etats und des Rechenschaftsberichts, sondern auch bei behördlichen Erlassen, Anweisungen usw. der Verdeutschungen zu bedienen, die durch die Beschlüsse der Ständekammern in den Gesetzen über den Staatshaushalt und die Oberrechnungskammer Aufnahme gefunden haben; auch soll davon abgesehen werden, der verdeutschten Bezeichnung die bisher gebräuchlichen Fremdwörter in Klammern beizufügen, wie das im Wortlaut der Gesetze noch größtenteils geschehen ist. Weiter aber heißt es: »Es steht wohl außer Zweifel, daß es, nachdem mit der Verdeutschung der Fremdwörter einmal in den oben angeführten Gesetzen der Anfang gemacht worden ist, geboten erscheint, auch sonst im Etat-, Kassen- und Rechnungswesen, soweit tunlich, mit überflüssigen Fremdworten aufzuräumen. Die Fremdworte ganz zu beseitigen, ist freilich, wie allgemein anerkannt ist, nicht ausführbar. So werden auch in Zukunft Worte wie Finanzperiode, Kapitel, Apanage, Sekundogenitur, Tarif usw., die mit gesetzlichen Bestimmungen in Zusammenhang stehen, bis auf weiteres nicht vermieden werden können. Es wird sich aber ermöglichen lassen, eine größere Anzahl von Fremdworten, wenn ihre Verdeutschung auch nicht vorgeschrieben worden ist, bei der Aufstellung des Etats und der Rechenschaftsberichte durch deutsche Worte zu ersetzen.« Und dann wird auf ein beigefügtes Verzeichnis solcher Fremdworte verwiesen, die stellenweise schon jetzt im Etat verdeutscht worden sind. Es sind darin etwa 50 Wörter aufgeführt, von denen eine Auslese schon in voriger Nummer mitgeteilt worden ist. Bemerkenswert und erfreulich sind vor allem die hier ausgesprochenen Grundsätze, die ein Weitergehn auf dem betretenen Wege mit der Zeit in Aussicht stellen. — Auch in den von Mitgliedern der Kgl. Generaldirektion bearbeiteten Leitfäden für die Vorbereitung zu den Prüfungen des mittleren Personals der K. S. Staatseisenbahnverwaltung ist in erfreulicher Weise Sprachreinheit angestrebt; zunächst in dem ersten, »Allgemeines« enthaltenden Bändchen, während das zweite, das Finanzwesen betreffende noch vor Erlaß der oben besprochenen Verordnung abgefaßt wurde und daher an die bis dahin gesetzlich festgelegten Ausdrücke gebunden war. Selbstverständlich kommt das Streben nach Sprachreinheit dem Bedürfnisse nach Klarheit und Deutlichkeit der Ausdrucksweise, das für solche Leitfäden in hervorragendem Maße besteht, in erfreulicher Weise entgegen. R.

— **Kanzleigehilfe oder Kanzleiassistent?** Die leidige Titelsucht, der üble Kastengeist, die schon sonst Unheil genug unter uns stiften, gehören auch zu den Feinden der Sprachreinheit. Das tritt wieder bei einem Gesuch von Kanzleigehilfen zutage, das mit anderen am 7. November im preußischen Abgeordnetenhause verhandelt wurde. Da steht neben dem Wunsche nach Aufbesserung, der nach der übereinstimmenden Meinung aller Redner dringend berechtigt ist, der andere nach Beilegung der Amtsbezeichnung »Kanzleiassistent«, der den Bittstellern gleich wichtig zu sein scheint, während er in den Verhandlungen über das Gesuch, wenigstens in der Vollversammlung, gar nicht besonders beachtet worden ist. Nur der Abgeordnete Dr. Arendt hat sich wie bei früheren Gelegenheiten das Verdienst erworben, den Ausdruck seines Wohlwollens für die Bittsteller mit einer Empfehlung des verschmähten deutschen Wortes zu vereinigen. Er führte aus:

»Meine Herren, nach dem Antrag, der uns hier vorliegt, wird von den Petenten auch die Beilegung der Amtsbezeichnung als ‚Kanzleiassistent‘ angestrebt. Der Herr Berichterstatter hat diesen Teil der Petition nicht besonders begründet. Ich mache ihm daraus keinen Vorwurf . . . ., ich wäre einigermaßen gespannt gewesen, wie die Gründe dafür ausgefallen wären, daß statt des Titels ‚Kanzleigehilfe‘ der Titel ‚Kanzleiassistent‘ gewählt werden soll. Soweit ich die Dinge sprachlich beurteilen kann, besagen beide genau dasselbe, die eine Bezeichnung mit einem guten deutschen Ausdruck, die andere mit einem Fremdwort. Welchen Vorteil es für die Kanzleigehilfen hat, sich mit dem Fremdwort ‚Kanzleiassistenten‘ zu bezeichnen, kann ich nicht einsehen. Es ist wohl nur noch das alte Vorurteil, das leider in so weiten Kreisen unseres Volkes besteht, daß das Fremdwort etwas Besseres, etwas Feineres enthält, wofür wir ja in der letzten Zeit eine Reihe trauriger Beispiele auch im amtlichen Verkehr haben. Entgegen dem Streben, alles, was gut deutsch ausgedrückt werden kann, auch deutsch zu bezeichnen, sind einzelne Beamtenklassen immer noch bemüht, ihre deutsche Amtsbezeichnung durch Fremdwörter zu ersetzen. Ich brauche Sie nur an die unglückliche Einführung des Wortes ‚Veterinär‘ zu erinnern. Unter solchen Umständen kann ich es mir auch erklären, daß die Kanzleigehilfen

vielleicht glauben, etwas Besseres zu erwählen, wenn sie als ‚Kanzleiassistenten‘ bezeichnet werden. Ich möchte aber doch für das gute alte deutsche Wort ‚Gehilfen‘ eintreten, dessen sich in Rußland sogar die Vertreter der Minister nicht schämen.

Wenn ich auch von der Stellung eines Antrages absehe, und nicht diesen Teil der Petitionen durch Übergang zur Tagesordnung zu erledigen beantrage, so möchte ich doch die Aufforderung an die Königliche Staatsregierung richten, daß sie diesen Teil der Petitionen nicht erwägt, oder wenn sie ihn erwägt, jedenfalls nicht berücksichtigt, sondern daß man es bei dem Titel ‚Kanzleigehilfen‘ beläßt, aber ihre Stellung möglichst aufbessert, um ihnen eine menschenwürdige Existenz zu geben und auch hier den berechtigten Klagen aus den Reihen der Beamtenschaft ein Ende zu machen«.

— **Ein gutes Beispiel.** Lindstedts Stadtküche in Berlin (gegenüber dem Kriegsministerium) versendet alljährlich in der Hauptgesellschaftszeit an ihre Kunden und solche, die es werden wollen, sauber ausgestattete Heftchen: »Speisen-Vorschläge«, die eine Reihe der Jahreszeit, dem Geldbeutel und dem Brauche unserer vornehmen Gesellschaft angepaßter Speisefolgen für Mittags- und Abendtafeln, sowie für Kalte Küche enthalten. Bei der Mannigfaltigkeit und Sachkenntnis, die diese Zusammenstellungen aufweisen, werden sie den Empfängern willkommene Ratgeber zur Bewirtung ihrer Gäste sein. Das uns zugegangene Oktober-Heftchen zeigt gegenüber der bisherigen Gepflogenheit insofern einen mit Freude zu begrüßenden Wandel, als das bisherige Kauderwelsch der bekannten, aber glücklicherweise auch immer mehr veraltenden »Menüs« durch reines und jedermann verständliches Deutsch ersetzt worden ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Sprache dieser Tafelkarten und Gangfolgen einen erheblich vornehmeren Eindruck macht, als jener Mischmasch deutsch-französisch-englischer Brocken, die, weil meist sinnloser und sprachunrichtiger Klingklang, niemand etwas sagten, aber gedankenlos von unserer gebildeten Gesellschaft dem Küchendeutsch ungebildeter Köchinnen und Küchenmeister entnommen wurden. Sicher wird das gute Beispiel Lindstedts auch in der vornehmen Gesellschaft Schule machen und zur Einbürgerung ausschließlich deutscher Bezeichnungen auch für unsere Tafelfreuden beitragen. Die Sonderheiten der sogenannten feinen französischen Küche können dabei auch zu ihrem wohlverdienten Rechte kommen, wie z. B. die Lindstedtsche Speisenfolge IV zeigt, die lautet: Kaviar-Schnitten, Ungarische Suppe, Ostender Steinbutte mit Musselin-Soße, Rinderbrust auf Bürgerart, Rehrücken nach Richelieu, Auflauf von Rebhühnern, Französische Masthühner aus Mans, Tomaten-Salat, Rahmgefrorenes mit Teigrand, Englische Käsebrötchen. — Das ist verständlich, klingt vornehm und ist einem deutschen Mahle angemessen. Dieses Vorgehen ist auch ein erfreulicher Beweis dafür, daß gerade in unseren ersten Geschäftshäusern das Sprachbewußtsein immer mehr erwacht und um so rascher und nachhaltiger zur Geltung gelangt, auf je höherer Bildungsstufe der Geschäftsleiter selbst steht. Unsern großen Geschäftshäusern zur Nacheiferung bestens empfohlen! Vornehmes Haus, vornehme Sprache! H.

— Das Stuttgarter Schwimmbad hat jüngst eine bedeutende Erweiterung erfahren, für die der gespreizte Name »**Balneologisches Institut**« geschaffen wurde. Diesen bedauerlichen Mißgriff bespricht der geistreiche »Stuttgarter Spaziergänger« (W. Widmann) im Stuttgarter Neuen Tagblatt Nr. 260 in launigen Versen, die in den Vorschlag auslaufen:

Statt »Balneologisches Institut«
Sagt »Stuttgarter Heilbad« kurz und gut.
Das trifft doch auch des Wesens Kern,
Das rutscht von der schwäbischen Zunge gern
Und paßt, klingt es auch minder fein,
Zum »Schwimmbad«, seinem Brüderlein.

In ungebundener Rede wird weiterhin für das »Titelungetüm« »Meteorologische Zentralstation Stuttgart« vorgeschlagen: Stuttgarter Wetterwarte; für Zentralstelle: Hauptstelle; für Departement: Abteilung. — Die letztgenannte Verdeutschung dürfte allerdings mit »Verwaltung« zu vertauschen sein; statt »Ministerium des Schulwesens« sagt man in Württemberg längst: Unterrichtsverwaltung.

Ludwigsburg. Karl Erbe.

— **Rechtschreibeschmerzen in Frankreich.** Im Pariser Matin vom 5. Nov. d. J. klagt René Bures in komischer Verzweiflung über eine drohende Vereinfachung der französischen Rechtschreibung. Der bekannte Philologe Paul Meyer hat dem französischen Kultusministerium einen Plan für eine Reform vorgelegt. Wozu, jammert B., haben wir uns all die Mühe gegeben, um uns die Feinheiten der französischen Rechtschreibung anzueignen, wozu den Orthographiepreis in der Schule bekommen, wenn das alles jetzt anders gemacht wird. Da kommen wir Besten dann ins Hintertreffen. Bures spricht im Sinne des gemütlichen Spießbürgers, der keine Störung wünscht. Es ist für uns lehrreich zu beobachten, wie selbst die so unbequeme, umständliche französische Rechtschreibung Verteidigung findet, was man anderseits in Frankreich an Neuerungen wagen zu können glaubt. Es soll vor allem mit der Wortschrift grundsätzlich gebrochen und Lautschrift angestrebt werden. Ein gut Teil der Akzente wird dadurch überflüssig; der Unterschied von en und an, von œu, œ und eu, von ein und in soll fallen, nicht gesprochene Konsonanten werden unterdrückt, vor allen die Doppelkonsonanten. Die Franzosen werden künftig leichter lesen und schreiben lernen und werden Tausende von Zentnern Schriftguß sparen. Mit der Beschränkung auf die eine »lateinische« Schrift sind sie uns schon jetzt voraus. Br.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

251) »In den Gemeindeschulen haben Diebstähle mittels Erbrechens von Schränken stattgefunden, wobei hauptsächlich Geigen, aber auch Privatsachen von Lehrkräften entwendet worden sind.« (Aus dem Erlaß einer Schulbehörde.)	251) In den Gemeindeschulen sind von Dieben Schränke erbrochen und daraus hauptsächlich Geigen, aber auch den Lehrern gehörige Gegenstände entwendet worden.

»Stattgefunden« — farblos. »Lehrkräfte« scheint amtlich gern für »Lehrer« gebraucht zu werden; denn in demselben Erlasse werden die Rektoren aufgefordert, »die Lehrkräfte zur Mitnahme ihres Privateigentums zu veranlassen.« Offenbar will man mit diesem Worte Lehrer und Lehrerinnen zusammenfassend bezeichnen, wie in anderen Gegenden mit dem häßlichen Kanzleiworte Lehrperson. Aber warum nicht einfach Lehrer? Auch Frauen und Mädchen werden als »Beamte« bezeichnet. Die Lehr-»Kraft« hat ja mit dem persönlichen Eigentum nichts zu tun. — »Privatsachen von Lehrkräften entwendet« — zweideutig.

Andere Beispiele von unbeabsichtigter Zweideutigkeit: »Sie erhalten hierbei 10 Stück vom Deutschen Kriegs- und Militär-Abreißkalender zu gefälliger Verteilung an die Mitglieder Ihrer Konferenz, welche nach dem Willen des Gebers aufgehängt und gelegentlich ... den Kindern erklärt werden sollen« (aus einem amtlichen Schreiben an die Schulen in Sachsen-Weimar). — »Die seiner Zeit über den Redakteur M. vom Ulf wegen Gotteslästerung verhängte sechsmonatige

efängnisstrafe ist im Gnadenwege in dreimonatige Festungshaft umgewandelt worden« (Zeitungsmitteilung v. J. 1900). — Der Klub Deutscher Geflügelzüchter sucht noch ständige Abnehmer für garant. frische Hühnereier seiner Mitglieder« (Anzeige in einer Dresdner Zeitung 1902). — »Der Magistrat hat in seiner Sitzung am 4. März beschlossen, das nichtgewerbsmäßige Schlachten derjenigen Leute freizugeben, die mehr als 4 Kilometer in der Luftlinie bis zum Haupteingange des Schlachthauses entfernt wohnen« (Angermünder Anzeigen 1896). Hierher gehört auch der köstliche Satz aus der Entscheidung eines Oberlandesgerichts, der im vorigen Jahre die Runde durch die Zeitungen machte: »Das Beschwerdegericht hat die Identität des gepfändeten Schweines mit dem Richter erster Instanz als erwiesen angenommen.« Endlich sei noch das gut gemeinte, aber menschenfresserische Glückwunschschreiben angeführt, das vor kurzem eine Mädchenklasse in Hannover ihrem geliebten Lehrer bei seinem Geburtstage mit einer Torte überreichte: »Dieses schenkt die zweite Klasse — und wünscht guten Appetit. — Verzehren Sie die ganze Masse — und Ihre Frau und Kinder mit.«

Geprüft von den Herren Behaghel, Brenner, Erbe, Gartner, Gombert, Heintze, Khull, Lohmeyer, Lyon, Matthias, Pietsch, Saalfeld, Scheffler, Wappenhans, Wülfing.

Bemerkungen über die vorstehenden Sätze, Beiträge u. a. bittet man einzusenden an Professor Dr. Dunger in Dresden-Plauen, Kaitzer Str. 125.

Berichtigung. Nach einer gefälligen Mitteilung des Herrn Postinspektors S. in Charlottenburg fußt die Verbesserung des Satzes 244 zur Schärfung des Sprachgefühls (Sp. 260) auf einer unrichtigen Voraussetzung. Es handelt sich um die Bekanntmachung eines Postamtes: »Als unverausgabt wird eine .. Postanweisung über 13 Mk. 20 Pf. nach Schwerin (Meckl.) geführt.« Dafür wurde als Verbesserung vorgeschlagen: »Als unanbringlich (unbestellbar) lagert hier eine nach Schwerin (Meckl.) bestimmte Postanweisung über — «. Wie uns aber mitgeteilt wird, ist die Postanweisung verloren gegangen, infolge dessen ist der Name des Einzahlers wie der des empfangsberechtigten Empfängers nicht bekannt, und so wird der Betrag der Postanweisung als »unverausgabt geführt«, d. h. in den Büchern. Also nicht die Postanweisung, sondern nur der Betrag wird »geführt.« Das ist allerdings ein Postwelsch, das der Nicht-Fachmann unmöglich verstehen kann. Und doch wendet sich die Bekanntmachung nicht an Fachleute, sondern an den Einzahler, dessen Auftrag die Post aus dem angegebenen Grunde nicht ausführen konnte. Unter diesen Umständen hätte die Bekanntmachung etwa so lauten können: »Am 26. August 1903 ist eine nach Schwerin (Meckl.) bestimmte Postanweisung über 13 Mk. 20 Pf. hier eingeliefert worden. Da die Postanweisung verloren gegangen ist, so konnte der Betrag [illegible] werden. Der Einzahler wird daher ersucht, [illegible] zurückzunehmen.« Dresden.

H. D.

Bücherschau.

Johann Wende, Über die Beziehungen der deutschen und der tschechischen Sprache. Prag 1904. 16 Seiten. Preis 20 Heller.

[illegible] Worte, mit denen vor mehr als hundert [illegible] als wahrscheinlich hinstellte, »daß sich [illegible] in Absicht der Sprache in eben dem Zustande [illegible] Meißen, Brandenburg und Schlesien, [illegible] deutsch spricht und wo von der etwas [illegible] nichts als die Namen der Städte, der [illegible] sind«, könnten uns heute wohl als [illegible]. Ungefähr fünfzig Jahre später hielt es [illegible] für ersprießlich und anziehend, daß sich [illegible] Nachbarn mit der zu ungeahntem Aufschwung gediehenen »Zschechensprache« bekannt machen. Heute nehmen wir aber einen andern Standpunkt ein und halten es für zeitgemäß und notwendig, daß die von Schmeller noch als politisch anmaßungsfrei belobten Tschechen daran erinnert werden, wie ihre Kultur uns Deutschen so vieles zu danken hat. Das geschieht nun auch in der oben genannten Schrift von Dr. J. Wende, die als Nr. 310 der »Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag« erschienen ist.

Der Titel des Schriftchens verdient einen Tadel; er sagt uns nämlich nicht, daß wir über die Wechselbeziehungen zwischen Deutsch und Tschechisch belehrt werden sollen; Schleicher hatte richtig von der »wechselseitigen Einwirkung« gesprochen (im 9. Band von Herrigs Archiv). Über die sprachlichen Schädigungen, die wir Deutschböhmen durch den Verkehr mit unsern »Landesbrüdern« erleiden, teilt Wende auf den ersten Seiten allerlei mit; reichere Belehrung hat der weitausblickende H. Schuchardt in seiner Festschrift zu Ehren Miklosichs »Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches« 1885 dargeboten, wie auch J. W. Nagl in seiner Abhandlung »Deutsche Lehnwörter im Czechischen« Wien 1894. Im Verlaufe seiner Schrift zeigt uns Wende, wie sich der deutsche Einfluß immer mächtiger über das Tschechische erstreckte, so daß unsre Bildung und Gesittung sich in einer unerschöpflichen Anzahl von Lehnwörtern dieser Sprache offen kundgibt. Eine störende Absonderlichkeit von Wendes Darstellung besteht darin, daß er den tschechischen Wörtern die Geschlechtsbezeichnung der entsprechenden deutschen beigibt. So heißt es z. B.: »Ob die mléko von Milch, der pluha von Pflug kommt, ist nicht ganz sicher«, mléko ist aber ein Neutrum, pluh (nimmermehr pluha) ein Maskulinum. Ebenso abenteuerlich klänge uns, wenn man beim lateinischen Unterricht sagen wollte: »Das oculus ist unser Auge, das auris ist unser Ohr«. Die sichere Wiedergabe der slawischen Wortformen, hin und wieder auch der deutschen, vermissen wir an nicht wenigen Stellen. Wir finden »russisch knjáži«, »altslovenisch munichu«, »mittelhochdeutsch obazo« Obst, »althochdeutsch hvîla« Weile, »mittelhochdeutsch gawât« = tschechisch kabát, »mittelhochdeutsch papas« Papst und dergleichen mehr. Für die Verstümmelung zahlreicher slawischer Formen, die Wendes sonst recht dankenswerte Schrift verunziert, haben wir Prof. Berneker, den bedeutenden Slawisten der deutschen Universität in Prag, der unserm Verfasser namhafte Förderung zu teil werden ließ, ganz gewiß nicht verantwortlich zu machen.

Leitmeritz. J. Peters.

Deutscher Volkskalender für 1905. Herausgegeben von August Jekelius. I. Jahrgang. Kronstadt, H. Zeidner. Preis 40 Heller.

Ein rühmliches neues Unternehmen. Für die erstaunlich geringe Summe von 40 Hellern oder 35 Pfg. wird hier unsern siebenbürgischen Stammesgenossen ein Kalender geboten, der auf 244 (!) Seiten, abgesehen von zahlreichen Abbildungen, eine überraschende Fülle von wirklich gediegenem Stoff bringt. Überall spürt man den Leben weckenden und bewußt gepflegten Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben. Unter den Liedern verdient »Des deutschen Jünglings Hochgesang« von Roderich Gooß mit dem Kehrreim »Ein grünes Reis bin ich am Stamm der alten deutschen Eiche« hervorgehoben zu werden. Treffliche Mahnungen enthält der »Kulturbrief«, der sich (bedauerlich, daß es nötig ist!) gegen das Aufgeben der alten Volkstracht und anderer Kennzeichen sächsischer Eigenart wendet. Jeder Deutsche, der sein Volkstum liebt, wird an diesem Kalender seine helle Freude haben.

Landeshut i. Schl. Richard Palleske.

Alldeutscher Atlas. Bearbeitet von Paul Langhans. Mit Begleitworten: Statistik der Deutschen und der Reichsbewohner. Dritte Auflage. Gotha, Justus Perthes. 1 Mk.

Der Atlas besteht aus fünf großen Kartentafeln mit vielen Nebenkärtchen; alle ganz vortrefflich und übersichtlich gearbeitet stellen der Reihe nach dar: 1. die Verbreitung des Deutschtums auf der Erde, 2. in Europa und im Morgenlande, 3. Deutsche und Undeutsche im Deutschen Reiche, 4. Deutschland nach Osten und 5. die Hauptsitze des Deutschtums über See. Jedem Deutschen, dessen Blicke über die vier Pfähle hinausreichen, muß die dritte Auflage dieses überaus reichhaltigen Werkes eine Freude sein. Auch der ungewöhnlich niedrige Preis verdient ein besonderes Lob.

Str.

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedr. Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 165 Abbildungen im Text, 27 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck, 2 Buchdruck- und 32 Faksimilebeilagen. 355 und 599 S. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1904. Geh. in 16 Lieferungen je 1 ℳ, in 2 Halblederbänden je 10 ℳ.

Die beiden Verfasser haben ihre Aufgabe so untereinander verteilt, daß Fr. Vogt im ersten Bande den Verlauf der Geschichte von den Anfängen bis über die Reformationszeit darstellt und M. Koch im zweiten Bande den Faden bei Opitz, dem Begründer einer neuen gelehrten Dichtung in deutscher Sprache, wieder aufnimmt und bis in unsere Tage hinein weiterführt. Jeder von beiden Männern hat sich also auf das Gebiet beschränkt, in dessen Bereich sich seine eigenen Forschungen und Arbeiten seit langer Zeit hauptsächlich bewegen. Daß anerkannte Gelehrte und Universitätslehrer selbst die Ergebnisse ihrer Wissenschaft über den Kreis ihrer Zunft hinaus den Gebildeten und Lerneifrigen ihrer Zeitgenossen zugänglich machen, ist ein erfreulicher Fortschritt unserer Tage und verdient in jedem Falle Dank. Aber die besondere Art, wie die beiden Verfasser einmütig ihre Aufgabe erfaßt und durchgeführt haben, macht es unserer Zeitschrift zur Pflicht, diese deutsche Literaturgeschichte rühmend zu nennen. Sie wühlen nicht in gelehrten Streitfragen, bei denen es kein Unwichtiges gibt, sie arbeiten nicht über Menschen und Volk erhaben, auf allgemeingültigen Gesetzen und abgezogenen Begriffen, um kalte Werturteile zu finden, sondern suchen überall warmen Herzens die besondere Eigenart, die Persönlichkeit des hervortretenden Einzelnen zu erfassen, seine Stellung zum Geiste seiner Zeit zu bestimmen und in der Folge dieser Persönlichkeiten und den literarischen Strömungen ein Stück des deutschen Geisteslebens überhaupt zu veranschaulichen. Das Buch ist also durch und durch national und unterläßt beispielsweise keine Gelegenheit, mit innerer Teilnahme auch auf die Umstände hinzuweisen, aus denen sich das Verhängnis unserer Muttersprache ergab; denn so möchte man die Tatsache bezeichnen, daß der Deutsche von den frühesten Zeiten an wieder und wieder die Förderungen seines Lebens, die er wie segensreich auch immer von außen erhielt, mit Geringschätzung der Muttersprache büßte, in der doch allein die Wurzeln auch seiner dichterischen Kraftentfaltung ruhen. Immer von neuem brauchte er Kämpfer für das Recht seiner Muttersprache, als solcher steht Otfried an den Eingangstoren des deutschen Schrifttums, und der zweite Band beginnt gleich mit Opitz. Herabzuschauen auf die Muttersprache hat von den alten bis zu den neuen Zeiten wiederholt als guter Ton gegolten, und sind wir darüber mit Gottes Hilfe nun hoffentlich für immer weg, so schreibt sich doch noch daher das absonderliche Verhältnis des Durchschnittsdeutschen unserer Tage zur Muttersprache, z. B., um nur das hervorzuheben, die vielfache Unkenntnis und Unsicherheit (vgl. Sp. 366 Sprachtücken) oder auch Gleichgültigkeit in den einfachsten sprachlichen Schulfragen, die sich mit der sorgsamsten Gewissenhaftigkeit gegen fremde Zungen verträgt.

Auch in Stil und Ausdruck haben die Verfasser den gewählten Leserkreis wohl im Auge behalten. Zwar im zweiten Bande findet der Beobachter da und dort eine Schachtelung, wodurch entweder dem Zeitwort eine verlorene Bestimmung allzusehr nachhinkt (S. 142: macht sich . . . geltend) oder (wie S. 147: trugen, unterblieben war, erschien . . .) drei Zeitwörter mit den Köpfen zusammenstoßen und ähnliches, und dem Bearbeiter des ersten Bandes entschlüpft ab und zu ein, sei es bloß ein überflüssiges oder auch ein hemmendes Fremdwort, wie es uns allen aus Schulstube und Hörsaal und aus der gelehrten Literatur noch anhängt. Vegetationskraft (statt Fruchtbarkeit), populäre Tradition, Version, Variation, fingierte Situation und besonders Interesse, Existenz (Dasein Gottes), Prinzip, Momente, Faktoren und Elemente, ferner energisch, individualisierend (S. 14 für persönlich), konsequent und spezifisch und andere möchte ich als harmlos betrachten und nur für Schönheitsfehler halten. Dagegen werden z. B. metrisches Spezimen, Interpolation, kompiliert, auch Kapitalbuchstaben, hypothetische Übertragung manchem gebildeten Leser nicht oder nicht ohne weiteres verständlich sein. Anderer Art ist, möge indessen für die künftigen Auflagen auch der Vernichtung empfohlen sein, die in beiden Bänden wiederholte Wendung: der Ausgang war ein gleich blutiger, die Scheidung ist eine ziemlich willkürliche, die Wirkung eine große; denn sonst wirkt vielleicht das neue, achtenswerte Vorbild mit, der aufkommenden Unart zu Recht und Geltung zu verhelfen, bis niemand mehr leugnet, daß die Erde eine runde ist und der Rückertsche Spruch lauten müßte: Gott ist ein großer und der Mensch ist ein kleiner. Aber alles, was man da anders wünscht, ist unerheblich im großen Ganzen. Denn von der formel- und fachwortreichen Gelehrtensprache halten sich beide Verfasser doch sichtbar und bewußt genau so fern, wie sie anderseits jede Art geistreicher oder geistreichelnder Künstelei vermeiden. Sie drücken sich, ihrem ausgesprochenen Vorsatze treu, wirklich gemeinverständlich aus, was kein geringes Lob ist, und wer eine Probe musterhafter Gemeinverständlichkeit haben will, der findet sie z. B. in der sachlich und sprachlich vortrefflich gelungenen Übersicht über die nordische Nibelungensage (I. S. 14f.). — Weiter auf den Inhalt einzugehen, gehört nicht in den Rahmen unserer Zeitschrift; wenn ich noch das bemerke, daß die zahlreichen Bilder durchaus kein bloßer Putz des Buches sind, sondern in die Darstellung höchst lehrreich und sorgsam verarbeitet, so wird es genügen, um das für die Pflege des deutschen Volksbewußtseins wichtige, übrigens äußerlich sehr geschmackvoll ausgestattete Werk den Kreisen des Sprachvereins warm zu empfehlen.

Str.

Eduard Engel Griechische Frühlingstage. Zweite, neubearbeitete Auflage mit 21 Bildern nach der Natur. H. Costenoble. Jena 1904. 376 Seiten. geb. 5 ℳ.

Dieses Buch verdient wie bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1887 auch jetzt die Aufmerksamkeit der Gebildeten durch die frische Lebhaftigkeit der Schilderung und die Wärme des Mitgefühls für das Griechentum der Gegenwart, die sich, wo es Gegnerschaft zu bekämpfen gilt, bis zur Leidenschaftlichkeit steigern kann. Es hat schon manchem seiner Leser mit unwiderstehlicher Reiselust nach dem schönen Griechenlande erfüllt, manchem wenigstens das eigene Anschauen einigermaßen ersetzt. Unsere Zeitschrift ist nicht der Ort, den reichen und bunten Inhalt näher zu bezeichnen; höchstens auf das vorletzte, das 22. Kapitel, kann kurz hingewiesen werden, das die Überschrift trägt: »Ein deutsches Dorf in Attika und was es lehrt?« Heraklion ist gemeint, wo der bayerische Griechenkönig Otto ausgediente bayerische Soldaten ansiedelte (einige hatten sich auch deutsche Frauen genommen) und doch schon 1886 der griechische Pfarrer der letzte war, der sich um die Pflege der deutschen Muttersprache hoffnungslos bemühte, denn schon mußte er deutsche Grammatik in griechischer Sprache unterrichten, und heute haben die Heraklioner Müller, Setze, Kegelmeier auch das letzte deutsche Wort längst vergessen; ein lehrreiches Beispiel deutscher Nachgiebigkeit. Aber der eigentliche und ausreichende Grund, Engels Buch an dieser Stelle rühmend zu nennen, liegt nicht im Inhalt, sondern in der Form. Das Bestreben des Verfassers, in dieser Beziehung den Forderungen der Zeit gerecht zu werden, ist bereits bei früherer Gelegenheit (vgl. Sp. 262) anerkannt worden. Jetzt hat es in folgender Bemerkung zur zweiten Auflage einen besonders deutlichen Ausdruck gefunden: »Diese Auflage unterscheidet sich von der ersten, abgesehen von einigen sachlichen Änderungen, besonders dadurch, daß ich alle überflüssigen Fremdwörter ausgemerzt und mich bestrebt habe, ein reindeutsches Buch darzubieten.«

Str.

Valtýr Guðmundsson,[1]) Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. Aus dem Dänischen von Richard Palleske. Mit einem farbigen Titelbilde (Nordlicht) und 108 Abbildungen. 233 S. Gebrüder Böhm in Kattowitz O.-S. 1904. 6 ℳ.

Schon bei meiner allerersten Unterweisung in der Erdkunde hat das auf der Karte von Europa, beinahe wie dessen Mond, so hoch oben schwebende Island auf mich einen ganz besonderen Eindruck gemacht. So wird's wohl auch andern ergangen sein. Etwas Ordentliches gelernt haben wir aber nicht über dieses von der Natur so in Absonderung gehaltene Inselkind, das doch, wie das vernachlässigte Aschenbrödel, der Reize genug darbietet. Denn die drei Wissensmünzen Hekla, Geysir und Islandmoos, dazu

1) Isländisches ð zu sprechen wie englisch th in father.

[illegible] ... Bilder aus dem Volksleben, ... ein besonders reichhaltiges ... zeichnis deutscher Bücher und ... Abschluß der älteren Zeit. ... einer Dissertation, das sonst im Buche nicht erwähnte isländische ... genannt, aus dem der ... (vgl. das Gedicht des ... chzehnjährigen Freiligrath) bereitet wird. — Wer in dem Werke zu lesen beginnt, fühlt sich von Anfang bis zu Ende [illegible] durch die lehrreichen Erörterungen über alle Teile [illegible] Lebens gefesselt. Es ist für Leser jedes Standes [illegible] — einmal etwas ganz andres«.

[illegible] K. Bruns.

[illegible] Weihnachtsbüchlein. Zwei Bände, herausgegeben von der [illegible] Vereinigung des Berliner [illegible]. Jeder Band [illegible] gebunden 0,60 ℳ.

[illegible] Bändchen zunächst für die [illegible] Nachfrage nach Sammlungen [illegible]. Aber die Auswahl, die der [illegible] Kotzde getroffen hat, ist [illegible], daß wir beide Büchlein gern auf [illegible] Hauses sehen möchten, um [illegible] des Lebens [illegible] zu helfen. Daß [illegible] nicht fehlen, versteht [illegible] Hans Thoma, Georg Barlösius, [illegible] das Übrige beigetragen. Aber [illegible], der im ersten Bändchen [illegible] bringt, im zweiten [illegible] von Adalbert Stifter, [illegible]. Eine Weihnachtsbescherung [illegible] im Schnee von dem ver[illegible] Wilhelm Kotzde.

[illegible] auch wegen ihrer Wirkung [illegible] Sprache und Sitte die wohlberechtigte [illegible] Vaterlande zu Weihnachten [illegible] Abnehmer.

Günther Saalfeld.

Zeitungsschau.

Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

[illegible] Redensarten. Von Dr. Franz [illegible] V. — Magdeburgische Zeitung vom [illegible] 1904.

[illegible] der Hauptsache nach mit Ausdrücken, [illegible] spielt, wenn sein Name auch öfter [illegible], um zu zeigen, welcher Volkstümlich[illegible] Mittelalter erfreute. Denn auf diese Zeit [illegible] Redensarten zurück, so neu sie uns [illegible] z. B. der Ausdruck: Dieser und [illegible] im Simplicissimus findet.

[illegible] Von Dr. —er. — Leipziger Neueste [illegible] 1904.

[illegible] im Spiegel der deutschen Sprache, [illegible] denn mit unendlicher Biegsamkeit [illegible] seelischen Wirkungen zustande, [illegible] poetischen Worte: Lenz, [illegible] Weiber, oder an die verschieden [illegible] Begriff oder an die ursprüngliche, [illegible] Bedeutung der Wörter oder an die [illegible], die das Volk sprichwörtlich im Munde führt.

Düsseldorfer Straßennamen. Von K. Sch. — Düsseldorfer Tageblatt vom 30. Juli 1904 u. flg.

An der Bezeichnung der Straßen werden die allmähliche Ausdehnung der Stadt, die ehemaligen Verhältnisse in ihr, ihre [illegible], alle berühmten Persönlichkeiten, deren Geschichte mit Düsseldorf verknüpft ist, und die Geschichte der Malerakademie vor Augen geführt. Der Aufsatz kann unsern Zweigvereinen die Anregung zu Vorträgen über die Straßennamen ihrer Stadt geben, in denen gezeigt würde, wie auch diese mit der geschichtlichen Entwicklung der Stadt verknüpft sind.

Wie Personennamen Begriffe wurden. Von Franz Kurz-Elsheim. — Berliner Morgenzeitung vom 19. Juli 1904.

Eigennamen werden zusammengestellt, die unter Ausscheidung alles Persönlichen zu Begriffen geworden sind: Kaiser, Bramarbas, Chauvin, Lynch, Boykott, Ampère, Volt, Reaumür, Blüthner, Bechstein, Bock, Upman u. a.

Im Zeitalter der Perücke. Von Prof. Eugen Wolff, Kiel. — Hamburgischer Korrespondent vom 31. Juli ff. 1904.

Zum Teil im Spiegel der deutschen Dichtung gibt Wolff ein Bild von den gewerblichen, rechtlichen, politischen, künstlerischen, religiösen und sprachlichen Verhältnissen des Zeitalters nach dem großen Kriege. Uns gehen hier hauptsächlich die letzteren an, die deshalb so trostlos geworden waren, weil sich fremde Kriegsleute 30 Jahre lang durch die deutschen Gaue durchgeflucht hatten und sich so das Ohr und bald auch der Mund an ein wüstes Kauderwelsch gewöhnt hatte. Wie weit die Anbetung fremder Sprache gediehen sein mußte, läßt sich auch daraus ermessen, daß Joh. Rist hierin die Hauptquelle von Deutschlands Kriegsunglück sucht. Nichts aber beleuchtet so grell die Sachlage als das Vorgehen des Thomasius, der es zwar wagt, 1687 die Muttersprache in die Hallen der Universität einzuführen, aber in der Einladungsschrift sagt, man solle sich der französischen Sprache bedienen, soweit es mit der deutschen nicht gehen wolle, wie sich denn auch Leibniz in seinen wissenschaftlichen Werken außer der lateinischen nur der französischen Sprache bedient hat.

Fremdwörter in der Handelssprache. Von F. Hildebrand. — Weserzeitung vom 24. Juli 1904.

Wieder ein Kämpfer für die Reinhaltung unserer Kaufmannssprache, der um so freudiger zu begrüßen ist, als gerade der Kaufmann am leichtesten in die Versuchung kommt, ihm geläufige Fremdausdrücke auch dann zu gebrauchen, wenn sinngetreue deutsche Wörter dafür vorhanden sind, da für ihn die Kenntnis fremder Sprachen eine Grundbedingung ist. Eine Zusammenstellung von Geschäftsworten, für die sinngetreuer Ersatz vorhanden ist, zeigt, wie nötig die häufigere Schärfung der Gewissen ist.

Mixed-Pickles. Säuerliche Glossen zur Berliner Kultur. Von Friedrich Perzynski. — »Die Welt am Montag« vom 29. August 1904.

Es wird die — wie es scheint, aus Amerika übernommene — Sucht unserer Geschäftsleute gegeißelt, durch hochtrabende Ladenschilder und fremdländische Aufschriften die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich zu ziehen. Dieser Tadel ist um so bemerkenswerter, als der Verfasser nach seiner Schreibweise zu urteilen und nach seinem eignen Geständnis »kein Purist ist und ihm ein Fremdwort an richtiger Stelle oder ein solches, das sich bei uns mit einer ganz bestimmten Nüance eingebürgert hat, niemals Pein verursacht«.

Eine Fußwanderung durch die deutschen Sprachinseln in Welschtirol. Von G. Sch. (Höxter). — Deutsche Zeitung vom 11. September 1904.

Ein Mitglied des Allgemeinen Deutschen Schulvereins berichtet von einer Reise nach Altrei und Truden, den beiden einzigen Gemeinden des Flimser Tales, die sich ihr Deutschtum rein bewahrt haben, in das Fersental mit seinen Sprachinseln, nach Lusern (vergl. Zeitschrift 1901 Sp. 205) und zu den deutschen Gemeinden des Nonsberges. Er empfiehlt solche Wanderung jedem, der sein deutsches Herz stärken und das schöne Bewußtsein mit nach Hause bringen will, unsern deutschen Brüdern durch seine Teilnahme neuen Mut in ihrem Kampfe gegen Verwelschung eingeflößt und wackere Geistliche kennen gelernt zu haben, die ihren Pfarrkindern Führer auch in ihren nationalen Nöten sind.

Eisenberg. Max Erbe.

Die Schriftleitung (**Berlin NW 52, Paulstr. 10**) stellt die obigen und früher hier genannten Aufsätze — **nicht** die besprochenen Bücher — gern leihweise zur Verfügung.

Aus den Zweigvereinen.

Berlin-Charlottenburg. Die Sitzung am 26. Oktober im Architektenhaus war sehr gut besucht. Herr Müller-Hausen trug nach einer literarischen Einleitung Dichtungen und Prosastücke von Liliencron in drei Abteilungen mit meisterhaftem Ausdruck und großem Erfolge vor, so daß sowohl die Sprachgewalt wie die ergreifende Gefühlstiefe des Dichters zum vollen Ausdruck kam. Die Zuhörer hatten hierbei Gelegenheit, die vom Vortragenden hervorgehobene Bereicherung der Sprache durch den Dichter zu bewundern. Aus den geschäftlichen Mitteilungen des Vorsitzenden Präsident a. D. von Mühlenfels ist besonders hervorzuheben, daß der Zweigverein jetzt 1270 Mitglieder zählt. Der Zweigvereinsvorstand wurde durch Zuwahl und Neuwahl auf 15 Mitglieder verstärkt. Weiter berichtete Prof. Dr. Hentig über die Bestrebungen des Arbeitsausschusses. Wie im einzelnen mancher Erfolg erzielt wurde, so erregte namentlich die Nachricht Genugtuung, daß berufene Vertreter des Handels und der Gewerbe hier in Berlin sich bereit erklärt haben, mit dem Verein zur Reinigung der Geschäftssprache zusammenzuwirken. Von diesem Zusammenwirken ist gerade in Berlin reiche Frucht für die Zwecke des Vereins zu erhoffen. — Die Sitzungen des Vereins sollen von jetzt an tunlichst immer am vorletzten Mittwoch jedes Monats im Architektenhause stattfinden. Für die Vorträge des Winters sind treffliche Kräfte gewonnen. Der Fragekasten enthielt u. a. die Fragen: Was bedeutet »Bureau«? Welches ist die beste Verdeutschung? Ist für Berliner Zeitungen nicht eine Sprachecke einzurichten? Die Beantwortung dieser anregenden Fragen mußte wegen vorgeschrittener Zeit bis zur nächsten Sitzung vertagt werden.

Bischweiler (Elsaß). Nach einem vor zahlreichen Zuhörern gehaltenen Vortrage des Realschuldirektors Dr. K. Horst über »Die Notwendigkeit, den Zweck und die bisherigen Erfolge des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins« ist hier ein Zweigverein mit 70 Mitgliedern ins Leben getreten. Da Bischweiler nicht ganz 8000 Einwohner zählt, so ist das eine recht stattliche Zahl. Erfreulich ist, daß sich unter den Mitgliedern neben eingewanderten Altdeutschen eine namhafte Anzahl von Einheimischen befindet. In den Vorstand wurden gewählt: Dr. Horst als Vorsitzender, Reallehrer Herder (Schriftführer), Buchdruckereibesitzer Posth (Schatzmeister), ferner Hauptlehrer Unsinger und Oberleutnant Wahnung.

Bonn. Nach der Ruhe des Sommers trat unser Zweigverein am 26. Oktober zum erstenmal wieder in die Öffentlichkeit. Vorträge in Schriftsprache und Mundart, welche Herren und Damen unseres Stadttheaters, an ihrer Spitze unser Vereinsmitglied Direktor Beck, den Mitgliedern und Freunden des Vereins darboten, hatten eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelt, die den Vortragenden für ihre freundliche Bereitwilligkeit und trefflichen Leistungen mit lebhaftem Beifall dankten. — Eine Sitzung, die am 4. November stattfand, war dem Andenken eines treuen und wohlverdienten Mitgliedes, des Schulrats und Seminardirektors Münch, geweiht. Herr Reuter entwarf ein anziehendes Lebensbild des ihm befreundeten Mannes, Prof. Franck sprach über »Münchs Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart«, ein Werk, das der Verfasser noch kurz vor seinem Tode gedruckt zu sehen die Freude gehabt hatte. Mit gründlicher Kenntnis wurde eine Reihe mundartlicher Eigentümlichkeiten erörtert und auf die Bedeutung hingewiesen, welche die Pflege der Mundarten für die Sprache und die Sprachforschung hat.

Braunschweig. In der ersten Mitgliederversammlung nach den Sommerferien, die am 26. Oktober stattfand, hielt der Direktor der Oberrealschule, Prof. Dr. Wernicke, einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Bayreuther Festspiele. Vorher konnte der Vorsitzende des Zweigvereins, Bankherr Magnus, Mitteilungen machen über folgende erfolgreiche Bestrebungen des Vorstandes: 1. Mit einer Abordnung von Gastwirten wurde eine Beratung abgehalten wegen Verdeutschung der Speisekarte und der im Gasthofsbetriebe gebräuchlichen Fremdwörter. Die Herren sprachen ihre Bereitwilligkeit aus, möglichst mit Zugrundelegung unseres Verdeutschungsheftes 1 die fremden Ausdrücke durch hier gebräuchliche oder doch gut verständliche deutsche zu ersetzen, so z. B. Menu, Dîner, Souper, Table d'hôte. Dagegen wollte man Hôtel, Restaurant, Restauration noch nicht durch Gasthaus, Gastwirtschaft usw. verdeutschen. 2. Verhandlungen mit der herzogl. Hoftheaterintendantur haben dahin geführt, daß viele Fremdwörter wie Parkett, Repertoire verdeutscht werden sollen; doch konnte man für Loge, Foyer, Buffet, Abonnement noch keine passenden gutdeutschen Ausdrücke finden. 3. Ein besonders erfreulicher Erfolg wurde erzielt durch eine Eingabe an den Stadtmagistrat, die Straßenbezeichnung »Promenade« durch »Wall« zu ersetzen. Die gärtnerischen Anlagen,

jetzigen Promenaden, sind auf den alten Festungswällen, welche die Stadt rings umgaben, entstanden, und noch vor 50 Jahren wurden sie Steintorwall, Augusttorwall usw. genannt. Jetzt sollen die alten Bezeichnungen durch das gute einsilbige deutsche Wort anstatt des viersilbigen Fremdwortes wiederhergestellt werden.

Breslau. Am 17. Oktober sprach Prof. Gombert über das Alter einiger Schlagworte. Die seit einigen Jahren dem Schlagwort zugewandte Teilnahme verspricht gute Erfolge, wenn die Forscher zugleich die Welt- und die Sittengeschichte genügend beachten. Diese Forderung ist nicht immer erfüllt worden, wie an einigen vor nicht langer Zeit in wissenschaftlichen Zeitschriften behandelten Ausdrücken nachzuweisen ist. So wurde der Ausdruck Wasserpolacken nicht erst im Jahre 1848 beliebt, sondern war nach Schummels Zeugnis (1792) schon im 18. Jahrhundert weit verbreitet; die Staatsmaschine geht für uns auf Thomas Hobbes zurück; von Thronreden wird bei uns mit dem Beginn des verfassungsmäßigen Lebens der süddeutschen Staaten gesprochen, nicht erst seit 1833 (Brauch und Ausdruck sind ja aus dem in England längst geübten speech from the throne herübergenommen); mit der Theologie des Herzens hat Gutzkow keinen neuen Ausdruck gebildet, wenigstens finden wir die Herzens-Theologie schon fast hundert Jahre früher (1747) bei Zinzendorf und bei demselben im Jahre 1727 die Herzens-Religion; von einer Opernprinzessin redet J. M. von Loen schon in einem Jugendbriefe aus dem Jahre 1719 oder 1720; die kleinen Leute sind nicht ein im Jahre 1847 geprägtes Schlagwort, sondern erscheinen in der gleichen Bedeutung bei Dan. Stoppe im Jahre 1741; Athen zur Bezeichnung einer Universitätsstadt war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon so gewöhnlich, daß Gotthilf Treuer im deutschen Dädalus (1675) die uns bekannten Umschreibungen schon grundsätzlich den Dichtern empfehlen kann. — Dem Breslauer Zweigverein ist für diesen Winter zu seinen Vorträgen von dem Herrn Rektor der Universität ein Hörsaal gütigst zur Verfügung gestellt worden. — Am 21. Oktober hielt Prof. Gombert im hiesigen Wissenschaftlichen Verein ein »Plauderstündchen mit Büchmann.« Da die vortreffliche Büchmannsche Sammlung trotz mühsamer Bestimmung des Begriffs der »Geflügelten Worte« doch auch viele Sätze und Wendungen bringt, die man ebenso gut Schlagworte nennen kann, so hielt sich der Vortragende für berechtigt, außer einer Reihe von sogenannten geflügelten Worten auch mehrere Schlagworte zu behandeln. So wurde nachgewiesen, daß Jesuitenriecherei eine Bildung J. G. Zimmermanns aus dem Jahre 1788 ist. Der Gedanke des europäischen Gleichgewichts geht in das 16. Jahrhundert zurück, und auch der Ausdruck ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland so gewöhnlich, daß J. H. G. v. Justi im Jahre 1758 eine Schrift unter dem Titel »Die Chimäre des europäischen Gleichgewichts« veröffentlichen kann. »Am Vorabende großer Ereignisse« hat man sich natürlich schon lange vor dem Jahre 1845 gefühlt, aus dem es uns angeführt wird. Das Dict. de l'Ac. hat im Jahre 1798 (vielleicht schon früher) die Wendung: »Nous sommes à la veille d'un grand événement,« und 1694: »Nous sommes à la veille de voir de grandes choses«; ähnlich drückte sich nach Webers Weltgeschichte einer der Verfechter der Unabhängigkeit Nordamerikas im Jahre 1765 aus. Auch der passive Widerstand, der noch in der neuesten Auflage Büchmanns auf Hans Viktor von Unruh (Nov. 1848) zurückgeführt wird, scheint schon ein Schlagwort in jenen amerikanischen Kämpfen gewesen zu sein; sicherlich tritt der Ausdruck so (»the passive resistance«) als Fahnenwort der englischen sogenannten Radikalreformer auf, und dann haben wir bald nach 1815 auch in deutschen Zeitungen die bei uns stehend gewordene Fassung. — Am 14. November sprach Realschuldirektor Bohnemann über Gustav Frenssen. Zuerst wurde das Land Ditmarschen kurz gezeichnet, in das uns Frenssen mit seinen Romanen führt. Der Ernst der Landschaft spiegelt sich wieder in dem Ernst ihrer Bewohner; das Gefühl, den Boden selbst großenteils dem Meere abgerungen zu haben, steigert sich zu starkem, doch nicht prahlendem Heimatstolz. Der Lebensgang des jetzt im 42. Lebensjahre stehenden Frenssen ist äußerlich so einfach, daß er mit wenigen Angaben erledigt werden konnte. Frenssens drei Romane Die Sandgräfin, Die drei Getreuen und Jörn Uhl bezeugen des Verfassers tiefes Heimatgefühl und stellen in ihrer Reihenfolge ein Aufsteigen zu höherer künstlerischer Leistung dar. Jörn Uhl, der letzte Roman, wurde von dem Vortragenden nach seiner Eigenart und seinen mannigfachen Vorzügen eingehend gewürdigt, doch ohne Überschwenglichkeit, so daß auch einzelne Unfertigkeiten im Aufbau und in der Fortführung der Handlung unverschwiegen blieben. Frenssen aber ist schon jetzt, sollte er auch wider Erwarten mit seinem Jörn Uhl seine Tätigkeit als Erzähler schließen, ein hervorragender Vertreter der Heimatkunst, und wir müssen uns freuen, daß das Ditmarscher Land nun schon fast seit der Geburt Frenssens auch äußerlich dem großen deutschen Vaterlande wiedergewonnen ist. Der Vortrag war gut besucht und fand großen Beifall.

Graz. In der letzten Vereinsversammlung vom 11. November besprach Prof. Dr. Ferdinand Khull in einem lichtvollen Vortrage die neuesten Forschungen über die Herkunft der Germanen. Besonders eingehend beschäftigte er sich mit den Untersuchungen Ludwig Wilsers in dessen Buche »Die Germanen«. Nach der Annahme dieses Anthropologen sind die Arier, also auch die Germanen, nicht nach Europa eingewandert, sondern Abkömmlinge dreier Menschenrassen, die bereits zur Eiszeit in den unvergletschert gebliebenen Landstrichen unseres Erdteiles seßhaft gewesen sind. Von Europa aus und nicht aus Asien, wie frühere Forscher angenommen haben, ist auch die Besiedelung der heute von Ariern bewohnten Länder der Erde erfolgt, und zwar ging die Auswanderung in drei Strömen, einem Ost-, West- und Mittelstrome, vom skandinavischen Norden aus vor sich. Die Germanen, die den Mittelstrom bildeten, haben sich denn auch in einzelnen skandinavischen Gebieten, insbesondere in Dalekarlien, am reinsten erhalten. — Der Vorsitzende Skriptor Gawalowski sprach Herrn Khull unter lebhafter Zustimmung den Dank der Versammlung aus.

London. Die erste Versammlung nach den Sommerferien hatte Mitglieder und Freunde unseres Vereins am 29. Oktober wieder in hellen Scharen in den großen Festsaal des Holborn Viaduct Hotel gelockt. Nach einigen Begrüßungsworten des Vorsitzers ergriff der in vielen Sätteln gerechte, um den Verein hochverdiente zweite Schriftführer Herr A. Schönheyde das Wort zu seinem anziehenden Vortrage: »Anton Sommer, ein thüringischer Volksdichter«. Der Redner schilderte das Leben des Dichters, die politischen und gesellschaftlichen Zustände in den Thüringer Kleinstaaten, wie sie sich in Sommers Gedichten widerspiegeln, und flocht in geschickter Weise Stellen aus des Dichters Werken ein. Besonders ansprechend war Schillers Handschuh in der Mundart. Reicher Beifall und Dank der Versammlung lohnten den Redner. An dem nun folgenden vortrefflichen Konzert beteiligten sich Fräulein M. Marks, L. Krause, H. Hellen und Herr H. Krause. Hieran schloß sich das Abendessen, bei dem der Vorsitzer den mitwirkenden Künstlern den herzlichen Dank des Vereins aussprach. Bis zur Mitternacht blieben die Anwesenden vereint, und mannigfache Darbietungen, Trinksprüche auf den Vorstand und die Damen und fröhlicher Gesang bildeten den Schluß dieses äußerst befriedigenden Festabends.

Magdeburg. Am 1. Nov. sprach Dr. Philippson über Eduard Mörike, dessen hundertster Gebuststag am 8. September d. J. gefeiert worden ist. Er gab ein Bild von dem Leben und der Kunst des Dichters, der noch lange nicht nach Verdienst gewürdigt werde. An Eigenart der Einbildungskraft, an Zartheit der Stimmungen, an Schönheit der Sprache und des Verses komme kein deutscher Lyriker Goethe näher als er: ja Mörike übertreffe Goethe noch durch seinen goldenen Humor. Zur Erläuterung des Gesagten dienten einige Gedichte Mörikes; die Gattin des Redners sang nach Schluß des Vortrages mehrere von Schumann, Franz und Hugo Wolf vertonte Lieder Mörikes. Beide, Herr und Frau Dr. Philippson, fanden bei den Zuhörern für den hohen Genuß, den sie ihnen bereitet hatten, dankbare Anerkennung und lauten Beifall. — Im zweiten Teile der Sitzung gedachte der Vorsitzende Prof. Dr. Knoche mit ehrenden Worten des um den Verein so hoch verdienten, leider zu früh verstorbenen Herrn Louis Mittag. Die Versammlung ehrte sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Marburg a. d. Drau. Im November nahm der Zweigverein seine Monatsversammlungen wieder auf. Nachdem der Vorsitzende Dr. A. Mally die Erschienenen begrüßt und sie aufgefordert hatte, die Lücken, die durch Tod und Übersiedlung in den Reihen der Mitglieder entstanden sind, durch Werbung neuer wieder auszufüllen, hielt Herr Alois Serpp einen Vortrag über »Einige Züge deutschen Volkstums«, in dem er die Eigenarten des

deutschen Volkes, seine guten, aber auch seine schlechten Charakterzüge schilderte. Frau Leidl und Dr. Glantschnigg besprachen einige ihnen in Zeitungen und Büchern aufgefallene sprachliche Fehler und stellten diese richtig. — Musiklehrer Wilhelm Köhler spielte mehrere Musikstücke auf der Kniegeige mit gewohnter Meisterschaft. Auf dem Flügel begleitete ihn Musiklehrer Hans Jäckl.

Mülheim am Rhein. In der Hauptversammlung am 7. November wurden zunächst unter dem Vorsitze des Gymnasialoberlehrers Uerpmann geschäftliche Mitteilungen erledigt. Dann folgte ein Vortrag des Rektors Bendel über: »Vorsicht bei Worterklärungen.« Eine große Reihe landläufiger fehlerhafter Worterklärungen wurden besprochen, wie z. B. die Erklärungen von: Sauerland, rote Erde, Mäuseturm, Türkheim, Fischhausen, Königswinter — Windhund, Maulwurf, Renntier, Elen, Murmeltier, Vielfraß, Heuschrecke — Singrün, Sinau, Walnuß, Lambertsnuß — Platzregen, Wetterleuchten, Höhenrauch — Schlittschuh, Schlafrock, Kette, Hühner, Trunksucht, Gerücht, aufs Geratewohl, aus dem Stegreif, Morgenstund hat Gold im Mund, Leumund, ländlich-sittlich, plattdeutsch, mit Kind und Kegel, mit Mann und Maus, zu guter Letzt. Dem Vortrage folgte eine sehr lebhafte Besprechung, die alle Anwesenden sichtlich erfreute und lebhaft anregte.

Münster, Westfalen. An die Stelle des nach Magdeburg versetzten Oberregierungsrates Josef Middendorf ward der Oberlehrer Edward Bröker in den Vorstand des Zweigvereins gewählt.

Potsdam. Die erste Wintersitzung wurde vom Vorsitzenden Oberbürgermeister a. D. Geh. Regierungsrat Boie mit einem Vortrage über: Die deutsche Sprache in der deutschen Ostmark eröffnet. Herr Boie ist selbst ein Kind unserer Ostmark; in Danzig geboren und aufgewachsen, hat er von 1854 an als Richter in Westpreußen, seit 1869 als Bürgermeister und später als Oberbürgermeister in Bromberg gewirkt. Er schilderte daher im ersten Teile des Vortrages hauptsächlich seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen über Polentum und Deutschtum. Dann kam er auf die gewaltigen Fortschritte der polnischen Sprache gegenüber der deutschen in unseren Ostmarken zu sprechen. Die Zahl der Polen in ganz Preußen hat sich in dem Jahrzehnt 1890 bis 1900 von etwa 2900000 auf 3300000 gehoben. In der Provinz Posen allein nahm das Polentum um 109000 Seelen d. h. 10,4 % zu, während die Zahl der Deutschen nur um 27000 d. h. um 3,6 % (ohne die Ansiedlerdörfer sogar nur um 1—2 %) gestiegen ist. In Westpreußen vermehrten sich während des gleichen Zeitraums die Polen um 10,7 %, die Deutschen nur um 7,8 %. Die Gründe des bedauerlichen Rückgangs der deutschen Sprache liegen nicht allein in äußeren Dingen, der Abwanderung deutscher und Zuwanderung polnischer Tagelöhner, dem größeren Kinderreichtum der Polen, sondern vor allem in ihrem starren Festhalten an Sprache und Religion und endlich in der völligen Umwandlung des polnischen Charakters durch den neuentstandenen fleißigen, nüchternen und nationalstolzen Mittelstand. Die einheimischen Deutschen dagegen fühlen sich unsicher und uneinig, sind ohne Vertrauen auf die Zukunft; der Gewerbe- und Handwerkerstand wird immermehr vom Polentum überflügelt, der Beamtenstand fühlt sich nicht heimisch und ist teilweise von Standesvorurteilen erfüllt, teilweise ohne straffes Nationalbewußtsein. Nur die Zuführung frischen Blutes kann uns auf die Dauer helfen.

Briefkasten.

Die Schriftleitung bittet, alle Anfragen mit Namensunterschrift und Wohnungsangabe zu versehen, damit die für den Briefkasten ungeeigneten brieflich beantwortet werden können.

Herrn E. R...., Frankfurt a. M. Das im Nassauischen in der Gegend von Langenschwalbach übliche Wort »der Liewecker« bedeutet nicht nur »Lerche«, sondern ist auch dasselbe Wort. Denn »Lerche«, althochdeutsch lêrahha, hat vollere Formen mit inlautendem w neben sich, so schon mittelhochdeutsch lêwer(i)ch, niederdeutsch lewark, niederländisch leeuwerik. Diese ursprüngliche Form liegt auch in »Liewecker« vor, freilich entstellt und in ihrem zweiten Teile wohl als »Wecker« (Tagverkünder oder Lenzwecker) umgedeutet. Eine noch stärkere Entstellung zeigt das niederhessische »Löwenecker̈chen«, das aus Grimms Märchen bekannt ist. Das männliche Geschlecht ist auch sonst mundartlich, z. B. ostpreußisch »der Lirch«; bei jener Umdeutung (Wecker) ist es um so begreiflicher.

Herrn K...., Wilmersdorf. Es empfiehlt sich, in der Bedeutung »Beweisstück« das Wort »Beleg« zu verwenden, »Belag« aber das zu nennen, was auf Butterbroten, den erkrankten Mandeln des Halses usw. liegt. So will es der heute überwiegende Sprachgebrauch. Ursprünglich sagte man das Belege. Man verstand darunter gewisse, von unzerstörbaren Stoffen genommene Zeichen, die von Markmeistern und Feldgeschworenen unter die Grenzsteine gelegt wurden, um auch der Nachwelt ein Zeugnis abzugeben (Grimms Wtb.). Daraus wurde dann das männliche »der Beleg« in dem allgemeinen Sinne »Beweisstück«, das nach Adelungs Wörterbuche zuerst bei Gellert erscheint (außerdem z. B. bei Lichtenberg, Gotter, Goethe, Thümmel, Förster). Weil nun das Wort vielfach in der Mehrzahl gebraucht wurde, so folgerte man daraus erst fälschlich die Einzahl »Belag«, indem man »Belege« als »Beläge« verstand. »Beläg« in diesem Sinne findet sich zwar schon bei Lessing und Herder, ist aber, wenn auch nie verdrängt, doch nicht zur Vorherrschaft gelangt; ausnahmslos sagt man jetzt »zum Belege«. Auch für die andere Bedeutung »das Aufliegende oder Aufgelegte« diente früher »das Belege«, das im Bau- und Schneidergewerbe noch fortlebt, und noch jetzt findet sich in diesem Sinne auch »der Beleg«; die Naturwissenschaftler sprechen von »Zellenbeleg, Bastbeleg«, und auch im Gewerbe begegnet es (»Spiegel mit Silberbeleg« u. ä.). Aber der allgemeine Sprachgebrauch hat sich hier für »Belag« entschieden, und es ist durchaus zweckmäßig, den eingangs aufgestellten Unterschied durchzuführen. So hat es schon Dunger in dieser Zeitschrift 1895, Sp. 53 verlangt. Was die angeblich unrichtige Wortbildung »Beleg« betrifft, so erinnern wir nur an »Befehl, Behelf, Betreff, (Wett-) Bewerb« und für das ältere sächliche Wort an »Begehr, Besteck«.

Herrn B. M...., Berlin. Zur Einführung eines zeitlichen Nebensatzes wird zwar von sorgfältigen Schriftstellern, zumal in gehobener Sprache, »wann« gebraucht, z. B. »im Herbste, wann die Trauben glühn« (Geibel), und es ist nicht zu leugnen, daß so ein zweckmäßiger Unterschied von dem bedingenden »wenn« geschaffen wird. Aber abgesehen von der Schwierigkeit, beide Arten von Sätzen überall scharf zu scheiden, herrscht heute im allgemeinen eine so entschiedene Abneigung gegen »wann« in zeitlichen Nebensätzen, daß es aussichtslos erscheinen muß, es für die gewöhnliche Umgangs- und Geschäftssprache zu retten. Es heißt immer: »jedesmal wenn«. »Wann ich aufstehe, trinke ich ein Glas Wasser« gilt für geziert. Dieses »wann« muß heute der dichterischen oder sonst gehobenen Sprache überlassen bleiben. Und ebenso verlangt der heutige gute Sprachgebrauch, daß dem »wann«, mag es zeitliche oder bedingende Bedeutung haben, im Hauptsatze ein »dann« entspricht. »Denn« in solchen Fällen ist nur norddeutsche Besonderheit in mündlicher Rede und nicht zu billigen. »Dann — wann« erscheint als gesucht, ist jedoch nicht falsch; geradezu falsch aber wäre: »denn — wenn« (»ich werde nur denn ausgehen, wenn es nicht regnet). Wem daran liegt, das Bedingungsverhältnis scharf auszudrücken, der mag sagen: »in dem Falle ... wenn (daß)«; aber dieser umständlichen Fassung würden wir »dann ... wenn« unbedingt vorziehen. Vgl. auch Ztschr. 99, 77; 01, 298.

Herrn H. Tsch...., Breslau. »Zweck« und »Ziel« bezeichnen ursprünglich im wesentlichen dasselbe; denn »Zweck« ist eigentlich der Nagel in der Mitte der Scheibe, nach dem der Schütze zielt, »Ziel« der Endpunkt einer zu durchmessenden Bahn, z. B. beim Wettlauf, aber auch beim Werfen, Schießen usw. »Zweck« ist also im Grunde nur eine besondere Form des »Zieles«. Nun hat sich aber die Bedeutung von »Zweck« weit mehr verinnerlicht als die von »Ziel«. Es bezeichnet jetzt in rein geistigem Sinne das, wozu etwas getan wird oder geschieht, während in »Ziel« auch bei übertragener Bedeutung der Begriff des Endpunktes gewahrt bleibt. So ist ein Unterschied nicht nur zwischen »Ziel« und »Zweck« einer Reise, sondern auch, obwohl nicht so scharf ausgeprägt, zwischen »Ziel« und »Zweck« des heimatkundlichen oder sonstigen Unterrichtes. Das Ziel des Unterrichtes ist der feste Besitz gewisser Kenntnisse usw., Zweck des Unterrichtes ist die Vermittlung dieser Kenntnisse. Es ist klar, daß es im Einzelfalle oft gleichgültig ist, welches von beiden Wörtern man verwendet.

Herrn R. L...., Breslau. Der Ausdruck »**ein Mann von echtem** (meist: altem) **Schrot und Korn**« geht auf das Münzwesen zurück. »Schrot« bezeichnet hier das Gewicht (eigentlich das aus einer Platte »geschrotene« d. h. ausgeschnittene Silberstück), »Korn« den Feingehalt der Münze. Eine Münze von altem Schrot und Korn ist somit eine gute und vollwichtige Münze der alten Zeit, gegenüber der späteren, besonders im 17. Jahrhundert stets zunehmenden Verschlechterung des Geldes. Die Übertragung auf einen Mann will diesem also gute alte Art beilegen. Dabei kann man aber nicht sagen, daß »Schrot« auf das Äußere und »Korn« auf den Charakter gehe. »Schrot und Korn« werden hier als eine Begriffseinheit empfunden und beziehen sich in erster Linie auf den Charakter, der sich aber begreiflicherweise auch in dem Äußeren kundgibt. Im 17. Jahrhundert verband man auch »Schrot und Schlag« (»Schlag« eigentlich = Gepräge).

Herrn X. Y...., Vohwinkel. Der gute Sprachgebrauch verlangt »**Kartoffelhandlung, Möbelhandlung**« (nicht Kartoffeln-, Möbelnhandlung). Die Annahme, man müsse hier die Mehrzahl ausdrücken, ist unzutreffend; es liegen hier echte Zusammensetzungen mit dem Stamme vor. So auch: Kartoffelernte, Trüffelwurst, Wurzelgräber, Formelkram usw. Außerdem lautet die Mehrzahl von »Möbel« (das Möbel!) besser »die Möbel« (nicht die Möbeln). Vgl. auch, was Jahrg. 01, 361 f. über »Federfabrik« gesagt worden ist.

Herrn H. B...., Haltern. Es wäre ungerecht, an das Deutsch der Marktberichte einen strengen Maßstab anzulegen. Jedenfalls muß man hier, wie anderswo, wo es sich um Fachausdrücke handelt, eine eigenartige Fortbildung des gemeinsprachlichen Wortschatzes dulden und anerkennen. So würden wir auch den in Viehmarktberichten häufig vorkommenden Ausdruck: »beste **Milchkühe bedangen** (= kosteten) 290 bis 380 *M.*« nicht verurteilen. »Eine Ware bedingen« heißt (nach der eigentlichen Bedeutung von »dingen« = einen Vertrag schließen) soviel wie: die Einzelheiten, besonders auch den Preis einer zu liefernden Ware (vertragsmäßig) ausmachen. Danach sollte es heißen: »Milchkühe wurden zu (dem Preise von) 300 *M.* bedungen« oder auch: »für Milchkühe wurden 300 *M.* bedungen«. Wenn nun dafür gesagt wird: »Milchkühe bedangen 300 *M.*«, so ist das eine Verkürzung des Ausdruckes (oder, wenn man will: eine Vertauschung des Subjektes), die auch sonst nicht ganz selten ist, z. B. »er zählt (rechnet) nicht mit, die Soldaten exerzieren, die Truppen machen mobil, er hat promoviert« u. ä. (vgl. Sp. 92). Besonders sei auch erinnert an die Fügung »ein Amt bekleiden«, eigentlich: mit einem Amte (den Abzeichen eines Amtes) bekleidet sein. Damit wollen wir aber jene Wendung, die auch in kaufmännischen Berichten sehr häufig ist, nicht für die Gemeinsprache empfehlen. Noch weniger ist die Fassung: »am heutigen **Viehmarkt** standen 50 Pferde zum Verkauf« zu beanstanden. Zwar sagt man sonst: »auf« oder »bei« dem Viehmarkt; aber auch »an« läßt sich sprachlich stützen, sei es, daß man die örtliche Bedeutung zugrunde legt (»am Platze, an der Stelle«, vgl. auch »an den Markt bringen«) oder die zeitliche (»am Osterfeste, am 1. Mai« usw.). -- Es ist empfehlenswert, zu sagen: »**Frau Pastorin**« (nicht: Frau Pastor), wie »Frau Herzogin, Frau Geheimrätin« u. ä. Wo die Anfügung der Endung -in unnatürlich erscheint – und das ist bei zahlreichen unserer entsetzlichen Titel der Fall —, da ist das eine Mahnung, daß man der Frau den Titel des Mannes überhaupt nicht beilegen soll. Diese eitle Titelsucht der sonst so hochstehenden deutschen Frau ist ja schon oft bekämpft worden, wenn auch mit wenig Erfolg. Vielleicht hilft das Zeitalter der wirklichen Oberlehrerinnen und Telegraphistinnen jenen Unfug beseitigen.

Herrn K. L..., Godesberg. Daß das rheinische Zeitwort »**kockeln**« (Godesberg) oder »**kuckeln**« (Düsseldorf) (dazu »Kockelei«, »Kuckelei«) wirklich von den »Kockel(s)körnern« (auch »Kuckelskörner«) herstammt, scheint uns unzweifelhaft. Denn die giftigen Kockelskörner (von latein. cocculus = Korn), die Samen von Anamirta Cocculus, dienen (oder dienten) dazu, ins Wasser geworfen die Fische zu betäuben, die dann auf der Oberfläche treibend leicht gefangen werden können; jene Körner heißen danach auch »Fischkörner«. Und diese jetzt gesetzlich verbotene Art des Fischens ist es eben, die durch jenes Zeitwort bezeichnet wird. An diesem sprachlichen Zusammenhange würde es auch nichts ändern, wenn j e t z t andere Mittel (nach dem Düsseldorfer Generalanzeiger »eine gemischte Substanz«) zur Betäubung der Fische verwandt werden. Nun könnte wohl zugleich eine Anlehnung an ein deutsches Wort mit der Bedeutung »betäuben« angenommen werden; aber etwas genau Entsprechendes können wir nicht nachweisen. Es gibt ein mundartliches »kokeln, kökeln, gokeln« (mit langem Selbstlaute) = gaukeln, auch: mit dem Lichte spielen, niederdeutsch »kukeln« (û) = betören, beschwindeln. Aber weder die Form noch die Bedeutung stimmen genau. Anderseits möchten wir noch hinweisen auf »Kockelefang«, wie jene Fischkörner nach Schmellers Angabe in Bayern genannt werden. Das ist zwar eine Umdeutschung aus dem italienischen coccolo di levante; aber man sieht daraus die Volkstümlichkeit von Wort und Begriff, und man versteht die Ableitung eines Zeitwortes »kockeln« für das Fangen mit Kockelskörnern.

Herrn K...., Freiburg i. B. Duden ist gewiß im Rechte, wenn er »das **Aparte**« (nicht Aparté) = beiseite Gesprochenes (im Theater) schreibt. Auch wenn das Wort zunächst dem französischen Aparté entstammt, so geht doch dieses seinerseits auf das lateinische oder italienische a parte zurück. Man soll die deutsche Schrift nicht unnötig mit fremden Akzenten belasten. — Die hochdeutsche Form »Riet« ist in der Gemeinsprache vor der niederdeutschen »**Ried**« zurückgetreten; letztere wird deshalb von dem amtlichen Wörterverzeichnisse allein zugelassen. So auch »Roggen« gegenüber dem oberdeutschen »Rocken« und manches andere. — Daß der deutsche Name der Pflanze Arnica ursprünglich und eigentlich »Wolferlei« lautet, braucht für die heutige Rechtschreibung nicht maßgebend zu sein. Die umdeutende Form »**Wohlverleih**« ist ebenso herrschend geworden wie »Sündflut« für »Sintflut«, »Friedhof« für »Freithof« u. ä. — »**Kontor**« verdient unzweifelhaft den Vorzug vor »Comptoir«. Weshalb der Buchdrucker-Duden trotz der ausdrücklichen Zusicherung, nur e i n e Schreibung zu bringen, beide Formen aufführt, ebenso »comptant« und »kontant« u. a., wissen wir nicht. — Das ebendort verzeichnete Wort »**Kumaron**« kennen wir nicht. »Kumarin« ist ein kampferähnlicher Stoff; aber darf man hier mit Druckfehlern rechnen? — »**Furazität**« ist die Neigung zum Stehlen, aus lateinisch furacitas (von furax = diebisch).

Herrn Tr...., Angermünde. Das Wort »**Schnarrposten**«, das in der preußischen Felddienstordnung den einfachen Kavallerieposten bezeichnet (»das Pikett stellt zu seiner unmittelbaren Sicherung den Schnarrposten aus«) scheint eine Entstellung von »Schnarchposten« zu sein. Wenigstens führt das Grimmsche Wörterbuch (nach Eggers Kriegs-Lexikon 1757 und Jacobssons technologischem Wörterbuche 1781 ff.) das Wort »die S c h n a r c h - p o s t« an (früher »die Post« = der Posten) mit folgender Erklärung: »im Felde eine Schildwache, die ein auf einem detachierten Posten stehender Offizier rückwärts ausstellt, um ihn bei unerwarteter Annäherung eines Generals du jour u. ähnl. zu avertieren; oder eine Schildwache, die im Kriege nachts ausgestellt wird, um das Vorhaben des Feindes zu beobachten, und die sich gewöhnlich auf den Bauch legt, um unbemerkt zu bleiben«. Wir haben in dem Worte wohl einen jener derben und bezeichnenden Ausdrücke zu erblicken, an denen die Soldatensprache so reich ist; es bezeichnet sicher ursprünglich einen Posten, der ausgestellt wird, damit die anderen sorglos schnarchen können. Daß aus dem Soldatenwitze auch amtliche Ausdrücke hervorgehen können, sehen wir z. B. an »Zapfenstreich«.

Herrn Dir. T...., Hamburg. Der Satz: »als geeignetes Werbemittel vermag der Vordruck ‚Kaufmannsdeutsch' zu dienen, **von dem** zwei Abdrücke beiliegen« ist durchaus richtig. Wohl k a n n hier auch »**wovon**« gesagt werden; aber dies Relativadverb dem Fürwort mit Verhältniswort v o r z u z i e h e n, wie es Wustmann tut, dazu liegt kein Anlaß vor; weder logische Erwägungen noch Rücksichten auf einen etwa überwiegenden Sprachgebrauch führen dahin. Wir für unsere Person würden sogar »von dem« vorziehen, weil es uns ein wenig gewählter erscheint als »wovon«; letzteres hat doch etwas von der bequemeren Umgangssprache an sich, ist aber natürlich nimmermehr unrichtig. — Notwendig sind die Adverbien, wenn sie sich auf einen ganzen Satz oder auf allgemeine Ausdrücke wie »alles, nichts« u. ä. beziehen; z. B. »er war inzwischen abgereist, wovon ich nichts wußte; ich sagte ihm alles, wovon ich gehört hatte«. Zu meiden aber sind die Adverbien in bezug auf Personen (also nur: »die Leute, mit denen er verkehrte«, nicht: »womit«) und auf solche Hauptwörter, die mit einem bestimmenden Fürworte (»derjenige«, betontes »der«,

»solch«) verbunden sind, also nur: »ein solcher Vordruck, in dem (oder »in welchem«; nicht: »worin«) alle Fremdwörter gemieden sind«.

Herrn P. W...., Ronneburg. »**Worum**« für »um was (das, welches)« zu sagen, ist durchaus statthaft; »worum handelt es sich? das, worum es sich handelt« ist ebenso gut wie: »wovon ist die Rede? das, wovon die Rede ist«. »Worum« kommt wiederholt bei maßgebenden Schriftstellern vor, z. B. »ein himmlisches Gut, worum sie einander bringen können« (Goethe). Es besteht heute vielfach eine Abneigung gegen dieses »worum«, die vielleicht aus der Scheu vor dem mundartlichen »worum« für »warum« (= weshalb) zu erklären ist. Aber so sehr vor diesem Mißbrauche zu warnen ist, so wenig ist »worum« im Sinne von »um was« zu verwerfen. Wer dennoch daran Anstoß nimmt, mag dafür sagen: »um was, um das (welches)«, aber nicht: »warum«, auch wenn dies bei den Klassikern zuweilen begegnet (Goethe: »du gabst mir alles, warum ich bat«). — »**Wornach**« für »wonach« ist heute veraltet, ebenso »**darneben**«; dagegen sind »**darnach**« und »**darnieder**« noch immer berechtigt, wenn ihnen auch wohl der Untergang droht.

Herrn F. W. E...., Hamburg. Besten Dank für Ihren freundlichen Hinweis (zu Sp. 175 u. 302) auf das englische to **bestride** = beschreiten, überschreiten, ein Pferd besteigen, rittlings sitzen, z. B. in Shakespeares Julius Cäsar I 2: why, man, he doth bestride the narrow world, like a Colossus (Ja, er beschreitet, Freund, die enge Welt wie ein Colossus). Auf das einfache Zeitwort to stride und auf das angelsächsische bestrîdan war übrigens schon Sp. 176 hingewiesen worden. K. S.

Herrn B. A...., deutschem Lehrer in London. Schönen Dank für Ihre Sendung, die wir, wie Sie sehen, verwertet haben. Sie fragen, wie im Deutschen »**Serviette**« zu übersetzen sei, und meinen Mundtuch würde Anstoß erregen, obgleich es sich ebenbürtig an Tischtuch und Tellertuch anschließen dürfte. Nun, in Süddeutschland ist für Serviette »Tellertuch« üblich; da dieses aber noch eine andere Bedeutung haben kann, ziehen viele »Mundtuch« vor, und weshalb sollte dies Anstoß erregen? Es ist ebenso wie Tellertuch jedes Falles viel bezeichnender als das ganz unanschauliche französische Wort, worüber Sie die hübschen Ausführungen Wolfgang Kirchbachs in unserer Ztschr. (1889, Sp. 125 ff.) nachlesen mögen. Ja selbst das wenig anschauliche »Vortuch«, das auch vielfach gebraucht wird, sagt doch noch etwas mehr als Serviette. — Sie schreiben ferner, napkin sei ursprünglich Halstuch, Skeat erkläre es im Etymological Dictionary als nape-kyn (nape = Nacken, Genick); das ist nicht richtig, Skeat sagt auch gar nicht so, erklärt uns vielmehr auf unsere Anfrage, daß er diese Erklärung weder je verbreitet, noch je von ihr gehört habe. Napkin ist vielmehr ein »hybrides« Wort, französisches nappe (Tischtuch) mit der germanischen Verkleinerungsendung kin (= deutsch chen); eigentlich ist also auch das gegen »serviette« verfochtene »napkin« kein »unverfälschtes Englisch«, sondern nur ein Lehnwort. J. E. W.

Frau A. H.... in Mailand. Ihr Einspruch gegen das »**Schulterkleid**« (s. Ztschr. Sp. 143/4) ist der einzige geblieben. Sie sagen, »daß die Schultern das ganze Kleid tragen müssen, das sei gerade der Fehler des Kleides, und es sei falsch, ein Ding nach seinem Fehler zu benennen, noch dazu nach einem, der in kürzerer oder längerer Zeit werde beseitigt werden«. Sie fragen, weshalb man nicht lieber bei dem Namen Hänger oder Hängekleid bleibe, das bei der Kindermode schon seit Jahren festen Fuß gefaßt habe und den meisten Frauen geläufig sei? Nun, »Hänger« ist doch wohl ein unschönes Wort, und »Hängekleid« benennt das Kleid schließlich, wenn man will, ebenso nach dem Fehler wie »Schulterkleid«; lassen Sie uns aber nicht an den Fehler denken, sondern an das Gute der »Reform«. Das »Freikleid« habe ich durchaus nicht verspottet, es nicht einmal genannt; es ist ja in der Tat auch nicht übel, wennschon die »Spötter« allerdings manches darüber sagen könnten. Aber lassen wir die Zeit selber entscheiden: bleibt die »Reform« Mode, so wird sich — hoffentlich — von selbst ein kurzes deutsches Wort für das »Reform-Costume« durchringen; wenn das »Schulterkleid« trotz seinem »Fehler« — wie bei jenem Ausschreiben — den Preis gewinnt, soll es mich freuen, und noch mehr, wenn ein besseres Wort vom Augenblick geboren wird. J. E. W.

Zürich-Außersihl. Ihre Blaustiftstriche wollen natürlich auf den Widerspruch hinweisen, daß das Vereinsblatt Schweizerischer Geschäftsreisender, der in Zürich erscheinende Merkur, in ein und derselben Nummer den eignen Hang zur Fremdwörterei reichlich bekundet und mit einem zustimmenden Vorworte den bekannten Elberfelder Brief (vgl. Zeitschr. 1903 Sp 188) mitteilt, in dem sich ein Kaufmann gegen diese üble Angewohnheit wendet. Man muß aber doch wohl den guten Willen anerkennen und sich wenigstens über die aufdämmernde Erkenntnis freuen. Ist sie den Bemühungen des Schweizerischen Zentralblattes zu verdanken, das seit Jahren sein Augenmerk auf den Gegenstand richtet? Jedenfalls verdient das erwähnte Vorwort als eine Art Wasserstandzeichen der schweizerischen Sprachbewegung hier mitgeteilt und beachtet zu werden. Es heißt: »Nur deutsch! so lautet jetzt das Stichwort überm Rhein in ganz intelligenten Handelskreisen, nachdem Jahrhunderte lang von keinem Land so viel kokettiert worden ist mit der Ausschmückung des Stils durch Fremdworte. Von dem gleichen Eifer im Verkehrswesen haben wir früher berichtet und auch wie man sich lächerlich macht durch Hinausschießen über das Ziel. Indessen kann es auch für uns Schweizer, die wir doch im Kaufmannsstand ein beträchtliches Kontingent zu den schwachen Stilisten liefern, gar nichts schaden, wenn nachstehender Brief in der Presse kursiert. Ob ihn wirklich ein Kunde geschrieben hat oder nicht, ist Nebensache.« — »Man« macht sich lächerlich; schade, daß Merkur nicht weiß, wer: wir könnten sonst vielleicht auch das Ziel klarer erkennen, das er für erstrebenswert hält. Daß es sehr verschieden von dem des Sprachvereins sein sollte, ist nach jener Erklärung doch kaum zu glauben. Und jedenfalls: der Stand des Wassers auf unsere Mühle ist auch dort zu Lande im Steigen.

Erklärung. Die in der vorigen Nummer an dieser Stelle Sp. 335 erwähnte Schrift von F. Bornhak, Le palais de l'empereur Guillaume usw., ist die französische Ausgabe eines Führers durch das Palais des alten Kaisers. Das Buch, zuerst in deutscher Sprache verfaßt und in 11000 Stück verkauft, liegt außer in der französischen auch in einer englischen Bearbeitung vor. Es handelt sich also in diesem Falle um keine Französelei.

Heiteres. O die Fremdwörter! (Fliegende Blätter 1904 Nr. 3086. 121 Bd. 12 S. 135.) Parvenusgattin: »Mein Mann schafft uns jetzt ein Automobil an und einen eigenen Coiffeur dazu!«

Allerlei Sprachstücken. Der »Straßburger Post« schreibt ein Mitarbeiter: »Die Geburt eines kräftigen Jungens zeigen hocherfreut an ....« habe ich binnen drei Tagen in derselben Zeitung zweimal gelesen, und ich sehe mich veranlaßt, gegen diese Mitteilung Einspruch zu erheben. Beileibe nicht aus Neid gegen die glücklichen Eltern, etwa weil ich selbst bis jetzt nur die Geburt eines kräftigen Mädchens (aber wiederholt!) anzuzeigen hatte. Vielmehr wünsche ich den beiden Sprößlingen und ihren hochverehrlichen Eltern alles Glück. Aber mag ein Junge auch so kräftig sein wie der kleine Herkules, der bekanntlich schon in der Wiege als Schlangenbändiger auftrat, so darf er doch niemals als starkes Hauptwort behandelt werden; auch der stärkste Junge muß immer hübsch brav nach der schwachen Deklination gehen, und dies selbst dann, wenn er überhaupt noch nicht gehen kann; also nicht: des Jungens, sondern des Jungen. Ja — wäre er als Mädchen auf die Welt gekommen, und wöge er auch nur halb so viel wie jetzt, dann würde er (oder vielmehr es) sich einen starken Genitiv leisten können: des Mädchens. Wie die beiden oben erwähnten Fälle zeigen, wirkt der Gebrauch der falschen Form »Jungens« in Geburtsanzeigen ansteckend, und auch akademische Bildung schützt nicht vor der Ansteckung: das beweisen die stolzen Titel der beiden glücklichen Väter und Verfasser. Mir kam dabei ein scherzhafter Fall in Erinnerung, der sich vor einigen Jahren in einer kleinen reichsländischen Stadt ereignete. Der Herr Amtsrichter hatte die Geburt eines kräftigen »Knabens« angezeigt, und diese Anzeige war im Kasino entsprechend bekrittelt worden, denn der kräftige Knabe hätte schwach dekliniert werden müssen (des Knaben). Das schrieb sich der Herr Rechtsanwalt hinter die Ohren, und als er vierzehn Tage später die Geburt seiner dritten Tochter »hocherfreut« anzuzeigen in der Lage war, vermied er das gefährliche Schluß-s und schrieb mit weisem Bedacht also: »Die Geburt eines prächtigen Mädchen beehren sich ...« Ja, ja: »Die deutsch Sprak is ein schwer Sprak!«

Geschäftlicher Teil.

An die Zweigvereine und unmittelbaren Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Zum Werben von Mitgliedern für den Allgemeinen Deutschen Sprachverein sind neue **dreiteilige Werbekarten** (mit Antwortkarte für die Beitrittserklärung) hergestellt worden und zwar in zwei Formen:

1. Form A, zum Werben von unmittelbaren Mitgliedern, bei der die Antwortkarte mit der Beitrittserklärung an die Geschäftsstelle des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in Berlin gerichtet ist.

2. Form B, zum Werben von Mitgliedern für die Zweigvereine, bei der die Aufschrift der an den Zweigverein gerichteten Antwortkarte zuvor handschriftlich ausgefüllt werden muß.

Im übrigen enthalten die neuen Werbekarten übereinstimmend unsern »Aufruf« und auf der letzten Seite die nötigsten Mitteilungen über den Sprachverein, den Bezug seiner Veröffentlichungen, den Beitritt usw.

Ich bitte die Vorstände der Zweigvereine und alle Zweigvereins- wie unmittelbaren Mitglieder, sich dieser Werbekarten zur Gewinnung neuer Mitglieder recht fleißig zu bedienen. Die Karten können von der Geschäftsstelle des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Berlin W 30, Motzstraße 78, kostenfrei bezogen werden, wobei nur anzugeben ist, ob die Form A oder B gewünscht wird.

Herr Gymnasialoberlehrer a. D. Dr. Saalfeld hat weitere **neue Zweigvereine** ins Leben gerufen in Großenhain (mit vorläufig 73 Mitgliedern) und in Reichenbach im Vogtlande (31).

Ferner ist dank den Bemühungen des Herrn Realschuldirektors Dr. Karl Horst in Bischweiler (Elsaß) ein neuer Zweigverein mit 70 Mitgliedern entstanden.

O. Sarrazin, Vorsitzender.

Ausschuß für Sprachecken.

Die 8. Nummer der »Mitteilungen für Sprachecken« erscheint im Dezember und wird allen Mitgliedern, die bereit sind, für ihre Verwendung in Zeitungen zu wirken, auf Ersuchen von dem unterzeichneten Schriftführer unentgeltlich und postfrei geliefert.

Um die Werbetätigkeit für die »Mitteilungen« zu erleichtern, hat der Ausschuß Briefe herstellen lassen, in denen die Schriftleitungen aufgefordert werden, Sprachecken in ihren Blättern einzurichten oder wenigstens die kleinen Aufsätze der »Mitteilungen« abzudrucken. Auch diese Briefe nebst den ihnen beizulegenden Abzügen der »Mitteilungen« werden allen, die für die Sache der Sprachecken eintreten wollen, von dem Unterzeichneten kostenlos gesandt.

Die Briefe sind in drei Ausführungen hergestellt worden: 1. von einem Zweigvereine, 2. von einem Einzelmitgliede, 3. von dem Ausschusse für Sprachecken ausgehend. Es wird gebeten, bei der Bestellung anzugeben, welche dieser drei Ausführungen gewünscht wird.

Friedrich Wappenhans,
Oberlehrer an der Prinzenschule
Plön (Holstein).

Soeben ist erschienen und steht für Werbezwecke kostenlos zur Verfügung:

Deutsche Speisekarte.

Nach dem Muster der kleinen, auf Steifpapier gedruckten Deutschen Tanzkarte, von der über 50000 Abdrücke verbreitet sind, ist jetzt auch ein kurzer Auszug aus unserem ersten Verdeutschungsbuch als **Deutsche Speisekarte** dreiteilig auf Steifpapier gedruckt herausgegeben worden. Diese Deutsche Speisekarte enthält die am häufigsten vorkommenden Fremdwörter der Küchensprache mit ihren Verdeutschungen. Als Titelbild ist eine verkleinerte Nachbildung einer Tischkarte des Deutschen Kaisers beigegeben. Ebenso wie die Tanzkarte kann die Deutsche Speisekarte, die auch zu Werbezwecken gut zu verwenden ist, unentgeltlich von unserer Geschäftsstelle bezogen werden.

Die deutsche Tanzkarte,

von der bisher 53000 Abdrücke unentgeltlich verteilt wurden. Die Zusendung geschieht kostenlos.

Die Geschäftsstelle
des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins,
Berlin W 30, Motzstraße 78.

Ferner empfehlen wir:

Deutscher Sprache Ehrenkranz.

Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen.

Fein gebunden. **Preis 3 ℳ.**

Seit seinem Erscheinen hat dies vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein herausgegebene Buch, besonders in der Weihnachtszeit als Festgeschenk, eine freundliche Aufnahme gefunden und wird daher als solches auch in diesem Jahre bestens empfohlen. Es bietet nicht eine Auswahl von Gedichten, die unsere Sprache loben oder tadeln, sondern die Herausgeber haben alles und aus allen Zeiten zusammengetragen, was ihnen erreichbar war. Der Stoff ist zum größeren Teile von Oberlehrer Dr. Saalfeld zusammengebracht; Professor Dr. Paul Pietsch hat die Texte bearbeitet und sie mit geschichtlichen und sprachlichen Erläuterungen ausgestattet.

Briefbogen

mit dem Wahlspruche des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins
100 Stück, postfrei: 1,30 ℳ.

Deutscher Sang.

Liederbuch für Sprachvereine.

Das Büchlein, im Auftrage des Thorner Zweigvereins und mit Unterstützung durch den Gesamtvorstand des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins herausgegeben von Dr. Bernhart Maydorn, ist im Selbstverlage des Deutschen Sprachvereins zu Thorn erschienen und zu dem Preise von 30 ₰ zu beziehen durch

E. F. Schwartz, Buchhandlung in Thorn.

Briefe und Zusendungen für die **Vereinsleitung** sind zu richten an den Vorsitzenden,
Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 117.

Geldsendungen und **Beitrittserklärungen** (jährlicher Beitrag 3 Mark, wofür die Zeitschrift und sonstige Druckschriften des Vereins geliefert werden) an die Geschäftsstelle z. H. des Schatzmeisters
Verlagsbuchhändler Ferdinand Berggold in Berlin W 30, Motzstraße 78.

Briefe und Zusendungen für die **Zeitschrift** an den Herausgeber, Oberlehrer Dr. Oskar Streicher in Berlin NW 40, Haidestraße 55/57,
für die **Wissenschaftlichen Beihefte** an Professor Dr. Paul Pietsch in Berlin W 30, Motzstraße 12,
für das **Werbeamt** an Oberlehrer a. D. Dr. Günther Saalfeld, Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 11.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Oskar Streicher, Berlin NW 40, Haidestr. 55/57. — Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold) Berlin.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

Dieser Nummer ist das Inhaltsverzeichnis des Jahrganges 1904 beigefügt.

erner liegen Ankündigungen der Buchhandlung Bonneß und Hachfeld in Potsdam, der Pfalzweinkellerei der Harmonie-Gesellschaft in Speyer a. Rh. und der Ceylon-Teehandlung Martin Eck in Oberursel bei Frankfurt a. M. bei.

